

Promotion im Rahmen  
eines deutsch-französischen Betreuungsverfahrens  
(Cotutelle de thèse)

# **Bedeutungswandel. Michel Bréal und Dietrich Busse**

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des akademischen Grades  
eines Doktors der Philosophie (Dr. phil.)  
durch die Philosophische Fakultät  
der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf  
und  
zur Erlangung des akademischen Grades  
eines Docteur en Sciences du Langage  
der UFR Lettres et Langues  
der Universität Nantes

vorgelegt von

**Annette Schmehl**

aus Tönisvorst

Gutachter  
Prof. Dr. Peter Wunderli  
Prof. Dr. Olga Galatanu

Tag der Disputation  
9. Dezember 2006



**Meinen Eltern Marie-Elis und Klaus.**



## **Danksagung - Remerciements**

Mein größter Dank gilt Peter Wunderli, der mich mit seinem einzigartigen Engagement und Enthusiasmus in den letzten Jahren unterstützt, geleitet, gecoacht und beraten hat. Ihm verdanke ich meine Leidenschaft für die sprachwissenschaftliche Theorie. Von ganzem Herzen und in unermesslicher Bewunderung danke ich ihm für seine permanente Verfügbarkeit und Geduld, seine Großzügigkeit und sein Vertrauen, seine Kritik und seine Denkanstöße, seinen Witz und seine Offenheit.

Sincerele mele mulțumiri doamnei Olga Galatanu, co-director, care m-a primit în echipă și care a contribuit la formarea și specializarea mea. Îi mulțumesc mai ales pentru disponibilitatea sa, pentru încrederea și sprijinul pe care mi le-a acordat.

Je souhaite remercier tous les membres du jury et en particulier Sylvain Auroux et Pierre Swiggers qui ont accepté de juger ce travail et d'en être les rapporteurs.

Je remercie la Maison des Sciences de l'Homme Ange Guépin de m'avoir hébergée pendant trois ans. J'y ai trouvé une ambiance particulièrement favorable pour mener à bien ce travail.

In großer Dankbarkeit widme ich diese Arbeit meinen Eltern, deren Liebe, Rat und Unterstützung mir immer neue Energien geschenkt haben. Ich danke meinen Schwestern Lucie und Kathi für ihre Geduld und ihr Verständnis, ihr ewig offenes Ohr und ihre Aufmunterungen, ihre Tipps und Korrekturen. Ein ganz besonderer Dank an Kathi, die sich die Zeit nehmen konnte, die definitive Version peinlich genau zu korrigieren.

Mes remerciements les plus cordiaux s'adressent à mon fiancé Arnaud, qui n'a pas cessé de m'encourager et qui a su créer une atmosphère propice à l'élaboration de ce projet. Je le remercie chaleureusement pour son amour, son soutien moral et technique, sa preuve de patience et de compréhension.

Je remercie mes collègues de bureau Matthieu et Amir avec qui j'ai eu tant de discussions fructueuses. Toute mon amitié aussi à Laëtitia, Claire, Alexandre et Véronique et aux autres résidents de la MSH.

Je ne saurais oublier non plus tous mes amis, les collègues du département d'Allemand, qui ont suivi de très près la genèse de cette étude, ni ma belle-famille, sur le soutien fidèle desquels j'ai toujours pu compter.



<b>0.</b>	<b>Einleitung</b>	1
<b>1.</b>	<b>Michel Bréal</b>	
1.1	<i>Biographisches</i>	9
1.1.1	Bréals kultureller deutscher Hintergrund	14
1.1.2	Ausgangspunkt Mythologie-Studien	17
1.1.3	Bréals Engagement im Schul- und Bildungswesen	20
1.2	<i>Die Sprachwissenschaft seiner Zeit</i>	24
1.2.1	Klima der Erneuerung: Die Entdeckung des Sanskrit	26
1.2.2	Die Vergleichende Sprachwissenschaft in Deutschland	28
1.2.3	Die Übersetzung der <i>Vergleichenden Grammatik</i>	31
1.2.4	Kritik am Rekonstruktivismus	34
1.2.5	Kritik an Transformismus und Anthropomorphisierung	43
1.2.6	Die Junggrammatiker und ihre Lautgesetze	52
1.2.7	Andere bedeutende Zeitgenossen	59
1.3	<i>Das Ende der Linguistik als Naturwissenschaft</i>	67
1.3.1	Bréal Erfinder einer neuen wissenschaftlichen Disziplin	72
1.3.2	Die Semantik als Ergänzungswissenschaft der Etymologie?	84
1.3.3	Vorboten der <i>sémantique</i>	88
1.3.4	Philosophie des 18. Jahrhunderts	95
1.3.5	Bréals Verdienst und die Besonderheit seines Ansatzes	103
1.3.6	Von der <i>grammaire générale</i> zur <i>linguistique générale</i>	113
1.3.7	Semantik nach Bréal	118
1.4	<i>Die Sprache als „éducateur du genre humain“</i>	130
1.4.1	Der Wille des Menschen im Sprachwandel	134
1.4.2	Die Sprache: weder Kunst- noch Naturprodukt	142
1.4.3	Vom Nutzen der Dialekte	147
1.4.4	Die teleologische Konzeption der Sprachentwicklung	155
1.4.5	Kultur als Indiz für den „Perfektionsgrad“ der Sprache	162
1.4.6	Uniformitätsannahme	175
1.5	<i>Der «Essai de sémantique»</i>	179
1.5.1	Rezeption, Auflagen, Übersetzungen	180
1.5.2	Systematisierung des <i>Essai</i>	186

1.6	<i>Allgemeine Tendenzen der Sprachentwicklung</i>	191
1.6.1	Grundprinzip Analogie	202
1.6.2	„La loi de répartition“	206
1.6.3	„La loi de spécialité“	210
1.6.4	Entstehung der Syntax	212
1.7	<i>Motoren des Bedeutungswandels</i>	217
1.7.1	Sprachexterne Faktoren	218
1.7.2	Sprachinhärente Strukturen	220
1.7.3	„L’irradiation“	222
1.7.4	„La survivance des flexions“	224
1.7.5	„Les fausses perceptions“	226
1.7.6	„Force transitive“	227
1.7.7	„Contagion“	229
1.7.8	„Esprit du peuple“	230
1.8	<i>Konkrete Prozesse des Bedeutungswandels</i>	234
1.8.1	„Les prétendues tendances des mots“	235
1.8.2	Bedeutungsverengung	237
1.8.3	Bedeutungserweiterung	238
1.8.4	Metapher	239
1.8.5	Abstrakta und Bedeutungsverdichtung	241
1.8.6	Wortarten und Grammatikalisierung	242
1.8.7	Komposita	246
1.8.8	„Les groupes articulés“	249
1.8.9	Ellipse	250
1.9	<i>Polysemie</i>	252
1.10	<i>Das sprachliche Zeichen und seine Bedeutung</i>	262
1.10.1	Die Disproportion zwischen Zeichen und Bezeichnetem	266
1.10.2	Verbreitung und Überleben neuer Bedeutungen	275
1.11	<i>Reader’s Digest: Bréal</i>	279



<b>2.</b>	<b>Dietrich Busse</b>	
2.1	<i>Biographisches</i>	283
2.2	<i>Der Gegenstand seines Ansatzes</i>	285
	2.2.1 Spezialgebiet Sprache und Recht	294
	2.2.2 Von der Begriffsgeschichte zur Diskurssemantik	303
2.3	<i>Historiographische Einordnung</i>	309
	2.3.1 Vorstrukturalistische Semantik	312
	2.3.2 Kritik am Strukturalismus und seiner Merkmalssemantik	317
	2.3.3 Prototypensemantik	328
	2.3.4 „Praktische Semantik“	334
2.4	<i>Das sprachliche Zeichen und seine Bedeutung</i>	340
	2.4.1 Die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung	348
	2.4.2 System, Gebrauchsnorm, Rede ... und Stil!	356
	2.4.3 Bedeutungskonstanz	364
	2.4.4 Sinn- und Wirklichkeitskonstitution	368
	2.4.5 Bedeutungswandel und seine Verbreitung	370
	2.4.6 Begriff und Wort im kommunikativen Handeln	377
	2.4.7 Wortartenklassifikation	384
2.5	<i>Sprechen als kommunikative Interaktion</i>	391
	2.5.1 Die Rolle der Kommunikationspartner	398
	2.5.2 Voraussetzungen kommunikativer Interaktion	409
	2.5.3 Wissensebenen, Wissenstypen und Wissensmodi	414
	2.5.4 Intention, Implikatur, Kollokation	424
2.6	<i>Regeln</i>	431
	2.6.1 Konventionalisierungsstufen	436
	2.6.2 Sprachspiel und Handlungsmuster	440
	2.6.3 Individualität und Intersubjektivität	443
2.7	<i>Methodisches Vorgehen</i>	445
	2.7.1 Von der Wortbedeutung zur Textinterpretation	451
	2.7.2 Historisch-semantische Diskursanalyse	464
	2.7.3 Analyseschritte einer Diskurssemantik	471
	2.7.4 Sprachwissenschaftliche Begrifflichkeit	476
2.8	<i>Reader's Digest: Busse</i>	479

<b>3.</b>	<b>Vergleich der Konzeptionen von Bréal und Busse</b>	483
3.1	<i>Die pragmatische Konzeption</i>	485
3.1.1	Wirklichkeitskonstitution durch Sprache	489
3.1.2	Gebrauch und Regeln	497
3.1.3	Muster und Präzedenzfälle	503
3.1.4	Kreativität	507
3.1.5	Einführungssituation und Ausbreitung von Innovationen	512
3.2	<i>Die Elastizität sprachlicher Zeichen</i>	520
3.2.1	Die Monosemierung im Kontext durch den Hörer	527
3.2.2	Kontinuität von Bedeutungen	536
3.3	<i>Einige dichotomische Meilensteine</i>	541
3.3.1	Synchronie und Diachronie	542
3.3.2	<i>Langue</i> und <i>parole</i>	554
3.3.3	Gesellschaft und Individuum	559
3.3.4	Kausalität und Finalität	568
3.4	<i>Arbeitstechniken</i>	572
3.4.1	Linguistische Terminologie	575
3.4.2	Umgang mit Quellen	582
3.4.3	Wissenschaftsverständnis	591
<b>4.</b>	<b>Fazit</b>	603
<b>5.</b>	<b>Bibliographie</b>	
5.1	<i>Publikationen Michel Bréal</i>	609
5.2	<i>Publikationen Dietrich Busse</i>	615
5.3	<i>Weiterführende Sekundärliteratur</i>	621
5.4	<i>Internetquellen</i>	655
5.5	<i>Manuskripte</i>	658





## 0. Einleitung

Natürliche Sprachen sind historische Sprachen und jede hat ihre eigene Entwicklungsgeschichte. In dieser Historizität liegt die Dynamik der Sprache begründet. Aus welchem genauen Antrieb diese Dynamik gespeist wird – sprachinhärent oder außersprachlich – steht immer wieder im Vordergrund linguistischen Forschungstriebes. Verschieden ausgerichtete Fragestellungen können dabei zentral sein: Warum findet Sprachwandel statt, was sind die Ursachen? Wozu, d.h. mit welchem Ziel verändert sich die Sprache? Auf welche Weise wandelt sich Sprache?

Es ist forschungsgeschichtlich aufschlussreich, Ansätze eines früheren Wissenschaftsstadiums zu erforschen, um aufzuzeigen, welchen Wert sie für die Gegenwart haben<sup>1</sup>. Setzt man verschiedene Ansätze zueinander in Beziehung, lässt sich auf noch komplexere Weise deren Nutzen für die zukünftige Forschungspraxis ermitteln. Ein großer zeitlicher Abstand zwischen den theoretischen Überlegungen kann epochenübergreifende Aspekte deutlich machen und solche, die längst als überholt gelten oder widerlegt worden sind.

Die Beschäftigung mit Theorien zum Sprachwandel in Seminaren<sup>2</sup> an der Universität Düsseldorf und in der Arbeit zum Ersten Staatsexamen haben gezeigt, dass die Schriften von Michel Bréal und Dietrich Busse einige Parallelen aufweisen, deren gründlichere Untersuchung innerhalb einer größeren Arbeit interessante Ergebnisse zu Tage fördern könnte<sup>3</sup>. Eine erste Begründung für den Vergleich der Ansätze von Michel Bréal und Dietrich Busse ist allein die Tatsache, dass man den ersten als direkten Erben der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft betrachten kann und dass der andere sich als moderner Vertreter einer historischen Semantik ausgibt.

Einer der Zweige der Linguistik, die von der Wissenschaftsgeschichtsschreibung am meisten vernachlässigt worden sind, ist die Semantik<sup>4</sup>. „Für die Philologie des 19. Jahrhunderts [...] war die historische Semantik eines ihrer großen Arbeitsgebiete“<sup>5</sup>, im darauffolgenden

---

<sup>1</sup> Cf. WUNDERLI 1976:466.

<sup>2</sup> Im Wintersemester 1999/2000 bei Prof. Dr. Peter Wunderli (Hauptseminar: Sprachwandel und Sprachwandeltheorien) und Dr. Yvonne Stork (Proseminar: Sprachwandeltheorien 1850-1950).

<sup>3</sup> In der gesamten Sekundärliteratur finden sich lediglich drei Titel, die Bréal und Busse überhaupt beide erwähnen, *i.e.* BLANK 1997 und STORK 2001:473 N6 und WUNDERLI 2001:167, 170; einen detaillierten Vergleich der beiden Positionen gibt es derzeit jedoch noch nicht.

<sup>4</sup> Cf. NERLICH 1996a:395. STIERLE 1979:154 präzisiert: „Die historische Semantik ist in den Philologien gegenwärtig eines der am meisten vernachlässigten Gebiete“.

<sup>5</sup> STIERLE 1979:154.

Jahrhundert bleiben so zentrale Figuren wie M. Bréal<sup>6</sup> aber unbeachtet. Im Aufblühen der Geschichte der Sprachwissenschaft aus unterschiedlichsten Perspektiven seit den siebziger Jahren blieb die Semantik noch lange ein Waisenkind, „one aspect of language, semantics, has until now escaped attention“<sup>7</sup>.

Ein Grund für eine solche Vernachlässigung könnte die Tatsache sein, dass die Semantik ein vergleichsweise moderner Zweig der Linguistik ist. Sie erlebt insbesondere seit den 60er Jahren einen Aufschwung durch neue Anwendungsbereiche neben der Linguistik wie z.B. philosophische, computerwissenschaftliche oder kognitivistische. Man könnte sie in dieser Ausprägung für zu jung halten, um schon wissenschaftshistorisch behandelt werden zu können.

Ein weiterer Grund könnte sein, dass das Phänomen Bedeutung andererseits Linguisten und Philosophen zu allen Zeiten interessiert hat. Dessen Geschichte zu schreiben müsste faszinieren, ist aber gleichzeitig ein zu weites Feld. Bezüglich der Semantik im 19. Jahrhundert sind ernsthafte Bücher wie Bréals *Essai de sémantique* womöglich untergegangen, weil man sich einer solchen Flut von Publikationen ausgesetzt sah, dass man Angst um die Wissenschaftlichkeit bekommen konnte<sup>8</sup>. Derartige Werke wurden als unterhaltsam angesehen, aber auf Dauer hat dieses „soft image of semantics“<sup>9</sup> wohl dazu geführt, dass Wissenschaftshistoriker die Semantik vernachlässigt haben.

Der entscheidendste Faktor in der Gleichgültigkeit gegenüber der Semantik könnte die Konzentration auf die Lautgesetze innerhalb der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft sein<sup>10</sup>. Dort wurde sogar die Syntax als marginal eingestuft, und die Semantik meist nicht einmal erwähnt.

Bréals Arbeiten blieben leider schlecht verstanden und wurden schnell vergessen. Bis vor einigen Jahren wurde er von der Sprachwissenschaft völlig verkannt. Sogar in übergreifenden Darstellungen zur Geschichte der Linguistik findet Bréal bis heute keine gebührende Anerkennung, wie z.B. in Arens, der ihn nur *en passant* erwähnt: als Lehrer von Saussure und als Bopp-Übersetzer<sup>11</sup>. Kukenheim referiert mehrfach auf Bréal (als Pionier der französischen vergleichenden Sprachwissenschaft, als Gegner der Junggrammatiker, als Mitstreiter in der De-

---

<sup>6</sup> Cf. NERLICH 1996a:395.

<sup>7</sup> NERLICH 1990b:105.

<sup>8</sup> Bei Titeln wie z.B. *Etymologische Plaudereien*, cf. HARDER 1884.

<sup>9</sup> NERLICH 1990b:106.

<sup>10</sup> Cf. NERLICH 1990b:107.

<sup>11</sup> Cf. DE MAURO 1965:77; ARENS 1969:374, 443. Dasselbe stellt STORK 2001:473 N5 fest.

batte um eine Rechtschreibreform)<sup>12</sup>. Leroy lässt Bréal im Gegensatz zu Bopp, Schleicher oder Whitney nicht die Ehre zuteil werden, ein Kapitel mit seinem Namen zu taufen, doch widmet er ihm das kurze Kapitel *La sémantique*<sup>13</sup> und stellt ihn als Erfinder des Terminus *sémantique* vor. Malmberg insistiert interessanterweise in seiner großen Geschichte der Sprachwissenschaft auch auf Bréals Verdienste im Bereich der Phonetik<sup>14</sup>. Weiter räumt er Bréal ein zweiseitiges Kapitel<sup>15</sup> im besonderen Hinblick auf seinen Schüler Saussure ein. Bei Robins fällt der Name Bréals nicht auch nur ein einziges Mal. Sogar im Kapitel *Semantic changes*<sup>16</sup> innerhalb des Abschnitts *Linguistic comparison* kommt Robins ohne eine Referenz auf Bréal aus. Andere scheinen sich fast damit zu brüsten, dass sie Bréal wissentlich, aber ohne weitere Begründung in ihren Darstellungen außer Acht lassen. So schiebt Normand nur beiläufig ein „M. Bréal, entre autres, et Ch. Bally sont complètement absents de ce recueil, sans raison théorique particulière“<sup>17</sup>.

Ein Grund für die Ablehnung seiner Werke mag sicherlich die viel stärker synchronisch ausgerichtete Betrachtungsweise des *signifié*<sup>18</sup> in der Nachfolge Saussures sein. Bréal ist ein

[...] splendide et solitaire témoignage de la façon dont un exemple même valable peut ne pas convaincre de suivre une route que la logique et le bon sens indiquent comme la meilleure. La linguistique officielle préfère ne pas se souiller avec la possibilité d'erreurs et s'en tint étroitement au domaine plus sûr des descriptions diachroniques et, plus tard, synchroniques des formes linguistiques, en négligeant leur fonction sémantique et syntaxique et la part qu'elles ont dans la constitution du patrimoine cognitif de la communauté et des individus.<sup>19</sup>

Aber auch in speziell dem Sprachwandel gewidmeten Werken findet Bréal heute oft gar keine Erwähnung<sup>20</sup>. Das Schaffen des „illustre in-

---

<sup>12</sup> Cf. KUKENHEIM 1966:82-96. Unklar bleibt, was er mit „*La Grammaire du XX<sup>e</sup> siècle* de Michel Bréal“ (125) meint.

<sup>13</sup> Cf. LEROY 1971:45-48.

<sup>14</sup> Cf. MALMBERG 1991:391.

<sup>15</sup> Cf. MALMBERG 1991:410s.

<sup>16</sup> ROBINS 1980:226s.

<sup>17</sup> NORMAND 1978:9

<sup>18</sup> TAMBA-MECZ 1988:10 bemerkt, dass seit ungefähr 1955 die ersten Arbeiten zur Semantik angesichts der Hochblüte der *linguistique synchronique* gerne übergangen worden sind. So schreibt BALDINGER 1984:XIV tatsächlich, „le fondement théorique de la sémantique date des années 1900 à 1920“. Ebenso widmet PALMER 1981 gerade einmal vier von 207 Seiten der historischen Semantik, mit der einfachen Begründung, die synchronische Analyse müsse der diachronischen vorangehen.

<sup>19</sup> DE MAURO 1965:173.

<sup>20</sup> So sucht man z.B. in CHERUBIM 1975, DAUSES 1990, 1993 oder WINDISCH 1988 vergeblich den Namen Bréal.

connu“<sup>21</sup> ist zwischen den Arbeiten von Saussure und Meillet „untergegangen“ und hat erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts in der Linguistik wirklich Anklang gefunden.

Selbst moderne Semantiker schimpfen Bréal oberflächlich<sup>22</sup> oder finden ihn uninteressant für die heutige Semantik. Trotzdem ist Bréal für andere „the most famous of French semanticists“<sup>23</sup>.

Bréal ist nicht nur der Schöpfer des Terminus *sémantique* [...], er hat mit seinem Essai der neuen Wissenschaft auch entscheidende Impulse verliehen, die zwar später wieder weitgehend in Vergessenheit gerieten, die aber gerade in der jüngsten Vergangenheit zu neuer Aktualität gelangt sind (cf. hierfür z.B. Busse 1987, 1991, der allerdings Bréal nicht zitiert).<sup>24</sup>

Leider beschleicht einen bei Bréals Nachwirkung oft das Gefühl, dass seine Werke zwar geschätzt, aber nur noch als weit entfernte Referenzen zitiert werden, weil es ungeschickt wäre, sie zu verschweigen<sup>25</sup>. Über Bréals *Essai* wird nicht viel geschrieben; er wird nur in Werken zur Geschichte der Semantik erwähnt, aber auch da nur als derjenige, der den Terminus *sémantique* ins Leben gerufen hat, um denjenigen der *Semasiologie* zu ersetzen. In der Praxis bedient man sich seiner Werke aber kaum mehr.

Die Ansätze von Bréal werden 1977 von Simone Delesalle wieder aufs Tapet gebracht. Mit steigendem Interesse für die Semantik und v.a. für die Geschichte der diachronischen Semantik<sup>26</sup>, wird Bréal endlich der ihm gebührende Platz zugewiesen<sup>27</sup>. Wesentlich aufgewertet wurde der Ansatz Bréals durch die Arbeiten von Simone Delesalle, Brigitte Nerlich, Hans Aarsleff und Jean-Claude Chevalier aus den 80er und 90er Jahren<sup>28</sup>.

Coseriu meint von sich selbst, einer der ersten gewesen zu sein, der Bréal wieder aufgegriffen habe<sup>29</sup>. Die Revalorisierung von Bréal betreffe nicht nur seine Semantik im engeren Sinn, sondern auch und v.a. seine allgemeine linguistische Konzeption und Methodologie.

---

<sup>21</sup> CHOUL 1982:360 bezeichnet ihn außerdem als den „grand absent“.

<sup>22</sup> Cf. AUROUX 1995:222.

<sup>23</sup> NERLICH 1996a:409.

<sup>24</sup> Cf. WUNDERLI 2001:167.

<sup>25</sup> Cf. WIDLAK 1986:161.

<sup>26</sup> So z.B. AARSLEFF 1979a, 1981, 1982, DELESALLE 1984a, 1987, 1988a, 1988b, DELESALLE/CHEVALIER 1986, NERLICH 1986, 1990, 1992, GORDON 1982, PUECH 1985 und SCHOGT 1990.

<sup>27</sup> GARCÍA-HERNÁNDEZ 1998:149: „Bréal fue quizás el lingüista más influyente en Francia durante el último tercio del siglo pasado“.

<sup>28</sup> STORK 2001:473.

<sup>29</sup> 1957 in *Sincronía, diacronía e historia*, cf. COSERIU 2000:21.



Nerlichs *Semantic Theories in Europe* (1992) bietet einen umfassenden Überblick über die Entwicklungen in Deutschland, England und Frankreich zwischen 1830 und 1930. Schogt macht auf den „Outsider“ Choul aufmerksam, „qui essaie de fournir des schémas et des modèles qui rendent compte de la complexité des rapports des différents termes que Bréal emploie“<sup>30</sup>, insbesondere im Hinblick auf eine implizite Zeichentheorie. Neben den Publikationen v.a. von Delesalle und Nerlich hat sicherlich die umfassende Neuveröffentlichung und Kommentierung von nicht immer leicht zugänglichen Artikeln Bréals durch Desmet und Swiggers (1995) zu einer Höherbewertung von Bréals Beitrag für die moderne Sprachwissenschaft geführt. Hier wird jeder Text eingeleitet und mit Kommentaren versehen. Vor allem aber liefern Desmet und Swiggers eine erste ausführliche Bibliographie von Bréals Veröffentlichungen<sup>31</sup>.

Inzwischen schenkt sogar die kognitive Semantik Bréal Aufmerksamkeit<sup>32</sup>. Von neuem Interesse für sein Werk zeugen auch die Dissertation von Maes 1986, das Kolloquium von 1997 mit dem Titel „Bréal et le sens de la sémantique“ in Orléans<sup>33</sup> mit dem gleichnamigen Sammelband von Bergounioux aus dem Jahr 2000 und die Dissertation von de Palo (2001).

Ziel dieser Arbeit ist es, auf der Basis der Integralität der relevanten Veröffentlichungen beider Autoren die Wesensmerkmale beider Ansätze herauszuarbeiten, um dann Besonderheiten, Parallelen und Abweichungen in ihrer Gesamtkonzeption über die Veränderung von Sprache aufzuzeigen. Neben der Sprachkonzeption und dem Verständnis von Sprachentwicklung wird es interessant sein, die methodische Herangehensweise beider Autoren zu untersuchen und zu vergleichen, welche Modelle sie zur Beschreibung und Erklärung sprachlichen Wandels anbieten und wo sich Überschneidungen in Ursachen, Motoren oder Bedingungen für Bedeutungswandel finden lassen.

Der Vergleich der beiden Konzeptionen soll sich auf den Bedeutungswandel konzentrieren, da beide Modelle darauf ihren Schwerpunkt legen. Bréal hat sich zwar auch zum Lautwandel geäußert<sup>34</sup> und dabei

---

<sup>30</sup> SCHOGT 1990:35; cf. CHOUL 1982 und 1984.

<sup>31</sup> Cf. NERLICH 1997:468. Coseriu begrüßt das Unternehmen, Bréal zu revalorisieren, und nennt die neue Textausgabe wertvoll, da sie in den Kommentaren seriös sei (im Gegensatz zu Aarsleff) und Gemeinsamkeiten mit der deutschen Sprachwissenschaft signalisiere (cf. COSERIU 2000:42). Trotzdem findet er in der Textausgabe „una perspectiva en parte discutible“ (23), die er leider nicht genauer expliziert.

<sup>32</sup> Cf. GEERAERTS 1988, 1989a, und 1991.

<sup>33</sup> Cf. DÉCIMO 1997.

<sup>34</sup> Cf. v.a. BRÉAL 1898a: «Des lois phoniques», aber auch diverse Stellen im *Essai*, z.B. BRÉAL 1924:96s., 182.

eine erwähnenswerte Entwicklung seiner Position durchlaufen (cf. Kapitel 1.3.1 und 1.6); jedoch liefert Busse dazu keinen vergleichbaren Standpunkt. Der Vollständigkeit halber soll die gesamte Konzeption von Bréals *sémantique* skizziert werden, wenn auch gewisse Kapitel den Wandel der Form mit betreffen (cf. Kapitel 1.8.7 bis 1.8.9). Ebenso soll auch die Mehrheit von Busses Publikationen ausgewertet werden. Dabei ist es unumgänglich, auch seine Reflexionen zur Rechtssprache und z.B. zur Wortartenklassifikation einfließen zu lassen.

Die vorliegende Arbeit soll so gegliedert werden, dass zunächst beide Ansätze in ihrer Eigenheit präsentiert werden. Dabei soll in diese darstellenden Teile auch kritische Reflexion einfließen. In einem dritten Teil sollen diejenigen Aspekte einander gegenübergestellt werden, die sich als miteinander vergleichbar herauskristallisiert haben, damit Affinitäten und Divergenzen ans Licht gebracht werden können.

Auf dem ersten Teil der Arbeit liegt ohne Zweifel ein gewisses Schwergewicht, da dort neben der Entstehung von Bréals Konzeption auch die gesamte Entfaltung der historischen Semantik im 19. Jahrhundert v.a. in Frankreich entwickelt werden muss. Außerdem soll dort auf die Vorboten der Semantik allgemein seit der Antike eingegangen werden. Die sprachphilosophischen Konzepte und gewisse Vorläufer, die im Zusammenhang mit Bréal angesprochen werden, dienen aber in vielerlei Hinsicht ebenso als wissenschaftsgeschichtlicher Hintergrund für das Verständnis der Konzeption von Dietrich Busse.





# 1. Michel Bréal

## 1.1 *Biographisches*

So wie Bréal in seiner Bopp-Übersetzung (1866b) vorschlägt, einige biographische Angaben zur Person zu machen um zu erklären, welche Gründe ihn dazu bewegt haben, dieses Buch zu übersetzen, so soll auch hier mit der Biographie des Autors<sup>1</sup> begonnen werden, da der Werdegang schon reiches Informationsmaterial liefert für später zu analysierende Konzeptionen<sup>2</sup>.

Michel Bréal wurde am 26. März 1832 als Sohn französischer Eltern im rheinland-pfälzischen Landau (damals Bayern<sup>3</sup>) geboren: „Je suis né à Landau, de parents français israélites“<sup>4</sup>. Bréals Familie hatte in der deutschsprachigen Umgebung nicht wirklich ihre Wurzeln, andererseits stellte der Weggang von Paris auch keine wirkliche Entwurzelung dar; „l'appartenance nationale et confessionnelle sont de fausses évidences“<sup>5</sup>.

Als Michel fünf Jahre alt war, starb der Vater und die Mutter zog 1841 mit den Kindern ins elsässische Wissembourg (Weißenburg). Michel besuchte das *Collège* im Wissembourg, wo der Lehrplan eher der deutschen Lateinschule entsprach: Unterrichtsfächer waren v.a. alte Sprachen; Mathematik, Geschichte, Geographie und Biologie; die Un-

---

<sup>1</sup> Zu den biographischen Daten cf. BALTEAU 1956:181, BOUTAN 1998, CHAVANES 1915, DESMET/SWIGGERS 1995:2, MAES 1986:2-5, MASPERO 1916, MEILLET 1915 und 1966, NERLICH 1986:24s., ROMAN D'AMAT 1956, SENART 1915, VINSON 1915-1916 und WUNDERLI 2001.

<sup>2</sup> Cf. MARTONE 1990:XIII. Martone übernimmt Bréals Begründung in seiner italienischen kritischen Ausgabe des *Essai*. Sonderbar ist allerdings der Verweis auf das Zitat „Utilitas expressit nomina rerum“ (L'impérieux besoin créa les noms des choses), mit dem die Bopp-Übersetzung beginne. Das Zitat ist jedoch in keinem der Vorworte zur *Vergleichenden Grammatik* zu finden; es steht vielmehr am Anfang des Artikels „Les commencements du verbe“ (BRÉAL 1924:332-59), wo es ja auch Sinn macht.

<sup>3</sup> Landau war 1680 bis 1815 von den Franzosen besetzt und gehörte ab 1816 zu Bayern.

<sup>4</sup> Bréal in Brief an Angelo de Gubernatis vom 15.3.1872, zit. nach CIUREANU 1955:456. Bréal pflegte eine Brieffreundschaft mit Angelo de Gubernatis ab Februar 1865 (452), obwohl sie sich noch gar nicht persönlich kannten. Allerdings hatten sie in A. Weber einen gemeinsamen Lehrer. Sie sprachen über ihre Veröffentlichungen, über Familie, gemeinsame Freunde und über die Arbeiten von Renan, Paris und Ascoli. De Gubernatis charakterisiert Bréals Briefe als „ricche di pensieri e di sentimenti, di problemi e di giudizi“ (453).

<sup>5</sup> BERGOUNIOUX 2000b:212. Die Familie war seit Generationen jüdisch, aber Michel sollte man eher als assimiliert charakterisieren, „il assume une judaïté dans quoi [sic] il ne se reconnaît plus“ (213).

terrichtssprache das Französische<sup>6</sup>. Auf das Collège folgten fünf Jahre als „interne“ im *Lycée* von Metz<sup>7</sup>.

Für die jüdischen Familien gab es kein höheres Ziel, als ihre Söhne an einer der *Grandes Écoles* in Paris zu platzieren, da es (im Gegensatz zu Deutschland) den Juden in Frankreich nicht verboten war, Offiziere zu werden oder eine höhere Beamtenlaufbahn einzuschlagen. Bréals Mutter hätte ihren Sohn am liebsten an der *École Polytechnique* gesehen; er schaffte es aber, sie von der *École Normale Supérieure* zu überzeugen. Im Jahr 1852 kandidierte er für die Aufnahme an der ENS, wurde aber zuerst zurückgewiesen, weil er Israelit war; „Achille Fould, ministre d'État, dut vaincre la résistance de l'administration universitaire“<sup>8</sup>. Vor solchen Schwierigkeiten wegen seiner jüdischen Herkunft musste außerdem Rouher („banquier et homme de confiance du futur Napoléon III“<sup>9</sup>) intervenieren und ein Wort für ihn einlegen. Bréal brauchte zwei Jahre am Collège Sainte-Barbe in Paris, um zur *Classe de philosophie* zugelassen zu werden. Er verbrachte drei Jahre an der ENS (1852-1855) und war dort zunächst kein herausragender Student. Er blühte erst auf, als er – dank Egger – die Vergleichende Grammatik der indo-germanischen Sprachen entdeckte<sup>10</sup>.

Egger brachte viele Schüler auf den Weg der Vergleichenden Sprachwissenschaft<sup>11</sup> und vermittelte eine neue Sicht auf Ursprung, Bildung und Entwicklung der Sprachen: „Ce n'était pas l'aride nomenclature de quelques formules abstraites, mais bien la vie même du langage se révélant par l'étude des mots, de leurs racines, de leurs fonctions, de leurs produits“<sup>12</sup>. Mit 22 Jahren zeigte Bréal erstes linguistisches Interesse, v.a. für das Sanskrit; die Rekonstruktion der Muttersprachen und die Ursprungsfrage faszinierten ihn. Am *Collège de France* besuchte er die Veranstaltungen des Orientalisten Eugène Burnouf. Bréal wurde zunächst Lehrer; er machte seinen „stage“ am *Lycée de Strasbourg* und bekam 1856 eine Stelle am *Lycée Louis-le-Grand* in Paris.

1857 absolvierte er die *Agrégation de lettres* und ging anschließend zum weiteren Studium nach Berlin. In Paris war der Lehrstuhl für

---

<sup>6</sup> VOLZ 2003 überliefert, dass Bréal dort exzellente Noten in Französisch und den alten Sprachen hatte (48).

<sup>7</sup> Bréal behielt an diese Zeit eher schlechte Erinnerungen; er sprach später von der „caserne“ (DÉCIMO 1997:32).

<sup>8</sup> ENOCH 1916:665.

<sup>9</sup> Cf. ENOCH 1916:665.

<sup>10</sup> Cf. NIVET 2000:113. Egger hat ihm zur Bopp-Übersetzung geraten, da dieser selbst schon Bopp-Anhänger war.

<sup>11</sup> Zwischen den Egger-Schülern wurde Aufgabenteilung praktiziert: die einen übersetzten Müller, Bréal übersetzte Bopp, cf. NIVET 200:115.

<sup>12</sup> A. BAILLY: *Notice sur Emile Egger*; zit. nach NIVET 2000:113 N6.

Sanskrit seit 1852 (Tod von Eugène Burnouf) unbesetzt; so führten ihn nicht nur Kindheitserinnerungen, sondern auch „le désir d’apprendre“<sup>13</sup> zurück nach Deutschland. In Berlin hörte er in erster Linie Franz Bopp (Vergleichende Sprachwissenschaft und indo-germanische Sprachen) und Albrecht Weber (Sanskrit), interessierte sich aber auch für Mythologie auf den Spuren von Max Müller und Adalbert Kuhn, die beide die Vergleichende Sprachwissenschaft durch die vergleichende Mythologie ergänzten.

Zurück in Paris übernahm Bréal 1860 an der *Bibliothèque impériale* die Vertretung von Ernest Renan (Sektion für orientalische Manuskripte), der sich auf einer Mission in Phönizien befand. Bréal nutzte die Zeit und promovierte 1863 mit den beiden Arbeiten *Hercule et Cacus. Etude de mythologie comparée* und *De Persicis nominibus apud scriptores Graecos* (Des noms perses dans les écrivains grecs)<sup>14</sup>. Renan brach mit dem Katholizismus (und damit mit dem Lateinischen), um sich semitischen Studien zu widmen, wogegen Bréal sich mit einer Vorliebe für das Lateinische den indo-germanischen Sprachen zuwendete. Im Nachruf auf Renan erwähnt Bréal weder dessen Arbeiten über den Sprachursprung noch die Arbeiten über die vergleichende Grammatik der semitischen Sprachen<sup>15</sup>.

1864 wurde der Lehrstuhl für Vergleichende Sprachwissenschaft (von Hase) von der Sorbonne an das *Collège de France* transferiert. Bréal wurde hier zum Lehrbeauftragten für Vergleichende Sprachwissenschaft ernannt und 1866 zum Lehrstuhlinhaber titularisiert, was er vierzig Jahre lang blieb. In den Jahren 1866-1872 übersetzte er die *Vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen* von Bopp (cf. Kapitel 1.2.3). 1867 heiratete er Henriette Bamberger aus Mainz.

Bréal rief 1868 mit Gaston Paris und Gabriel Monod<sup>16</sup> die *École Pratique des Hautes Études* ins Leben<sup>17</sup>, um das Collège de France und die Sorbonne zu ergänzen, „pour remédier à certains défauts“<sup>18</sup>. Da die

---

<sup>13</sup> Bréal in Brief an Angelo de Gubernatis vom 15.3.1872, zit. nach CIUREANU 1955:456.

<sup>14</sup> Die Feststellung von Bergounioux, Bréal habe nicht wirklich einen Lehrer gehabt, lässt sich nur teilweise aufrecht erhalten. Sicherlich ist er nicht auf einen einzigen Lehrmeister fixiert gewesen, doch lassen sich die wichtigsten Einflüsse im ganzen Werk ablesen. Neben Bopp und Weber bleibt Renan ein Vorbild; Bréal widmet ihm drei Artikel in zwanzig Jahren. (Cf. BERGOUNIOUX 2000b:214).

<sup>15</sup> Er bedauerte, dass Renan sich nicht mehr den indo-germanischen Sprachen zugewandt hatte. Cf. BERGOUNIOUX 2000b:217; cf. auch DESMET/SWIGGERS 1995:147 N3.

<sup>16</sup> Cf. DÉCIMO 2000b:191.

<sup>17</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:73.

<sup>18</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 16.1.1891, zit. nach CIUREANU 1955:462. Schon 1891 beklagte er sich jedoch, dass sie inzwischen genauso funktioniere.

französischen Universitäten so schnell nicht reformiert werden konnten, wurde die EPHE von Minister Duruy nach dem Vorbild der deutschen Universitäten gegründet.

Ce qui a produit autrefois les grands philosophes comme les grands artistes, les grands sculpteurs, les grands ministres, etc., c'est qu'ils étaient les associés de leur maître, ils travaillaient pour lui et avec lui. Ils savaient que leur travail devait servir.<sup>19</sup>

Bréal leitete 1878-1888 die 4. *Section* der EPHE (*Histoire et philologie*).

1868 wurde Bréal Sekretär der *Société de Linguistique de Paris* (gegründet 1863) und behielt diese Funktion bis zu seinem Tod. Er war Mitbegründer und der Herausgeber der ersten 18 Bände der *Mémoires* der SLP, „il fut la cheville ouvrière de la Société de linguistique de Paris“<sup>20</sup>. Saussure war 1883-1891 stellvertretender Sekretär von Bréal. Bréal unterrichtete bis 1881 an der EPHE, bis er seine Stelle Saussure überließ, um sich auf seine Lehrtätigkeit am Collège de France zu konzentrieren.

Während der Kommune ging Bréals Familie zunächst nach Liège und dann nach Aachen. Bréal unterrichtete Deutsch in Bordeaux an der *École Polytechnique*, die dorthin verlegt worden war. 1872 wurden die Veranstaltungen am Collège de France wieder aufgenommen.

Die schweren Jahre Bréals 1890-1900 begannen mit dem Tod seiner Frau, der der *Essai de sémantique* gewidmet ist. Außerdem verlor er einige Schüler: fünf davon zitiert er in der Widmung seiner letzten großen Veröffentlichung *Pour mieux connaître Homère* (1906).

In den letzten Jahren war Bréal immer noch aktiv, gab aber alle seine Funktionen ab. Für die Nachfolge an der EPHE und am *Collège de France* designierte er Meillet<sup>21</sup>. Bréal hatte sich dort auch von verschiedenen anderen Kollegen (L. Duvau, M. Grammont, F.G. Mohl, A. Meillet) vertreten lassen und zog sich selbst 1905 zurück<sup>22</sup>. Saussure begann im Februar 1881, Bréals Vorlesungen zu besuchen (auch die von J. Darmesteter, A. Bergaigne und L. Havet)<sup>23</sup> und im Oktober desselben Jahres überließ Bréal ihm seinen Kurs.

Bis 1913 (seit 1874) schrieb er noch Besprechungen für die *Revue critique d'histoire et de littérature*. Seine persönliche Korrespondenz

---

<sup>19</sup> In einem Brief an seinen Sohn Auguste, vom 30.1.1911; zit. nach DÉCIMO 2000a:73.

<sup>20</sup> ENOCH 1916:665.

<sup>21</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:75.

<sup>22</sup> Saussure schreibt in einem Brief 1906 an Meillet: „je m'en réjouis pour vous et pour la linguistique française, et aussi pour M. Bréal qui trouve un successeur qui fera honneur à sa chaire et à son choix.“ (SAUSSURE 1964:106).

<sup>23</sup> Cf. DE PALO 2001a:32.



zeigt, dass er sein Altern schlecht ertragen hat, er hatte „conscience de sa propre déchéance physique“<sup>24</sup> und nannte es selbst die „démolition graduelle de mon architecture“<sup>25</sup>. Michel Bréal starb nach langer schwerer Krankheit am 25. November 1915 im Alter von 83 Jahren; ein Jahr vor der Veröffentlichung (posthum) von Saussures *Cours de linguistique générale*. Mit einem halben Jahrhundert wissenschaftlicher Aktivität umfasst sein Leben die Epoche der Herausbildung der Linguistik als autonome Wissenschaft. Sein Leben ließe sich zusammenfassen als

[...] celle d'un savant préoccupé de son rôle dans la société, et particulièrement dans le domaine de l'enseignement, d'un intellectuel – mot d'époque – tendant à s'engager vers des positions idéologiquement plus progressistes, mouvement accéléré par l'Affaire Dreyfus, d'un humaniste soucieux d'ouverture aux autres, différents par la langue ou l'origine sociale, ouverture malheureusement handicapée par la guerre et la rivalité franco-allemande.<sup>26</sup>

---

<sup>24</sup> DÉCIMO 2000a:88.

<sup>25</sup> Brief vom 27.1.1914; zit. nach DÉCIMO 2000a:90.

<sup>26</sup> BOUTAN 1998:22.

### 1.1.1 Bréals kultureller deutscher Hintergrund

Nicht nur die deutsche Sprachwissenschaft hat Bréal stark beeinflusst; „cette carrière s’[est] déroulée sous le signe d’un transfert de connaissances de l’Allemagne vers la France“<sup>27</sup>. Er war Zeit seines Lebens ein Mittler zwischen dem deutschen und dem französischen Geistesleben<sup>28</sup>. Zu Hause sprach Michel Bréal mit seinen Eltern französisch und deutsch; er war wirklich bikulturell in seiner Seele. Er empfand für die deutsche Sprache eine Mischung aus Respekt und Vertrautheit<sup>29</sup>, so dass seine drei Kinder mit der Mutter und in ihrem häuslichen Umfeld zuerst Deutsch sprachen.

Bréal hat sehr unter dem deutsch-französischen Krieg gelitten; er sagte von sich „ma vie s’est passée en grande partie dans la région des champs de bataille de 1870.“<sup>30</sup>

Vous pouvez penser, si j’ai souffert depuis deux ans: le but de ma vie était de travailler à l’union des deux pays. L’absolu manque de générosité qui s’est révélé chez les Allemands et particulièrement chez les représentants de la science allemande a été une des plus grandes déceptions de ma vie.<sup>31</sup>

In jungen Jahren hatte er ein idealistisches Bild der Deutschen<sup>32</sup>; er verehrte Schiller und veröffentlichte 1898 zwei literaturkritische Studien über Goethes *Dichtung und Wahrheit* und *Die natürliche Tochter*. Seine im Alter doch wieder positive Haltung gegenüber Deutschland zeigt sich in der Tatsache, dass er seinen Artikel «Erinnerungen an Deutschland», der 1908 in *März*<sup>33</sup> erschien, zuerst «Was ich Deutschland verdanke» nennen wollte, was er aber nicht realisiert hat, da man es ihm in Frankreich hätte übel nehmen können.

Bréals Veröffentlichung *Quelques mots sur l’instruction publique* (1872) machte von sich reden, weil sie den deutschen Sieger als Vorbild

---

<sup>27</sup> AUROUX 1988b:38.

<sup>28</sup> Cf. VOLZ 2003:43.

<sup>29</sup> Cf. WOLF 2001:75.

<sup>30</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 13.3.1872, zit. nach CIUREANU 1955:456.

<sup>31</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 13.3.1872, zit. nach CIUREANU 1955:456.

<sup>32</sup> Was Ergebnis der Lektüre zweier Werke gewesen sein mag: der *Germania* von Cornelius Tacitus (98 n.Chr.) und von *De l’Allemagne* von Madame de Staël (1810), cf. VOLZ 2003:55.

<sup>33</sup> Die Zeitschrift *März* (*Halbmonatsschrift für deutsche Kultur*) war noch aufklärerischen Vorstellungen treu. Sie wurde herausgegeben von Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen und Kurt Aram (Pseudonym von Hans Fischer) und hatte den gleichen Verleger wie der *Simplicissimus*.

darstellte. Bréals Anerkennung für das deutsche Bildungswesen begann bei der Grundschule:

En Allemagne, après l'abécédaire, le premier livre remis entre les mains de l'élève, ce n'est point une grammaire mais la *fibel*. On appelle ainsi un recueil contenant, entre beaucoup d'autres choses, des lectures faciles et amusantes. (BRÉAL 1872:39)

Auf seiner Reise durch Deutschland lernte Bréal auch die Organisation und den Unterricht an Gymnasien und Realschulen kennen. Man sollte aber nicht glauben, er hätte uneingeschränkt Frankreich kritisiert und immer das deutsche Idol vorgehalten. Er war sich bewusst, dass in dem einen Land nicht unbedingt ideal ist, was es in dem anderen ist.

Problematisch an der deutschen Pädagogik war für ihn der hohe Stellenwert der germanischen Mythen (v.a. Nibelungen). Bei Bréal festigte sich der Eindruck, die deutsche Jugend würde nicht auf den Kampf des Lebens vorbereitet, sondern auf den Kampf der Nationen und Rassen, im Sinne von Darwins Daseinskampf<sup>34</sup>, in dem sich unvollkommene Rassen unterordnen müssten.

Les espèces intermédiaires, les races imparfaitement armées sont destinées à se subordonner ou à disparaître. Le peuple le plus prolifique, le plus entreprenant, le plus énergique suit les ordres de la nature et exécute les immuables lois. (BRÉAL 1882:117)

Allerdings werde in Deutschland besser Latein gelernt: das Lateinische sei in Frankreich nur Mittel zum Zweck:

Le profit inestimable qui réside dans l'étude d'une langue morte, c'est qu'elle dépayse l'esprit et l'oblige à entrer dans une autre manière de penser et de parler. Chaque construction, chaque règle grammaticale qui s'éloigne de l'usage de notre langue, doit être pour l'élève une occasion de réfléchir. La tâche du maître n'est donc pas d'écarter les difficultés de la route, mais seulement de les disposer d'une façon méthodique et graduée. Il ne s'agit pas d'abréger le chemin qui est en quelque sorte la fin qu'on se propose. (BRÉAL 1872:164)

Bréals Motto könnte man hier verkürzt charakterisieren als „der Weg ist das Ziel“. Das entspricht auch seinen anderweitigen Bezugnahmen auf Rousseaus *Émile*, in dem das Prinzip Vorrang hat, das Kind alles alleine herausfinden zu lassen, „principe qui [...] est devenu l'âme de l'éducation allemande“ (BRÉAL 1872:172s.)<sup>35</sup>.

---

<sup>34</sup> Cf. VOLZ 2003:51.

<sup>35</sup> Mit seiner Argumentation, es bringe nichts, dem Kind Regeln zum Auswendiglernen vorzugeben, anstatt es selbst erfahren zu lassen, möchte man Bréal nicht nur neben Johann Amos Comenius, sondern fast neben Maria Montessori stellen!

Auch auf der Ebene der Universität sah Bréal den Vorsprung der Deutschen: „La supériorité [sic] qu’a prise [sic] l’Allemagne dans ces études tient en partie à la facilité qu’ont les jeunes gens à apprendre les éléments.“<sup>36</sup> Bréal wünschte sich einen praxisnäheren Zugang auch zu den klassischen Sprachen.

Als Bréal das Collège verließ, lebte die Diskussion über das elsässische Sprachproblem wieder auf. Das Französische war die gängige Sprache in der Primärschule, aber das Deutsche sollte nicht unterdrückt werden. Im Collège wurde Französisch als Unterrichtssprache gefordert<sup>37</sup>. Warum die Elsässer französisch bleiben wollten, obwohl sie einen deutschen Dialekt sprachen, war für Bréal die falsche Frage. Determinierend sei nicht die Sprache; es gehe vielmehr um *citoyenneté*<sup>38</sup>. Bréal fühlte sich als Elsässer, da er mit seiner Familie lange im Elsass gelebt hatte. Wenn er auch die *patois* verteidigte, so war er doch nicht für Unabhängigkeitsbestrebungen von Regionen<sup>39</sup>. Bréal verschob das Problem der sprachbedingten Zugehörigkeit zu einer Region auf andere Faktoren.

---

<sup>36</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 2.2.1867, zit. nach CIUREANU 1955:455.

<sup>37</sup> Cf. VOLZ 2003:52.

<sup>38</sup> Cf. DÉCIMO 2000b:190.

<sup>39</sup> In Bezug auf den Traum einer „Provence brillante“ bei Mistral macht Bréal seine Position deutlich: Das habe nichts mit aktueller Politik zu tun, sondern biete sich eher als „thème d’une thèse en Sorbonne“ an (cf. DÉCIMO 2000b:195)!

### 1.1.2 Ausgangspunkt Mythologie-Studien

Die Geschichte der Sprachwissenschaft zeigt, dass viele Linguisten ursprünglich nicht aus dem Metier stammen, wie z.B. H. Arens, L. Formigari, Chomsky, Aarsleff<sup>40</sup>, etc. So beginnt auch Bréal seine universitäre Karriere nicht direkt als Sprachwissenschaftler, sondern widmet sich in jungen Jahren Mythologie-Studien, die im Hinblick auf seine spätere Entwicklung und Sprachkonzeption nicht unbedeutend sind: „Bréal est le fondateur de l'école linguistique française, mais il débuta dans l'orientalisme et la mythologie comparée“<sup>41</sup>.

Seine erste Veröffentlichung ist «De la géographie de l'Avesta» aus dem Jahr 1862, gefolgt von «Le Brahme Tchengréngghâtchah», die unter dem Titel «La légende du Brahmane converti par Zoroastre» in BRÉAL 1877a wieder aufgenommen wird und mit dem erstgenannten Artikel unter dem Titel *Fragments de critique zende* zusammengestellt wird. Auch im mythologischen Bereich ist Bréal als Forscher anerkannt: „L'exposé clair et vivant de Bréal séduisit beaucoup de lettrés, et Sainte-Beuve cita l'«ingénieur mythologue» dans sa Causerie du lundi (30 mai 1864).“<sup>42</sup> Für seine Arbeit über *Les origines de la religion zoroastrienne* wird Bréal 1862 als „lauréat“ der *Académie des Inscriptions* ausgezeichnet.

Seine „thèse française“ *Hercule et Cacus* stellt eine Anwendung der Prinzipien von Adalbert Kuhn und Max Müller dar. Bei ihnen ist die Mythologie als eine Art krankhafter Auswuchs der Sprache zu verstehen. Die Legenden seien Interpretationen von Naturphänomenen durch die Menschen. *Hercule et Cacus* als Studie der komparativen Mythologie hatte zum Ziel, den Ursprung und die Geschichte des Mythos zu beschreiben, um Gesetze herauszufinden, die hinter der Transformation der Fabel stehen. Schon hier lässt Bréal aber anklingen, dass die Interpretation nicht ausreicht, man müsse herausfinden „quelle raison avait fait attribuer à chaque signe la valeur qu'il avait“ (BRÉAL 1863, zit. aus 1877a:3). Dazu sei die Spekulation nicht das richtige Mittel; vielmehr müsse man sich fragen, warum benutzte Wörter und Götternamen das bedeuten, was sie bedeuten<sup>43</sup>, warum sie geschaffen und gebraucht wurden.

Mit der gleichen Methode geht er in «Le mythe d'Œdipe» von 1863 vor. Seine „thèse latine“ schließlich berührt die Vergleichende Grammatik; er geht darin aber weiter als Max Müller. Bréal merkt, dass Verglei-

---

<sup>40</sup> Cf. MARTONE 1990:xiii.

<sup>41</sup> ENOCH 1916:665.

<sup>42</sup> ENOCH 1916:665.

<sup>43</sup> Cf. NERLICH 1990b:108.

che zwischen Götternamen und philologischen Erklärungen nicht weit führen. Wie später in der Semantik will er den Dingen auf den Grund gehen und allgemeine Tendenzen sichtbar machen. Wie die Sprache selbst seien die Götter und Legenden volkstümliche Kreationen (BRÉAL 1863, zit. aus 1877a:5), keine poetischen. Sie seien am Anfang transparent gewesen, aber nach und nach sei die ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit geraten; und damit seien die Tore für den Wandel geöffnet gewesen. Dazu kämen wie in der Sprache neue Variationen, Verständnisfehler und Reinterpretationen, wenn die ursprüngliche Bedeutung vergessen worden sei. So werde ein neuer Mythos geschaffen:

Le peuple est un philologue qui veut se rendre compte des noms qu'il entend, et qui, grâce à son imagination, trouve aisément une histoire pour expliquer un nom propre. (BRÉAL 1863, zit. aus 1877a:16)

Bréal bereitet hier die Basis für seine Konzeption vom Sprachwandel. Die Legende hat nun gar nichts Mysteriöses mehr: der Philologe soll nur beschreiben, was das Volk schafft und verändert. Dabei ist wie in der Sprache das Vergessen der etymologischen Bedeutung die *conditio sine qua non*.

Bréal liefert 1875 die erste wissenschaftliche Interpretation eines in umbrischer Sprache verfassten liturgischen Codes: *Les Tables Eugubines*<sup>44</sup>. Dieser umbrische Dialekt war bis dahin unbekannt und Bréal wird aufgrund seiner Arbeit Mitglied in der *Académie des Inscriptions et Belles-lettres*. In ähnlicher Perspektive untersucht er andere Inschriften: „Une autre langue italique, l'osque, fut étudiée par lui dans la «Table de Bantia» (tome IV des *Mémoires de la Société de linguistique*).“<sup>45</sup> Er veröffentlicht 1877 *Sur le déchiffrement des inscriptions cypriotes*, eine Untersuchung über griechische dialektale Inschriften in Keilschrift, 1882 *L'Inscription de Duenos* und 1889 *Premières influences de Rome sur le monde germanique*.

Bréals letzte Veröffentlichung *Pour mieux connaître Homère* (1906) wendet sich dann noch einmal der Legendendichtung zu und richtet sich an ein breites (gebildetes) Publikum, dem er Homers Dichtung als weder barbarisch noch primitiv präsentiert. Im Gegensatz zu deutschen

---

<sup>44</sup> Die Eugubinischen Tafeln sind das bedeutendste Dokument über die umbrische Kultur. Die sieben Bronzetafeln, die 1444 in Gubbio gefunden wurden, stammen aus der Zeit zwischen dem 2. und 3. Jahrhundert vor Christus. Auf ihnen werden sakrale Zeremonien und Riten dargestellt und in zum Teil etruskischen (fünf Tafeln), zum Teil lateinischen Schriftzeichen beschrieben. Sie führten zur Entzifferung der etruskischen Schrift. Bréal charakterisiert das Etruskische als weder italische noch indo-germanische Sprache (cf. Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 29.2.1876, zit. nach CIUREANU 1955:458).

<sup>45</sup> ENOCH 1916:665.

Theorien hebt Bréal hervor, wie künstlerisch Homers Dichtung angelegt sei.

### 1.1.3 Bréals Engagement im Schul- und Bildungswesen

In den Jahren 1870-1880 mischt Bréal sich in Bezug auf Reformen, Lehrerausbildung, Grammatik- und Sprachunterricht aktiv in die französische Schulpolitik ein<sup>46</sup>. Seine Konzeption der Rolle des Linguisten in der Gesellschaft ist eine weite und offene: „toutes les sciences ont des applications pratiques. Pourquoi la linguistique n'en aurait-elle pas?“ (BRÉAL 1901a:242). Der Entwurf und die Durchsetzung einer Rechtsschreibreform und die Auswahl einer internationalen Hilfssprache (cf. auch Kapitel 1.4.2) gehören für ihn zum Aufgabenbereich des Linguisten.

Neben dem Schulwesen ist Bréal allgemein an Erziehung und Bildung interessiert. Als Veröffentlichungen, die den Wandel des Schul- und Bildungswesen beeinflusst haben, sind v.a. zu nennen: *Quelques mots sur l'instruction publique en France* (1872), *Excursions pédagogiques* (1882), «Les langues vivantes dans l'enseignement primaire» (1889), *De l'enseignement des langues anciennes* (1891), *De l'enseignement des langues vivantes* (1893) und die verschiedenen Vorträge an der Sorbonne und vor angehenden Lehrern.

Bréal ist Mitbegründer der *École républicaine* der Dritten Republik<sup>47</sup>; er ist ein „linguiste passionné par la pédagogie“<sup>48</sup>.

Es lässt sich erst einmal davon ausgehen, dass Bréal eine ganz natürliche pädagogische Erfahrung als Familienvater hat<sup>49</sup>. Von der Geburt Augustes bis zum Tod seiner Frau führt Bréal Tagebuch (1869-1890); dort hält er einige Beobachtungen zum Spracherwerb seiner Kinder fest, ohne allerdings eine Studie darüber vorlegen zu wollen.

Man findet bei Bréal pädagogische Gemeinplätze wie den Grundsatz, von der Welt des Kindes auszugehen und auf dessen Kapazitäten Rücksicht zu nehmen. Das entspricht Gedankengut, das von Port-Royal bis zum Positivismus reicht, über Rousseau und den Sensualismus der

---

<sup>46</sup> Zu seinem Engagement auf dem Gebiet des Unterrichtswesens cf. v.a. den Artikel von DELESALLE 1986 und BOUTAN 1998. Neben seinen Ausführungen über den alt- und neusprachlichen Fremdsprachenunterricht ist er zwischen 1882 und 1890 auch Mitautor von sechs Schulbüchern für den altsprachlichen Unterricht (lateinischer und griechischer Wortschatz, lateinische Grammatik), die lange erfolgreich eingesetzt wurden und alle mehrfach wieder aufgelegt worden sind.

<sup>47</sup> Cf. BOUTAN 1998:8.

<sup>48</sup> BOUTAN 1998:8. Dasselbe Phänomen zeigt sich auch bei anderen Sprachinteressierten wie bei den Denkern von Port-Royal, aber auch bei zeitgenössischen Linguisten wie z.B. Jean-Claude Chevalier (9).

<sup>49</sup> Bréal engagiert sich für die *École alsacienne*, die privat und laizistisch organisiert ist, die aber Subventionen vom Ministerium bekommt, z.B. für die Einführung lebender Fremdsprachen ab Grundschulniveau. Ebenso engagiert sich seine Frau für die Gründung des *collège Sévigné* (Pendant zur *École alsacienne*).



Aufklärung. Lernen nach blind anzuwendenden Regeln hält Bréal für unnützlich – eine Sicht, die auch zu seiner Konzeption des Spracherwerbs und des Sprachwandels passt: Sprache lernen erfolgt in der Praxis und eine Sprache verändert sich im Gebrauch. So darf man dem Schüler im Sprachunterricht nicht die Arbeit vormachen, sondern muss ihn selbst handeln lassen:

Quand on observe les bons professeurs, en quelque spécialité que ce soit, on remarque que pour eux le point de mire est de présenter leur science de telle manière que l'élève soit obligé de transformer en acte ce qui était d'abord simple acquisition. (BRÉAL 1891a:67s.)

On ne retient les mots et les tours d'une langue qu'à la condition de les produire et de les reproduire soi-même [...] L'étude de la langue [...] doit être à la fois analytique et pratique. (BRÉAL 1891a:69)

In Anlehnung an Rousseaus pädagogische Prinzipien ist er der festen Überzeugung, dass sich mit Kindern rasonnieren lasse: „Je pense qu'il convient de s'adresser à la raison des enfants toutes les fois que cela est possible et facile.“ (BRÉAL/PERSON 1888:III). Ein halbes Jahrhundert vor Freinet predigt Bréal also ein didaktisches „Zurück zur Natur“, die „methode naturelle“ ist ein pädagogisches Leitmotiv.

Man findet pädagogische Empfehlungen, die modernsten didaktischen Ansichten entsprechen: „Aucun exercice ne devrait être imposé comme devoir s'il n'a pas été d'abord pratiqué en classe et sous la direction du professeur.“ (BRÉAL 1891a:117). Dem Schüler dürfe nur Bekanntes abgefragt werden, wenn sich ein Lernerfolg einstellen solle.

Der pädagogische Wille zur Veränderung liegt schon vor 1870 in der Luft. Bréal strebt eine allgemeine Verbesserung des Bildungsniveaus an, die sich auf alle Bereiche erstrecken soll, und er ist deswegen auch „[a]ctif partisan d'une réforme de l'Université“<sup>50</sup>. Bréal erstellt 1870 für Renan den Stand der Linguistik in Frankreich und kommt zu dem traurigen Ergebnis, dass die Vergleichende Sprachwissenschaft nicht sehr weit gediehen sei<sup>51</sup>. In der Welle der Erneuerung des Unterrichtswesens und der Wissenschaft ist Deutschland das Vorbild, gegenüber dem Frankreich einen Rückstand aufzuholen hat. Da Bréal das deutsche Schul- und Bildungswesen gut kennt, bekommt er 1879 ein Angebot, für das Ministerium zu arbeiten, was er aber ausschlägt.

J'ai eu à prendre ces jours-ci une décision qui du reste ne m'a coûté aucun effort. Le nouveau ministre, M. Jules Ferry, m'a fait appeler dans les premiers jours de son ministère, pour m'offrir l'une des grandes directions de son ministère. J'ai remercié pour deux raisons. Je ne veux

---

<sup>50</sup> BERGOUNIOUX 1994:127.

<sup>51</sup> Cf. N.A.F. 14 189, f. 21, 31 mai 1870.

pas interrompre mes travaux scientifiques, quitter mon enseignement, abandonner mes élèves; et, en second lieu, je ne crois pas avoir les qualités que doit posséder un administrateur.

Professeur je suis, professeur je veux rester jusqu'à la fin de mes jours.<sup>52</sup>

Allerdings wird er im selben Jahr zum *Inspecteur général de l'Instruction publique pour l'Enseignement supérieur* ernannt, was er bis 1888 bleibt, als diese administrative Funktion aus finanziellen Gründen abgeschafft wird. Von 1880 bis 1896 ist er Mitglied der *section permanente* des *Conseil supérieur de l'Instruction publique* und als Vertreter einer Reform der öffentlichen Bildung ernannt man ihn 1880-1881 und 1884 zum Vorsitzenden der *Société pour l'Instruction publique pour l'Enseignement supérieur*.

Als *Inspecteur général de l'enseignement supérieur* besucht er verschiedene französische Universitäten und relativiert die Unkenrufe: „l'enseignement supérieur dans ce pays [...] ne mérite pas tout le mal qu'on en dit“<sup>53</sup>. Bréal sieht Defizite v.a. im Bereich der Sprachvermittlung: „Les défauts de notre instruction grammaticale peuvent se résumer en deux mots: elle n'est ni philosophique, ni historique.“ (BRÉAL 1872:175).

Bréals Programm wäre eher in der jansenistischen Tradition von Port-Royal anzusiedeln, gegen die der Jesuiten. Schon damals kursiert der Gemeinplatz, dass alte Sprachen abgeschafft werden sollten, mit dem Argument, dass sie eine soziale Elite schaffen würden. Bréal ist damit nicht einverstanden: im Unterschied zu Port-Royal strebt er nicht die Heranbildung einer Elite an, sondern die Bildung eines ganzen Volkes. Außerdem sei das Französische eine romanische Sprache und habe als Basis das Lateinische, was man nicht einfach aus der Erinnerung wegwischen könne: „Se détacher du passé est une tentative que personne, qu'aucun pouvoir public n'a encore osé réaliser dans la pratique.“ (BRÉAL 1891a:20). Man könne zwar Erneuerungen anstreben, diese dürften aber nicht darin bestehen, das Alte bedenkenlos zu ersetzen: „Si nous voulons constituer une instruction nouvelle, il faut renouveler la trame fil par fil, remplacer ce qui existe petit à petit, sans rupture ni violence.“ (BRÉAL 1891a:22). Dazu komme, dass das Erlernen der alten Sprachen einen ganz besonderen Gewinn mit sich bringe: „L'étude des langues anciennes [...] procure un genre de profit particulier, qui est la formation de l'esprit.“ (BRÉAL 1891a:41).

---

<sup>52</sup> Zit. nach DÉCIMO 1997:65.

<sup>53</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 7.6.1879, zit. nach CIUREANU 1955:461.

In die Rechtschreibdebatte mischt Bréal sich zuerst nicht ein. Erst sehr spät bezieht er öffentlich Position in der *Revue des Deux Mondes* mit zwei vorsichtigen Artikeln (1889 und 1893). Manche Forderungen der Reformer seien legitim, andere deplaziert<sup>54</sup>. Er unterstreicht zuerst die Notwendigkeit einer behutsamen Rechtschreibreform. In der *Revue bleue* allerdings spricht er sich gegen den Vorschlag von Paul Meyer und Brunot aus (18.2.1905). Ein Bréal eigener Reformvorschlag ist z.B. die Verallgemeinerung des Plural-s, d.h. die Abschaffung der Formen mit -x. Bréal betont aber, dass beide Varianten während einer Übergangszeit zugelassen sein müssen. Ein anderer Vorschlag ist die Regularisierung der zusammengesetzten Wörter:

On s'est habitué à un certain groupement de lettres, lequel forme comme une manière d'hiéroglyphe qui représente directement l'idée. Plus ce groupement est singulier et rare, plus l'idée qu'il éveille semble avoir de distinction. En enlever ou y modifier quelque chose revient à diminuer ou à tronquer la pensée elle-même. (BRÉAL 1893a:52)

Wie gezeigt werden konnte, ist Bréal nicht immer wirklich originell, doch schafft er es, seinen Ansätzen eine ganz besondere persönliche Färbung und Durchschlagskraft zu verleihen.

---

<sup>54</sup> James Darmesteter will z.B. neue graphische Zeichen einführen und die „fonétistes“ wollen exakt so schreiben wie man spricht, was Bréal beides kategorisch ablehnt.

## 1.2 Die Sprachwissenschaft seiner Zeit

Zum besseren Verständnis von Bréals Sprachkonzeption ist es erforderlich, den wissenschaftshistorischen Kontext<sup>1</sup> im 19. Jahrhundert zu beleuchten<sup>2</sup>. Da Bréals Interessen erheblich durch die Entwicklung der damaligen Sprachwissenschaft in Deutschland beeinflusst sind, nehmen deutsche Vorbilder – aber auch geistige Gegner – neben anderen europäischen Denkern eine Vorrangstellung ein.

Im Folgenden sollen einige potentielle Quellen aufgezeigt werden, wobei natürlich davon auszugehen ist, dass bei aller Weitsichtigkeit eine Auswahl getroffen werden muss. So wie seit einigen Jahren für Saussure nachgewiesen wird, dass er auch von anderen Linguisten und Philosophen beeinflusst war, darf man auch bei Bréal nicht eine einzige Quelle (z.B. Bopp oder Condillac) verabsolutieren<sup>3</sup>. Neben einigen Überschneidungen mit Saussure muss man bei Bréal auch von einem ganz spezifischen Spannungsfeld ausgehen, in dem sein Werk entstanden ist, und das es zu rekonstruieren gilt. Bréal zitiert eine ganze Menge seiner Quellen; bei wenigen anderen hatte er möglicherweise selbst nicht das Bewusstsein, dass sie in seine Konzeptionen mit eingeflossen sind. Ähnlich wie Saussure wird Bréal sehr viel gelesen und die aus der Lektüre gesammelten Informationen absorbiert und umgestaltet haben, so dass etwas völlig Neues daraus entstanden ist.

In diesem Kapitel soll zunächst ein Schwerpunkt auf die Vergleichende Sprachwissenschaft v.a. in Deutschland gelegt werden, wobei gewissen Persönlichkeiten wie Bopp oder Schleicher und Bréals Kritik an ihren Ansätzen besondere Beachtung geschenkt werden muss. Einer Reihe von anderen Zeitgenossen, die nicht direkt mit der Vergleichenden Sprachwissenschaft in Verbindung stehen, soll ein eigener Platz eingeräumt werden. Zu diesen Persönlichkeiten zählen einerseits solche, die mit Bréal in Kontakt waren (Paris, Schuchardt), solche, die ihn inspiriert haben (Paul, Müller), andere, die mehr oder wenig unabhängig von ihm vergleichbare Ansätze entwickelt haben (Whitney, Wegener,

---

<sup>1</sup> Cf. KUKENHEIM 1966:49-86, LEROY 1971:15-57, MOUNIN 1967:156-217 und SZEMERÉNYI 1970:6s.

<sup>2</sup> Das zeigt ganz deutlich die neuere Textausgabe von Desmet/Swiggers, in der die Herausgeber auch immer bemüht sind, Bréal vor dem Hintergrund der geistigen Strömungen seiner Zeit zu sehen (cf. DE LAMBERTERIE 1997-1998:11).

<sup>3</sup> Cf. WUNDERLI 1976:471. Bei Saussure werden Vorläufer genannt wie Schlegel, Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schleiermacher, Heymann Steinthal, Georg von der Gabelentz, Hugo Schuchardt, Baudouin de Courtenay oder Kruszewski (cf. WUNDERLI 1976:456, 470, 1981a:152 oder 1992a:251). Außerdem lässt sich aber noch weiter zurückblicken wie z.B. zu den Rationalisten und Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts, den humanistischen Grammatikern des 16. Jahrhunderts oder gar bis zu griechischen Sprachtheoretikern (v.a. Aristoteles).

Jespersen<sup>4</sup>) und schließlich solche, die eher als geistige Gegner Bréals einzuordnen sind (naturalistische Schule: Hovelacque, Chavée, Regnaud und Vinson).

---

<sup>4</sup> Darmesteter soll in Kapitel 1.3.5 gesondert behandelt werden.

### 1.2.1 Klima der Erneuerung: Die Entdeckung des Sanskrit

Oft wird die „Entdeckung des Sanskrit“ einfach auf verallgemeinernde Weise William Jones zugeschrieben. Meist wird ihm die Ehre zugestanden, als erster die Verwandtschaft des Sanskrit mit den indo-germanischen Sprachen beschrieben zu haben. Tatsächlich erklärt er 1786 in einer Rede vor der *Société de Calcutta*, das Sanskrit sei perfekter als das Griechische, reicher als das Lateinische; mit beiden Sprachen stehe es aber in enger Verbindung (cf. BRÉAL 1875b:VXIII).

Allerdings ist schon zwanzig Jahre vorher (1767) diese Entdeckung in Paris durch Gaston Laurent Cœurdoux formuliert worden: „dans la langue samscroutane il se trouve un grand nombre de mots qui lui sont communs avec le latin et le grec“ (BRÉAL 1875b:XVI). Fast zeitgleich mit Jones zeigt ein Missionar deutschen Ursprungs („le Père Paulin de Saint-Barthélemy“) die Verwandtschaft des Sanskrit mit dem Zend, dem Lateinischen und dem Deutschen auf (BRÉAL 1875b:XIX); einen ähnlichen Ansatz findet man auch bei Friedrich Schlegel<sup>5</sup>. Cœurdoux hat sich schon vor 1768 Fragen zum Sanskrit gestellt; er liefert die eigentlichen Grundvoraussetzungen für eine Vergleichende Sprachwissenschaft, wobei er diese leider mit dem Mythos der babylonischen Sprachverwirrung vereinbart<sup>6</sup>, was dazu beigetragen haben kann, dass sich seine Sprachforschungen nicht verbreitet und durchgesetzt haben.

Festzuhalten bleibt, dass von der Entdeckung der Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den indo-germanischen Sprachen eine große Faszination ausgegangen sein muss:

Un témoin inattendu vient du fond de l’Orient trancher des débats séculaires, introduire dans l’histoire des langues une chronologie au moins relative, mettre chaque fait à sa place et fournir ce critérium incontestable sans lequel aucune science ne peut avancer. (BRÉAL 1864:22b)

Auch Egger beteuert die Wichtigkeit dieser einschneidenden Veränderung in der Perspektive der Sprachforscher bis dato: „la découverte du sanscrit [...] devait être pour nos grammairiens routiniers de l’Occident une véritable révélation; ce devait être l’origine d’une réforme féconde.“<sup>7</sup>

---

<sup>5</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:128 plädieren auf einen Vorrang von Cœurdoux vor Jones. Die „Revolution“ gehe weder auf Jones noch auf Schlegel zurück, da der erste nicht einmal ein linguistisches Interesse habe und der zweite zwar Sprachen und Kulturen vergleiche, aber keine Prinzipien aufzeige (124). Schlegels Typologie habe biologische Färbung: er vergleiche grammatische Typen, aber erkenne keine zeitliche Gerichtetheit von Veränderungen.

<sup>6</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:128s.

<sup>7</sup> EGGER in BRACHET 1867:c.

Wendet man sich von der Frage des wahren Entdeckers ab – sicher ist jedenfalls, dass Jones die Entdeckung publik gemacht hat –, so muss man auch die Vorstellung relativieren, dieses Faktum markiere den Ursprung der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft und der Indogermanistik. Die Entdeckung des Sanskrit erklärt wohl einiges, aber sicher nicht alles; sie hat die Entstehung der Vergleichenden Grammatik nicht direkt hervorgerufen<sup>8</sup>.

Bei Bopp ist der Nachweis für die Verwandtschaft des Sanskrit mit den europäischen Sprachen nur der Ausgangspunkt und nicht wie bei vielen anderen das Resultat der Argumentation. Er zeigt, dass es neben der allgemeinen Geschichte auch eine Sprachgeschichte gibt, die ihre eigenen Prinzipien in sich trägt: „C’est pour avoir eu cette idée féconde, qu’on chercherait vainement dans les livres de ses prédécesseurs, que la philologie comparative a reconnu dans Bopp, et non dans William Jones ou dans Frédéric Schlegel, son premier maître et fondateur.“ (BRÉAL 1875b:xx).

Die Entstehung der neuen Wissenschaft ist „un cas complexe de maturation, d’innovation parcellaire et de conversion“<sup>9</sup>, denn es musste erst eine chronologische Abfolge in der Typologie der Sprachen gefunden und der Mythos der alles erklärenden Mutter der Sprachen gebrochen werden.

---

<sup>8</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:126.

<sup>9</sup> SWIGGERS/DESMET 1996:126.

### 1.2.2 Die Vergleichende Sprachwissenschaft in Deutschland

Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft ist keine einheitliche Strömung. Mit ihr verbinden sich Namen wie Franz Bopp, Rasmus Rask, Jakob Grimm oder Friedrich Diez; meist werden auch August Schleicher und die Junggrammatiker dazugezählt. Der Komparatismus wird oft in drei Generationen eingeteilt. Der ersten wären Bopp, Rask und Pott zuzurechnen, der zweiten v.a. Schleicher und die dritte ist charakterisiert durch die Junggrammatiker<sup>10</sup> (denen hier ein eigenes Kapitel gewidmet werden soll: 1.2.6).

Bréal verteidigt das deutsche historisch-komparative Modell. Was ihn an der deutschen Arbeitsweise fasziniert, ist die Anwendung einer Methode nach einer Periode der „Anarchie“, die in der französischen Sprachwissenschaft geherrscht habe<sup>11</sup>: „la science allemande en matière de philologie, ou de linguistique, pour employer un nouveau terme à la mode, fait figure de référence<sup>12</sup>“.

Die komparative Sprachwissenschaft ist durchweg positivistisch angelegt; es fehlt noch jegliche Methoden- oder Theoriediskussion, die erst Ende des 19. Jahrhunderts einsetzen sollte. Aufgrund der überlieferten indogermanischen Sprachen versucht man, das Urindogermanische zu rekonstruieren; mit dieser Methode verbindet sich v.a. der Name Schleichers. Hier hat das Sanskrit eine Vorzugsstellung als angeblich archaischste Sprache. Die verwendete rekonstruktivistische Methode ist nicht nur retrospektiv, sondern mehr noch archäologisch. Auf der Suche nach der ältesten Form werden Übereinstimmungen der grammatischen Strukturen und des „Sprachmaterials“ (Lexikon, Lautsystem) herausgearbeitet. Das Interesse an der Rekonstruktion der idealen Urform ist deswegen so groß, weil Bopp (wie Schleicher und Grimm) die Sprachentwicklung als Sprachverfall betrachtet und die früheste Form damit die vollkommenste darstellen muss.

Doch schon für das 17. und 18. Jahrhundert oder gar früher ließe sich von einer Art *précomparatisme*<sup>13</sup> sprechen. Denn was für die Sprachentwicklung gilt, hat ebenso für die Geschichte der Wissenschaften Gültigkeit: es entsteht nie etwas wahrhaft Neues, das Neue geht immer aus Altem hervor. Die ersten Versuche, Sprachverwandtschaften zu erklären<sup>14</sup>, stammen aus dem 16. Jahrhundert. Joseph-Juste Scali-

---

<sup>10</sup> FLOBERT 1967 nennt Bréal einen Zeitzeugen von drei linguistischen Revolutionen: Bopp, Schleicher und die Junggrammatiker (18).

<sup>11</sup> Cf. DE PALO 2001a:25.

<sup>12</sup> BOUTAN 1998:13.

<sup>13</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:160.

<sup>14</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:163.



ger denkt schon 1599 über eine Klassifizierung nach<sup>15</sup> und thematisiert die Verwandtschaften unter den Sprachen. Er unterscheidet als erster Sprachfamilien und liefert eine erste methodische Basis<sup>16</sup>.

Auch Leibniz will klassifizieren; er hat die Vision, alle Sprachen der Welt zu erfassen und ihre Wörterbücher und Grammatiken zu vergleichen. Der Komparatismus des 17. und 18. Jahrhunderts hat allerdings noch keine historische Dimension, keine Konzeption vom Wandel<sup>17</sup>, und arbeitet auch noch keine allgemeinen Gesetzmäßigkeiten heraus. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt sich die Perspektive zu verschieben; und die komparative Sprachwissenschaft (als komparative Grammatik) bildet sich tatsächlich im 19. Jahrhundert heraus.

Ihre Begrifflichkeiten sind in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts besonders in Frankreich sehr vieldeutig<sup>18</sup> und nicht immer leicht auseinander zu halten: man spricht von *grammaire comparée* oder *comparative, linguistique comparative* oder auch *philologie comparative*<sup>19</sup>. Den heute meist gebrauchten Terminus *grammaire comparée* nutzt offiziell als erster Raynouard (1821) im Titel seiner Veröffentlichung: *Grammaire comparée des langues de l'Europe latine dans leurs rapports avec la langue des troubadours* (cf. BRÉAL 1879:1006s.).

Der meist zitierte Gewährsmann für den Beginn der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft ist Humboldt<sup>20</sup>. Jedoch betreibt dieser in erster Linie komparative Philologie<sup>21</sup> und keine vergleichende Grammatik. Die erste Generation der Komparatisten fühlt sich noch stark Humboldt verpflichtet, trennt sich aber langsam von seiner Sprachphilosophie. Geht man bei Bréal von den namentlich zitierten Vorbildern aus, sollte man meinen, er stehe Humboldt näher als seinen deutschen Kollegen<sup>22</sup>, da dieser regelmäßig von ihm zitiert wird. Im Allgemeinen gilt aber Bopp als der deutsche Gründervater der historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft.

August Schleicher gilt als Begründer der Stammbaumtheorie, der die vergleichende Sprachforschung als Teil der Naturwissenschaften versteht. Sprachen und deren Veränderungen unterliegen für ihn der Evolution wie biologische Arten. Die Faszination von Mathematik und den Naturwissenschaften erreicht bei Schleicher schon fast den Status

---

<sup>15</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:130.

<sup>16</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:132.

<sup>17</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:134.

<sup>18</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:160.

<sup>19</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:161.

<sup>20</sup> Cf. RASTIER 2001.

<sup>21</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET 1996:123.

<sup>22</sup> Cf. THIELEMANN 1994:299.

der Obsession. Schleichers fortgeschriebene Naturmetaphorik äußert sich in Termini wie *Geburt*, *Heranwachsen* und *Absterben* von Sprachen, in der Konzeption von *Gattungen*, *Arten* und *Unterarten*, ja sogar *Sippen* und *Familien*. Wenn es auch schon Ansätze hierzu bei Bopp, Schlegel und Grimm gab<sup>23</sup>, so wird das Organismuskonzept erst bei Schleicher zur Basis der Sprachtheorie.

Der Mensch und die kommunikative Funktion der Sprache treten vollkommen in den Hintergrund; es ist keine Wechselwirkung zwischen Geist, Kultur und Gesellschaft denkbar, wenn die Sprache als reines Naturprodukt aufgefasst wird. Neben der Stammbaum-Lastigkeit wird auch der Rekonstruktions-Ehrgeiz bei diesen Indogermanisten und Slawisten zum wahren Problem<sup>24</sup>.

Wenn man die Sprachen vergleichen will, muss man den ganzen Weg zurückverfolgen; und Schleicher hat dabei zumindest den Vorsatz, Willkür und Subjektivismus zu vermeiden. Leider fällt Schleichers Konzeption aber trotzdem mit einer Dekadenz-Auffassung über die Sprachentwicklung zusammen. Anders als die Junggrammatiker postuliert Schleicher aber nie die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze; sie gelten bei ihm eher tendenziell und die Laute unterliegen mehr den physischen Gesetzen der Lautorgane. Er nimmt schon eine zunehmende Demotivierung in der Sprachgeschichte an; erst durch Demotivierung können die Lautgesetze wirksam werden. Schleichers Werk lebt durch die Lautgesetze der Junggrammatiker weiter, bei denen die Sprache zwar kein Organismus ist, aber trotzdem eine quasi-autonome Existenz zugesprochen bekommt.

---

<sup>23</sup> Cf. KOERNER 1982.

<sup>24</sup> Cf. WUNDERLI 2001:138s.

### 1.2.3 Übersetzung der *Vergleichenden Grammatik* von F. Bopp

Bréals Übersetzung der *Vergleichenden Grammatik* von Bopp und seine Vorworte zu den ersten vier Bänden haben die komparative Sprachwissenschaft in Frankreich bekannt gemacht, so dass diese Methode dort mit einer gewissen Verspätung zum Durchbruch kam<sup>25</sup>. Schon nach weniger als zehn Jahren war eine zweite Auflage der Übersetzung notwendig. Bréal war nicht der erste, der die Idee hatte, Bopps Werk zu übersetzen; „Adolphe Regnier [...] avait entamé à ce sujet avec M. Bopp des négociations, qui, pour des raisons étrangères à leur volonté, ne purent alors aboutir.“ (BRÉAL 1875b:LV N2).

Bréal hatte sich vorgenommen, eine Ganzschrift der „mustergültigen“ neueren deutschen Sprachwissenschaft zu übersetzen und sich bewusst gegen Schleichers *Compendium*<sup>26</sup> entschieden. „Schleicher a publié, en 1861, un *Compendium* de la grammaire comparée des langues indo-européennes, qui se recommande par l'excellente disposition des matières, par la précision des idées et la nouveauté d'une partie des observations.“ (BRÉAL 1875b:LIII N2). Bréal zeigt ansonsten nicht viel positives Interesse für Schleicher, für ihn kann Schleicher mit seinen Spekulationen keinen Sprachwandel erklären. Weder das Naturalistisch-Organistische noch das Romantisch-Mystische gefallen Bréal, der nach Beobachtung, Beschreibung und methodischer Analyse strebt<sup>27</sup>.

Da Bopp in Deutschland den Stimulus für die Vergleichende Sprachwissenschaft gegeben hat, ist Bréal davon überzeugt, dass sein Werk auch in Frankreich Anklang finden wird. Bréal ist sich durchaus darüber im Klaren, dass das Werk auf dem Gebiet des indogermanischen Komparatismus nicht mehr aktuell ist:

---

<sup>25</sup> „[I]ntroducía así en Francia el estudio histórico y comparado de las lenguas indoeuropeas.“ (GARCÍA-HERNÁNDEZ 1998:149). AARSLEFF 1979a:90 stellt fest: „It seems obvious [...] that there can be no doubt of his [Bréal's] importance; in the linguistic reorientation that occurs in the late decades of the nineteenth century, he is the first innovator“. Ebenso halten AUROUX/DELESALLE 1990:110 ihn für „one of the foremost instigators of this development“.

<sup>26</sup> Angeboten hätte sich auch nicht die *Geschichte der Sprachwissenschaft* von Benfey, obwohl Bréal sie als „le livre le plus sûr et le plus substantiel qui ait encore été écrit sur la science du langage“ (BRÉAL 1869:386) charakterisiert. Auf über achthundert Seiten beschreibt Benfey die Geschichte des Fachs seit der Antike (Hindu, Griechen, Römer), über Mittelalter und Renaissance bis 1868. Als er bei den Zeitgenossen ankommt, beschränkt er sich jedoch leider nur noch auf eine Aufzählung von Namen und Werken und trägt nichts zu den zeitgenössischen großen Problemen bei. Friedrich Schlegel und Bopp kommen für Bréals Geschmack etwas zu kurz und nebenbei findet er Benfey zu patriotisch (cf. BRÉAL 1869:388).

<sup>27</sup> Cf. NERLICH 1990b:109. Hier zeigt er sogar eine ähnliche Abneigung wie die Bopps gegen die Schlegel-Brüder und deren symbolistische Schule (wenn sie paradoxerweise auch in jungen Jahren zu Bopps Lehrmeistern zählten), cf. MARTONE 1990:XXIV.

Quand Bopp a publié sa grammaire comparée (nous parlons de la première édition), la science était à créer, et elle tenait presque tout entière dans son ouvrage. Étudier Bopp, c'était prendre les choses à leur source. Aussi pouvait-il donner à son livre les développements qu'il lui plaisait. En l'écrivant, il constituait la grammaire comparée, et ce qu'on ne trouvait pas chez lui n'existait nulle part et pour personne. Quand, vingt-huit ans plus tard, Schleicher composa son *Compendium*, il n'en était déjà plus de même. Sur tous les points, la science avait suscité des travailleurs, de grands progrès avaient été obtenus, il fallait se borner et choisir. (BRÉAL 1894:446)

Aber für Bréal persönlich ist die Bopp-Übersetzung „un ouvrage de découverte, d'initiation à la recherche, et un ouvrage de comparaison (et non de reconstruction déductive)“<sup>28</sup>.

Schon seit fünfzig Jahren wird in Deutschland auf dem Gebiet gearbeitet und Bréal ist der Überzeugung, man könne die Methode am besten aus Bopps Werk lernen (cf. BRÉAL 1875b:IV), da er sie nicht nur präzise anwende, sondern sie auch offen lege. Das Buch sei eine Schatztruhe neuer Erkenntnisse und gleichzeitig eine praktische Anleitung zu der neuen Methode (cf. BRÉAL 1875b:v).

Bopps Buch ist Bréals Ansicht nach zentral, weil es das Grundprinzip der Vergleichenden Sprachwissenschaft vertritt: Sprachen entwickeln sich kontinuierlich. Es begehe nicht den Fehler der alten grammatischen Methode, die dem Glauben verhaftet gewesen sei, eine Sprache stelle ein in sich geschlossenes Ganzes dar, das sich aus sich selbst heraus erkläre. Bréal imponiert, dass Bopp sein ganzes Leben lang an den Prinzipien weitergearbeitet habe, die er früh aufgestellt habe:

[...] poursuivant sans relâche les mêmes études, il s'est attaché pendant cinquante ans à en étendre la portée, à en multiplier les applications et à assurer les progrès dans l'avenir. Aussi son nom restera-t-il inséparable d'une science dont il est, en un sens, le plus parfait représentant: sa récompense a été de la voir grandir sous ses yeux. (BRÉAL 1875b:LIV)

Bréal zeigt sich zuversichtlich, dass die neue Methode in Frankreich Fuß fassen werde: „Une fois que la science du langage aura pris racine parmi nous, aux fruits qu'elle donnera, on reconnaîtra le sol généreux où elle a été transplantée.“ (BRÉAL 1875b:VI). Bréal hofft, dass sich in Frankreich auch „une famille de linguistes“ herausbilde: gute sprach-

---

<sup>28</sup> SWIGGERS/DESMET:196.

wissenschaftliche Arbeiten gebe es zwar genug in Frankreich<sup>29</sup>, doch fehle den meisten die einheitliche Ausrichtung, so dass man meinen könnte, die Sprachwissenschaft habe keine festen Regeln (cf. BRÉAL 1875b:I-III).

Bréal will in Frankreich eine Schule der historischen Grammatik begründen, die mit der deutschen konkurrieren kann<sup>30</sup>. Außerdem sollte die Forschung auch breiteren Kreisen als bisher bekannt werden<sup>31</sup>.

In den Jahren 1865 bis 1885 haben die Komparatisten die Methoden der Sprachwissenschaft legitimiert und verändert<sup>32</sup>; so begann sich um 1870 eine mehr historische Sprachwissenschaft gegen die rein komparative Grammatik durchzusetzen. Bréals große übersetzerische Leistung kam also etwas verspätet; so gelang der Durchbruch der Junggrammatiker in Frankreich auch erst verspätet, was möglicherweise sogar bewirkt haben könnte, dass Bréal selbst im Licht der veralteten Methode gesehen wurde.

---

<sup>29</sup> Cf. MEILLET 1916:12. Die Anwendung der Methode von Bopp sollte der „période d’anarchie et d’incohérence que traverse la linguistique française“ (DESMET/SWIGGERS 1995:5) ein Ende bereiten.

<sup>30</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:212.

<sup>31</sup> Hier klingt schon eine Art Beziehung zwischen *savoir savant* und *savoir scolaire* an, cf. BOUTAN 1998:69-73.

<sup>32</sup> Cf. BERGOUNIOUX 1996:75.

#### 1.2.4 Kritik am Rekonstruktivismus

Der entscheidende Unterschied zwischen dem rein komparativistischen Ansatz und der beginnenden historischen Sprachwissenschaft mit den Junggrammatikern war, dass das Bestreben nicht mehr nur auf die Rekonstruktion einer idealen Urform ausgerichtet war, sondern auf die Beschreibung der Geschichte der Sprache. Die Einführung der historiographischen Studien in Frankreich ist fast ausschließlich Michel Bréal und Gaston Paris zu verdanken<sup>33</sup>. Der Vergleich dient in der deutschen Forschung der Zusammenstellung von Sprachfamilien und weiter noch der Rekonstruktion von Protosprachen. Das Interesse an den Sprachen der Welt wird immer größer und damit eine typologische Klassifikation notwendig. Was heute eine Selbstverständlichkeit ist, ist damals ein spektakuläres Ergebnis: man kommt zur ersten Definition der indogermanischen Sprachfamilie<sup>34</sup>.

Als Erbe der Vergleichenden Sprachwissenschaft steht Bréal der komparativistischen Arbeit reflektiert und ein wenig gespalten gegenüber<sup>35</sup>. Der Vergleich innerhalb einer Sprachengruppe oder -familie sei zwar sehr nützlich, aber er ersetze nicht die Analyse der Einzelsprache. Die sprachimmanente und die vergleichende Methode könnten komplementär genutzt werden. „Quand même il s’agit d’étudier les traits qui constituent la physionomie propre d’un idiome, il est bon de le comparer à ses frères“ (BRÉAL 1868c:89). Ab den siebziger Jahren wendet er sich jedoch von der deutschen (junggrammatischen) Wissenschaft ab<sup>36</sup>, da sie immer technischer geworden ist und sich wiederholt.

Bréal éprouvait une sympathie modérée pour les équations quasi algébriques des néo-grammairiens et pour les appareils enregistreurs de la phonétique expérimentale. Cependant, avec son ordinaire libéralisme et sa claire intelligence des évolutions nécessaires, il avait [...] en 1896 obtenu la création d’un laboratoire de phonétique au Collège de France.<sup>37</sup>

Lange Zeit hatte man sich zu sehr auf das sprachliche Material konzentriert und dabei den Sprecher vernachlässigt. Bréal sieht die Notwendigkeit, auch die Seele der Sprecher und die Kultur, die die Wörter

---

<sup>33</sup> Cf. DESMET 1996:1. EINHAUSER 1996 nennt Raynouard und Bréal als Hauptimporteure (222), was leider nicht weiter begründet wird. Die Anführung Raynouards (unter Auslassung von Paris) ist nicht ganz nachvollziehbar, da Raynouard Komparatismus betrieb, aber nicht unbedingt ein Verfechter der historischen Dimension war (cf. WUNDERLI 2001:122).

<sup>34</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1992:159.

<sup>35</sup> Cf. dazu auch BRÉAL 1864:44b-47, 1868c:83-86 und 1878c:7.

<sup>36</sup> Cf. BERGOUNIOUX 1994:128.

<sup>37</sup> ENOCH 1916:665.

einer Sprache widerspiegeln, zu untersuchen. Bréal lehnt eine rekonstruktivistische Arbeitsweise ab, er ist vorwärtsgerichtet und zieht die Deduktion induktiven Verfahren vor (cf. BRÉAL 1868a:XI).

Un linguiste dont assurément personne ne contestera la prudence scientifique, M. Michel Bréal, l'éminent professeur du Collège de France, a récemment fourni des arguments décisifs précisément dans le sens que nous avons indiqué [...] M. Bréal a enfin fait disparaître cette source d'erreurs en restituant aux racines leur valeur exacte, en les rétablissant dans leur rôle et leur nature. S'inspirant des observations concordantes de tous les ethnographes sur les langues inférieures, il s'est demandé si les quelques centaines de mots restitués de la langue-mère indo-européenne étaient bien la forme primitive et avaient bien donné leur valeur significative aux mots dans lesquels ils entrent comme racines. Et, d'accord avec les ethnographes, il a conclu pour la négative<sup>38</sup>.

Da es methodisch keinen anderen Ausweg gibt, gilt Bréals Interesse mehr der Wortgeschichte als der Etymologie, „l'étymologie-origine glisse vers l'étymologie-histoire des mots“<sup>39</sup>. Ähnlich wie Meyer-Lübke sieht er einen deutlichen Unterschied zwischen Biologie der Sprache und „Sprachpaläontologie“ und gebietet höchste Vorsicht mit der Induktion:

Je sais combien il est commode pour l'enseignement de tirer les formes réellement conservées des formes que, par induction, nous attribuons à la langue mère. Mais il faut laisser à la science ce terrain mouvant où de nouveaux progrès modifient constamment l'hypothèse de la veille. [...] Des faits encore si contestés conviennent mal à nos collégiens, qui ont bien d'autres choses à apprendre que les formes conjecturales restituées par nos savants. (BRÉAL 1877a:240s.)

Hier zeigt sich eine klare Unterscheidung zwischen *diachronie prospective* und *diachronie rétrospective*<sup>40</sup>. Eine *diachronie prospective* folgt dem Lauf der Zeit und synthetisiert die Entwicklung; gegen diese Vorgehensweise ist nichts einzuwenden. Die *diachronie rétrospective* dagegen verfolgt den Lauf der Zeit rückwärts: ausgehend von einem Punkt in der Vergangenheit sucht sie nach der Form, die diesem Zustand zugrunde liegt. „Bréal distingue ainsi nettement le domaine historique de la reconstruction des racines et celui, anté-historique, de la spéculation sur l'origine du langage“<sup>41</sup>.

Beide Methoden sind Unternehmungen des Linguisten, die man nicht mit der Sicht des Sprechers gleichsetzen darf. Trotzdem ist die

---

<sup>38</sup> ZABOROWSKI 1879:44s.

<sup>39</sup> DESMET/SWIGGERS 1995:149. – Cf. BRÉAL 1879:1008b.

<sup>40</sup> Cf. WUNDERLI 1990:4-7.

<sup>41</sup> DESMET/SWIGGERS 1995:105. – Cf. BRÉAL 1877b:397.

*diachronie prospective* in gewisser Weise noch natürlicher, organischer. Bréal zeigt sich nicht nur pessimistisch, sondern hält die Rekonstruktionen eines Urzustandes für unnötige Spekulationen und „conclusions excessives“ (BRÉAL 1877a:410). Er sieht gar keinen Anlass dafür, „des racines imaginaires“ (BRÉAL 1877a:407) auszuhecken, wenn möglicherweise das Sanskrit kaum älter ist als das Griechische und das Lateinische<sup>42</sup>.

Bréal erkennt keine Ursprache als Zustand an. Auf ihn geht sogar das Verbot in den Satzungen der SLP (Artikel 2 von 1866) zurück, sich mit dem Sprachursprung auseinander zu setzen<sup>43</sup>. Allerdings weben sich zahlreiche Missverständnisse um dieses „Verbot“ der SLP. Man muss diese Bestimmung in ihrem historischen Umfeld verstehen: im 18. Jahrhundert stellte sich die Frage rein theoretisch<sup>44</sup>. Im 19. Jahrhundert hatte man aber weit über das Ziel hinaus geschossen und das Prinzip der Uniformität verletzt, indem man den ersten Sprechern unglaubliche Fähigkeiten zugebilligt hatte, die seitdem verschwunden sein sollten<sup>45</sup>. Die SLP wollte niemandem verbieten, sich theoretische Gedanken über einen möglichen Ursprung zu machen, aber sie wollte der wilden Spekulation ein Ende setzen.

La Société de Linguistique de Paris, qui est sans doute aujourd'hui la plus ancienne du monde, ne se réclame d'aucune doctrine rigide et exclusive. Elle ne représente même pas une école linguistique, à moins qu'on n'entende sous ce nom un simple accord entre linguistes pour la recherche de la vérité.<sup>46</sup>

Renan, Müller, Grimm und Schleicher hatten unter dem Tarnmantel der Sprachwissenschaft eine Art Metaphysik betrieben, die nicht weiter akzeptiert werden sollte. Ansonsten hielt Bréal die Forschung zum

---

<sup>42</sup> Cf. MS 7321, ff. 135 (Bibliothèque de l'Institut). Auch Brugmann räumt ein, dass die Rekonstruktion der indogermanischen Grundsprache ein großes methodisches Problem darstelle. Alle interessierten sich für diese Ursprache, weshalb auch der weitere Umgang mit den rekonstruierten Grundformen äußerster Vorsicht bedürfe. Leider würden diese aber oft in einem weiteren Schritt zum „gemeingiltigen maaßstab“ erklärt; dabei seien es „rein hypothetische gebilde“ (BRUGMANN 1878:193). Das führe den Sprachforscher in einen Teufelskreis. Nach Brugmann sollte man eher vom Bekannten ausgehen, um dann zum Unbekannten vorzudringen. Das solle nicht heißen, dass die ganze vergleichende Sprachwissenschaft unnütz gewesen sei, man könne schon mit Stolz auf die durch Fleiß erworbenen Ergebnisse zurückblicken, aber schon „die fundamentmauern enthalten zahlreiche unsolide stellen“ (197), an denen nachgebessert werden müsse.

<sup>43</sup> Cf. auch BRÉAL 1924:1. – Cf. AUROUX 1989.

<sup>44</sup> Renan wirft den Philosophen der Aufklärung vor (*De l'origine du langage* 1848), die Frage nach dem Sprachursprung zu theoretisch angegangen zu sein und sich in künstlichen Erklärungen verloren zu haben. Cf. ROUSSEAU 1986:16.

<sup>45</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:171.

<sup>46</sup> VENDRYES 1955:21.



Sprachursprung für wichtig und legitim, wenn sie theoretisch abgesichert betrieben wurde<sup>47</sup>. Bréal geht davon aus, dass die phonetische Rohmasse der ersten Wörter wohl die graduelle Verformung der ersten Schreie<sup>48</sup> war:

[...] l'homme a perdu l'habitude de créer des mots, ou, pour parler plus exactement, il ne l'a jamais eue, puisque nos premiers vocables n'ont été probablement autre chose que la transformation graduelle de nos premiers cris. (BRÉAL 1901a:243)

Man könne sich schon vorstellen, dass die Menschen die Geräusche der Natur nachgeahmt hätten oder dass sie mit Gesten und Stimme Personen unterschieden hätten. Bréal bleibt aber ratlos vor der Vorstellung, dass sie durch kleine Veränderung in Form von Silben (z.B. Suffixe) Zeiten und Modi erfunden hätten (cf. BRÉAL 1900a:283).

Das Verbot der SLP bedeutet keinen aufoktroierten Zwang, sondern es gibt unter Sprachforschern inzwischen die allgemeine Einsicht, dass sie nur eine Entwicklung beschreiben können, nicht aber den Ursprung. Bei Forschungen zum Sprachursprung erkennt Henry die Gefahr, dass man von einem reinen Zustand träumt, den man nicht beobachten kann. Dabei werde leicht vergessen, dass der Mensch damals nicht grundverschiedene Fähigkeiten hatte: „c'est supposer un temps fabuleux où l'homme parlait autrement qu'avec sa glotte et pensait autrement qu'avec son cerveau“<sup>49</sup>. Henry rechtfertigt aber das natürliche Interesse, zum Sprachursprung zu forschen<sup>50</sup>: die Sprache müsse wie alles andere einen Anfang haben. Andererseits könne es nie einen Beweis für derartige sprachwissenschaftliche Hypothesen geben. Aus der Gewissheit heraus, dass alle Erklärungsversuche niemals zu einer endgültigen, verifizierbaren Lösung führen können, sei es unter Linguisten inzwischen gängig, dass sich jede Untersuchung zum Sprachursprung verbieten würden. Für Henry ist das Problem des Sprachur-

---

<sup>47</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:171. Otto Jespersen dürfte eine ähnliches Verständnis gehabt haben (172).

<sup>48</sup> Denn alle Sprachen sind zur Lautmalerei fähig; trotzdem fallen ihre Onomato-poetika unterschiedlich aus. Müller dagegen akzeptiert Lautmalerei oder ungewollte Schreie als Wurzeln nicht. Wichtiger sei es, die Frage zu beantworten, wie Wurzeln zu Zeichen für allgemeine Vorstellungen werden konnten. Müllers Ausführungen sind dazu sehr vage, da er jede Art von Konvention ablehnt. Er gibt vor, es habe „am Anfang“ unzählige Wurzeln gegeben, die dann auf einen Grundstock von 400 oder 500 reduziert worden seien. Seiner Ansicht liegt bei genauerem Hinsehen doch die Vorstellung der *idées innées* zugrunde.

<sup>49</sup> HENRY 1896:13.

<sup>50</sup> Cf. HENRY 1896:25.

sprungs nicht unlösbar, aber es ist kein Problem der Sprachwissenschaft, die für ihn als Gegenstand nur bestehende Sprachen hat<sup>51</sup>.

Auch für Saussure ist später die Sprache immer als das Erbe einer vorausgegangenen Epoche zu sehen; deswegen hält er die Frage nach dem Sprachursprung nicht nur für uninteressant – „[c]ette question n'existe même pas“<sup>52</sup>, denn der wahre Gegenstand der Linguistik ist auch für ihn das normale und regelhafte Leben einer existierenden Sprache<sup>53</sup>. Saussure kritisiert die Konzeptionen der Sprachphilosophen (Enzyklopädisten und Ideologen). Sie würden ihn an „Adam appelant près de lui les <divers> animaux et leur donnant à chacun leur nom.“<sup>54</sup> erinnern! Sie stellten sich den Sprachursprung als eine Situation vor, in der allen Dingen Namen gegeben würden; dabei werde eine Konvention etabliert, die dann als arbiträr charakterisiert werde. Saussure muss sich gegen die Vorstellung wenden, Zeichen könnten isoliert existieren. Für ihn haben sie nur ein Dasein in einem System mit anderen Zeichen.

Valéry gibt Bréal auch Recht darin, dass er die Frage nach dem Sprachursprung verwirft: „M. Bréal a négligé, avec autant de raison, les mouvantes questions d'origine. En toute matière, l'origine est une illusion“<sup>55</sup>.

Bréal verurteilt den Glauben, die Sprache sei gottgegeben<sup>56</sup>; sie sei vielmehr oft ein Zufallsprodukt:

[...] le langage étant une œuvre d'improvisation, où le plus ignorant a souvent la plus grande part, et où le hasard des événements a mis largement sa marque, il n'est guère raisonnable de lui demander des leçons de physique ou de métaphysique. (BRÉAL 1924:179s.)

Bréal gleitet von der Ontogenese zur Phylogenese, indem er die Sprachentwicklung seines Sohnes Auguste notiert. Mit neun Monaten benutze dieser nur ein einziges Wort (welches, wird nicht ausgeführt), das alle Dinge seines Umfeldes bezeichne.

---

<sup>51</sup> Cf. DE PALO 2001a:31. Henry äußert sich deswegen wohl eher zum Spracherwerb als zum Sprachursprung. Er nimmt die Vorstellung als Ausgangspunkt, dass eine Sprache mit jedem Sprecher neu geschaffen wird: sobald ein Sprecher sterbe, sterbe eine Sprache (cf. HENRY 1896:12). Sobald ein Kind anfangen zu sprechen, werde eine Sprache geboren. In diesem Sinne gesteht er der Sprache keine autonome Existenz zu: „le langage ne vit pas, puisqu'il n'est pas“ (13) und erinnert damit fast an Coerius „Linguistic change does not exist.“ (cf. Kapitel 3.2.2).

<sup>52</sup> ENGLER 1967-1974:148:II R.

<sup>53</sup> Cf. SAUSSURE 1973:105.

<sup>54</sup> ENGLER 1967-1974:1086 N12.

<sup>55</sup> VALÉRY 1898:256.

<sup>56</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:226.

J'en conclus que le langage est bien chose naturelle à l'homme, mais nullement le langage varié. Un seul mot a suffi à l'origine. L'homme y mettait le sens qu'il voulait. La différenciation, loi essentielle du langage, a opéré comme elle opère aujourd'hui. Elle a séparé les différents sens d'un mot, les différentes nuances d'un son. Mais c'est déjà un fait secondaire.<sup>57</sup>

Bréals Vorstellung vom Sprachursprung bringt die Sprachwissenschaft mit Hilfe der Grundregel einer äußerst langsamen Entwicklung auf den Boden der Tatsachen zurück.

En reculant l'origine du langage au delà [sic] de toute période voisine de l'histoire, au delà [sic] de toute observation directe, M. Bréal s'est conformé à la théorie désormais invincible des formations lentes; il a fourni un argument puissant en faveur de la prodigieuse antiquité de l'homme. En dépouillant de leur caractère abstrait les monosyllabes qui ont donné naissance aux racines indo-européennes, il a coupé court aux considérations pompeuses sur la noblesse originelle de l'intelligence; il a radicalement extirpé la métaphysique de la science du langage<sup>58</sup>.

Der Vergleich mit dem kindlichen Spracherwerb reiche als Nachweis gegen die *idées innées* bereits aus. Jede Aktivität werde durch den Gebrauch erworben:

On apprend une langue à peu près comme l'enfant apprend un jeu: il regarde jouer d'abord, observe les coups, puis se mêle à ses compagnons, commet des fautes, est repris, se corrige, et fait sa partie comme les autres; ou encore comme l'apprenti regarde un mécanisme, en suit les mouvements, y met ensuite la main et devient ouvrier par l'usage. C'est une forme de l'activité plutôt que du savoir.  
[...] Comme toutes les formes de l'activité, celle-ci se fortifie par l'exercice: l'homme qui a appris une langue étrangère a d'autant plus de facilité pour en apprendre une seconde. (BRÉAL 1886:237)

Der semantische Ursprung eines Wortes stelle nicht unbedingt das interessanteste Erkenntnisziel für die Semantik dar. Andere Etappen der semantischen Entwicklung eines Wortes seien ebenso wichtig und dürften nicht wegen der Faszination für den Ursprung vernachlässigt werden:

[...] ce n'est pas seulement au point de départ et, pour ainsi dire, à la naissance des mots que la signification a besoin d'être examinée avec soin. Le développement des sens présente à tout instant de petits problèmes intéressants (BRÉAL 1889a:173).

---

<sup>57</sup> DÉCIMO 1997:43.

<sup>58</sup> ZABOROWSKI 1879:47s.

Will man den ersten Sprechern keine zu außergewöhnlichen Fähigkeiten zuschreiben, so genügt es, vom heutigen Sprecher auszugehen. Wenn es keine konventionalisierte Weise gibt, etwas Bestimmtes auszudrücken, improvisiert der Mensch intuitiv; den Sprachursprung könnte man sich ähnlich vorstellen<sup>59</sup>. Das Sprachsystem ist weder in den Anfängen noch in seiner weiteren Entwicklung naturgegeben oder angeboren; es bleibt eine Schöpfung des Menschen<sup>60</sup>.

Schleichers Methode, das hypothetische Urwort zu rekonstruieren, hatte viele Nachahmer gefunden, aber Bréal kritisiert, dass sie uneingeschränkt davon ausgingen, dass in der *langue-mère* alle Wörter durchsichtig gewesen sein müssten. Er wehrt sich außerdem gegen die Auffassung, das Sanskrit sei die Ursprache oder Mutter aller indo-germanischen Sprachen, denn in der Zeit davor werde es noch etliche frühere Sprachzustände gegeben haben statt einer *tabula rasa*.

On reconnut (et c'est le principe qui sert encore aujourd'hui de fondement à la grammaire comparée) que le sanscrit n'est pas la souche qui a porté nos langues de l'Europe, mais qu'il est une branche sortie de la même tige (BRÉAL 1864:21b)<sup>61</sup>.

Bréal lässt also zu, dass man indo-germanische Wurzeln rekonstruiert, aber man dürfe nicht davon ausgehen, dass dies die ursprünglichsten Formen seien, von denen aus sich alle anderen entwickelt hätten<sup>62</sup>. Vorteil der Entdeckung des Sanskrit ist, dass sich die anderen Sprachen leichter in einen großen Rahmen eingliedern lassen; nur wendet sich Bréal strikt gegen die Annahme, dass die Sanskrit-Formen den Ursprung des menschlichen Sprechens darstellen<sup>63</sup>. Die Tatsache, dass es keine weiter zurückgehenden Nachweise gebe, könne nicht bedeuten, dass die früheste Entdeckung den Ursprung aller Sprachen darstelle, „le monde n'a pas commencé là où expire le champ de notre regard“ (BRÉAL 1877b:411, aber auch 379-86). Auch in den vorbereitenden Notizen zum Artikel «Les commencements du verbe» (BRÉAL 1900a) äußert Bréal sich mit der gleichen Metaphorik des eingeschränkten Sichtfeldes:

Pour le dire ici en passant, la linguistique ne s'est pas laissé moins égarer que l'ethnologie à ces fausses idées de simplicité et de pureté [...] par son étrange manque de perspective, à la première page de leurs observations. C'était prendre pour le commencement du monde la limite

---

<sup>59</sup> Cf. WUNDERLI 1976:425.

<sup>60</sup> Ganz allgemein ist es sicher nicht verwerflich anzunehmen, dass die Fähigkeit zur Systemerschaffung ein anthropologisch-psychologisches Phänomen ist (cf. WUNDERLI 1976:442).

<sup>61</sup> Cf. dazu auch BRÉAL 1864:46b, 1868c:82, 1879:1010b und 1868a:XXIII.

<sup>62</sup> NERLICH 1991:372.

<sup>63</sup> Cf. dazu BRÉAL 1868a:XXIII, 1868c:82 und 1879:1010b.

étroite où expire notre regard. Des linguistes, à l'aide des idiomes venus jusqu'à nous, ont prétendu reconstruire une langue mère d'une absolue pureté comme les ethnologues affirmaient l'existence de races sans mélange. C'était prendre pour les bornes du monde les limites étroites où expire notre regard. Il n'y a aucune raison de croire que les langues et les races fussent moins mêlées il y a quarante siècles, le règne de la violence, avec son cortège d'esclaves et de prisonniers, étant remonté aux plus anciens temps de l'humanité. (2<sup>e</sup> version, f. 148)<sup>64</sup>

Dies alles bedeutet jedoch nicht, dass man die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft als kurze Aberration in der Geschichte der Linguistik betrachten soll<sup>65</sup>. Sicherlich herrschte bald Unzufriedenheit über gewisse Methoden, aber daraus ergab sich ja gerade die Erkenntnis der Notwendigkeit, allgemeinere Probleme zu diskutieren. So erst etablierte sich das Bewusstsein, dass man die Dinge nicht alle nur von ihrer historischen Seite her angehen kann. Wenn Ende des 19. Jahrhunderts auch alle Zeichen auf Veränderung stehen, so kann man doch nicht von einem intellektuellen Schnitt zwischen der Sprachwissenschaft des 19. und der des 20. Jahrhunderts sprechen. Die Interessenverschiebung ist eher von Kontinuität gekennzeichnet und nicht vergleichbar mit dem Bruch zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert.

Bréal kritisiert die deutsche Sprachwissenschaft kaum offensiv; vielmehr betont er seinen anderen Standpunkt<sup>66</sup>. Bréal wollte Sprachwandelprozesse erforschen und beschreiben, die bei Bopp wenn überhaupt zufälliges Nebenerzeugnis waren:

[...] nos idiomes ne sont pas, comme on pourrait le croire en lisant Pott et Benfey, les fragments d'un ensemble harmonieux qui aurait été mis en pièces. Chacune de nos langues s'est dégagée de l'unité primitive d'après des lois organiques dont il est possible de décrire le jeu et de découvrir le principe. (BRÉAL 1868c:84)

Bréal kritisiert an Bopp, dass er mehr Anatomist als Historiker gewesen sei, da er gerne Suffixe „auseinander gepflückt habe“ (BRÉAL 1866-1874, vol. 4 (1872):15), wobei bei Bréal die Polemik mit den deutschen Kollegen durch seine universitäre Höflichkeit gemildert ist.<sup>67</sup>

Saussure wirft später der vergleichenden Grammatik vor, dass sie nur vergleichend war anstatt wirklich historisch<sup>68</sup>. Verdienst des Kom-

---

<sup>64</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:82.

<sup>65</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:437.

<sup>66</sup> Cf. THIELEMANN 1994:290. Sein Lehrer Bopp hatte ein ganz anderes Erkenntnisinteresse: „Da dessen deskriptiver Bezugsrahmen der „Organismus“ des Sanskrit war, wurde der Vergleich in erster Linie geführt, um Auskunft zu erhalten, ob die für das Sanskrit konstitutiven organischen Prinzipien bewahrt waren“ (288).

<sup>67</sup> Cf. BAGGIONI 2000:59.

<sup>68</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:167.

paratismus ist in Saussures Augen die Lieferung des Untersuchungsmaterials, das aber leider nicht unter die diachronische Lupe genommen worden ist:

[...] quand on lit Bopp et son école, <on en arriverait à croire que> les Grecs <avaient> apporté avec eux depuis un temps infini un bagage de racines, thèmes et suffixes, et qu'au lieu de se servir des mots pour parler, ils s'occupaient de les confectionner<sup>69</sup>.

De Lamberterie findet, Bréal sei als Komparatist immer blind bei der Methode von Bopp geblieben<sup>70</sup> und seine Etymologien entsprängen seiner Phantasie. Bréal vorzuwerfen, er sei in Verzug gewesen gegenüber den Methoden und dem Kenntnisstand seiner Zeit, kann nur aus dem Munde eines Neiders kommen. Dass Bréal keinen kritischen Standpunkt gehabt hätte, lässt sich auch als These nicht aufrechterhalten, denn 1896 rät er R. Rolland, niemals Vergleichende Sprachwissenschaft zu betreiben<sup>71</sup>, denn „[à] petite dose, ça abrège la vie“<sup>72</sup>!

---

<sup>69</sup> ENGLER 1967-1974:2773 N7.

<sup>70</sup> DE LAMBERTERIE 1997-1998:11.

<sup>71</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:75.

<sup>72</sup> B.N. Fonds Romain Rolland, f. 19, 16.4.1896.

### 1.2.5 Kritik an Transformismus und Anthropomorphisierung

Mit Schleicher<sup>73</sup> erlebt das 19. Jahrhundert langsam eine Hinwendung zur prospektiven Sprachbetrachtung. Aber auch er liefert keine reflektierte neue Methode, denn er macht aus der Sprachwissenschaft eine Naturwissenschaft, indem er sich den Transformismus darwinistischer Prägung zu eigen machte und ihn der Sprache überstülpt. Bréal kritisiert mehrfach die Konzeptionen seiner Zeitgenossen (v.a. Schleicher<sup>74</sup> und Müller, aber auch Arsène Darmesteter), die die Sprache als einen Organismus darstellten. „Le langage est un acte de l’homme: il n’a pas de réalité en dehors de l’activité humaine“ (BRÉAL 1924:309)<sup>75</sup>. Interessanterweise steht er in diesem Punkt der Meinung mancher Junggrammatiker (wie Leskien oder Brugmann) sehr nahe. Die Wörter – bestehend aus Form und Bedeutung – würden kein eigenes Leben führen, sie hätten keine vom Menschen unabhängige Existenz<sup>76</sup> (cf. BRÉAL 1924:3).

Im 19. Jahrhundert steht die Sprachtheorie unter dem Einfluss der Biologie, der Paläontologie und der Zoologie, aus denen die Klassifikations- und Transformationskonzepte stammen. Die Quellen der so ausgerichteten Sprachtheorie sind Linnés Klassifikationssystem, Lamarcks Transformationstheorie, Cuviers Sintfluttheorie und Darwins Evolutionstheorie.

Schleicher ist selbst Botaniker und fasziniert von Darwins Theorie<sup>77</sup>. Die Vorstellung bei Schleicher, Sprachen könnten wie natürliche Organismen untersucht werden, wird von Nerlich auf Linné zurückgeführt, nicht auf Darwin<sup>78</sup>. Dazu passt auch, dass Schleicher sich nicht für Prozesse des Sprachwandels interessiert, sondern eine Klassifizierung oder diachronische Typologisierung der Sprachen (Stammbaum) anstrebt<sup>79</sup>.

---

<sup>73</sup> Cf. *Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht* (1850) und *Die Darwinische Theorie und die Sprachwissenschaft* (1863).

<sup>74</sup> Zur Gegenüberstellung von Bréal und Schleicher cf. ausführlicher AARSLEFF 1979a.

<sup>75</sup> In fast derselben Form spricht BRÉAL schon 1891:616 vom „acte de l’homme: il n’a pas de réalité en dehors de l’intelligence humaine“.

<sup>76</sup> Wie etwa bei Meillet, der die Existenz der Sprache außerhalb der Sprecher situiert. „Indem Meillet den Sprachen eine Existenz «außerhalb» der Individuen, die sie sprechen, zuschreibt, steht er in klarem Gegensatz zu Bréal.“ (COSERIU 1974:35, cf. auch 2000:21).

<sup>77</sup> Schleicher verteidigt 1873 die darwinsche Methode in *Die Darwinische Theorie und die Sprachwissenschaft – offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Haeckel*.

<sup>78</sup> Cf. NERLICH 1999:448.

<sup>79</sup> Schleichers evolutionistische Theorie wird noch komplizierter durch eine Vermischung von Linné und Darwin mit Hegel. Cf. NERLICH 1989:105.

Parallel zu Schleicher in Deutschland schlagen Müller in England und Hovelacque in Frankreich ähnliche Wege ein<sup>80</sup>. Schleicher nutzt nie die abstrakten Grundprinzipien von Darwin (Variation, Selektion, Adaptation)<sup>81</sup>; seine Sicht ist eigentlich eher vor-darwinistisch, da statisch. Die darwinistische Revolution hat in der Folge die Sprachwissenschaft somit nicht prägend erfasst und die Evolutionstheorie ist gar nicht richtig zur Anwendung gekommen. Der Terminus *evolution* ist so unklar, dass sogar Darwin ihn vermeidet<sup>82</sup>, und Schleicher hilft sich, indem er die Entwicklung von der Geschichte der Sprache trennt: zuerst würden sich Sprachen, vom einfachen bis zum perfekten Stadium entwickeln, danach erst träten sie in die Geschichte ein.

Begriffe wie *transformation*, *evolution* oder *growth* werden im 19. Jahrhundert viel gebraucht und missbraucht. Besonders nach Darwins *On the origin of species by means of natural selection or the preservation of favoured races in the struggle for life*<sup>83</sup> sind die Linguisten noch faszinierter von der biologischen Metapher. In der Biologie wandelt sich die Bedeutung von *evolution* und wird immer mehr in Verbindung mit *variation* und *selection* gesehen. Die Sprachwissenschaft aber bleibt bei dem alten vor-darwinistischen Verständnis<sup>84</sup>, so dass das eigentlich darwinistische Prinzip der natürlichen Selektion nur wenige Anhänger gefunden hat<sup>85</sup>.

Das 20. Jahrhundert reagiert zunächst mit verständlicher Ablehnung auf jegliche Art des biologischen Imperialismus. Im Laufe des 20. Jahrhunderts sind auch biologische Konzepte immer abstrakter geworden, so dass man laut Nerlich biologische Metaphern jetzt auch objektiv fruchtbar einsetzen kann<sup>86</sup>. Wenn der Gebrauch organisistischer Metaphern gewisse Kritiker Ende des 19. Jahrhunderts noch in Rage bringen kann, so schließt Saussure fast lapidar „<Si on préfère>, on peut au lieu de parler d’organisme parler de système. Cela vaut mieux et cela revient au même“<sup>87</sup>.

---

<sup>80</sup> Cf. NERLICH 1989:104. Darwin seinerseits scheint von Schleicher und Müller inspiriert gewesen zu sein (cf. DESMET 1996:157).

<sup>81</sup> Cf. NERLICH 1989:104.

<sup>82</sup> Cf. NERLICH 1989:105.

<sup>83</sup> In deutscher Übersetzung *Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe um's Dasein* (1859).

<sup>84</sup> Cf. NERLICH 1989:101.

<sup>85</sup> Nerlich wünscht sich, dass die Sprachwissenschaft ihr Versäumnis aufhole und heute wenigstens an der darwinistischen Revolution teilnehme, indem sie eine radikal neue Theorie über Sprachentwicklung entwickle, die auf Variation, Selektion und Adaptation basiere (cf. NERLICH 1989:102).

<sup>86</sup> Cf. NERLICH 1989:102.

<sup>87</sup> ENGLER 1967-1974:373 IIR.



Bréal reagiert zu seiner Zeit neugierig auf Neues, ist aber miss-  
trauisch gegenüber unvorsichtigen Formulierungen. Er kritisiert Schlei-  
chers latenten Mystizismus und seinen „esprit de système foncièrement  
antiscientifique“<sup>88</sup>. Für Bréal hat die Sprache keine autonome Existenz  
außerhalb der Sprecher, „[h]ors de notre esprit, le langage n’a ni vie, ni  
réalité“ (BRÉAL 1924:280). Dies mag auf ersten Blick wie eine Binsen-  
weisheit wirken<sup>89</sup>, bekommt sein wahres Gewicht aber im Kontext der  
Kritik am Naturalismus. Bréals Konzeption der *volonté* beweist, dass  
hinter seiner Organismus-Kritik mehr steht als eine Polemik gegen Zeit-  
genossen.

Auch ist darauf hinzuweisen, daß derjenige, der nicht müde wurde, zu  
betonen, daß die Sprachen nicht außerhalb ihrer Sprecher existieren,  
gerade ein großer französischer Sprachwissenschaftler war, der oft für  
etwas zitiert wird, was er nicht leistete und was übrigens ein rein  
äußerliches Verdienst ausmachen würde (denn er wird als Begründer  
der Semantik zitiert, die ja schon etwa 50 Jahre vor der  
Veröffentlichung seines Essai begründet wurde), an den man sich  
jedoch kaum um seiner scharfsinnigen und wohlbegründeten  
Sprachauffassung willen erinnert: M. Bréal.<sup>90</sup>

Bréal erweist sich als echter *démystificateur* der Metapher von der  
Sprache als Organismus<sup>91</sup>. Aber nicht nur die Sprachwissenschaft  
macht Anleihen in der Zoologie; die ganze Sprache ist von dem zoologi-  
schen Modell geprägt<sup>92</sup>:

Toutes ces expressions sont excellentes à condition d’être prises pour ce  
qu’elles sont, c’est-à-dire des images. Il est permis en ce sens de dire  
que le langage est un organisme. Mais [...] c’est là une manière de par-  
ler figurée (BRÉAL 1924:315).

Capt-Artaud vermutet, dass Bréals scharfe Organismus-Kritik mit dem  
Bewusstsein über die lauэрnde Gefahr der Diskrimination zusamen-  
hänge<sup>93</sup>. In einer Zeit des wachsenden Antisemitismus machten ihm  
Klassifikationsbestrebungen Angst, bei denen auch immer mitschwinge,  
dass nicht alle Sprachen gleichwertig seien. „[L]’organicisme linguisti-  
que est le péché originel du comparatisme allemand“<sup>94</sup>; vielleicht auch  
deshalb, weil er nie weit davon entfernt ist, die Wertunterschiede in den

---

<sup>88</sup> FLOBERT 1967:18.

<sup>89</sup> Cf. PUECH 2000a:139.

<sup>90</sup> COSERIU 1974:34s.

<sup>91</sup> PUECH 2000a:139.

<sup>92</sup> CAPT-ARTAUD 2000a:43.

<sup>93</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000b:145.

<sup>94</sup> BAGGIONI 2000:53.

Sprachen mit Wertunterschieden der dazugehörigen Sprechergemeinschaft zu korrelieren.

Schleicher nimmt die Organismus-Metapher derart wörtlich, dass seine Gegner ihm vorwerfen, ein „quatrième règne de la nature“ (neben *minéral, végétal* und *animal*) zu erfinden<sup>95</sup>.

Il semble, par moments, qu'on ait devant soi la description d'un quatrième règne de la nature. Comme la matière du langage ne se renouvelle pas, mais entre seulement en d'autres combinaisons, comme les parties mortes d'un idiome sont remplacées par d'autres toujours tirées du même fonds, comme d'ailleurs ces phénomènes n'ont lieu que par altérations insensibles et par mouvements graduels, comme tous les faits se rapportent à des principes généraux, et que même les exceptions sont régies par des lois constantes, enfin, comme tout s'enchaîne et s'explique sans qu'aucun agent personnel intervienne d'une façon visible, on pourrait croire parfois qu'en vérité on lit un traité de géologie du monde grammatical ou qu'on assiste à une série de cristallisations de la parole. (BRÉAL 1866a:67a)

Capt-Artaud wirft Bréal vor, selbst den einen oder anderen Lapsus zu begehen<sup>96</sup>. Aber wie schon ihre Wortwahl zeigt, handelt es sich bei Bréal nicht um gewollte Bildhaftigkeit, sondern um einen Schnitzer, der umso verzeihlicher ist, wenn man berücksichtigt, dass Bréal geradezu gegen einen Strom von naturalistischen Metaphern anschwimmen muss. Bei der Illustration der *loi de répartition* passiere ihm ein Ausrutscher: „un mot est amené à restreindre de plus en plus sa signification parce qu'il a un collègue qui étend la sienne“ (BRÉAL 1924:282). Hier gewinnt man eher den Eindruck, Bréal spreche mit einem ironischen Unterton, besonders wenn man bedenkt, dass das Zitat aus der Besprechung von A. Darmesteters *La vie des mots* stammt! Auf jeden Fall spricht Bréal wirklich metaphorisch und fällt nicht in die Anthropomorphisierungsfalle wie sein Kollege Schleicher, der den sprachlichen Fakten geradezu Leben einhauchen will. Capt-Artaud stößt sich an einzelnen Wörtern in dem Zitat: „Ce n'est sans doute point par un don spécial de longévité qu'ils ont survécu à leurs congénères: c'est grâce aux locutions où ils étaient comme embaumés“ (BRÉAL 1924:297). Merkwürdigerweise kritisiert sie aber neben „longévité“ den Gebrauch von „embaumés“<sup>97</sup>; dabei würde man eher erwarten, das sie „congénères“ stört.

Auch Nerlich wirft Bréal vor, selbst noch die Organismus-Metaphern zu benutzen, die er später bei den anderen kritisieren

---

<sup>95</sup> Cf. DESMET 1996:65.

<sup>96</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000a:43.

<sup>97</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000a:43.

wird.<sup>98</sup> Bréal ist sicher nicht in den Metaphern seiner Zeit „gefangen“<sup>99</sup>, aber es mag zutreffen, dass es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kaum anders möglich ist von der Sprache zu sprechen als von einem lebendigen Organismus. Dazu muss präzisiert werden, dass Bréal 1866 Schleicher in Jena getroffen und nach der Begegnung zunächst große Begeisterung gezeigt hat<sup>100</sup>. Die Organismus-Metapher kritisiert er erst später; zum ersten Mal während einer Sitzung der Académie (cf. BRÉAL 1876a und 1876b). Und Bréal bleibt bei seiner Kritik: „Dire que le langage est un organisme, c’est obscurcir les choses et jeter dans les esprits une semence d’erreur.“ (BRÉAL 1924:255).

Bréal sieht eine wahre Gefahr darin, im Sprechen über Sprache Metaphern überzustrapazieren und wörtlich zu nehmen und liefert – wenn auch nicht sich selbst eine Entschuldigung – die linguistische Erklärung. Diese gefährliche Terminologie bietet sich leider an, da die indogermanischen Sprachen zur Metaphorizität „verdammt“ seien. Bréal führt als Beispiel den kurzen Satz „*clou prend un s au pluriel*“ (BRÉAL 1924:3) an, der an sich der Beginn eines Mythos sei, da man ständig versucht sei, Unbelebtes zu personifizieren, hervorgerufen allein schon durch die Struktur des Satzes. Metaphern sind nützliche Werkzeuge, deren Benutzung aber nicht überzogen werden darf<sup>101</sup>.

In seinen Arbeiten zur Mythologie, die auch die Sinnkonstruktion betreffen, bereitet Bréal seine Semantik vor<sup>102</sup>. Umgekehrt erkläre auch der Sprachvergleich die Entstehung der Mythen: „[...] l’étude comparée des langues ne fournit pas seulement le moyen de retrouver le sens primitif des fables, mais elle permet, en même temps, d’en expliquer la formation“ (BRÉAL 1863a, zit. aus 1877a:8). Erst im Vergleich werde deutlich, dass alle indogermanischen Sprachen ähnliche Bilder benutzen. Da der Mensch die Mythen mit Hilfe der Sprache schaffe und er von seiner eigenen Sprache gewissermaßen eingenommen sei, könne er gar nicht anders als den Fabeln die gewisse Färbung zu verleihen, die für sein Sprechen auch typisch sei.

D’où viennent donc ces images qui se retrouvent dans la poésie primitive de tous les peuples de race aryenne? [...] du langage, qui les crée spontanément, sans que l’homme y prenne garde. L’influence du langage sur la pensée [...] n’en est pas moins considérable: on peut comparer le langage à un verre que traversent nos conceptions, mais en s’y co-

---

<sup>98</sup> Cf. NERLICH 2000:189.

<sup>99</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000a:41.

<sup>100</sup> Vielleicht hält auch Coseriu deswegen daran fest, dass Bréal eigentlich gar nicht so radikal gegen Schleicher sei, auch wenn er immer gegen die Organismus-Metapher wettete (cf. COSERIU 2000:39).

<sup>101</sup> Cf. COSERIU 1974:35.

<sup>102</sup> Cf. GUIMARÃES 2000:178.

lorant de ses nuances. Habitué à cet intermédiaire, nous y faisons si peu attention que, même avant d'exprimer une pensée, elle se teint dans notre esprit des couleurs du langage. (BRÉAL 1863a, zit. aus 1877a:8)

Die Sprecher brächten die Mythen hervor, ohne sich dessen wirklich bewusst zu sein. Sobald eine Vorstellung versprachlicht werde, ergäben sich automatisch Bilder, auf die der Mensch direkt keinen Einfluss habe:

[...] c'est la langue avec ses variations qui est le véritable auteur de la mythologie; ou plutôt c'est l'homme qui, en créant les catégories et les formes grammaticales, en employant pour exprimer sa pensée des termes énergiques et colorés, en créant son langage, non pas seulement avec sa raison, mais avec son imagination, a préparé au premier coup tous les éléments de la mythologie: il n'eut pas besoin d'inventer les fables une à une; jetées dans le moule poétique de la langue, ses idées s'animèrent d'elles-mêmes et n'attendirent qu'une occasion pour devenir des mythes. (BRÉAL 1863a, zit. aus 1877a:11)

Die Mythologie ist demnach für Bréal nicht wie für Müller eine Krankheit der Sprache<sup>103</sup>, sondern das Produkt des menschlichen Sprechens und gleichzeitig ein Gedächtnis, das sich in Texten manifestiert<sup>104</sup>. Wie Bréal, so sieht auch Saussure die Sprache in ganz engem Zusammenhang mit der Mythologie. Die Legende hat mit der Sprache gemeinsam, dass sich aus einem begrenzten Zeicheninventar unendliche Sinnmöglichkeiten herstellen lassen<sup>105</sup>. Die Legenden sind wie die Sprache der Veränderlichkeit unterworfen, und das System der Legende existiert wie ein sprachlicher Gebrauch auch nur so lange, wie es von einer Gemeinschaft getragen wird. Natürlich sind sprachliche Einheiten nicht so komplex wie z.B. eine mythische Figur, und die Legende ist außerdem ein ästhetisches System und kein Gebrauchssystem. Trotzdem ist der Unterschied zwischen Sprache und Legende in den Augen Saussures nur ein gradueller; die germanischen und indo-germanischen Legenden seien semiologische Systeme, die sich mit der Zeit wandeln<sup>106</sup>.

Bréal ist einer der ersten, der vor dem übertriebenen Gebrauch naturalistischer Metaphern warnt<sup>107</sup>. Auch Madvig und Whitney distanzieren sich vom deutschen Mystizismus und Organizismus<sup>108</sup>. Nerlich

---

<sup>103</sup> Cf. DESMET 1996:112.

<sup>104</sup> GUIMARÃES:180.

<sup>105</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:32.

<sup>106</sup> Cf. WUNDERLI 1990:59.

<sup>107</sup> Fast zeitgleich mit ihm verwirft E. Tegnér die Konzeption von der Sprache als lebender Organismus, cf. MALMBERG 1968:187 N1. TEGNÉR 1880: *Språkets Makt öfver tanken* (Le pouvoir de la langue sur la pensée).

<sup>108</sup> Cf. MARTONE 1990:XX.

befindet, dass Whitney und Bréal den Aspekt aber etwas überbeansprucht hätten, dass Entwicklung und Wandel der Sprache mit den Gesetzen des menschlichen Handelns in Zusammenhang stünden<sup>109</sup>. Diese Überreaktion wird aber auch wieder verständlich als Reaktion auf all diejenigen, die glaubhaft machen wollten, die Sprache sei ein natürlicher Organismus.

In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde Schleicher von vielen Seiten kritisiert und angegriffen, v.a. auch von den Junggrammatikern. Whitney und die Junggrammatiker brachten einen neuen Faktor ins Spiel: den Sprecher als Kraft in der Sprachentwicklung. Für sie ist der Sprachwandel ein langsamer Prozess der Variation und Selektion, was fast an Rudi Kellers Erklärung als invisible-hand-Phänomen denken lässt<sup>110</sup>. Trotz ähnlicher Ansätze wie Whitney bleiben Bréal und A. Darmesteter jedoch marginal, da das Ende des Jahrhunderts von den Junggrammatikern dominiert ist.

Gaston Paris findet Schleicher in seiner Rezension von 1868 noch originell, neuartig<sup>111</sup>; der Vergleich gehe aber zu weit, merkt er hier schon an. Sprachen seien keine natürlichen Organismen, die geboren würden, wüchsen und stürben. Mit solchen Metaphern müsse man in der Linguistik sehr vorsichtig sein<sup>112</sup>, denn die Metapher nähere falsche Vorstellungen, wie z.B. die einer strikten Trennung zwischen sprachlichen „Geschwistern“: „Le langage [...] va sans cesse en se modifiant, mais ses états successifs ne se séparent pas avec plus de netteté que ses variations locales“<sup>113</sup>.

Auch Henry wehrt sich gegen die noch sehr verbreiteten Metaphern: *langage* und *vie* seien zwei Bezeichnungen, die sich grundsätzlich gegenseitig ausschließen<sup>114</sup>; lebendig seien nur die Menschen, die sprächen:

[...] le langage n'est rien sans nous, rien en dehors de nous, rien en soi qu'une idée abstraite, et un terme commode pour désigner une synthèse de phénomènes. Douer de vie cette entité [le langage], c'est déjà énorme; mais, sous prétexte qu'on l'a douée de vie, vouloir y retrouver les caractères essentiels et distinctifs de la vie, la naissance, la croissance, l'assimilation, la mort, ce qui enfin constitue un organisme vivant, c'est simplement parer des grâces du style la sécheresse de la con-

---

<sup>109</sup> Cf. NERLICH 1992a:226.

<sup>110</sup> Cf. KELLER 1994:95-109; auch Nerlich zitiert ihn.

<sup>111</sup> Cf. PARIS 1868:241.

<sup>112</sup> Cf. PARIS 1868:242.

<sup>113</sup> PARIS 1909:437.

<sup>114</sup> Cf. HENRY 1896:9.

station scientifique; sinon, c'est ne rien comprendre à cette constatation même.<sup>115</sup>

Man möge Ausnahmen zulassen, wenn Metaphern inoffensiv benutzt würden, aber man dürfe sie nicht wörtlich nehmen. Etwas, das sich entwickle, sei deswegen nicht notwendigerweise lebendig. Der Prozess der Sprachentwicklung finde zwar auf einer sehr niedrigen Bewusstseinsstufe der Sprecher statt, aber habe nichts mit organischen und fatalen Gesetzen des Wachstums gemeinsam: „Les mots nouveaux [...] ne doivent le jour qu'à l'initiative individuelle d'un ou plusieurs sujets parlants“<sup>116</sup>.

Auch nach Schuchardt ist die Sprache kein natürlicher Organismus, sie ist „eine Funktion und kein Wesen“<sup>117</sup>:

Die Sprache ist kein Organismus, sondern eine Funktion, und das muß immer deshalb wiederholt werden, weil diese Auffassung der Sprache als eines Lebewesens auf mancherlei Abwege geführt hat und noch führt.<sup>118</sup>

Den funktionellen Charakter erhalte die Sprache aus ihrer primären Eigenschaft als Kommunikationsinstrument<sup>119</sup>.

Valéry lobt in seiner Rezension, dass Bréal sich von Metaphern fernhalte<sup>120</sup>. Valéry hebt auch den funktionellen Charakter der Sprache hervor, die deswegen kein Organismus sein könne<sup>121</sup>.

Noch bei Saussure findet man metaphorische Formulierungen wie „le développement naturel, organique d'un idiome“<sup>122</sup>. Im Unterschied zu Schleichers Anthropomorphisierungen wird die Metapher hier aber in keiner Weise weiterverwendet. Wenn Saussure auch nicht wörtlich mit Bréal in die Organismus-Kritik einstimmt, so wird er doch vielmehr Vergleiche aus der Mechanik benutzen, als biologische Prinzipien auf die Sprache anzuwenden. Coseriu meint, der soziologische Ansatz Saussures scheine oft „wie eine Übersetzung eben der naturalistischen Auffassung Schleichers in soziologische Termini“<sup>123</sup>, was bedeuten würde, dass Saussure die sprachwissenschaftliche Tradition des 19. Jahrhunderts fortsetzt<sup>124</sup>! Gegen Coserius These, Schleicher habe mehr

---

<sup>115</sup> HENRY 1896:10.

<sup>116</sup> HENRY 1896:11.

<sup>117</sup> SCHUCHARDT 1928:93.

<sup>118</sup> SCHUCHARDT 1922:374

<sup>119</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:154.

<sup>120</sup> VALÉRY 1898:255.

<sup>121</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:203.

<sup>122</sup> SAUSSURE 1973:42.

<sup>123</sup> COSERIU 1974:35.

<sup>124</sup> Cf. WUNDERLI 1976:461.

Spuren bei Saussure hinterlassen als Bréal<sup>125</sup>, spricht doch ganz deutlich die Tatsache, dass er Schleichers Ansatz kommentiert: „c’était la plus complète médiocrité“<sup>126</sup>. Der Sprache eine autonome Existenz zuzusprechen veranlasst Saussure zur Kritik über die deutsche Sprachwissenschaft, die auf der Ebene der Bildlichkeit bleibe und nicht genügend abstrahiere:

[...] la science linguistique née en Allemagne, chérie en Allemagne, [...] [n’a] jamais eu même la velléité de s’élever à ce degré d’abstraction qui est nécessaire pour dominer d’une part ce qu’on fait, d’autre part en quoi ce qu’on fait a une légitimité et une raison d’être dans l’ensemble des sciences<sup>127</sup>.

Coserius Feststellung, der *langue*-Begriff bei Saussure sei eine soziologische Verbrämung des Schleicherschen Organismusbegriffs<sup>128</sup>, findet ihr direktes Gegenargument in Saussures Ablehnung des Organismus von Max Müller und Schleicher<sup>129</sup>. Saussure greift auf, was Bréal so oft ausgeführt hat.

In der Folge von Schleicher hat die deutsche Sprachwissenschaft alle naturalistischen Paradigmen abgeworfen. Danach hält das psychologische Paradigma Einzug in die deutsche Wissenschaft. Bréal hatte gar keine andere Wahl als sich gegen den (minderwertigen) Schleicherianismus zu wenden, der sich v.a. in der gegnerischen Schule, bei den Naturalisten, gerade etablierte: „Por tanto, Bréal sólo podía oponerse al schleicherismo menor que seguía vivo en la lingüística francesa.“<sup>130</sup>

Aber nicht nur das ausgehende 19. Jahrhundert versah die Sprache mit Eigenleben; als aktuelleres Beispiel kann die Generative Transformationsgrammatik genannt werden. Auch hier wird das System der Sprache gefährlicherweise als aus sich selbst heraus kreativ charakterisiert, ohne zu berücksichtigen, dass Systeme tot sind, wenn sie nicht von einer Gemeinschaft getragen werden<sup>131</sup>.

---

<sup>125</sup> COSERIU 1974:35.

<sup>126</sup> GODEL 1954:59.

<sup>127</sup> GODEL 1954:59.

<sup>128</sup> Cf. auch COSERIU 1969:24.

<sup>129</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:167 und 1981.

<sup>130</sup> COSERIU 2000:40.

<sup>131</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:74.

### 1.2.6 Die Junggrammatiker und ihre Lautgesetze

Die Junggrammatiker Karl Brugmann<sup>132</sup>, Berthold Delbrück, Hermann Osthoff, August Leskien, Georg Curtius, etc. übernehmen in gewisser Weise die Naturwissenschaftlichkeit Schleichers, aber in einer anderen Form. Sie beschränken sich thematisch praktisch auf die Lautentwicklung. Dieser Schwerpunkt ergibt sich als Folge des Aufschwungs der experimentellen Phonetik<sup>133</sup> in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (cf. Ernst Brücke<sup>134</sup>, Eduard Sievers<sup>135</sup>, Henry Sweet<sup>136</sup>).

Die Junggrammatiker beschreiben die Lautentwicklung in Form von Lautgesetzen<sup>137</sup>, die wie Naturgesetze z.B. in der Physik ausnahmslos wirken sollen. Die naturwissenschaftliche Theorie wird willkürlich verallgemeinert, was in Bezug auf die Entwicklung der Sprache zu mechanistisch ist, denn Lautgesetze wirken nicht zu jeder Zeit an jedem Ort gleichermaßen (zum Gesetzesbegriff cf. auch Kapitel 1.6).

Neben den Lautgesetzen erheben die Junggrammatiker die Analogie zu ihrem zweiten Axiom; sie dient ihnen als *ultimum refugium*, wenn die Lautgesetze als Erklärung nicht ausreichen. Als Neuerung gegenüber der vergleichenden Sprachwissenschaft betrachten die Junggrammatiker die Sprache immerhin als eine von physiologischen und psychologischen Gegebenheiten des Menschen abhängige Erscheinung.

Coseriu warnt davor, die Sprachwissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf ein homogenes Modell der Junggrammatiker zu reduzieren<sup>138</sup>, man müsse verschiedene Ausrichtungen unterscheiden. Die Junggrammatiker haben ihre „Blütezeit“ in den siebziger Jahren in Leipzig. Leskien ist hier als Nachfolger von Schleicher tätig. Auf ihn geht die These von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze zurück.

---

<sup>132</sup> BRUGMANN/DELBRÜCK: *Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen* (1886-1893).

<sup>133</sup> Auch in Frankreich wird ein Schwerpunkt auf die Phonetik gelegt: Roussetot legt mit seinen *Principes de phonétique expérimentale* (1897-1901) einen Grundstein. Obwohl Bréal mit Erfolg für die Eröffnung eines phonetischen Experimentallabors am Collège de France gekämpft hat, war er nie vom heuristischen Wert dieser Disziplin überzeugt (Cf. BERGOUNIOUX 2000b:224).

<sup>134</sup> *Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute für Linguisten und Taubstummenlehrer* (1876).

<sup>135</sup> *Grundzüge der Lautphysiologie. Zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen* (1876) und *Grundzüge der Phonetik. Zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen* (1881).

<sup>136</sup> *Handbook of Phonetics. Including a popular exposition of the principles of spelling reform* (1877).

<sup>137</sup> Ganz entschiedene Ablehnung erfuhr dieses Konzept durch SCHUCHARDT: *Über die Lautgesetze. Gegen die Junggrammatiker* (1885). Zur Entwicklung des Begriffs der Lautgesetze ausführlich SCHNEIDER 1973, cf. v.a. dort die Position Bréals (100-03).

<sup>138</sup> Cf. COSERIU 2000:42.



Neben der Germanistik finden sich auch verwandte Strömungen z.B. in der Romanistik mit Meyer-Lübke. Sogar im 20. Jahrhundert gibt es noch Forscher, die sich am junggrammatischen Paradigma orientieren<sup>139</sup>, wie z.B. Ernst Gamillscheg, Walther von Wartburg oder Gerhard Rohlfs.

Nerlich betrachtet bereits das erste große theoretische Werk, nämlich Hermann Pauls *Principien* (1880) als die „Bibel“<sup>140</sup> der Junggrammatiker; andere nennen die *Morphologischen Untersuchungen* von Osthoff (1878) das „Glaubenbekenntnis“ der Junggrammatiker, und Morpurgo Davies beschränkt sich auf das Vorwort zu den *Morphologischen Untersuchungen* (von Brugmann) als das „Manifest“<sup>141</sup> der Junggrammatiker, was sicherlich zu restriktiv ist, denn Brugmann ist in seinen Ansichten oft moderater als Osthoff. Römer führt versöhnlicher Weise beide Werke als die „Bibeln“ der Junggrammatiker an<sup>142</sup>.

Für Coseriu zeigt Bréal keine direkte Reaktion gegen die Junggrammatiker; jedenfalls hätten seine Zeitgenossen es nicht so aufgefasst<sup>143</sup>. Sicherlich fällt seine Reaktion nicht so heftig aus wie die von Hugo Schuchardt oder Baudouin de Courtenay, aber seine Kritik an der Auslegung des Gesetzesbegriffs ist dennoch unmissverständlich<sup>144</sup>. In einem Brief an Schuchardt als Reaktion auf dessen Schrift *Über die Lautgesetze*<sup>145</sup> macht sich auch Bréal Luft:

Moi aussi, je vivais dans une sorte de marasme intellectuel, fatigué des anciens linguistes, que j'ai trop lus, et peu satisfait des *Junggrammatiker*, dont le ton dogmatique m'inquiète et dont la transcription trop savante me jette dans le découragement. Si j'avais pu prévoir que la philologie prendrait un jour cet aspect, j'aurais préféré faire de l'algèbre.<sup>146</sup>

Dies ist wohl eines der wenigen Male, wo Bréal sich intellektuell und emotional klar gegen die Junggrammatiker abgrenzt. Bréal hat ihre komparatistischen Werke wenig rezipiert, da er kein Spezialist für slawische, keltische und germanische Sprachen war. Eine Ausnahme stellt der *Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen* von Brugmann und Delbrück dar, den Bréal ausführlich re-

---

<sup>139</sup> Cf. WUNDERLI 2001:122.

<sup>140</sup> NERLICH 1996a:406.

<sup>141</sup> MORPURGO DAVIES 1992:162.

<sup>142</sup> Cf. RÖMER 2004.

<sup>143</sup> Cf. COSERIU 2000:40.

<sup>144</sup> Neben den genannten Kritikern zeigen auch Ascoli, Madvig, Whitney und Steinthal einen gewissen Widerstand gegen die junggrammatischen Prinzipien.

<sup>145</sup> SCHUCHARDT: *Über die Lautgesetze*. Gegen die Junggrammatiker (1885).

<sup>146</sup> Brief von Bréal an Schuchardt vom 2.4.1889, cf. DESMET/SWIGGERS 2000:34.

zensiert hat<sup>147</sup>. In den Besprechungen stellt Bréal methodologische Überlegungen an, Weiterführungen der Perspektive oder ganz allgemeine Kritik der Präsentation. Bréal streitet den Wert des *Grundriss* nirgends ab, im Gegenteil, er lobt ihn sogar:

Le grand ouvrage de grammaire comparée publié par MM. Brugmann et Delbrück a une telle importance, il est dès à présent en possession d'une telle autorité auprès de tous les maîtres comme de tous les étudiants adonnés à cet ordre de recherches, qu'on nous permettra de tenir les lecteurs au courant de la continuation de cette vaste entreprise. (BRÉAL 1898c:449)

Das Hauptverdienst sieht er in den empirischen Studien, findet aber einige theoretische Schwächen, die sich fast alle auf den Teil von Brugmann beziehen. Bréal ist sehr skeptisch gegenüber ihrer Theorie der Wurzeln, die ihm zu reduktionistisch scheint:

Nous ne pouvons approuver ces tours de force, qui rappellent la façon dont l'école hollandaise, à la fin du siècle dernier, faisait naître et grandir sous ses yeux les racines grecques. (BRÉAL 1894:454)

Brugmann sei aber darin noch relativ moderat gewesen; Delbrück sei zu sehr von Paul beeinflusst, wenn er z.B. davon ausgehe, dass das Kind die Sprache als Ganzes empfangen. Die Tatsache, dass man gewisse Wurzeln heute nicht mehr erkennen könne, bedeute nicht, dass sie nicht existiert hätten.

Bréal bedauert, dass die Junggrammatiker sich wenig für den Ursprung der grammatischen Formen interessiert hätten. Solche „recherches glottogoniques“ wären für den Komparatisten von Nutzen, wenn er eine Entwicklung plausibel erklären wolle, die einen allgemeinen Mechanismus der Sprache betreffe.

Un linguiste qui écarterait de parti pris les explications „glottogoniques“, et qui renierait ce genre de recherches à cause des abus et des erreurs où l'on a pu tomber, ressemblerait à un historien déclarant que par principe il ne veut pas chercher l'origine des institutions qu'il décrit. (BRÉAL 1895b:283s.)

Allgemein kritisiert Bréal, dass der junggrammatische Komparatismus zu wenig historisch sei:

---

<sup>147</sup> Cf. BRÉAL 1894, 1895b, c, d, 1898c, 1902. Bréal hat sich dort allerdings mehr den von Delbrück (Syntax) verfassten Teilen gewidmet als denen von Brugmann (Phonetik und Morphologie). Delbrück beherrscht nicht so viele Sprachen wie Brugmann, dafür konzentriert er sich im Detail auf Sanskrit, die klassischen Sprachen und das Deutsche. Bréal befindet, dass die beiden eigentlich gar nicht zusammen passen würden, weshalb man sie einzeln behandeln müsse.

La méthode comparative, pour être autre chose qu'une succession de formes mises en parallèle, a besoin de s'appliquer à des matériaux du même temps, ou d'avoir quelques jalons historiques permettant d'établir une chronologie (BRÉAL 1894:460).

Bréals Bilanz der „Feuilleton-Rezension“<sup>148</sup> des *Grundriss* ist eine gespaltene: im Allgemeinen akzeptiert er ihren „apport descriptif“, kann sich aber nicht mit ihren Erklärungen („logiciens“) anfreunden.

Die zwei wichtigsten methodischen Grundsätze der junggrammatischen Richtung sollen im Folgenden genauer unter die Lupe genommen werden. Der eine betrifft die Lautgesetze mit der Prämisse: „aller Lautwandel [...] vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen“<sup>149</sup> (unter gleichen Verhältnissen). Der andere Grundsatz ist das Erklärungsprinzip der Analogie. Da sie in den neueren Sprachen eine wichtige Rolle spiele, habe sie (nach junggrammatischem Dafürhalten) auch für die älteren zu gelten. Denn wenn man Ausnahmen zulasse, verfallte man dem Subjektivismus und der Willkür.

Fast fünfzehn Jahre nach Schuchardt spricht Bréal sich auch deutlich gegen blindes und schicksalhaftes Wirken der Lautgesetze aus<sup>150</sup>. Der Begriff des Lautgesetzes sei verbesserungs- bzw. einschränkungsbedürftig. Die Herangehensweise an sich, d.h. das Streben danach, allgemeine Prinzipien des Sprachwandels anhand von Gesetzmäßigkeiten aufzuzeigen, ist für Bréal nur lobenswert. Er kritisiert allerdings, auf welche Weise mit den Ausnahmen zu den Lautgesetzen umgegangen werde: „[les exceptions] sont reconnues des deux parts: seulement les uns leur font une place, et les autres s'en débarrassent en les récusant sous un prétexte ou sous un autre“ (BRÉAL 1891b:624). Bréal ist schockiert über die postulierte Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze bei Osthoff:

Nach allem, was erst die methodisch strenger gewordene forschung unserer tage ermittelt hat, stellt sich das immer deutlicher heraus, dass die lautgesetze der sprachen geradezu blind, mit blinder naturnotwendigkeit wirken, dass es ausnahmen von ihnen oder verschonungen durch dieselben schlechterdings nicht gibt<sup>151</sup>.

Ausnahmen von den Gesetzen werden nicht in Betracht gezogen; allerdings könnten auf der Ebene der Wirkungen (oder der „materiellen Er-

---

<sup>148</sup> SWIGGERS/DESMET 2000:207.

<sup>149</sup> BRUGMANN 1878:200.

<sup>150</sup> In seinem Artikel «Des lois phoniques» (1898a) – der zum Anlass der Öffnung des phonetischen Experimentallabors von Pierre Rousselot erscheint.

<sup>151</sup> OSTHOFF 1878b:326.

zeugnisse“) Ausnahmen auftreten durch den „psychologischen trieb“<sup>152</sup>, der nach Analogiebildungen strebe, wodurch Veränderungen provoziert würden.

Man muss hervorheben, dass Osthoffs Konzeption wesentlich strikter ist als die von Brugmann oder Paul, die ihm mit den Ausnahmen zu lax umgehen; Lautgesetze sind für sie weniger zwingend<sup>153</sup>. Brugmann lässt Einschränkungen zu und formuliert etwas vorsichtiger:

Aller Lautwandel, so weit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen Gesetzen, d.h. die Richtung der Lautbewegung ist bei allen Angehörigen einer Sprachgenossenschaft, ausser dem Fall, dass Dialektspaltung eintritt, stets dieselbe, und alle Wörter, in denen der Lautbewegung unterworfenen Laut unter gleichen Verhältnissen erscheint, werden ohne Ausnahme von der Änderung ergriffen.<sup>154</sup>

Natürlich stehen die Sprechorgane am Anfang aller Veränderung (da sie sie ausführen)<sup>155</sup>, aber sie sind nicht der eigentliche Grund. Die anderen Junggrammatiker gehen von einer Gerichtetheit aus: sie glauben, die Veränderung betreffe zuerst die Sprechorgane und erst in einem zweiten Schritt die Wörter. Das würde bedeuten, dass bei allen Individuen einer Sprechgemeinschaft zum selben Zeitpunkt dieselben Veränderungen der Sprechorgane stattfinden müssten, was nicht haltbar ist.

Lautgesetze wirken also nicht blind, sondern sind geographisch, sozial und generationell gebunden (cf. BRÉAL 1898a:3s.). Aber darüber hinaus kennt der Lautwandel auch Ausnahmen. Ein Laut in einem Wort kann sich wandeln, bzw. würde Bréal besser noch näher präzisieren: in bestimmten Positionen kann ein Laut einem anderen weichen, der „verschwundene“ Laut bleibt derselbe, aber er existiert nicht mehr in diesem bestimmten Wort. Trotzdem bleibt derselbe Laut weiter durch die Sprechorgane artikulierbar. Der Beweis dafür ist, dass es andere Wörter gibt, in denen der Laut weiterhin vorkommt (cf. BRÉAL 1898a:6).

Bréal ist gegen jeden physiologischen Erklärungsversuch. Er sucht den Hauptgrund des Sprachwandels im Geiste – „dans le cerveau“ (BRÉAL 1898a:7). Er stellt sich die Entwicklungsgeschichte einer Sprache als Kontinuum vor, weshalb die unwiderruflichen Veränderungen der Junggrammatiker für Bréal einen Anthropomorphismus darstellen, als wenn der Laut ein eigenes Leben führen würde.

Schuchardt ist noch radikaler als Bréal. Er wirft den Junggrammatikern zum einen vor, dass sie Unterschiede im einen Fall berück-

---

<sup>152</sup> OSTHOFF 1878b:326.

<sup>153</sup> OSTHOFF 1878b:327.

<sup>154</sup> BRUGMANN 1878:XIII.

<sup>155</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET:198.

sichtigen, aber in einem anderen Fall für irrelevant befinden<sup>156</sup>, was Folge ihrer fehlenden methodischen Reflexion sei. Zum anderen will er wie Bréal Lautgesetze nicht als Naturgesetze verstanden wissen, da sie nicht immer und überall gültig seien, also universell, sondern immer räumlich und zeitlich begrenzt. Außerdem unterscheidet Schuchardt schon ein Vierteljahrhundert vor Saussures *Cours de linguistique générale* Synchronie und Diachronie<sup>157</sup>: naturwissenschaftliche Gesetze seien synchronische Gesetze, die junggrammatischen Gesetze dagegen seien eindeutig historisch angelegt. Im synchronischen Bereich mag man tatsächlich von Gesetzen ausgehen, aber es ist methodisch unsauber, Gesetze in historischer Dimension anzunehmen.

Gerade wegen ihrer starren Auffassung sind die Junggrammatiker gezwungen, Ausnahmen zu akzeptieren. Solche Ausnahmen erklären sie dann entweder als Kreuzung mit anderen Lautgesetzen, als dialektische Mischung oder als Einwirkung begrifflicher Assoziationen<sup>158</sup>.

Lautgesetze haben sicherlich eine praktische Funktion, aber man muss sie als Faustregeln verstehen, die zeitlich und räumlich begrenzt sind, so wie Bréal die Grenzen seiner *lois* aufzeigen wird. Sie sind nur Hilfskonstruktionen, keine Regeln, die sich in den Phänomenen selbst manifestieren. Außerdem sei es die „allerunwissenschaftlichste Behauptung [...], ohne die Annahme absoluter «Lautgesetze» könne eine Wissenschaft von der Sprache nicht bestehen“<sup>159</sup>. Durch die Junggrammatiker werde nur eine Hilfskonstruktion in ein naturwissenschaftliches Gesetz uminterpretiert. Die verhängnisvolle Folge eines solchen Schlusses sei, dass die Sprache autonomisiert werde; für Schuchardt stellt sie jedoch ein soziales Produkt dar.

Das Prinzip der Analogie ist für Schuchardt unverzichtbar. Es beweise, dass Lautgesetze keinen naturwissenschaftlichen Status haben könnten, denn die tiefere Begründung sei eine psychologische und keine physiologische. Die Analogie als Erklärungsprinzip wird von Brugmann im Vorwort der *Morphologischen Untersuchungen* gerechtfertigt. Er kennt den Vorwurf, bei den Junggrammatikern werde mit der Analogie beliebig verfahren, und nur aus Zufall ergebe sich dabei gelegentlich ein Glücksgriff. Brugmann meint, dies sei immerhin noch besser als die Lautgesetze endlos zu verbiegen und verteidigt sich außer-

---

<sup>156</sup> Cf. SCHUCHARDT 1922:44.

<sup>157</sup> Cf. WUNDERLI 2001:146.

<sup>158</sup> Schuchardt weist darauf hin, dass die dialektische Mischung eine örtliche Begrenzung darstellt und dass mit Assoziationen die Ebene des Individuums berührt wird. Lautwandel ist für Schuchardt sporadisch und individuell; er breitet sich dann analogisch aus, woraus man auf eine relative Gesetzmäßigkeit schließen kann, cf. SCHUCHARDT 1922:72.

<sup>159</sup> SCHUCHARDT 1922:83.

dem damit, dass die Analogie ja für ihn und seine Kollegen auch nur ein „ultimum refugium“<sup>160</sup> sei. Geprägt von Schleicher findet er Erklärungen durch Analogie immer noch besser als nach der Ursprache zu suchen, denn den „idealistischen flug“<sup>161</sup> wollten die Junggrammatiker nicht mehr mitmachen.

Man muss die Junggrammatiker auch immer auf der Folie der älteren Sprachforschung sehen, die sie überwinden wollen. Brugmann bemängelt, dass man die Sprache erforschte, aber nicht die sprechenden Menschen, was sicherlich einen eindeutigen Fortschritt gegenüber Schleicher darstellt. Bisher habe man keine klare Vorstellung gehabt, wie menschliche Sprache lebe und welche Faktoren beim Sprechen tätig seien<sup>162</sup>, aber inzwischen sei bekannt, dass der Sprechmechanismus zwei Seiten habe, eine psychische und eine physische. Da die Lautphysiologie diese seelische Seite nicht beachtet habe, seien so viele Irrtümer entstanden. Es sei überdies Unsinn, der Sprache ein eigenständiges Leben außerhalb des Individuums zuzuschreiben<sup>163</sup>.

Auch gewisse von Leskien entwickelte methodische Prinzipien<sup>164</sup> werden oftmals einfach überlesen: er plädiert schon für eine Sprachkonzeption, in der die Sprache kein Ding ist, das außer und über dem Menschen steht. Die Sprache hat für Leskien ihre wahre Existenz im Individuum, d.h. auch, dass alle Veränderungen nur von den sprechenden Individuen ausgehen können. Alle Ansätze Leskiens sind leider nicht sofort weiterentwickelt worden, z.B. stellt er bereits fest, dass

[...] die psychische und physische thätigkeit des menschen bei der aneignung der von den vorfahren ererbten sprache und bei der reproduction und neugestaltung der ins bewußtsein aufgenommenen lautbilder zu allen zeiten im wesentlichen dieselbe gewesen sein müsse.<sup>165</sup>

---

<sup>160</sup> BRUGMANN 1878:204.

<sup>161</sup> BRUGMANN 1878:204.

<sup>162</sup> Cf. BRUGMANN 1878:190.

<sup>163</sup> BRUGMANN 1878:202.

<sup>164</sup> BRUGMANN 1878:199.

<sup>165</sup> BRUGMANN 1878:199.

### 1.2.7 Andere bedeutende Zeitgenossen

Bréal steht im Zentrum eines ganzen Netzwerkes von Wissenschaftlern, Gelehrten und Linguisten seiner Zeit. Er ist im Austausch sowohl mit Gleichgesinnten wie G. Paris, J. Oppert oder A. Bailly als auch mit seinen Schülern wie A. Bergaigne, J. Darmesteter oder V. Henry<sup>166</sup>. In der Zeit zwischen Ende des 19. und Anfang 20. Jahrhunderts interessieren sich neben Bréal auch eine Reihe anderer Sprachwissenschaftler für Semantik, wie z.B. Arsène Darmesteter, Antoine Meillet, Raoul de la Grasserie, Hugo Schuchardt, Hermann Paul, Kristoffer Nyrop, Adolf Noreen, Johan Nikolai Madvig oder Anton Marty<sup>167</sup>. Die Sprachwissenschaft erhält einen neuen Impetus aus der Psychologie mit Persönlichkeiten wie Johann Friedrich Herbart, Heymann Steinthal, Moritz Lazarus und Wilhelm Wundt, so dass sich sogar die Junggrammatiker gezwungen sehen, sich psychologisch orientierten Betrachtungen der Sprache zuzuwenden und das Analogieprinzip einzuführen.

Im Folgenden sollen einige Forscherpersönlichkeiten vorgestellt werden, von denen Bréal inspiriert ist, bzw. die unabhängig von ihm im semantischen Bereich erstaunlich ähnliche Ansichten verfechten. Der Schlussteil des Kapitels soll sich der naturalistischen Schule widmen, der Bréal gelegentlich fälschlicherweise zugeordnet wird, die aber vielmehr als „feindliches Lager“ charakterisiert werden müsste. Man möchte schon fast mit Brigitte Nerlichs Worten vorausschicken „the real winner in this struggle for survival between opposing approaches to semantics, was the new school [...] surrounding Michel Bréal“<sup>168</sup>. Arsène Darmesteters Konzeption soll in Kapitel 1.3.5 in direktem Vergleich mit Bréal gesondert behandelt werden, da oft die Behauptung aufgestellt wird, er habe die moderne Semantik schon vor Bréal „erfunden“.

*Gaston Paris.* Bréal und Gaston Paris pflegen eine gute professionelle Beziehung, wenn diese auch sehr formell gehalten wird. In gewisser Weise hat man den Eindruck, sie brauchen einander beide, um ihre jeweilige Konzeption zu situieren<sup>169</sup>. Paris akzeptiert zunächst noch ausnahmslose natürliche Lautgesetze und verteidigt die Sprache als biologischen Organismus<sup>170</sup>. Alles ändert sich jedoch 1868 in seiner Besprechung zu Schleicher. Ab diesem Zeitpunkt ersetzen Geschichte und Psychologie die Biologie und Botanik: „Le développement du langage n’a

---

<sup>166</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:212.

<sup>167</sup> Cf. BERRUTO 1976:16.

<sup>168</sup> NERLICH 1996a:411.

<sup>169</sup> Cf. WOLF 2001:79.

<sup>170</sup> Cf. NERLICH 1999:448.

pas sa cause en lui-même, mais bien dans *l'homme*, dans les lois physiologiques et psychologiques de la nature humaine<sup>171</sup>. Es wird verschiedentlich bedauert, dass Paris (in semantischer Hinsicht) nie weiter gegangen ist als seine Ankündigungen<sup>172</sup>. Leider hat er seinen Ansatz, der Sprache auch als sozio-kommunikatives Instrument betrachtet, nie vertieft<sup>173</sup>:

Le langage est une fonction sociale, c'est-à-dire n'existe pas chez l'individu isolé et ne peut être considéré que comme le produit d'une collaboration dont la forme la plus réduite comprend encore nécessairement deux facteurs, celui qui parle et celui qui écoute, le producteur et le récepteur.<sup>174</sup>

Paris unterstreicht noch mehr als Bréal die Rolle des Hörers; für ihn ist die Sprache das Ergebnis einer Kollaboration, eine Art Kommerz zwischen Sprecher und Hörer<sup>175</sup>. Paris beschreibt den Dialog als

[...] suite d'épreuves, de tâtonnements d'un esprit vers un autre pour savoir si la sensation acoustique qu'un des interlocuteurs donne à l'autre produit chez celui-ci l'état que le premier veut faire naître<sup>176</sup>.

Nerlich unterstreicht bildhaft den gemeinsamen Strang bei A. Darmesteter, G. Paris und Bréal: „tous les trois essayaient de compléter la «chasse aux papillons sémantiques» par une théorie de l'évolution et de l'écologie de ces papillons“<sup>177</sup>.

*Hugo Schuchardt*. Im Hinblick auf Bréal ist es v.a. interessant herauszustellen, dass die Sprache für Schuchardt weder ein Organismus noch ein System ist, sondern Ergebnis menschlichen Handelns, was auch bedeutet, dass die Sprachwissenschaft für Schuchardt nur eine Handlungswissenschaft sein kann. Sein Grundprinzip der Sprachentwicklung ist die Sprachmischung, die er sowohl zwischen Einzelsprachen als auch zwischen Mundarten annimmt<sup>178</sup>. Schuchardt plädiert mit diesem Prinzip für fließende Übergänge: wandere man von Italien nach Frankreich, so stelle man nicht einen Schnitt fest, sondern sukzessive Veränderungen der Dialekte. Aber die Sprachmischung finde auf noch niedrigerer Ebene statt; den höchsten Grad an Mischung finde man im

---

<sup>171</sup> PARIS 1868:242.

<sup>172</sup> Cf. NERLICH 1996a:412 und 1999:449.

<sup>173</sup> Cf. DESMET/SWIGGERS 1989.

<sup>174</sup> PARIS 1906:238, 286.

<sup>175</sup> Cf. DE PALO 2001a:172.

<sup>176</sup> PARIS 1906:238, 286.

<sup>177</sup> NERLICH 1999:451.

<sup>178</sup> Cf. WUNDERLI 2001:144.



Idiolekt. Da jedes Individuum seine Sprache im ständigen Austausch mit anderen Individuen lerne, erweitere und verändere, finde unablässige Sprachmischung statt.

*Hermann Paul.* Pauls *Principien*, die oft als frühes Modell der pragmatischen Sprachwissenschaft gefeiert werden, haben Bréal eindeutig beeinflusst<sup>179</sup>. In den *Principien* betont Paul die Reziprozität zwischen Sprecher und Hörer, und den sozialen und historischen Kontext<sup>180</sup>. Hermann Paul unterscheidet sich von der Masse der Junggrammatiker, da er eine theoretische Grundlegung anstrebt. In Deutschland ist er der erste, der bemüht ist, ein Theoriefundament zu legen, nachdem der sprachtheoretischen Reflexion bis dahin der Vorwurf der willkürlichen, realitätsfremden Spekulation anhaftete. Die Sprachwissenschaft ist für Paul nur als Sprachgeschichte denkbar, was illustriert, warum Bréal in Paul einen Gleichgesinnten sieht, der auch auf der Suche nach „faits intellectuels qui ont pour effet de transformer le langage“ ist (BRÉAL 1887b:188). Bréal lehnt sich an den Hermann Paul der zweiten Ausgabe der *Principien* an<sup>181</sup>, die einen echten Beitrag zur Bedeutungsentwicklung enthält (cf. BRÉAL 1924:307).

Baggioni muss von einem sehr frühen Hermann Paul ausgehen, der den Junggrammatikern noch näher stand, um vorzugeben, Bréal habe keineswegs mit Paul übereingestimmt, der von einem mechanisch reagierenden Individuum ausgehe, bei dem die Gesetze blind funktionieren würden<sup>182</sup>. Paul kommt vom Lautwandel zum Bedeutungswandel und wehrt sich in Bewunderung für Bréal ebenso gegen Abstraktionen<sup>183</sup>.

*Max Müller.* Bréal beruft sich in positivem Sinne auf Müller: „Si la philologie a eu une période florissante, c’est grâce aux travaux de Max Müller, de Curtius et de quelques autres“<sup>184</sup>. Müller ist für Bréal sicherlich ein wenig zu stark von Schleicher inspiriert, den Müller zwar selten zitiert, aber doch ausgerechnet in einem Brief an Bréal, was beinahe den Eindruck hinterlässt, er wolle Bréal damit einen Seitenhieb verpassen oder ihn provozieren. „Schleicher’s death is a very great loss to us, more

---

<sup>179</sup> Neben Darmesteter nennt GUIRAUD 1969:43 H. Paul auch als einen der ersten Semantiker.

<sup>180</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:266.

<sup>181</sup> Cf. MALMBERG 1968:182.

<sup>182</sup> Cf. BAGGIONI 2000:51.

<sup>183</sup> Cf. NAGLE 1991:508.

<sup>184</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 16.1.1891, zit. nach CIUREANU 1955:463.

even than Bopp's who had finished his work"<sup>185</sup>. Im Nachruf auf Müller scheint Bréal sich nicht die Finger verbrennen zu wollen und beschränkt sich auf die Hervorhebung von Müllers vulgarisierendem Verdienst, um dann die Aufmerksamkeit auf die SLP zu ziehen, der Müller nicht angehört hatte.

Max Müller n'appartenait pas à notre Société; mais sa mort ne peut nous laisser indifférents: tous, nous avons lu et goûté ses *Leçons sur la science du langage*, et il est incontestable que l'attrait que ses premiers livres ont exercé sur les esprits n'a pas été sans contribuer à la renaissance des études de linguistique en France, renaissance dont la fondation et la rapide prospérité de la Société de linguistique de Paris ont été les premiers fruits.<sup>186</sup>

Bréal hat zur Verbreitung Müllers in Frankreich beigetragen<sup>187</sup>, u.a. indem er Übersetzungen seiner Werke korrekturgelesen hat. Müller sieht sich 1892 der heftigen Kritik von Whitney ausgesetzt<sup>188</sup>, der dagegen wettet, dass Bedeutung als alleiniges Problem der Linguisten angesehen werde. Bedeutung gehe auch die Psychologie etwas an, außerdem trage sie einen philosophischen und logischen Aspekt in sich<sup>189</sup>.

*William Dwight Whitney*. Der Amerikaner Whitney ist von der europäischen historisch-vergleichenden Philologie beeinflusst<sup>190</sup>, entwickelt sie aber weiter zu einer allgemeinen Sprachwissenschaft. Whitney hat in Deutschland studiert, hat Bréal und Saussure getroffen, und ist mit Max Müller verfeindet: „In Whitney's eyes all this talk about language as a natural organism and of linguistics as a natural science, was «humbug»“<sup>191</sup>. Für ihn geht die Verfeinerung der Sprache mit der kulturellen Entwicklung einher; deswegen ist für ihn die Sprachwissenschaft eine historische und kulturelle Wissenschaft.

Bréal schreibt in der Besprechung von Whitneys *Oriental and linguistic studies* sehr positiv und bedauert, dass dieser in Frankreich nicht so berühmt sei, wie er es verdiente. Schon sein *Language and the study of language* sei sehr geistreich und klar:

Le jugement de M. Whitney est celui d'un esprit exigeant, pénétrant, [...] aimant à écarter les nuages dont s'entoure le mysticisme scientifique, comme à réduire à leur juste valeur les hypothèses d'un matérialisme

---

<sup>185</sup> MÜLLER 1902b:I. 384, zit. nach DESMET 1996:138.

<sup>186</sup> Zit. nach DESMET 1996:139.

<sup>187</sup> Cf. DESMET 1996:147.

<sup>188</sup> *Max Müller and the Science of Language*.

<sup>189</sup> Cf. MALMBERG 1968:186.

<sup>190</sup> Cf. NERLICH 1992a:224.

<sup>191</sup> NERLICH 1992a:225.

trop pressé de tout faire entrer dans les mêmes formules. (BRÉAL 1873:113)

Das Einzige, was Bréal ihm vorwirft, ist seine Ausdrucksweise, die sichtlich von seiner Wahrheitsliebe gezeichnet sei: „quand il reprend une erreur, [il] devient acerbe comme s’il s’agissait toujours d’erreurs volontaires“ (BRÉAL 1873:113).

Ähnlich wie Bréal versteht Whitney Bedeutung als „a fuzzy territory mapped out and retraced constantly by the language users who adapt linguistic means to linguistic and non-linguistic ends“<sup>192</sup>. Seine Theorie zum Bedeutungswandel lässt sich keiner Schule zuordnen, weder der deutschen Semasiologie noch der französischen *sémantique* oder der englischen *sematology*. Whitney charakterisiert die Sprache als Zeichensystem<sup>193</sup>. Zeichen seien Produkte der menschlichen Fähigkeit, zu *be-deuten*. Whitney warnt wie ein Jahrhundert später Busse, dass Zeichen nicht isoliert betrachtet werden dürfen, sondern immer nur im Netzwerk ihrer vielfältigen Verwendungen im Kontext. Whitney versucht, Typen von Bedeutungswandel zu klassifizieren.

*Philipp Wegener*. Nerlich beschreibt Wegener als wahren geistigen Bruder von Bréal<sup>194</sup>; obwohl sie sich anscheinend nicht kannten (oder nicht kennen wollten)<sup>195</sup>. Wegener streitet ab, jemals Bréal gelesen zu haben; Bréal selbst zitiert Wegener nie. Beide können als sprachwissenschaftliche Pioniere gelten, denn sie haben ihren Ansatz ganz auf Kommunikation und Verständigung ausgerichtet. Sie gehen beide weiter als die reine Wort-Semantik ihrer Zeit – und teilweise sogar unserer heutigen Zeit. Wegener fragt sich in seinen *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens* (1885) wie Sprache funktioniere<sup>196</sup> und liefert eine einheitliche Theorie über Spracherwerb, Sprachgebrauch und Sprachwandel. Alle sprachlichen Prozesse würden auf interaktiven Strategien zwischen Sprecher und Hörer im Kontext der Situation basieren. Für beide ist Verstehen mehr als Wort für Wort dekodieren, denn sie berücksichtigen auch die Inferenzen aus dem Kontext.

*Otto Jespersen*. Wenn in Skandinavien und v.a. in Schweden ansonsten die Junggrammatiker noch lange in Mode bleiben, so bekennt sich Jespersen wie einige andere Skandinavier offen zu Bréal<sup>197</sup>. Bréal be-

---

<sup>192</sup> Cf. NERLICH 1992a:230.

<sup>193</sup> Cf. NAGLE 1991:507.

<sup>194</sup> Cf. NERLICH 1990b:113.

<sup>195</sup> Cf. NERLICH 1996a:411.

<sup>196</sup> Cf. NERLICH 1990b:114-18.

<sup>197</sup> Cf. MALMBERG 1990:278.

wundert Jespersens *Progress in Language*<sup>198</sup>, das er auch bespricht. Mit Otto Jespersen<sup>199</sup> hält der Fortschrittsgedanke Einzug in die Sprachwissenschaft, der sich deutlich auch bei Bréal wiederfindet (cf. Kapitel 1.4.4).

Der Naturalismus in der Linguistik oder die „École d'Anthropologie de Chavée-Hovelacque“<sup>200</sup> widersetzt sich jeder Art von Mentalismus, Intentionalismus und Psychologismus<sup>201</sup>. Morpurgo Davies nennt die Gruppe um Honoré Chavée und Abel Hovelacque die Positivisten<sup>202</sup>; die Bezeichnung *naturalistes* ist jedoch allgemein gängig. Jüngere „Positivisten“ seien: Paul Regnaud oder Julien Vinson. In Frankreich trifft der Naturalismus auf offene Ablehnung<sup>203</sup>. Ausnahmen bilden Arsène Darmesteter und Auguste Brachet, die ihn in Schleichers Form nicht ganzheitlich ablehnen<sup>204</sup>. Trotz ihres Verbreitungsorgans, der *Revue de linguistique et de philologie comparée*, bleibt die Gruppe um Hovelacque marginal<sup>205</sup>. Sie interessieren sich nicht für Sprachwandel. Sie plädieren wie Bréal für eine Höherbewertung der *patois*, trennen aber die Sprachwissenschaft von der Philologie<sup>206</sup>, da sie die Sprachwissenschaft als eine Naturwissenschaft erachten.

Laborde kennzeichnet Bréal schon fälschlicherweise als einen der brilliantesten Vertreter der naturalistischen Schule<sup>207</sup>. Dass aber im 21. Jahrhundert noch aufrecht erhalten wird, Bréal verbinde naturalistische Theorie mit mystischer und sehe Sprache als göttliche Kreation<sup>208</sup>, ist in jeder Hinsicht schockierend und falsch. Als Mitglied der SLP hat

---

<sup>198</sup> Cf. MARTONE 1990:XXVII.

<sup>199</sup> *Progress in Language* (1894).

<sup>200</sup> Cf. BAGGIONI 2000:53.

<sup>201</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:432. Nerlich bezeichnet die Nicht-Naturalisten deswegen auch als Mentalisten, zu denen sie Bréal zählt. Cf. NERLICH 1992a:127. So auch der *Petit Robert des noms propres*: „Bréal a tenté la synthèse du fonctionnalisme formel de la linguistique allemande et de la tradition mentaliste et rationaliste française“ (310). Cf. dieselbe Formulierung bei MALMBERG 1991:411.

<sup>202</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:431.

<sup>203</sup> Die meisten Vertreter der naturalistischen Gruppierung sind allerdings gar keine professionellen Linguisten; kaum einer hat einen universitären Lehrstuhl inne oder eine Stelle an der EPHE; cf. DESMET 1993:7.

<sup>204</sup> Aber nicht nur in Frankreich wird der Naturalismus kritisiert: in Italien erfährt er Zurückweisung durch Ascoli, in Dänemark durch Madvig und in den USA durch Whitney. Cf. MORPURGO DAVIES 1992:162.

<sup>205</sup> Dazu kommt, dass die vergleichende Sprachwissenschaft ihre Organe vor den Naturalisten verschließt. Bréal hat einen einzigen Artikel in ihrer *Revue*; im *Bulletin* und in den *Mémoires* der SLP findet man nicht einen Beitrag von Naturalisten, cf. DESMET 1993:12.

<sup>206</sup> Cf. DESMET 1993:4.

<sup>207</sup> Cf. LABORDE 1893:16.

<sup>208</sup> So formuliert allen Ernstes BAGGIONI 2000:50.

Bréal sich sogar mehrfach gegen die naturalistische Sprachwissenschaft ausgesprochen.

Julien Vinson ist der letzte Vertreter des Naturalismus<sup>209</sup>, der im 20. Jahrhundert kaum einen Anhänger mehr hat. Vinson ist von Bréal beeinflusst; er benutzt auch den Terminus *sémantique*<sup>210</sup> und scheint reichlich eifersüchtig auf Bréal gewesen zu sein; sein Nachruf spricht diesbezüglich Bände:

Michel Bréal était un favorisé de la fortune, un de ces hommes qui réussissent là où tant d'autres échouent. Il a écrit une brochure sur Hercule et Cacus, il a trouvé un mot, la sémantique, et il a traduit le livre de Bopp, presque oublié aujourd'hui. Cela a suffi pour lui faire créer, au Collège de France, la chaire de Grammaire comparée, titre inexact, car ce n'est pas la grammaire qu'on compare, ce sont les langues.<sup>211</sup>

Er lässt kein gutes Haar an Bréal: seine Dissertation wird zum Heftchen abqualifiziert, der Beginn der wissenschaftlichen Semantik auf eine Worterfindung geschrumpft, und das monumentale Übersetzungswerk als unnütz abgetan. Schließlich scheint er Bréal unterstellen zu wollen, dass dieser nicht einmal wisse, was er tue, wenn er unter dem Namen der *Grammaire comparée* (der nicht von Bréal stammt) Forschungen betreibe. Vinson bedauert, als Meillet den Lehrstuhl übernimmt, dass der Name nicht geändert worden sei

C'est pour M. Bréal qu'avait été créée, il y a plus de quarante ans, la chaire de Grammaire comparée, rubrique qui ne signifie pas grand chose d'ailleurs. Mais les étiquettes sont peu de chose; en fait, on voulait inaugurer l'enseignement de la linguistique. C'est pourquoi nous aurions voulu qu'on profitât de la vacance de la chaire pour en agrandir officiellement le programme et pour lui donner le titre de linguistique „générale“.<sup>212</sup>

Vinson hält sich selbst und Hovelacque für die ersten Spezialisten der allgemeinen Sprachwissenschaft; dabei war er kein Vorläufer der *linguistique générale*, sondern vielmehr ein verspäteter Vertreter einer Theorie, die außer ihn Anfang des 20. Jahrhunderts niemanden mehr interessierte.

Als Gegenbewegung zur „école naturaliste“ gibt es keine wirkliche „école historiciste“ oder „historienne“<sup>213</sup>; dies würde eine gewisse institutionelle, theoretische, ideologische und methodische Homogenität

---

<sup>209</sup> Cf. DESMET 1993:20.

<sup>210</sup> Cf. DESMET 1996:414.

<sup>211</sup> VINSON 1915-1916:160.

<sup>212</sup> VINSON 1907:125, zit. nach DESMET 1996:433.

<sup>213</sup> Cf. PUECH 2000a:139.

voraussetzen, die nicht vorliegt, wenn auch bei den Sprachforschern, die als eher „Bréal-freundlich“ charakterisiert werden können, Charakteristika wie Vorsicht mit Metaphern, Historizität und Fortschritt und Begriffe wie *conscience*, *raison*, *volonté* Vorrang haben<sup>214</sup>.

---

<sup>214</sup> Cf. PUECH 2000a:140.

### 1.3 Das Ende der Linguistik als Naturwissenschaft

Der Begriff der Geisteswissenschaften lässt sich im Deutschen mehr oder weniger leicht herleiten als Lehnübersetzung von „moral science[s]“<sup>1</sup>, die ihre Prägnanz aber erst durch Wilhelm Dilthey bekam. Dieser definierte die Geisteswissenschaften in klarer Entgegensetzung zu den Naturwissenschaften durch die ihnen eigene Methode des Verstehens, wie sie als Hermeneutik seit Schleiermacher v.a. in der Philologie gebräuchlich geworden war. Im Französischen haben die Bezeichnungen *sciences naturelles* (oder leider *sciences „tout court“*) und *sciences humaines* (oder gar „littéraires“!) eine andere Geschichte als im Deutschen; und die Gewichtung zwischen den sogenannten „sciences dures“ und den damit entgegengesetzten „sciences molles“ nicht dieselbe; dies gibt bis in die Gegenwart noch Anlass zu hitzigen Diskussionen. Ohne auf die weitere Entwicklung dieser Einteilung einzugehen, soll hier die Zuordnung der Sprachwissenschaft zu den unterschiedlich definierten Wissenschaftszweigen für den Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert erörtert werden.

Im 18. Jahrhundert stellt sich die Sprachbetrachtung mit Abbé Girard oder Condillac noch nicht die Frage nach einer Zuweisung des Gegenstands Sprache zu den Wissenschaften. Es besteht noch eine feste Bindung zwischen Sprache und Geist, zwischen Sprache und Gesellschaft, Sprache und Menschen. Die Trennung wird erst Anfang des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluss der Naturwissenschaften vorgenommen; ab dem Moment wird die Sprache für sich betrachtet<sup>2</sup> und der Mensch vernachlässigt.

Die ganze Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts interessiert sich für Geschichte und Sprachwandel; man könnte sogar meinen, der historische Ansatz sei der einzige wissenschaftliche<sup>3</sup>. Es ist das Jahrhundert der historischen Sprachwissenschaft<sup>4</sup>. Auch die Phonetik ist noch historisch orientiert, sie wird erst im 20. Jahrhundert durch die Phonologie ergänzt. Um die Mitte des Jahrhunderts setzt sich das Bestreben durch, sich die Naturwissenschaften als Vorbild zu nehmen. Diese faszinieren aufgrund ihrer Fortschritte und Kriterien wie Exakt-

---

<sup>1</sup> John Stuart Mill *System of Logic* (1843). Den wichtigsten Teil seines *System of Logic* stellt „On the Logic of the Moral Sciences“ dar. Mill unterscheidet die induktive von der deduktiven Methode. Er bestätigt Humes Vorstellung, man könne das Kausalprinzip und naturwissenschaftliche Methoden auf moralische und soziale Phänomene anwenden. Mit Comte erklärt er sich einverstanden über die Möglichkeit einer echten „science humaine“.

<sup>2</sup> Cf. NERLICH 1999:444.

<sup>3</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1992:159.

<sup>4</sup> Cf. WUNDERLI 2001:136.

heit, Reproduzierbarkeit und Prognostizierbarkeit. Im Gegensatz dazu gelten die Geisteswissenschaften als unexakt und leiden (teilweise noch bis heute) unter einem Minderwertigkeitskomplex gegenüber den „echten“ Wissenschaften. Die Sprachwissenschaft versucht ihre Annäherung an das naturwissenschaftliche Modell auf zwei Schienen: dem historischen Komparatismus und der Organismus- und Evolutionstheorie.

Unter dem starken Einfluss der Naturwissenschaften scheint die Phonetik mit ihren Lautgesetzen relativ festen Boden unter den Füßen zu haben<sup>5</sup>. Die Annahme einer Struktur des Lautsystems macht die Phonetik noch naturwissenschaftlicher. Noch heute glauben gewisse Forscher, die historische Phonetik habe einen solideren wissenschaftlichen Status als die beginnende Semantik<sup>6</sup>, der aber nur ein vorgegaukelter ist, da man dem Glauben verhaftet ist, dass nur die Methoden und Ergebnisse, die mit denen der Naturwissenschaften vergleichbar sind, Wissenschaftlichkeit garantieren.

Schon Taine schlägt vor, die Methoden der Naturwissenschaften auf die *sciences morales* zu übertragen. Paris lobt Schleicher 1868 noch für das Verdienst, die Linguistik in die Richtung der Naturwissenschaften zu lenken<sup>7</sup>, denn nur so könne sie zum Fortschritt gelangen. Renan stellt 1849 fest, dass nur die Methoden der Naturwissenschaften als verlässlich angesehen werden<sup>8</sup> und wünscht sich, dass die Ergebnisse der Geisteswissenschaften auch solche Anerkennung finden könnten, selbst wenn ihre Ergebnisse anderer Art seien und sie mit anderen Methoden gewonnen würden.

La religion, la philosophie, la morale, la politique trouvent de nombreux sceptiques; les sciences physiques n'en trouvent pas [...] La méthode de ces sciences est ainsi devenue le critérium de certitude pratique des modernes; cela leur paraît certain et scientifique, qui est acquis d'une manière analogue aux résultats des sciences physiques, et si les sciences morales leur paraissent fournir des résultats moins positifs, c'est qu'elles ne répondent pas à ce modèle de certitude scientifique qu'ils se sont formé. [...] on admet la certitude scientifique; on trouve seulement que l'on possède cette certitude sur trop peu de sujets. L'effort doit tendre à élargir ce cercle [...]. Ma conviction est qu'on arrivera, dans les sciences morales, à des résultats tout aussi définitifs, bien que formulés autrement et acquis par des procédés différents.<sup>9</sup>

---

<sup>5</sup> Cf. NERLICH 1989:101 und MÖHREN 2004:72.

<sup>6</sup> Rousselot genügt mit seiner Experimentalphonetik noch am ehesten naturwissenschaftlichen Ansprüchen. Cf. DE PALO 2001a:200. „La fonetica storica era infatti la branca della linguistica che aveva conquistato il più solido statuto scientifico.“

<sup>7</sup> Cf. PARIS 1868:243.

<sup>8</sup> Cf. WOLF 2000:159.

<sup>9</sup> RENAN 1995:449.



Für A. Darmesteter gehören die Sprachwissenschaften ihrem Gegenstand nach zu den psychologischen Wissenschaften und ihrem *mode d'expression* nach zu den physiologischen<sup>10</sup>. Die Sprache gehorche allgemeinen physischen (Phonetik) und psychologischen (Morphologie, Syntax, Bedeutungswandel) Gesetzen, wobei sich beide Arten oft durchdrängen. Darmesteter entschuldigt sich für die Vergleiche mit den Naturwissenschaften: „Ces rapprochements n'ont point été cherchés de parti pris, mais se sont rencontrés d'eux-mêmes sous la plume de l'auteur.“<sup>11</sup> Man hat das Gefühl, er rechtfertige sich mit einer gewissen Mode; das Sprechen in naturwissenschaftlichen Metaphern ist für die Zeit typisch und beinahe unumgänglich.

Bréal ordnet in der Unterscheidung zwischen *sciences historiques* und *sciences naturelles* die Sprachwissenschaft eindeutig als *science historique* ein<sup>12</sup>. Im Unterschied zu seinen Zeitgenossen betreibt er keine „semantics of transformation“, sondern eher „semantics of comprehension“<sup>13</sup>. Bréal ist der erste, der den Menschen als einzigen Faktor in der Sprachentwicklung erkennt<sup>14</sup>, was mit zu der Herausbildung der Geisteswissenschaften in Frankreich führt. Wie Schuchardt versucht er, die Sprache als mit dem Menschen und seiner Geschichte verknüpfted soziales Produkt<sup>15</sup> zu betrachten.

Paul Valéry äußert in der Besprechung des *Essai de sémantique*, jener habe zur Definition des Gegenstandes der *sciences humaines* beigetragen, stützt sich dabei im Gegensatz zu anderen nicht auf die Methode oder den Gegenstand, sondern in viel weitsichtigerer Weise auf das Erkenntnisinteresse, das ein ganz anderes ist und sein muss.

Coseriu findet die Frage nach Kausalzusammenhängen im Sprachwandel typisch naturwissenschaftlich<sup>16</sup>. Man müsse präzisieren, dass Oppositionen in der Sprache sich gar nicht mit der Kausalität der Naturwissenschaften erklären ließen. Bréal habe schon sehr deutlich gesehen, dass man mit der Suche nach äußeren Faktoren nicht finde, „was wirklich die Sprache bewegt, nämlich die Sprachfreiheit“<sup>17</sup>.

---

<sup>10</sup> Cf. DARMESTETER 1876:369.

<sup>11</sup> DARMESTETER 1887:26.

<sup>12</sup> Bréal als Pionier einer naturwissenschaftlich gedachten Linguistik darzustellen, kann allerdings keiner seiner Standpunkte rechtfertigen. Baggioni will ihn dafür verantwortlich machen, auch (?) in Deutschland das Bild einer naturwissenschaftlichen Linguistik hoffähig gemacht zu haben, wobei auch einige Franzosen dieser „fâcheuse tentation“ (BAGGIONI 2000:50) verfallen seien.

<sup>13</sup> NERLICH 1992a:148.

<sup>14</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000a:38.

<sup>15</sup> Cf. WUNDERLI 2001:147.

<sup>16</sup> Cf. COSERIU 1974:93.

<sup>17</sup> COSERIU 1974:93.

Eine gewisse Affinität zwischen Bergson<sup>18</sup> und Bréal auf dem Gebiet der *volonté* und *subjectivité* (cf. Kapitel 1.4.1) erklärt auch ihre gemeinsame Präferenz für die saubere Trennung der Sprachwissenschaft von den Naturwissenschaften. Für Bergson ist die wahre Natur der sprachlichen Phänomene nicht materiell, sondern psychisch<sup>19</sup>. Er begründet die Trennung der Sprachwissenschaft von den Naturwissenschaften mit Hilfe des menschlichen Willens: „il y a une erreur grave, qui consiste à raisonner dans la société comme dans la nature, à y découvrir je ne sais pas quel mécanisme de lois inéluctables, à méconnaître enfin l’efficacité du vouloir et la force créatrice de la liberté“<sup>20</sup>. Die Gesetzmäßigkeiten, die sich aus der Freiheit des menschlichen Schaffens ergeben würden, könnten nicht dieselben sein wie die Gesetze der Natur.

Für Saussure ist die Zuordnung der Sprachwissenschaft zu den Naturwissenschaften dann ein abgeschlossenes Kapitel: für ihn ist sie weder eine Naturwissenschaft noch eine historische Wissenschaft. Die Semiologie stelle einen eigenen wissenschaftlichen Zweig dar<sup>21</sup>:

On a discuté pour savoir si la linguistique appartenait à l’ordre des sciences naturelles ou des sciences historiques. Elle n’appartient à aucun des deux, mais à un compartiment des sciences qui, s’il n’existe pas, devrait exister sous le mot de sémiologie<sup>22</sup>.

Die Linguistik gehört also zu einer Wissenschaftsabteilung, die zu Bréals Zeit noch nicht existiert; die Semiologie wiederum ist zu den sozialen Institutionen (z.B. Gesetzgebung) zu zählen<sup>23</sup>.

Mit der Entdeckung der Zweiseitigkeit des Zeichens wird der Gegenstand der Sprachwissenschaft vollkommen neu überdacht; die ganze Einteilung der Wissenschaften muss neu konzipiert werden. Saussure definiert die Linguistik als „une science de valeurs arbitrairement fixables“<sup>24</sup>. Durch die Zweiseitigkeit des Zeichens wird erst eine „prise en compte du statut linguistique du sens“<sup>25</sup> möglich. Wenn vorher die Sprache oft auf die Lautdimension reduziert wurde, und damit die Bedeutung außerhalb des Gegenstandes der Sprachwissenschaft lag, so beginnt die Linguistik Ende des 19. Jahrhunderts sich von den Natur-

---

<sup>18</sup> DE PALO 2001b beschreibt Bréal als Bergson-Leser (242).

<sup>19</sup> Cf. DE PALO 2001b:253.

<sup>20</sup> Zit. nach DE PALO 2001b:251.

<sup>21</sup> ENGLER 1967-1974:3342.1 N24.

<sup>22</sup> Cf. ENGLER 1974:47.

<sup>23</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:25.

<sup>24</sup> ENGLER 1973:41.

<sup>25</sup> CAPT-ARTAUD 2000a:39.

wissenschaften zu trennen und die Bedeutung als wissenschaftswürdigen Gegenstand zu betrachten.

In den nächsten Kapiteln soll genauer auf die Neuartigkeit von Bréals Disziplin eingegangen werden. Die Semantik soll von der schon vorher betriebenen Etymologie abgegrenzt werden und die Beziehung der beiden Teildisziplinen bis heute erläutert werden, da beide häufig in einem Atemzug genannt werden, bzw. die eine Disziplin als Teil oder Voraussetzung der anderen gesehen wird. Neben Vorläufern von Bréals Arbeitsweise soll ein eigenes Kapitel der Philosophie des 18. Jahrhunderts gewidmet werden, auf die sich Bréal namentlich stützt. Im Vergleich zu A. Darmesteters *La vie des mots* soll die Besonderheit von Bréals Ansatz herausgearbeitet werden. Ohne die Ambition zu verfolgen, die Geschichte der Semantik im 19. und 20. Jahrhundert zu schreiben, soll der Übergang von der *grammaire générale* über die *grammaire comparée* zur *linguistique générale* skizziert werden, den Bréal vorbereitet und ermöglicht hat.

### 1.3.1 Bréal Erfinder einer neuen wissenschaftlichen Disziplin

Die erste offizielle Dokumentation des Terminus *sémantique*<sup>26</sup> findet sich schon achtzehn Jahre vor der Publikation des *Essai de sémantique* in einem Brief an Angelo de Gubernatis:

Je prépare aussi un livre sur les lois intellectuelles du langage, auquel je travaille depuis des années: c'est ce qu'on peut appeler la sémantique [...] Mais les volumes ne s'échappent pas aussi facilement de ma main<sup>27</sup>.

In einer Veröffentlichung taucht er das erste Mal 1883 auf:

[L]es lois qui président à la transformation des sens, au choix d'expressions nouvelles, à la naissance et à la mort des locutions, ont été laissées dans l'ombre ou n'ont été indiquées qu'en passant. Comme cette étude, aussi bien que la phonétique et la morphologie, mérite d'avoir son nom, nous l'appellerons la SÉMANTIQUE (du verbe σημαίνω), c'est-à-dire la science des significations. (BRÉAL 1883b:133)

Ob Bréal sich der Bezeichnung *sémantique* bedient, weil er sie eleganter<sup>28</sup> oder weniger „pédantesque“<sup>29</sup> findet als *Semasiologie*, oder ob er das deutsche Wort nicht zum Erfolg kommen lassen und die Oberherrschaft der deutschen Sprachwissenschaft herausfordern will<sup>30</sup>, all das soll zunächst dahingestellt bleiben. Sicher ist, dass er sich gegen den deutschen Begriff *Semasiologie* und den englischen *sematology* durchgesetzt hat<sup>31</sup>, um einen neuartigen Wissenschaftszweig zu benennen. Bréal erklärt 1909 selbst einem ehemaligen Schüler, Salomon Reinach, warum er den Terminus ersetzt hat: es sei ein Versuch der „réapprobation de «notre ancienne science française [la philologie], qui est devenue science allemande [...]»“<sup>32</sup>. Somit symbolisiert der Übergang vom Terminus *Semasiologie* zu *sémantique* tatsächlich für Bréal die Wieder-Inbesitznahme ehemaligen „Eigentums“<sup>33</sup>. Etwas übertrieben könnte man sagen: „Il s'agit d'explorer, d'occuper le terrain et de planter le drapeau, comme dans les contrées à coloniser.“<sup>34</sup> Dazu muss man natür-

---

<sup>26</sup> Cf. dazu CARNOY 1927:5. – Zur Weiterentwicklung und Verbreitung des Terminus cf. READ 1948.

<sup>27</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 14.4.1879, zit. nach CIUREANU 1955:460.

<sup>28</sup> MEILLET 1898:141.

<sup>29</sup> ENOCH 1916:665.

<sup>30</sup> Cf. NERLICH 1996a:399.

<sup>31</sup> Cf. NERLICH 1996a:395. In den USA war zuerst noch *semasiology* gebräuchlich, wurde aber Anfang des 20. Jahrhunderts durch *semantics* ersetzt.

<sup>32</sup> DÉCIMO 2000b:196 zitiert aus dem Brief von Bréal an S. Reinach vom 3.4.1909.

<sup>33</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:73.

<sup>34</sup> DÉCIMO 2000a:75.

lich im Auge behalten, dass Bréal sich für einen Bereich interessiert, der in Frankreich noch unterentwickelt oder gar nicht erforscht ist, und dass hinter der „Rückeroberung“ auch Bréals große Bewunderung für Deutschland steht, die auf seine Erfahrungen während des Studiums an der deutschen Universität zurückzuführen ist.

Coseriu sieht zwei unterschiedliche Nutzungsweisen des Terminus *sémantique* bei Bréal<sup>35</sup>. Er benutze ihn einerseits global im Gegensatz zur Analyse der Form, und andererseits speziell auf der Inhaltsseite auch für grammatische Kategorien und sogar syntaktische Phänomene. Nur in dieser zweiten Definition akzeptiert Coseriu ihn als Begründer der Semantik (cf. Kapitel 1.3.3).

Bréal selbst nimmt eine Spezifizierung des Wortgebrauchs vor, die aber nicht unbedingt mit der Coserius übereinstimmt. Er kündigt für den zweiten Teil des *Essai* an, dass er dort den Terminus *sémantique* eingeschränkt auf die Analyse lexikalischer Elemente benutzen wolle: „c’est cette seconde partie qui constitue proprement la sémantique ou science des significations“ (BRÉAL 1924:99)<sup>36</sup>. Der zweite Teil enthält zwar die Kapitel *Les noms composés* und *Les groupes articulés*, doch finden sich gerade die Kapitel zu den Wortarten und zur Syntax nicht in diesem Teil (sondern im dritten). Coserius Einteilung in zwei unterschiedliche Gebrauchsweisen scheint also recht subjektiv.

Bréal möchte die beiden Ansätze der griechischen und indischen Grammatik in seiner historischen Betrachtungsweise zusammenführen.

Les Grecs, préoccupés avant tout de la pensée, ont créé la philosophie du langage; les Indous, s’attachant surtout au son et à la forme, ont inventé une sorte d’histoire naturelle de la parole. (BRÉAL 1866a:66b)<sup>37</sup>

Die griechische Grammatik lieferte schon mehr als eine reine Bedeutungsanalyse; sie zeigte bereits *lois intellectuelles* auf<sup>38</sup>. Die griechischen Philosophen untersuchten die Funktion, die indischen „Vedic scholars“<sup>39</sup> die Form. Für die Griechen war die Beziehung zwischen Sprache und Gedanken schon essentiell, was die spätere Grammatiklehre beeinflusst hat, die seitdem in Verbindung mit Rhetorik und Sprachphilosophie, aber auch mit der Logik steht. Die indischen Grammatiker haben sich sozusagen auf die „Chemie“ der Sprache konzentriert und Wörter

---

<sup>35</sup> Cf. COSERIU 2000:34.

<sup>36</sup> Auch HEY 1898:552 sieht den Hauptanteil semantischer Veränderungen auf der Ebene des Lexikons, die Syntax „ne concerne que très indirectement l’étude du sens“ (554).

<sup>37</sup> Cf. auch DESMET 1990:138.

<sup>38</sup> Cf. dazu konkreter BRÉAL 1883b.

<sup>39</sup> NERLICH 1990b:110.

in Wurzeln und Endungen zerlegt. Bréal sieht die Notwendigkeit, aus beiden Strömungen eine neue herzuleiten: die historische „Grammatik“. Leider konzentriert sich die Vergleichende Sprachwissenschaft aber auf eine reine Formanalyse; und Grammatik wird wie Geologie betrieben, ohne dass die handelnden Menschen berücksichtigt werden.

Erst lange nach dem *Essai de sémantique* macht Bréal den Unterschied zwischen Grammatik und Sprachwissenschaft deutlich. Wie G. Paris hält Bréal die französische Grammatik für eine verlorene Gattung (cf. BRÉAL 1903b:801), denn es werde fast ausschließlich die Sprache vergangener Jahrhunderte untersucht. Man erstelle Glossare über die Werke von Corneille und Molière, man analysiere die Autoren des 18. Jahrhunderts, bald würden auch Glossare zu Chateaubriand und Hugo angefertigt, dabei hätten die Deutschen schon damit angefangen, Verlaine „auszuschlachten“! Die Grammatik dürfe sich aber nicht darauf beschränken, immer dieselben Ausdrucksweisen zu bemängeln, denn es gebe inzwischen zahllose neue; seit 30 oder 40 Jahren habe die Grammatik nur alte Probleme aufgewärmt. Bréal kritisiert, dass die Grammatik sich noch weniger um Veränderungen schere. Das habe sie wenigstens noch im 17. Jahrhundert getan und damals sei auch nicht alles als schlecht verurteilt worden: „ces vrais amis de notre langue n'étaient pas moins disposés à l'éloge qu'au blâme“ (BRÉAL 1903b:801). Sie registrierten auch neue Wörter und erkannten ihren innovativen Wert an.

Linguisten und Grammatiker haben eindeutig nicht dieselben Interessen. Der Grammatiker will korrigieren, der Linguist ist weit davon entfernt. Der Linguist verurteilt nicht, er hat keine Vorlieben und macht keine Vorschriften. Ihn interessiert alles, was natürlich ist; er hat sogar eine wahre Freude daran, Abweichungen festzustellen und hofft, immer etwas Lehrreiches daraus ziehen zu können; „une prose correcte n'a pas grand chose à lui apprendre“ (BRÉAL 1903b:802). Bréal vergleicht den Linguisten und den Grammatiker mit einem Botaniker und einem Gärtner:

[...] entre le grammairien et le linguiste il y a la même différence qu'entre le jardinier et le botaniste. Oui, mais la botanique n'a jamais empêché qu'il y ait des jardiniers. Il y a intérêt public à ce que les jardiniers du langage continuent leur travail (BRÉAL 1903b:802).

Bréal verurteilt die (veraltete) Grammatik also nicht; im Gegenteil, er fragt sich, wie man Linguisten und Grammatiker versöhnen könne (cf. BRÉAL 1903b:803). Auch wenn der Linguist an unregelmäßigen und veralteten Ausdrücken und an Polysemien seine Freude finde, brauche man im Alltagsleben eine Regel, damit man nicht in die Anarchie abglei-

te. Und diese Regel könne der Grammatiker liefern. Es scheint fast, als könnte die Semantik eine Art Kompromiss zwischen dem grammatischen und dem linguistischen Lager liefern. Nachdem die Linguistik wie eine plötzliche Überschwemmung über die alte Sprachforschung hereingebrochen war, wurden auf einmal die sichersten Regeln angefochten. Das sei aber nun dreißig Jahre her und der erste Schreck verfliegen. Im Anschluss ist eigentlich nur eine Linguistik in der Form von Bréals Semantik denkbar, die zwar von der Beobachtung ausgeht, aber als Ziel doch die Beschreibung von übergreifenden Gesetzmäßigkeiten hat.

Während sich die Sprachwissenschaft institutionalisiert (v.a. durch SLP und die Arbeit der *Revue critique d'histoire et de littérature*), wird auch der Unterschied zur vorher betriebenen Philologie immer offensichtlicher. Damals wie heute kann der Eindruck entstehen, die Linguistik sei „en rupture avec la tradition philologique“<sup>40</sup>. Bréal selbst schreibt aber an Louis Havet, dass beide unbedingt zusammen gehörten, doch die Linguistik sich noch besser anbiete, um als Grundlage zu fungieren:<sup>41</sup>

Vous êtes la preuve que la philologie et la linguistique ne sont pas des sœurs ennemies comme quelques-uns le prétendent, et qu'on peut passer de l'une à l'autre, mais plus aisément, je crois, en commençant par la seconde.<sup>42</sup>

Bréal konstruiert die Semantik in Abgrenzung zur Phonetik (cf. BRÉAL 1924:8)<sup>43</sup>; ja, *sémantique* ist im *Essai* sogar als Gegenbegriff zu *phonétique* zu verstehen<sup>44</sup>. Schon in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts findet er, dass die historische Sprachwissenschaft sich zu sehr auf die Form konzentriert und die Bedeutung vernachlässigt<sup>45</sup>. Doch soll es Zweck der historischen Grammatik sein, im Geist des Menschen nach den Gründen des Sprachwandels zu suchen. Da Phonetik und Morphologie schon relativ weit gediehen sind, besteht eher ein Bedürfnis nach der weiteren Erforschung dessen, wozu Laute und Formen eigentlich dienen.

Bréal beschäftigt sich (wenn auch nicht schwerpunktmäßig) ebenso mit der *matière* wie mit der *fonction des mots* (cf. BRÉAL 1866a,

---

<sup>40</sup> BERGOUNIOUX 1996:75.

<sup>41</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:71.

<sup>42</sup> B.N. N.A.F. 24 489, ff. 207-91, Brief an Louis Havet, 29.1.1907.

<sup>43</sup> Cf. auch WUNDERLI 1971:30 und N51.

<sup>44</sup> Cf. SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:669 und THOMAS 1897.

<sup>45</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:433.

zit. aus 1877a:243-48); 1897-1898 hält er sogar eine Veranstaltung zur Phonetik ab<sup>46</sup>. Zum Lautwandel äußert er sich erstmalig 1868:

Mais les lois qui ont fait du grec ou du latin ce qu'ils sont, n'ont pas agi d'une façon intermittente; elles sont constantes comme les lois de la nature, car elles tiennent à la conformation de nos organes et aux habitudes de notre pensée (BRÉAL 1868c:81).

Hier spricht er den Lautgesetzen zwar den Status von Naturgesetzen zu, schränkt jedoch immerhin ein, dass neben der Beschaffenheit der Sprechorgane auch der Geist des Sprechers eine Rolle spiele. Der Forschung zum Lautwandel kommt für den frühen Bréal noch das Verdienst zu, die Gerichtetheit in der Entwicklung aufgezeigt zu haben:

Cette histoire des sons a une grande importance: elle a permis de constater qu'il existe des échelles phoniques que les langues peuvent bien descendre mais qu'elles ne remontent jamais. (BRÉAL 1868a:X)

Im *Essai* widerruft er aber später diese Aussage (cf. BRÉAL 1924:8s.). Die Phonetik könne nicht die Präzision von mathematischen Gesetzen für sich beanspruchen. Man müsse unterscheiden zwischen Phänomenen, die wirklich von der Beschaffenheit der Organe abhängen – wie ein angeborener Sprachfehler, so dass ein bestimmter Laut nicht produziert werden könne; das würde jedoch niemand imitieren (BRÉAL 1898a:6) – und solchen, die durch den Imitationsinstinkt bedingt seien und echten Lautwandel bewirkten. Phonetische Veränderungen seien nicht auf physiologische Tatsachen zurückzuführen, ihre Gründe seien vielmehr im Bewusstsein zu suchen; die Gewohnheit reiche als Erklärung aus (cf. BRÉAL 1924:318);

[...] ces lois sont constantes, attendu qu'elles sont l'effet de nos habitudes, et que nos habitudes, quand rien ne vient les contrarier, se manifestent d'une manière régulière et uniforme (BRÉAL 1898a:1).

Da sich das Wort als „image vocale“ (BRÉAL 1898a:7)<sup>47</sup> eingeprägt habe und so durch die Organe reproduziert werde, könne sich der Geist an dieses „Bild“ gewöhnen und sich immer weniger Mühe geben, solange er sicher sein könne, verstanden zu werden. Veränderung betreffe also nicht zuerst die Organe, sondern den Geist, bzw. „une sorte d'image vocale imprimée dans la mémoire“ (BRÉAL 1898a:7) (mehr dazu im Vergleich zu Saussures Terminologie cf. Kapitel 1.10.1).

---

<sup>46</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:73.

<sup>47</sup> Cf. dazu Saussures *image acoustique* in SAUSSURE 1973:28, 32, 98s.



Für Bréal ist es vorrangig herauszustellen, dass die historische Sprachwissenschaft sich nicht damit begnügen könne, die äußere Form der Wörter zu beschreiben. Er kritisiert die komparative Sprachwissenschaft, die nur die Form untersuche und den Menschen mit seinen gedanklichen Inhalten übersehe, denn die Analyse der Form „doit toujours être éclairée et contrôlée par l'examen de la signification“ (BRÉAL 1866a:65b).

Bréal will über die Opposition von *forme* und *signification*<sup>48</sup> hinaus die Beziehungen zwischen den grammatischen Strukturen und den „opérations de l'esprit“ (BRÉAL 1866a:66a) sichtbar machen und somit die „philosophie du langage“ (BRÉAL 1866a:66b, cf. auch 1868b:7s.) offen legen. Gegenstand seiner neuen Disziplin ist also die Analyse der *lois intellectuelles*<sup>49</sup> oder „lois psychologiques du langage“ (BRÉAL 1883b:142), in der sich Form und Funktion der Wörter verbinden. Zweck der vergleichenden Sprachwissenschaft sei es, „de nous aider à surprendre les opérations de la raison humaine, et à découvrir les lois historiques de son développement“ (BRÉAL 1868b:31).

Wie Auroux richtig feststellt, ergänzt Bréal seine Bedeutungsfor- schung um eine wirkliche Sprachtheorie<sup>50</sup>. Historische Bedeutungsana- lyse ist nicht so einfach zu betreiben wie Lautgesetzforschung, da die lexikalischen Einheiten in ihren Beziehungen zueinander untersucht werden müssen; es reicht nicht aus, sie isoliert zu betrachten. Bréals Semantik ist das Ergebnis der Umwälzungen in der Sprachwissenschaft um die Jahrhundertwende und führt dann u.a. zu Saussures *valeur*-Begriff.

Bedenkt man, dass Hjelmslev 1957 beim 8. Internationalen Lin- guistenkongress fordert, die Bedeutung müsse analog zur Form auch einer strukturellen Analyse unterzogen werden<sup>51</sup>, scheint Bréals Ansatz umso moderner. Er beschränkt sich nicht auf die Ebene der lexikali- schen Wortbedeutung, sondern dringt in die *syntaxe intérieure* ein. Er liefert zwar noch kein Strukturmodell, doch berücksichtigt er einerseits morphologische Phänomene und geht andererseits über die Wortebene hinaus und schließt die Syntax in seine Theorie mit ein.

Bréals neue Disziplin entsteht im Rahmen eines um die Jahrhun- dertwende wieder erwachten Interesses an Bedeutung und Zeichenkon-

---

<sup>48</sup> Cf. BRÉAL 1866a:65b: „la signification des mots sans tenir aucun compte de leur forme“, „l'examen du sens“ und „l'examen de la signification“.

<sup>49</sup> Cf. hierzu auch BRÉAL 1868c:81 und 1879:1007b. – Außerdem SWIG- GERS/VAN HOECKE 1990:668 und SWIGGERS 1995:654-58.

<sup>50</sup> Cf. AUROUX 1995:222.

<sup>51</sup> Cf. BERRUTO 1976:24.

zept<sup>52</sup>. Semantische Ansätze sind von nun an nicht mehr abstrakt, sondern immer mit Hypothesen über das Zeichen und über Sprache allgemein (oder über Verankerung der Sprache im Geist oder über den kommunikativen Prozess) verbunden. Valéry's Forderung nach einer allgemeinen Zeichenlehre in der Besprechung von Bréals *Essai* zeugt von diesem Interesse.

La recherche de M. Bréal supporte la généralisation qu'elle suggère. Elle attire l'étude sur tous les systèmes symboliques, en masse. L'algèbre, la musique écrite, certains genres d'ornementation, les cryptographies, etc., sont susceptibles d'analyses sémantiques. Regardés du point de vue des significations, tous ces systèmes et le langage doivent, à mon sens, conduire à une distinction capitale parmi les modes dont les états mentaux sont accouplés. Désignons par *a* et *b* deux de ces états accouplés, c'est-à-dire tels que si *a* est donné, *b* est donné.<sup>53</sup>

Valéry siedelt die Semantik zwischen Literatur und Physik an<sup>54</sup>. Er ist einer der ersten, der die Wichtigkeit von Bréals Werk unterstreicht und dort v.a. eine semantische (bei ihm mehr schon semiologische) Theorie des Funktionierens von Zeichen vorausahnt:

La théorie doit chercher ce que deviennent ces symboles soumis à la répétition, à l'usage, mélangés aux groupements de la première espèce, exposés à l'arbitraire de l'individu et portés par lui à la dernière limite de la valeur.<sup>55</sup>

Valéry verlangt wie Bréal von der neuen Sprachwissenschaft, dass sie Verstehen und die Verbindung zwischen Sprache und Handeln erklären müsse, „les relations entre dire, comprendre et faire“<sup>56</sup>. Um den Sinn der Zeichen zu beschreiben, genüge es nicht mehr, ihre Geschichte zu entfalten, sondern ihre Funktion müsse veranschaulicht werden (cf. Bréal seit 1866 in «De la forme et de la fonction des mots»). Und diese Funktion, so ahnt Valéry, müsse eine Funktion des Verstehens sein:

Toutes les langues, quelles qu'elles soient, doivent satisfaire à un minimum de conditions de commerce entre les hommes. Ces conditions sont déterminées par la nécessité de produire dans un autre un état qui comprenne 1° une conformité avec ce qu'on sente et 2° une impulsion conforme à ce qu'on veut qu'il sente ou fasse.<sup>57</sup>

---

<sup>52</sup> Cf. AUROUX 1995:222.

<sup>53</sup> VALÉRY 1898:259.

<sup>54</sup> Cf. NERLICH 1999:453.

<sup>55</sup> VALÉRY 1898:259.

<sup>56</sup> NERLICH 1999:453.

<sup>57</sup> VALÉRY: *Cahiers*, vol. 24 (1940-1941):853.

Für Valéry gibt es noch keine ordentliche linguistische Psychologie oder psychologische Linguistik, die die Beziehungen zwischen Sprache, Geist und Handeln erklären könnte; die meisten Werke seien nur „recueils, myriades de traits, constatations de fréquences“<sup>58</sup>. Paris scheint schon sehr früh vom psychologischen Paradigma bei Bréal beeindruckt, er wiederholt fast gebetsmühlenartig unter Bezugnahme auf Bréals Vortrag «De la forme et de la fonction des mots» von 1866: „Le développement du langage n’a pas sa cause en lui-même, mais bien dans l’homme, dans les lois physiologiques et psychologiques de la nature humaine“<sup>59</sup>. Allerdings ist er unzufrieden mit der ungenauen Einordnung der neuen psychologischen Dimension:

Tant qu’on n’aura pas distingué, dans les phénomènes linguistiques, la part de la psychologie et celle de la physiologie, on ne pourra les regarder comme assez bien connus pour servir de base à une classification scientifique.<sup>60</sup>

Das bedeute weiter, dass – solange nicht geklärt sei, was an der Sprache psychologisch und was physiologisch sei – man die Linguistik auch keinem Wissenschaftszweig zuordnen könne. Paris entzieht sich damit der Beurteilung, ob Bréals *sémantique* verdiene, als eigenständige wissenschaftliche Disziplin gelten zu dürfen.

Die Phonetik hatte von Anfang an ihren eigenen, klar definierten Gegenstandsbereich. Dagegen hatte es die Semantik schwerer, sich von Nachbardisziplinen zu unterscheiden: Literaturkritik, Hermeneutik, Philosophie, Logik und Psychologie beschäftigen sich auch mit Bedeutung.

Bergounioux erklärt die Herausbildung der Semantik mit der Krise der Vergleichenden Sprachwissenschaft<sup>61</sup>. Zwischen Rekonstruktivismus und Junggrammatikern<sup>62</sup> emanzipieren sich neue Richtungen von der genetischen Definition der Sprache, wie z.B. die instrumentale Phonetik dank Rousselot oder andere Denkrichtungen mit Hilfe der Psychologie (Wundt, Steinthal). Bréal „s’est proposé de combler la la-

---

<sup>58</sup> VALÉRY 1898:255. Dass Valéry eine befriedigende Theorie vermisst, kann kaum verwundern bei der extremen Modernität seiner Forderungen: den „Kommerz“ zwischen Sprecher und Hörer hat er noch mit Paris gemeinsam, das Kommunikationsbedürfnis findet sich auch bei Bréal in dieser pragmatischen Form, aber die saubere Trennung zwischen Lokution und Illokution (ohne sie so zu betiteln) zeitlich lange vor der Sprechakttheorie gleicht bei ihm schon fast Hellseherei!

<sup>59</sup> PARIS 1868:242.

<sup>60</sup> PARIS 1868:243.

<sup>61</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:224.

<sup>62</sup> Es kann also nicht möglich sein, dass Bréals Semantik eine Fortführung der junggrammatischen Position darstellt, wie MARTONE (1990:XXII) bei LEROY 1971 gefunden hat.

cune la plus criante du modèle historico-comparatif tel qu'il se pratiquait en Allemagne, à savoir l'étude du sens des mots"<sup>63</sup>.

Laut Bergounioux ist Bréal der Psychologie gegenüber zunächst misstrauisch: dann verwundert aber, dass er schon 1868 „l'hypothèse d'une grammaire raisonnée“<sup>64</sup> vertritt. Es reicht ihm nicht mehr aus, die Grammatik einer Sprache zu untersuchen und die Etymologien ihrer Wörter zu bestimmen, um ihre Struktur zu beschreiben; man müsse vielmehr das Funktionieren der menschlichen Vernunft untersuchen.

Arsène Darmesteter stellt zwanzig Jahre vor dem Erscheinen des *Essai* fest: „la science de la transformation des sens [...] cette science n'est pas encore constituée: elle n'existe pas“<sup>65</sup>. Wenn es die aber einmal geben werde, dann werde sie ein Instrument von unschätzbarem Wert für die historische Psychologie bedeuten. Darmesteter sieht also nicht die Psychologie im Dienste der Sprachwissenschaft, sondern die Sprachwissenschaft als Werkzeug der Psychologie! Noch gebe es keine gültigen wissenschaftlichen Prinzipien, die erlaubten, von Sprachwandel auf die Veränderungen in den „mouvements de la pensée“ zu schließen. All das würde aber bedeuten, dass die Psychologie als Wissenschaft schon wesentlich fortgeschrittener war als die beginnende Semantik, was Zweifel aufkommen lässt.

Es ist wahrscheinlicher, dass die Psychologie noch Rückstände zu überwinden hatte und den wissenschaftlichen Status erst nach der Semantik verdiente. Valéry erkennt richtig, dass ein Teil der Unfähigkeit gegenüber der Behandlung der Sprache auf die „nullité de la psychologie“<sup>66</sup> zurückzuführen sei. Wäre die Psychologie schon weiter gediehen, könnte man auch viel mehr über die Sprache aussagen. Man müsse die Linguisten regelrecht bewundern, dass sie sich an die Sprache herantrauten, wo der Geist doch kaum erforscht sei. Aber ihre Arbeiten brächten kaum weiter, sie seien noch nicht wissenschaftlich. Erst Bréal schaffe es endlich, die Sprache von der richtigen Seite her anzupacken. Die Lautseite habe man schon sehr weitgehend erforscht, die Inhaltsseite dagegen viel weniger; und das Zusammenwirken der beiden sei noch gar nicht geprüft. Die Semantik gehe die Sprache als Ganzes an und könne somit eine Art Brückenfunktion erfüllen zwischen Psychologie und historischer Soziologie:

[...] la nouvelle discipline se caractérise d'une part par une approche essentiellement historique [...] et d'autre part [...] cette sémantique relève

---

<sup>63</sup> DE LAMBERTERIE 1997-1998:10.

<sup>64</sup> BERGOUNIOUX 2000b:224.

<sup>65</sup> DARMESTETER 1877:7.

<sup>66</sup> VALÉRY 1898:254.

de la psychologie sociale au sens où l'entendront aussi bien Saussure et Meillet. Cela signifie qu'en exprimant la pensée, le langage reflète aussi les mouvements de la société. Par là les changements de significations sont le résultat de processus psychologiques, en même temps qu'ils sont soumis à des causes sociales.<sup>67</sup>

Bréal initiiert diesen methodologischen Neuanfang in Frankreich. Die empirischen Arbeiten ließen bis dahin den eigentlichen Grund für den Sprachwandel, nämlich „funktionelle und soziale Triebkräfte“<sup>68</sup>, außer Acht. Hierin liegt der „Keim für die zukünftigen psychologischen und sozial-historischen Orientierungen der französischen Sprachwissenschaft“<sup>69</sup>.

Semantik ist bei Bréal in der Tat grundsätzlich historisch aufzufassen, als Vergleich von zeitlich auseinanderliegenden Sprachzuständen<sup>70</sup>. Er würde nicht abstreiten, dass sowohl Form als auch Inhalt von Modifikationen betroffen sind, aber Sprachwandel ist bei ihm fast gleichzusetzen mit *changement sémantique*<sup>71</sup>. Semantischer Wandel ist für ihn eine Kerndisziplin u.a. deshalb, weil vorher so ausgiebig über Lautwandel geforscht worden ist und er sich von seinen Zeitgenossen absetzen will. Die Hauptaufgabe der Semantik sieht er darin, die Geschichte und den Grund jeder Veränderung aufzuzeigen. Nach der Einzelfallanalyse zielt Bréal auf die Analyse der Gesetzmäßigkeiten, die der Bedeutungsveränderung voranstehen. Ziel der historischen Semantik Bréals ist es, Varietät, Historizität und Zufälligkeit der sprachlichen Phänomene auf Regelmäßigkeiten zurückzuführen<sup>72</sup>. Schlieben-Lange nennt Bréals Semantik eine „Neubegründung der Ideenlehre unter historischen Gesichtspunkten zur Ergänzung der historischen Lautlehre“<sup>73</sup>. Charakteristisch ist auch die Beschreibung von Bréals Verdienst im Artikel «Bréal» im *Petit Larousse*: „linguiste français, traducteur de F. Bopp, il a introduit en France la linguistique historique“<sup>74</sup> und nicht die Vergleichende Sprachwissenschaft!

De Palo findet, mit der Konzentration auf den Charakter des menschlichen Geistes analysiere Bréal eher die *faculté du langage* als die sprachliche Bedeutung<sup>75</sup>. Betrachtet man aber allein die detaillier-

---

<sup>67</sup> BAGGIONI 2000:56s.

<sup>68</sup> THIELEMANN 1994:291.

<sup>69</sup> THIELEMANN 1994:291.

<sup>70</sup> „[O]n peut repérer chez lui [Bréal] une sorte d'intuition diachronique profonde, c'est-à-dire celle d'une structure en mouvement.“ (DELESALLE 1988a:46).

<sup>71</sup> Cf. HASLER 1991:161.

<sup>72</sup> Cf. DE PALO 2001a:203.

<sup>73</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:30.

<sup>74</sup> *Le Petit Larousse illustré 2002 en couleurs*:1200.

<sup>75</sup> Cf. DE PALO 2001a:79; cf. CASADEI 1999.

ten Ausführungen zu den diversen Prozessen des Bedeutungswandels, so lässt sich eine derartige These nicht aufrechterhalten. Die Beziehung der Bedeutung zu den Mechanismen, die der Produktion und dem Verstehen des Zeichens vorangehen, sind für Bréal essentiell für seine Konzeption des Zeichens und des Bedeutungswandels. Er geht aber über hypothetische Konstruktionen hinaus und systematisiert alle nur erdenklichen Tendenzen.

Coseriu reibt sich an Aarsleffs Thesen zu Bréals neuer Disziplin<sup>76</sup>, von denen er nur die erste bestehen lassen könne, mit der Aarsleff Bréal beglückwünsche, mehr als eine einfache Semantik entwickelt zu haben, nämlich ein komplettes Programm einer allgemeinen Sprachwissenschaft. Trotzdem müsse Aarsleff sauberer unterscheiden zwischen Bréals Sprachkonzeption und seinem sprachwissenschaftlichen Programm. Man dürfe aus Bréal nicht „el Lavoisier de la lingüística“<sup>77</sup> machen. Vater der modernen Sprachwissenschaft bleibe Saussure, „Bréal non ha provocado ninguna revolución en la lingüística“<sup>78</sup>. Bréals Sprachkonzeption annonciere auch nicht die Saussures; und die Reorientierung der Sprachwissenschaften Ende des 19. Jahrhunderts sei von Deutschland ausgegangen, nicht von Frankreich. Coseriu räumt ein, dass Bréal eine gewisse neue Orientierung in die Sprachwissenschaft einbringe, die man sich aber nicht in der Form einer Revolution vorstellen sollte, sondern vielmehr als Reform<sup>79</sup>. Damit gesteht Coseriu eigentlich einen viel größeren Ruhm ein: Bréal war viel weiter als seine Zeit oder sogar atemporal und hat dazu seine Vorstellungen auch noch realisiert.

Folgendes lässt sich festhalten: Bréal macht es sich zur Aufgabe, die tatsächlichen Beweggründe der Weiterentwicklung der Sprache herauszufinden und ruft die Semantik auf der Basis der antiken Rhetoriklehre (cf. Kapitel 1.3.3) als wissenschaftliche Disziplin ins Leben. Der Aufstieg der Semantik mag von einigen Vorgängern wie z.B. Schuchardt<sup>80</sup>, aber auch Humboldt, vorbereitet gewesen sein; „l'étude du sens“ war aber bis dato vernachlässigter Zweig der Sprachwissenschaft.

C'est aussi en donnant une place plus importante au sens que la linguistique arrivera un jour à écrire ce curieux chapitre dont l'intitulé a été donné il y a cinquante ans, par Guillaume de Humboldt: *Die innere Sprachform*. (BRÉAL 1889a:169)

---

<sup>76</sup> Cf. COSERIU 2000:39.

<sup>77</sup> COSERIU 2000:43.

<sup>78</sup> COSERIU 2000:41.

<sup>79</sup> Cf. COSERIU 2000:40.

<sup>80</sup> Cf. WUNDERLI 2001:123.

Wie bei den *lois intellectuelles* ist Bréal auch in der semantischen Disziplin insgesamt nicht betriebsblind: genauso wie jedes andere Mittel dürfe man die Semantik natürlich auch nicht überstrapazieren (cf. BRÉAL 1889a:175), was noch lange nicht heißt, dass sie ein müßiges Unterfangen<sup>81</sup> darstellt oder gar „a dead end for linguistics“<sup>82</sup> repräsentiert.

---

<sup>81</sup> Cf. AUROUX 1995:229, der sich auf WEISGERBER 1927 bezieht.

<sup>82</sup> AUROUX 1995:229.

### 1.3.2 Die Semantik als Ergänzungswissenschaft der Etymologie?

Die Semantik wird gewissermaßen aus der Unzufriedenheit mit der traditionellen Grammatik und der Lexikographie geboren. In der Aufklärung gilt die Etymologie als Teil der Grammatik, genauer gesagt der Lexikologie<sup>83</sup>, die Bedeutungswandel nicht erklären kann. Die Semantik als neuer Zweig der Sprachwissenschaft soll von der Etymologie und Lexikographie unabhängig sein<sup>84</sup>, aber ist wie diese doch historisch<sup>85</sup>. „L'étymologie, c'est-à-dire l'explication du vrai sens des mots par leur histoire, est une des sciences les plus anciennes à la fois et les plus neuves“<sup>86</sup>. Bréal will die Semantik von der Etymologie emanzipieren<sup>87</sup>.

Die traditionelle Etymologie, wie sie schon die Griechen und Römer betrieben, galt als spekulativ und dilettantisch<sup>88</sup>. Bis Ende des 18. Jahrhunderts glich die Etymologie einer Art Hellseherei ohne Regeln: „Chaque étymologiste [...] y ramenait bon gré mal gré l'explication des mots: nul concert, nul accord entre les savants, point de résultats qui fussent communément acceptés.“<sup>89</sup> In der *Encyclopédie* wird die Etymologie nicht als Wissenschaft angeführt, sondern als Kunst<sup>90</sup>, was als Klassifizierung Bände spricht.

Eine diachronische Dimension findet in der Etymologie erst Anfang des 19. Jahrhunderts Berücksichtigung. Sie zählt ab dann auch zu den „echten“ Wissenschaften, und das dank ihrer neu entwickelten Methode: „C'est une des plus neuves, car la méthode, qui seule constitue vraiment une science, n'a été que tout récemment appliquée à ces recherches.“<sup>91</sup> Interessant ist, dass schon Egger neben dem Konsens auch die Methode als notwendige Bedingung für die Wissenschaftlichkeit der Etymologie nennt.

Auch Müller distanziert sich von der Etymologie des 16. bis 18. Jahrhunderts, die zufällig war und keine Handhabung hatte, richtige von falschen Etymologien zu unterscheiden<sup>92</sup>. Eine wissenschaftliche Etymologie kann nur eine Wissenschaft der Geschichte der Wörter sein,

---

<sup>83</sup> Cf. SWIGGERS 1984:43 und NERLICH 1996a:396.

<sup>84</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1997:351.

<sup>85</sup> Cf. DE PALO 2001a:86. Deswegen finde Saussure bei Bréal auch keine klare Definition der Semantik und auch nicht der Bedeutung. Der Kausalzusammenhang scheint hier bei de Palo schleierhaft. Abgesehen davon wird in Kapitel 1.10 sehr wohl gezeigt werden können, was Bréal unter Bedeutung versteht.

<sup>86</sup> EGGER in BRACHET 1867:b.

<sup>87</sup> Cf. NERLICH 1999:452.

<sup>88</sup> Cf. WUNDERLI 2001:152.

<sup>89</sup> EGGER in BRACHET 1867:b.

<sup>90</sup> Cf. SWIGGERS 1984:41.

<sup>91</sup> EGGER in BRACHET 1867:b.

<sup>92</sup> Cf. DESMET 1996:137.



die versucht, den formalen und semantischen Ursprung wiederzufinden und die Entwicklung nachzuzeichnen.

Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft bereitet der unkritischen Etymologie ein Ende und unterwirft sie Prinzipien und Regeln. Die französischen etymologischen Wörterbücher im 19. Jahrhundert sind aber noch stark auf Lautetymologie konzentriert und vernachlässigen weiter semantische, geographische und soziokulturelle Aspekte, so dass Schuchardt die Verbindung von Wort- und Sachgeschichte<sup>93</sup> fordert. Die Etymologie müsse die lautliche und die inhaltliche Seite eines Zeichens gleichermaßen berücksichtigen und *idealiter* auch die Berührungspunkte mit der Geschichte anderer Wörter aufzeigen<sup>94</sup>.

Aber wie soll man sich das Verhältnis von historischer Semantik und Etymologie vorstellen? Nach heutiger wie nach damaliger Sicht könnte die lexikologische Theorie von der historischen Wortforschung profitieren<sup>95</sup>, und umgekehrt ist die historische Semantik immer dann besonders produktiv, wenn ihr theoretisches Interesse sich mit empirischer Detailarbeit verbindet<sup>96</sup>. Die Semantik kann z.B. in der Form von Polysemie-Analysen von der Lexikographie profitieren. Allerdings wird es nie eine lückenlose Beschreibung aller semantischen Beziehungen geben. Wörter unsicherer Herkunft sind für die historische Semantik kein geeignetes Material; deswegen darf der Semantiker auch nicht mit blindem Vertrauen die Ergebnisse etymologischer Nachschlagewerke übernehmen<sup>97</sup>. So schreibt Bréal im Vorwort zum *Dictionnaire étymologique latin*:

Un vocabulaire étymologique qui se contenterait d'indiquer la racine sans autre accompagnement serait à peu près aussi instructif qu'un dictionnaire de biographie qui se bornerait à fournir le nom et la date des personnages. Avant tout, nous demandons à connaître leur vie et leur caractère, ainsi que la part qu'ils ont prise aux événements de leur temps (BRÉAL/BAILLY 1885:Vs.).<sup>98</sup>

Die Sprache dient dem möglichst unmissverständlichen Ausdruck von Gedanken; die Sprecher streben immer nach semantischer Durchsichtigkeit, und wenn diese gestört wird durch verschiedene „Krankheitsbilder“ der Sprache wie *usure phonétique*, *collision homonymique* und *sur-*

---

<sup>93</sup> Cf. WUNDERLI 2001:161.

<sup>94</sup> Cf. SCHUCHARDT 1922:105.

<sup>95</sup> GEERAERTS 1997:5.

<sup>96</sup> FRITZ 1998:7.

<sup>97</sup> Cf. GSELL 2004:119.

<sup>98</sup> Hierzu könnte fast Gilliéron passen, der sich über dreißig Jahre später mit der reinen Lautetymologie nicht zufrieden geben will, denn „le mot est un oiseau qui a pris sa volée et suit les chemins que lui dictent les conditions atmosphériques de l'espace aérien et les rencontres qu'il peut y faire“ (GILLIÉRON 1919:132s.).

*charge sémantique*<sup>99</sup>, werden die Wörter remotiviert. Das alles muss die Etymologie auch berücksichtigen und dafür muss sie zur Wortgeschichte werden. Die Etymologen müssten kleinschrittiger vorgehen und mehr Zwischenstufen aufzeigen, was auch heute noch als das „Prinzip der kleinen Schritte“ gefordert wird<sup>100</sup>. Die Teilschritte sind oft an bestimmte Kollokationen gebunden.

Etymologie und diachronische Semantik haben unterschiedliche Erkenntnisinteressen. Die Semantik strebt nach allgemeingültigen Erkenntnissen, die sie theoretisch verwerten kann (um evtl. sogar die Wahrscheinlichkeit von Bedeutungswandel abschätzen zu können<sup>101</sup>). Die Etymologie beschäftigt sich mit Einzelproblemen. Synergie-Effekte der beiden Disziplinen wären v.a. im Methodischen wünschenswert. Beide Disziplinen könnten gemeinsam Kriterien entwickeln, mit Hilfe derer Hypothesen über Bedeutungswandel auf ihre Wahrscheinlichkeit hin untersucht werden können. Die Semantik müsste helfen, ein Repertoire von häufig vorkommenden Wandlerscheinungen aufzustellen, wozu Bréal einen nützlichen Anfang gemacht hat. Mit besserem semantischen Wissen könnte man auch heute neue Hypothesen aufstellen.

Etymologieforschung und theoretische Bedeutungslehre müssen kooperieren; sie bilden fast eine arbeitsteilig organisierte Wissenschaft. Die historische Semantik liefert die allgemeinen Bedingungen und Verfahren des Bedeutungswandels, was sie aber erst durch Verallgemeinerung der etymologischen Ergebnisse schafft.

Das Verhältnis von historischer Semantik und Wortgeschichte darf dennoch auf keinen Fall auf das von Theorie und Praxis reduziert werden<sup>102</sup>. Beide sind Akzentsetzungen im lexikalischen Wandel und beide brauchen eine Theorie. Ende des 20. Jahrhunderts hat Blank die Theoriediskussion wieder in Gang gebracht, womit er die historische Semantik zwar nicht neu erfunden, aber sicher einen umsichtigeren Umgang mit den traditionellen Modellen bewirkt hat<sup>103</sup>. Jetzt ist es möglich, die Entwicklung der historischen Semantik und der Etymologie voranzubringen, indem die historische Semantik die allgemeinen kognitiven Voraussetzungen und pragmatischen Kommunikationsgrundlagen berücksichtigt.

Die Entstehung der Semantik als wissenschaftliche Disziplin Ende des 19. Jahrhunderts ist der Versuch, in der historischen Wortforschung die systematische Lautlehre durch eine systematische Bedeu-

---

<sup>99</sup> Cf. WUNDERLI 2001:162.

<sup>100</sup> BLANK 2001a:74 und FRITZ 1998:54.

<sup>101</sup> Cf. GSELL 2004:123.

<sup>102</sup> Cf. LEBSANFT/GLEßGEN 2004:VII.

<sup>103</sup> Cf. LEBSANFT/GLEßGEN 2004:25.

tungslehre zu ergänzen. Historische Semantik und Etymologie sind wie zwei Seiten derselben Medaille. Der Unterschied zwischen den beiden Disziplinen liegt im Modus der Erklärung<sup>104</sup>: die historische Semantik sucht nach Regelmäßigkeiten, und die Etymologie will zeigen, wie eine Regel im Einzelfall historisch wirksam geworden ist; eigentlich ist nur die Perspektive eine andere.

---

<sup>104</sup> Cf. LEBSANFT/GLEßGEN 2004:24.

### 1.3.3 Vorboten der *sémantique*

Das Zeichen allgemein interessierte schon die Griechen der Antike, und die philosophische Spekulation über Bedeutung hat ihren Ursprung in der Antike. Die Geschichte der Semantik beginnt mit Platon<sup>105</sup>, der im Kratylos-Dialog die Arbitrarität des Zeichens und Eindeutigkeit und Mehrdeutigkeit der Zeichen thematisiert. Platon sieht das Zeichen in natürlicher Beziehung zum Bezeichneten; Aristoteles in arbiträrer. Aristoteles geht vom *genus proximum* (Archilexem) aus, das durch *differentiae specifica* (Seme) die Bedeutung eines Wortes (Semem) bestimmt<sup>106</sup>. Seit der Antike wird Bedeutungstransfer als Metapher und Bedeutungswandel als Metonymie beschrieben.

Augustinus unterscheidet schon DICTIO (*signifié*), DICIBILE (*signifiant*) und RES (*chose*)<sup>107</sup>; die mittelalterliche Scholastik entwirft ein dreiteiliges semiologisches Modell, das Bezeichnung, Konzept und Referenz enthält: „voces significant res mediantibus conceptibus“<sup>108</sup>. Im Oxforder Donat (Anfang 15. Jahrhundert)<sup>109</sup> wird die Dichotomie des sprachlichen Zeichens thematisiert.

Auch die Semiologie bei Leibniz und die Semiotik der Grammatik von Port-Royal stützen sich schon auf ältere Überlegungen; so sollte auch die Wiederaufnahme aufklärerischer Grundprinzipien bei Bréal eigentlich nicht verwundern<sup>110</sup>. Der Unterschied zwischen den Aufklärern und Bréal besteht darin, dass Bréal die Bedeutung unter linguistischem Gesichtspunkt betrachtet, die traditionellerweise außerhalb des Gegenstandes der Sprachwissenschaft lag<sup>111</sup>, wie der Artikel *langue* in der *Encyclopédie* bezeugt: „les idées [...] sont [...] antérieures à toutes les conventions arbitraires“<sup>112</sup>.

Bréals Semantik ist noch stark mit der antiken Rhetorik verwandt<sup>113</sup>, v.a. mit Tropentheorie und Synonymologie<sup>114</sup>. Die Tropentheorie ist die erste, die sich der Bedeutung widmet<sup>115</sup>. Girard und Du Marsais hatten sich schon auf Bedürfnisse des Geistes berufen, um zu

---

<sup>105</sup> Cf. NERLICH 1999:444.

<sup>106</sup> Die Semanalyse von Pottier entspricht dem aristotelischen Modell (cf. POTTIER 1963, 1964).

<sup>107</sup> Cf. MÖHREN 2004:71 N1.

<sup>108</sup> Cf. SWIGGERS 1989:84.

<sup>109</sup> Cf. MÖHREN 2004:71 N2.

<sup>110</sup> So wie es bei BAGGIONI 2000:59 der Fall ist.

<sup>111</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000a:40.

<sup>112</sup> Auch die Konventionalität ist hier nichts revolutionär Neues; für die Stoiker galten die Wörter schon als reine Konventionen.

<sup>113</sup> Cf. MÖHREN 2004:72.

<sup>114</sup> Cf. AUROUX 1995:223 und SCHMITTER 1987:123, 127.

<sup>115</sup> Cf. AUROUX 1979b.

zeigen, dass die Sprecher Äquivalenzbeziehungen zwischen Ausdrücken erkennen. Du Marsais beschreibt in seinem *Traité des Tropes*, wie sich ein Wort von seiner Ursprungsbedeutung entfernt, d.h. wie Bedeutungswandel vonstatten geht. Bréal kannte das Werk von Du Marsais (cf. BRÉAL 1924:292)<sup>116</sup>, der auch das Vergessen der ursprünglichen Bedeutung im Sinne Bréals thematisiert, d.h. als notwendig für das gegenseitige Verständnis bei jeder Sinnrealisierung:

[...] celui qui invente le sens nouveau oublie dans le moment tous les sens antérieurs, excepté un seul, de sorte que les associations d'idées se font toujours deux à deux. Le peuple n'a que faire de remonter dans le passé: il ne connaît que la signification du jour (BRÉAL 1924:293).

Du Marsais interpretiert die Katachrese als Grundmotor der Bedeutungsvervielfältigung und lehnt damit ab, sie als falschen Wortgebrauch zu charakterisieren.

Die *synonymistes* entdecken die Synchronie<sup>117</sup> und kommen so zur Gewichtung von „synonymen“ Werten. Gabriel Girard lehnt in seiner Abhandlung über *les différentes significations des mots qui passent pour synonymes* die perfekte Synonymie ab<sup>118</sup>; er beschreibt das Lexikon mit Hilfe von Oppositionen<sup>119</sup>. Seine Nachfolger schließen aus seiner Sicht, dass jedes neue Wort einen Wandel der bestehenden „Synonyme“ nach sich zieht<sup>120</sup>, oder dass sich seine eigene Bedeutung wandelt<sup>121</sup>. Darauf basiert nicht nur Bréals *loi de répartition*, sondern auch die *répartition du sens* bei Meillet<sup>122</sup>. Ähnliches findet man ebenso bei A. Darmesteter<sup>123</sup> und de la Grasserie<sup>124</sup> bis hin zu Saussures *valeur-Begriff*<sup>125</sup>.

---

<sup>116</sup> Es stimmt also nicht, dass Bréal Rhetoriker und Synonymologen vergessen habe (wie NERLICH 2000:189 vorgibt).

<sup>117</sup> Cf. CAPT-ARTEAUD 2000a:38.

<sup>118</sup> Sogar schon zwei Jahre vor der Veröffentlichung von Girards Synonymwörterbuch *La justesse de la langue française, ou les différentes significations des mots qui passent pour synonymes* (1718) unterstrich de Pons die feine unterschiedliche „Schattierung“ von Wörtern, die auf den ersten Blick den gleichen Inhalt ausdrücken. Ihre stilistische Unterscheidung verbiete, echten Synonymie anzunehmen (cf. GAUGER 1973:8).

<sup>119</sup> Dabei konzentriert sich Girard auf Wörter, die sich noch im Gebrauch befinden. Niederer Wortschatz und Fachvokabular finden in sein Wörterbuch außerdem keinen Eingang, so dass man ihn als normativ bezeichnen kann (cf. GAUGER 1973:30s.).

<sup>120</sup> Cf. AUROUX 1984.

<sup>121</sup> Cf. NICOLAS 1980.

<sup>122</sup> Cf. MEILLET 1906a:37.

<sup>123</sup> Cf. DARMESTETER 1887:139.

<sup>124</sup> Cf. DE LA GRASSERIE 1899:398 und 1908:411s., 503.

<sup>125</sup> Cf. AUROUX 1995:223, cf. auch Kapitel 1.9.

Bréal ist also nicht der erste und einzige Linguist des 19. Jahrhunderts, der sich für Bedeutung interessiert. Schon Humboldt analysierte, wie Bedeutung in den verschiedenen Sprachen realisiert wird; Bopp dachte darüber nach, wie Wörter ihre Bedeutung erlangen, Grimm sah Wörter in Bezug auf ihre Referenz, und Steinthal nahm eine psychologische Betrachtung des Phänomens vor.

In Deutschland diskutierten vor 1897 A. Pott, K. Heyse, Steinthal, Curtius und Schuchardt den theoretischen Status der Semasiologie. Sie befürworteten schon allgemeine semasiologische Gesetze, die in allen Sprachen gültig seien. Die Semasiologie ist 1887 in Deutschland schon verbreitet, so dass sich bereits vor Bréal verschiedene Traditionen mischen (auch die englische ist nicht immer sauber von der deutschen und der französischen zu trennen). Wenn auch kaum Zusammenarbeit stattfindet, so gibt es sicher doch Imitation, Einfluss und gegenseitige „Befruchtung“<sup>126</sup>.

Coseriu tut sich nicht ganz leicht damit, Bréal als Begründer der Semantik anzuerkennen (cf. auch die Kapitel 1.3.1 und 1.3.3). Er lässt ihn zwar als solchen (unter gewissen Umständen) gelten, sagt aber gleichzeitig, dass es die Disziplin schon fünfzig Jahre vor Erscheinen des *Essai* gegeben habe<sup>127</sup>. Manchmal gewinnt man fast den Eindruck, seine Einschätzung ergebe sich aus reiner Opposition gegen Aarsleff, den er (teilweise berechtigt) attackiert, da dieser seine *Sincronía* nicht zitiert. Mit den fünfzig Jahren Vorsprung meint Coseriu Reisig und Haase; dabei war Reisig noch lange nicht so weit gekommen wie die französischen Synonymologen. Was bei Christian Karl Reisig zählt, ist die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie und die Autonomie der Semasiologie, ansonsten war er kein großer Theoretiker. Er hatte allerdings viel Aufmerksamkeit für das Detail und begriff die Sprachen als geprägt von Geschichte und Nation, was große Prinzipien sind, die man grob gesehen heute noch gelten lassen kann<sup>128</sup>. Für Reisig ist die Sprache das Werk des Volkes, nicht einzelner Individuen. Nach ihm festigt sich die Semasiologie in Deutschland als Theorie der Prozesse und Ursachen des Bedeutungswandels, wie Pott sie später anwenden wird. Im Vergleich mit Bréal ist die Konzeption der Semantik bei Reisig eine sehr weite, die Stilistik und Synonymologie mit einschließt. Viele der

---

<sup>126</sup> Cf. NERLICH 1996a:402.

<sup>127</sup> COSERIU 1973:23. Es ist auch keine gültige Begründung, dass man bei Bréal die gleichen Arten von Bedeutungswandel wiederfinde wie bei Darmesteter (cf. COSERIU 2000:31), um ihm nachzuweisen, er stehe in der Tradition von Reisig. Sinnvoller wäre es da noch, Darmesteter nachzuweisen, dass er auch in der Tradition der Synonymologen steht!

<sup>128</sup> Cf. COSERIU 2000:26.

zahlreichen Veröffentlichungen<sup>129</sup> zum Thema Wortbedeutung ab 1880 sind von Reisig inspiriert.

Die Semasiologie von Reisig ist in Frankreich schon bekannt<sup>130</sup> und man darf Bréal nicht vorwerfen<sup>131</sup>, er habe diesen Vorläufer willentlich unterschlagen, denn er zitiert ihn namentlich (cf. BRÉAL 1924:192 N1). Hey bezeugt in seiner Rezension zum *Essai*, dass Bréal zwar die deutsche Semasiologie kenne; er bedauert aber, dass er nicht die neueren Errungenschaften „von Herdegen bis K. Schmidt“<sup>132</sup> rezipiert habe, dort sei alles schon gesagt. Hey räumt aber ein, dass Etymologen, Morphologen und Syntaktiker im Gegensatz zu ihm als klassischem Philologen und Semasiologen vielleicht neue Perspektiven bei Bréal entdecken könnten<sup>133</sup>.

Reisig ist sich der Dynamik der Sprache bewusst und gerade wegen der Dynamik der Bedeutung müsse deren Analyse auch als eigener Zweig der Sprachuntersuchung gelten. Reisigs Semasiologie tritt als drittes Element zu Etymologie und Syntax hinzu. Allerdings nimmt seine „Semasiologie“ gerade einmal 22 Seiten in seinem über 800 Seiten langen Werk ein<sup>134</sup>.

Reisig übt Kritik an den Wörterbüchern, da sie die Bedeutungen nicht systematisch ordnen. Er vertritt eine traditionelle repräsentative Zeichentheorie: die Sprache repräsentiere Gedanken, der Gedanke repräsentiere die äußere Welt: „Die Grundlage der Ideenentwicklung in den Wörtern ist die Gedankenassociation in der Gemeinschaft der Vorstellungen.“<sup>135</sup>

Reisig erfährt Kritik durch seinen Schüler und späteren Herausgeber Friedrich Haase und seinen kritischen Kommentator Ferdinand Heerdegen. Heerdegen wirft Reisig vor, Bedeutung mit Stilistik und Syntax zu verwechseln. Das ist darauf zurückzuführen, dass Reisig sich zwar bewusst ist, dass Stilfiguren der Rhetorik angehören, wenn sie auf das Ästhetische zielen, doch wenn sie in die Rede integriert sind, gehören sie für ihn der Semasiologie an. Heerdegen wünscht sich eine sauberere Trennung zwischen Bedeutungswandel als historischer Prozess und komplexen Bedeutungen (synchronisch)<sup>136</sup>.

---

<sup>129</sup> COLLIN 1914 listet über 300 Werke auf.

<sup>130</sup> Cf. MASPERO 1916:296.

<sup>131</sup> So wie es DE PALO (2001a:209) und auch NERLICH (1992a:141) tun.

<sup>132</sup> HEY 1898:555.

<sup>133</sup> Cf. NERLICH 1996a:412.

<sup>134</sup> Cf. GORDON 1982:3.

<sup>135</sup> REISIG 1839:286. Diese Art der „Vorstellungsemantik“ dominiert in Deutschland bis 1930 und wird dann von Leo Weisgerber in der Sprachwissenschaft und Karl Bühler in der Psychologie weiterbetrieben (cf. NERLICH 1996a:404).

<sup>136</sup> Cf. GORDON 1982:6.

Für Heerdegen ist Reisig nicht der Begründer der Semantik, sondern ein Vorläufer. Auch Haase sagt, Reisig sei nicht der Anfang einer neuen Tradition in der sprachwissenschaftlichen Theorie, sondern das Ende einer Tradition der philologischen Exegese. Haase wirft nicht nur Reisig vor, ungeordnet zu sein; auch die Vergleichende Sprachwissenschaft sei in der Krise, da Bopp, Pott oder Schleicher die Etymologie wie einen launenhaft herumrankenden Organismus betrachtet hätten. Haase und Heerdegen fehlte die Integration der Semantik in die Methode der historischen Sprachwissenschaft: „It remained for Michel Bréal to do this in a way which might have satisfied both Haase and Heerdegen.“<sup>137</sup>

Benjamin Humphrey Smarts *Outline of Sematology* von 1831 ist teilweise als Vorläufer Bréals bemüht worden; allerdings ist dieser eher epistemologisch als linguistisch orientiert. Er will in der Zeichentheorie weiter gehen als Locke<sup>138</sup>: wenn für Locke Wort und Vorstellung nie adäquat und die Sprache deswegen unvollkommen ist, so plädiert Smart dafür, dass nicht die Sprache unvollkommen sei, sondern unser Verstehen. Sein Werk wird schnell vergessen; nur der Begriff *sematology* hat überlebt.

Ein anderer Vorgänger der späteren Semantik ist Anatole Bailly<sup>139</sup>. Während einer Sitzung der *Société d'Agriculture d'Orléans* am 6.2.1874 „verkauft“ Bailly schon Gesetze des Bedeutungswandels:

Cette étude n'intéresse pas seulement les linguistes. [...] Savoir, s'il se peut, comment la signification des mots se maintient, s'altère ou se dévie; tâcher de surprendre les lois qui président à cette évolution de l'intelligence humaine, conservant tour à tour avec une immuable fixité la signification qu'elle attribuait il y a deux mille ans à certains termes, ou bien la faisant fléchir peu à peu, l'appropriant à des idées nouvelles et à de nouveaux besoins, il y a là, si je ne me trompe, un sujet d'étude aussi vaste qu'attrayant.<sup>140</sup>

Hier finden sich sogar schon exakte Parallelen zu Bréals späteren Formulierungen wie in den Begriffen *lois*<sup>141</sup> oder *intelligence humaine*. Außerdem vergleiche man bei Bailly: „une connaissance raisonnée de la langue doit se fonder sur l'histoire“<sup>142</sup> mit Bréals „Il est nécessaire que notre connaissance d'une langue soit étayée sur l'histoire.“ (BRÉAL

---

<sup>137</sup> GORDON 1982:13.

<sup>138</sup> Cf. NERLICH 1990b:119.

<sup>139</sup> Cf. NIVET 2000:121.

<sup>140</sup> Zit. nach NIVET 2000:122.

<sup>141</sup> Cf. „les causes intellectuelles qui ont présidé à la transformation de nos langues“ (BRÉAL 1924:5).

<sup>142</sup> BAILLY, zit. nach NIVET 2000:122.



1924:112). Auch Bailly möchte Bedeutungswandel auf Regularitäten zurückführen: „la forme des mots ne s’altère pas au hasard“<sup>143</sup>, „les variations de sens sont soumises à des transformations régulières“<sup>144</sup>, womit er schon teilweise die *lois intellectuelles* vorzeichnet. Sprachwandel ist für ihn ein sehr langsamer, aber stetiger Prozess:

C’est un monde nouveau qui se révèle à nous, ce sont les sociétés anciennes qui nous livrent le secret de leur génie, de leurs institutions, de leurs croyances; c’est l’Antiquité même, la Grèce, la vieille Rome qui revivent sous nos yeux, et sans doute c’est un attrayant sujet d’étude, pour le savant ou le lettré, que de suivre ainsi, à travers les vicissitudes des civilisations qui se succèdent, l’évolution même de la pensée humaine se déroulant à travers d’apparentes variations, avec une lenteur, mais aussi avec une régularité que rien ne trouble.<sup>145</sup>

Auch Prozesse wie Bedeutungsverengung und Bedeutungserweiterung beschreibt Bailly bereits: „plus est restreinte à l’origine l’idée qu’exprime un mot, plus il semble que ce mot ait une tendance à élargir sa signification“<sup>146</sup>.

Coseriu macht noch einen anderen Vorläufer Bréals aus, Lazar Șăineanu, der zehn Jahre früher (in rumänischer Sprache) die erste größere Untersuchung zur historischen Semantik der romanischen Sprachen herausbringe<sup>147</sup>. Șăineanu kennt sich mit der Semasiologie seit Reisig aus und zitiert Bréals *Mélanges de mythologie et de linguistique*<sup>148</sup>. Er ist in der geistigen Nähe von Arsène Darmesteter anzusiedeln und findet, dass die Inhaltsseite der Sprache wichtiger sei als die Form und dass deswegen die Semasiologie neben der Syntax als eine der wichtigsten Teildisziplinen der Sprachwissenschaft zu gelten habe. Șăineanus Ziel ist erstaunlicherweise auch die Erarbeitung allgemeiner Gesetze. Wichtigste Gesetze sind für Șăineanu die Vorstellungsassoziation und das Vergessen<sup>149</sup>: die Vorstellungsassoziation bedinge Metaphern, das Vergessen bedinge Bedeutungsverengung oder -erweiterung. Letztere seien gewissermaßen nur quantitative Veränderungen, könnten sich aber aus qualitativer Sicht als Bedeutungsverbesserung oder -verschlechterung auswirken. Șăineanu bezieht sich auf Sprechergrup-

---

<sup>143</sup> BAILLY, zit. nach NIVET 2000:122.

<sup>144</sup> BAILLY, zit. nach NIVET 2000:122.

<sup>145</sup> BAILLY, zit. nach NIVET 2000:123.

<sup>146</sup> BAILLY, zit. nach NIVET 2000:122.

<sup>147</sup> Cf. COSERIU 2000:28: *Încercare asupra semasiologiei limbei române* (1887).

<sup>148</sup> Cf. ȘĂINEANU 1887:6.

<sup>149</sup> Cf. COSERIU 2000:30.

pen, soziale Schichten, Berufsgruppen und ihre Fachsprachen<sup>150</sup> und liefert viel Beispielmateriale zu rumänischen Volksmetaphern<sup>151</sup>.

Die deutsche (bzw. deutschsprachige) Romanistik kommt erst mit Schuchardt so langsam auf den semantischen Weg: in Gröbers *Grundriß* von 1888 ist die Semantik praktisch inexistent<sup>152</sup>; Suchier integriert dort ein kleines Kapitel zum Bedeutungswandel, in dem er sich auf A. Darmesteter stützt. Friedrich Diez kommt nicht ganz ohne Semantik aus: er liefert erste Ansätze, aber keine schwerpunktmäßige Behandlung; Semantisches spielt eher noch eine untergeordnete Rolle<sup>153</sup>. Erst bei Schuchardt trifft man auf einen Vorrang der semantischen Stimmigkeit vor den Lautgesetzen, was zunächst zu etwas apodiktischen Feststellungen führt:

[...] es gibt nur eine Grammatik, und die heißt Bedeutungslehre oder wohl richtiger Bezeichnungslehre – die Lautlehre ist nur eine Beigabe, die „Lautgesetze“ sind Wegmarken, uns durch den dichten Wald zu geleiten<sup>154</sup>.

Die Lautgesetze sollen nur noch eine Hilfsfunktion erfüllen, wobei die Semantik zwar aufgewertet, aber noch nicht zur eigenen Disziplin erhoben wird. Synonymie und Homonymie haben bei Schuchardt zuerst noch etwas Pathologisches, weil sie nicht dem Idealzustand einer 1:1-Zuordnung entsprechen. Spitzer hat im Schuchardt-Brevier kein eigenes Semantik-Kapitel angelegt, sondern weist die semantischen Überlegungen dem Kapitel *Wörter und Sachen* zu, was darauf schließen lässt, dass man es bei Schuchardt eher mit einer Bezeichnungs- als mit einer Bedeutungslehre zu tun hat, was aber die Entstehung der historischen Semantik nicht behindert.

Die erste wirklich systematische semantische Betrachtung liefert A. Darmesteter, der jedoch im Kapitel 1.3.5 gesondert behandelt werden soll.

---

<sup>150</sup> Cf. ŞĂINEANU 1887:158.

<sup>151</sup> Cf. ŞĂINEANU 1887:143-56.

<sup>152</sup> Cf. WUNDERLI 2001:166; GRÖBER 1888:635.

<sup>153</sup> Cf. WUNDERLI 2001:167.

<sup>154</sup> SCHUCHARDT 1922:127.

### 1.3.4 Philosophie des 18. Jahrhunderts

Die Philosophie des 18. Jahrhunderts nimmt in Bréals Denken eine besondere Position ein<sup>155</sup>. De Palo wirft Bréal vor, er umgehe eine epistemologische Begründung seines Programms<sup>156</sup>, doch genügt es, die Einleitung des *Essai* zu überfliegen, um seine Konzeption unmissverständlich zu situieren: Bréal grenzt sich deutlich von A. Darmesteter und Schleicher ab (cf. BRÉAL 1924:3s.) und gibt sich einverstanden mit Henry; er wendet sich gegen die Junggrammatiker und ihr Verständnis der Lautgesetze (cf. BRÉAL 1924:5). Bréal ist sich bewusst, dass er mit der Unterstreichung seines Konzepts des menschlichen Willens bei vielen Zeitgenossen auf Ablehnung stoßen wird, was dennoch als eines seiner Hauptverdienste gekennzeichnet werden muss, „[q]ueste idee sono il frutto della familiarità di Bréal con gli autori del XVIII secolo, con i successori degli Idéologues e con le correnti dell’empirismo inglese“<sup>157</sup>. Die englische und französische Sprachphilosophie erfährt eine linguistische Wende unter dem Einfluss von Locke<sup>158</sup>, bei dem die Sprache für die Konstitution und Weitergabe von Gedanken unerlässlich ist. Neben Condillac und den Ideologen kann auch schon Leibniz als Vorläufer von Bréal gesehen werden, da er nach Wurzeln der Sprache sucht, aber v.a. auch nach universellen Charakteristika. In Frankreich beeinflussen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts Locke und Descartes die *grammaire générale*<sup>159</sup>, der Rationalismus von Descartes wird dann weitergeführt durch Du Marsais.

Trotz der großen Fortschritte der sprachwissenschaftlichen Theorie im 19. Jahrhundert, geht die Port-Royal-Tradition nie unter; die *grammaire générale* bleibt während des ganzen 18. Jahrhunderts (und noch länger) erhalten. Wie die Grammatiker von Port-Royal sieht Du Marsais die Sprache als Repräsentationswerkzeug der Gedanken; allerdings beeinflusst die Sprache letztere nicht<sup>160</sup>. Mehr als deutlich tritt in der *Encyclopédie* schon der Zeichencharakter der Wörter hervor, der sich erst aus dem Gebrauch in der Sprechergemeinschaft ergibt: ein Wort lässt sich beschreiben als eine „totalité de sons devenue par usage, pour ceux qui l’entendent, le signe d’une idée totale“<sup>161</sup>. Die *Encyclo-*

---

<sup>155</sup> Cf. zu Autoren des 18. Jahrhunderts und Taine den Nachruf von MEILLET 1915, dann aber auch AARSLEFF 1982a und 1982c und AUROUX 1995.

<sup>156</sup> Cf. DE PALO 2001a:201.

<sup>157</sup> STANCATI 1999:223.

<sup>158</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:255.

<sup>159</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:273.

<sup>160</sup> Dies entspricht der Definition der Wörter in der *Encyclopédie*: sie sind „les instruments de la manifestation de nos pensées“ (SWIGGERS 1984:39).

<sup>161</sup> Cf. SWIGGERS 1984:39.

*pédie* trifft noch keine methodische Unterscheidung zwischen synchronischer und diachronischer Sprachwissenschaft<sup>162</sup>, öffnet sich aber schon für diastratische Unterschiede: auch die Sprache des Volkes und Dialekte müssten berücksichtigt werden, da darin viel Material für die Etymologie verborgen liege<sup>163</sup>. Die semantische Seite der Sprache kann man sich bei den Enzyklopädisten vorstellen als das Wissen von den Dingen, das durch die Wörter widergespiegelt wird<sup>164</sup>.

In der *Encyclopédie méthodique* integriert Nicolas Beauzée als Nachfolger von Du Marsais einen Artikel «Sens», der beinahe einer Semantik *avant la lettre* gleichkommt<sup>165</sup>. Beauzée ist in der *Encyclopédie* verantwortlich für alle Artikel, die mit *grammaire* zu tun haben. Hier macht er den ersten systematischen Versuch, eine Theorie der lexikalischen Bedeutung aufzustellen und den Unterschied zwischen Bedeutung (*langue*) und Sinn (*parole*) zu erklären. Das Hauptziel des Artikels ist es, die Termini *signification*, *acception* und *sens* gegeneinander abzugrenzen: *signification* ist der Schlüsselbegriff, von dem ausgehend die beiden anderen definiert werden. Für Beauzée hat jedes Wort eine Grundbedeutung (primitive et fondamentale), die *signification*, die sich aus dem Gebrauch ergibt und die im Wörterbuch steht. Die *signification* beschreibt Beauzée auf *langue*-Ebene<sup>166</sup>; die *acceptions* dagegen sind Aktualisierungen auf *parole*-Ebene.

In Abgrenzung zur *signification* (le contenu du mot isolé) beschreibt der Terminus *sens* den Wortinhalt „dans le contexte d’une expression ou d’une phrase“<sup>167</sup>. Diese Unterscheidung reicht aber schon den Aufklärern nicht aus. Sie differenzieren weiter zwischen *sens* als grammatischer Sinn und *sens textuel* (oder auch *sens de l’écriture*) als hermeneutischer Sinn. Bréal konnte in den Vorarbeiten des 18. Jahrhunderts also schon Feinheiten finden, die heute noch Semantikern wie Busse dienlich sein könnten!

Wie de Palo hat Puech Schwierigkeiten, Bréal zu situieren und gibt vor, auch seine Zeitgenossen hätten Verständnisprobleme mit seinen Ausführungen gehabt<sup>168</sup>. Nach Puech liegt die Schwierigkeit in der Mischung von aufklärerischem Gedankengut und gemäßigtem Spiritualismus. Aufklärerische Ansätze kann man sogar in ihrer grundlegendsten Dimension – wie sie von der Staatsphilosophie auf die Sprache ü-

---

<sup>162</sup> Cf. SWIGGERS 1984:40.

<sup>163</sup> Cf. SWIGGERS 1984:41.

<sup>164</sup> Cf. SWIGGERS 1984:42.

<sup>165</sup> Cf. SWIGGERS 2000:127.

<sup>166</sup> Cf. SWIGGERS 2000:130.

<sup>167</sup> Cf. RASTIER 1999 (im Internet).

<sup>168</sup> Cf. PUECH 2000a:148.

bertragen wurden – für Bréal verantworten: Klarheit, Einfachheit, Autonomie der Vernunft findet man auch in seiner Sprachkonzeption wieder. Die zweite Komponente allerdings lässt sich nur in äußerst eingeschränktem Maße bei Bréal wiederfinden. Bréal war sicherlich kein Verfechter der eklektischen Philosophie und des Spiritualismus im Sinne eines Victor Cousin. Taine wehrt sich als erster gegen diese philosophische Richtung und ist viel eher mit Bréal in Einklang zu bringen. Auch Wolf ist überzeugt, dass Bréal sich auf Cousin stütze<sup>169</sup>, da er sich auf die *grammaire générale* berufe (cf. BRÉAL 1868b:7). Auch wenn die *grammaire générale* eine Beziehung zwischen „opérations de l’esprit“ und „formes du langage“ herstellt, bedeutet dies noch nicht, dass – wie Wolf resümiert – Geist und Sprache denselben Gesetzen unterliegen<sup>170</sup>! Victor Cousin sah zwar die Psychologie als Basis seiner Philosophie und wehrte sich gegen abstrakte Hypothesenbildung<sup>171</sup> und bezog sich wie Bréal auf die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts, doch hinkt er Bréal in seinem theoretischen Verständnis der Sensualisten hinterher. Cousin stört sich noch am Grundprinzip der Sensualisten, das Bewusstsein konstituiere sich allein durch die Wirkung von Sinneseindrücken. Bréal ist über solche Details längst hinausgewachsen und trifft für sich eine ganz andere Wahl in den Reflexionen über Sprache des 18. Jahrhunderts.

Hoinkes sieht den Sensualismus auf der Grundlage des englischen Empirismus<sup>172</sup>. Lockes *Essay Concerning Human Understanding* von 1690 sei eine Reaktion auf den kartesianischen Rationalismus. Condillac verarbeite Lockes Theorie weiter zum Sensualismus<sup>173</sup>, der jede Erfahrung auf die Sinne zurückführe, da sie der wahre Ursprung der menschlichen Kenntnisse seien. Condillac will den menschlichen Kenntnissen auf den Grund gehen, indem er sie in ihre einfachsten Elemente zerlegt (Basis-Vorstellungen). Aber er geht noch weiter als Locke, indem er als einzige Erfahrungsquelle die Sinnenswahrnehmungen zulässt.

Der Sensualismus (oder *théorie de la sensation transformée*) geht davon aus, dass das ganze psychologische Leben von der Sinnenswahrnehmung seinen Ausgang nimmt. Das Ich hat keine denkende Existenz, sondern verarbeitet nur eine Folge von Sinnenswahrnehmungen. Die

---

<sup>169</sup> Cf. WOLF 2000:159.

<sup>170</sup> Cf. WOLF 2000:159.

<sup>171</sup> Cf. DOUAILLER/DROIT/VERMEREN 1994:80.

<sup>172</sup> Cf. HOINKES 1999:170. Außerdem haben die Schriften von Port-Royal (insbesondere die *Grammaire générale et raisonnée*) einen gewissen Einfluss auf Condillac ausgeübt.

<sup>173</sup> Cf. HOINKES 1999:171.

Sprache dient als Basis für abstrakte Gedanken und Reflexion, die erst dank der sprachlichen Zeichen möglich werden. Die Vorbedingung zum Erwerb von Kenntnissen in Form von „sensations transformées“ ist die Fähigkeit, Sinnenswahrnehmungen als Vorstellungen abzuspeichern. Diese *faculté de représentation* kann aber nur mit Hilfe des Zeichens aktiviert werden<sup>174</sup>. Wenn bei Locke die Sprache schon für das Denken konstitutiv ist, so ist sie bei Condillac genauer die vorgeschaltete Grundbedingung für geordnetes Denken.

Condillacs Konzeption der Sprache ist in gewissen Teilen zukunftsweisend; sie kündigt die moderne Linguistik an, z.B. in der Form der Sprache als menschliche Institution oder des konventionellen Charakters der sprachlichen Zeichen. Neben dem semiotischen Ansatz, dem arbiträren Charakter der sprachlichen Zeichen und der Linearität des Diskurses sind Analogie und System Schlüsselwörter bei Condillac; auch die Opposition *langue/parole* lässt sich schon bei ihm finden<sup>175</sup>.

Condillac hatte schon viel Einfluss auf seine Zeitgenossen; so wundert es nicht, dass er auch für Bréal noch als Vorbild fungiert, denn dieser zitiert ihn als „le chef de l'école sensualiste au XVIII<sup>e</sup> siècle“ (BRÉAL 1924:180). Condillacs sensualistische Theorie beeinflusste die Mehrheit der Grammatiker des 18. Jahrhunderts; die Enzyklopädie war *porte-parole* des Sensualismus und der große Aufschwung der Sprachtheorie in der Aufklärung ist den sensualistischen Prinzipien zu verdanken<sup>176</sup>.

Das enorme Potential, das im Sensualismus steckt, wird erst ab Ende des 18. Jahrhunderts von den Ideologen, die sich auf Condillac berufen, wirklich nutzbar gemacht. Sie bestanden aus einer Gruppe junger französischer Intellektueller verschiedener Fachrichtungen<sup>177</sup>. Sie ließen die Metaphysik zu Gunsten der Wissenschaften hinter sich und verstanden die Menschheitsgeschichte als die Geschichte der Verbesserung von Zeichensystemen<sup>178</sup>. Die Aufgabe der Wissenschaften sollte die Rekonstruktion der Genese der Zeichensysteme sein.

---

<sup>174</sup> Cf. HOINKES 1999:176.

<sup>175</sup> ANGENOT 1971 hält es sogar für möglich, dass noch Saussure sich in direkter Linie über Bréal auf Condillac stütze (119).

<sup>176</sup> Cf. HOINKES 1999:196. Condillac, Diderot und Rousseau trafen sich wöchentlich, Condillac blieb allerdings äußerst vorsichtig und schrieb selbst nicht für die Enzyklopädie; die einzige Ausnahme bildet ein anonymes Zitat im Artikel *signe*. Cf. HOINKES 1999:172.

<sup>177</sup> Philosophen, Psychologen, Grammatiker, Pädagogen, Logiker, Mediziner, Historiker und Anthropologen, die sich seit 1772 im Salon von Mme Helvétius in Auteuil trafen. Ihre Hauptvertreter waren Destutt de Tracy, Cabanis, Volney, Thurot, Daunou, Garat und Degérando, und sie machten es sich zum Ziel, den Sensualismus zum Wissenschaftsprogramm auszubauen. Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:23.

<sup>178</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:25.

Ihren Namen haben sich die *Idéologues* in Abgrenzung von Psychologie und Philosophie selbst gegeben. Er erklärt sich aus dem Verständnis der *idéologie* als einer Metawissenschaft, einer Art *science des sciences* oder *théorie des théories*<sup>179</sup>. In der Wissenschaftstheorie wird die Philosophie durch die Zeichentheorie ersetzt. Das wechselseitige Verhältnis von Sprache und Denken bedeutet, dass das Denken vom Grad der Vollkommenheit der Sprache abhängig ist und dass der Mensch zur Wahrheitsfindung auf Zeichen angewiesen ist<sup>180</sup>. Die sprachliche Beschreibung gilt vor Beobachtung, Analyse und Vergleich<sup>181</sup> als die sicherste Methode. Bréal distanziert sich also nicht – wie Morpurgo-Davies vorgibt<sup>182</sup> – von den Ideologen, wenn er unterstreicht, dass Beobachtung, philologische Textanalyse und Vergleich unerlässlich sind.

Die Ideologen verstehen sich selbst als Spätaufklärer<sup>183</sup>. Sie stehen für *liberté* und *progrès*<sup>184</sup> und kämpfen gegen die Unterhöhnung der Republik durch Napoleon Bonaparte. 1803 löst Napoleon ihre Klasse auf, denn als Liberale und Demokraten werden sie ihm unbequem und er empfindet sie als eine Gefahr für die Gesellschaft<sup>185</sup>. Nachdem die Ideologen nicht mehr institutionell gesichert sind, werden sie tabuisiert<sup>186</sup>, worauf auch Bréal anspielt: „Nos pères de l'école de Condillac, ces idéologues qui ont servi de cible, pendant cinquante ans, à une certaine critique“ (BRÉAL 1924:255).

Obwohl die *Idéologues* als „lost generation“ zwischen Revolution und Empire, „im Niemandsland zwischen 18. und 19. Jahrhundert“<sup>187</sup> charakterisiert werden, werden sie aufgrund ihrer Übereinstimmungen mit gegenwärtigen Sprachtheorien<sup>188</sup> wiederentdeckt. Michel Foucault kann als einer der modernsten „Wiederentdecker“ der Ideologen betrachtet werden; „[c]’est avec Bréal et son élève Ferdinand de Saussure

---

<sup>179</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:26.

<sup>180</sup> Cf. HAßLER 1999:206. Nach Hassler handele es sich um eine Benutzung der Sprache als Mittel zum Zweck, zur Erforschung kultureller und kognitiver Unterschiede, was als Grund für das Scheitern der *idéologie* gesehen werden könne (221).

<sup>181</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:25.

<sup>182</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:438.

<sup>183</sup> Sie haben nach dem Sturz Robespierres im neugegründeten Institut National die wichtigsten Posten der 2. Klasse (*Analyse des sensations et des idées*) inne. Sie sind für die Neuordnung des Schulwesens zuständig und somit v.a. an der praktischen Umsetzung ihrer Ideen interessiert, so dass sie zur Reform des öffentlichen Unterrichtswesens nach der *Terreur* beitragen. Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:24.

<sup>184</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:27.

<sup>185</sup> Cf. HAßLER 1999:202.

<sup>186</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:30.

<sup>187</sup> SCHLIEBEN-LANGE 1984:23.

<sup>188</sup> Cf. HAßLER 1999:202.

qu'on reviendra sur les pas de von Humboldt et des Idéologues“<sup>189</sup>. Aarsleff vermutet eine enge Verbindung Humboldts zu den Ideologen<sup>190</sup>; auch für Schlieben-Lange ist ein Einfluss der Ideologen auf Humboldts Sprachphilosophie<sup>191</sup> denkbar, die somit sogar auf die historische Sprachwissenschaft in Deutschland gewirkt haben können.

In Frankreich ist Bréal nicht der erste, der eine Wiederaufnahme der Philosophie des 18. Jahrhunderts wagt, „Bréal also shared with Taine a renewed admiration for the Idéologues“<sup>192</sup>. Taine verteidigt schon früh das 18. Jahrhundert mit Condillac als zentraler Figur<sup>193</sup>, so dass seine Zeitgenossen in ihm einen regelrechten Schüler von Condillac sehen. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts wird für verschiedene geisteswissenschaftliche Bereiche nutzbar gemacht: „Comme Taine en philosophie et Durkheim en sociologie, Bréal était en linguistique l'avocat, le défenseur principal du XVIII<sup>e</sup> siècle“<sup>194</sup>. Für die Sprachwissenschaft sieht Aarsleff sogar eine Linie gemeinsamer Grundprinzipien von Condillac bis hin zu Saussure<sup>195</sup>, wobei er annimmt, dass diese Tradierung im Allgemeinen über die Wiederkehr der französischen Linguistik des 18. Jahrhunderts in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und im Besonderen über Taine, z.T. aber auch über Bréal stattgefunden habe.

Bréal erfülle perfekt, so Aarsleff, die Rolle des „grand innovateur“<sup>196</sup>, die Taine gefordert habe: Taine sehe die Aufgabe der Franzosen darin, die deutsche und englische Marschrichtung zu vereinen<sup>197</sup>, d.h. den praktisch ausgerichteten englischen Positivismus von Locke und dessen Nachfolgern mit der abstrakt und spekulativ orientierten deutschen Metaphysik im Sinne Kants und Hegels. „Taine fut le maître intellectuel de deux générations françaises“<sup>198</sup>; er ist zu seiner Zeit eine dominante Persönlichkeit, was sich daran ablesen lässt, dass zahlreiche Zeitgenossen ihn zitieren<sup>199</sup>.

---

<sup>189</sup> MALMBERG 1991:243.

<sup>190</sup> Cf. AARSLEFF 1977.

<sup>191</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:33.

<sup>192</sup> NERLICH/CLARKE 1996:241.

<sup>193</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:169 und 1979b:42. Taine stützt sich grundlegend auf Condillac; er bewundert v.a. *La Logique* und *La Langue des calculs* und charakterisiert Condillacs Methode als „un des chefs-d'œuvre de l'esprit humain“ (TAINE 1868:17).

<sup>194</sup> AARSLEFF 1981:126.

<sup>195</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:165.

<sup>196</sup> AARSLEFF 1982a:393.

<sup>197</sup> Cf. WOLF 2000:160.

<sup>198</sup> CHEVRILLON 1932:I.

<sup>199</sup> Cf. AARSLEFF 1979b:38. In der Soziologie Durkheim und Tarde, in der Philosophie Gabriel Monod, in der Literatur und Literaturgeschichte Brunetière, Maurice Barrès, Gustave Lanson und Anatole France. Taine hatte ihnen die Methode und die



Neben Bréals Verweisen auf die Philosophie der Aufklärung findet man ausnahmsweise auch eine vereinzelte Referenz auf das 17. Jahrhundert im Kapitel «Qu'appelle-t-on pureté de la langue?» des *Essai* (cf. BRÉAL 1924:272-78). Bréal erinnert an die grammatische Tradition von Gilles Ménage bis zu Pierre-Joseph Thoulhier d'Olivet. Sie und ihre Vorgänger wie Malherbe oder Vaugelas verdienten mehr Anerkennung als ihnen oft zuteil werde, wenn sie auch keine „savants de métier“ gewesen seien. Damit greift Bréal weder „auf den «sicheren Hafen» des 17. Jahrhunderts zurück“, sucht er „Zuflucht beim Purismus und einem präskriptiven Normbegriff“<sup>200</sup>. Bréal ist sich sehr wohl bewusst, dass seine Sprachauffassung sich grundlegend von der Vaugelas' unterscheidet! Eine Parallele könnte allerdings in der Tatsache gesucht werden, dass die Grammatiker im 17. Jahrhundert Regeln aufspüren wollten. Allerdings strebten sie im Gegensatz zu Bréal nach „belles règles“, und wenn sie solche nicht vorfanden, wurden sie je nach Bedarf erfunden.

In den meisten Punkten lehnt Bréal die Vorgehensweise im 17. Jahrhundert aber streng ab und macht sich sogar mit ironischem Unterton lustig über ihren „besoin d'ordre et de règle“ (BRÉAL 1924:275). „Nous pouvons sourire de ce ton d'autorité“ (BRÉAL 1924:276) und über ihren Glauben, es gebe nur eine einzige richtige Form. Bréal betont ganz deutlich die viel modernere Auffassung, dass jede sprachliche Form ihre Daseinsberechtigung habe, und er begründet, warum er die elitären Sprachkonzeptionen zum Vergleich heranziehe, nämlich „pour montrer combien elles sont loin des théories aujourd'hui accréditées“ (BRÉAL 1924:276).

Stork führt das Beispiel der Synonymie an, um aufzuzeigen, dass Bréal sich mit seiner Bewunderung für Malherbe und Vaugelas im Widerspruch zu seinen sonstigen Ansichten befinde. Gerade mit diesem Beispiel lässt sich aber ausnahmsweise eine Affinität nachweisen! Im 17. Jahrhundert, so Stork, werde Synonymie als „Verstoß gegen die *précision* der französischen Sprache“<sup>201</sup> gesehen, Bréal bewerte aber Synonymenreichtum als Fortschritt. Hier muss gesagt werden, dass Bréal vom Präzisionsgedanken gar nicht so weit entfernt ist: echte Synonymie hält er fast für unmöglich, sie werde im Regelfall extrem schnell abgeschafft mit Hilfe der Synonymendifferenzierung, welche ja gerade zur *clarté* der Sprache beitrage, die damit immer genauer und zutreffender gestaltet werde.

---

Betrachtung, die Aarsleff als geradezu strukturalistisch lobt, beigebracht und reformierte damit die Geschichtsbetrachtung.

<sup>200</sup> STORK 2001:482.

<sup>201</sup> STORK 2001:482.

Stork spürt bei Bréal „eine nostalgische Sehnsucht nach der klassischen Sprache, und es wird deutlich, daß er das aktuelle Französisch gegenüber dem Französischen des 17. Jahrhunderts als Rückschritt ansieht“<sup>202</sup>, wofür sich jedoch kein Beleg finden lässt. Im Gegenteil: Bréal charakterisiert die Sprache seiner Zeit als kommunikationsadaptierter und gebrauchsfreundlicher. Nicht der Sprachzustand des 17. Jahrhunderts hat für ihn Vorbildcharakter für die Moderne<sup>203</sup>, sondern er möchte unterstreichen, dass die instinktiven Grundprinzipien der damaligen Grammatiker noch immer brauchbar seien. Elitär ist an seiner Überzeugung lediglich die Tatsache, dass er wie Vaugelas den Schriftstellern, Philosophen, Dichtern (und nicht den Linguisten) eine autoritäre Rolle zuteilen würde, indem sie eine Mittlerfunktion erfüllen sollen.

Insgesamt überwiegt aber in Bréals Konzeption eindeutig nicht die Anlehnung an das 17. Jahrhundert, sondern die Verwandtschaft mit dem 18. Jahrhundert, wie es Thomas bereits 1897 in seiner Rezension unterstreicht.

Heute erinnert auch die kognitive Sprachwissenschaft stark an die Sprachphilosophen des 18. Jahrhunderts, die die Grammatik der Logik unterstellten<sup>204</sup> und davon ausgingen, dass die grammatischen Regeln die Operationen des menschlichen Geistes widerspiegeln. Auch die kognitive Sprachwissenschaft geht von dem Postulat aus, dass die Sprache „une partie intégrante de la cognition humaine“<sup>205</sup> sei, bzw. begreift sie als „un produit de processus cognitifs“<sup>206</sup>. Die kognitive Semantik schafft eine Art Ideologie im sprachwissenschaftlichen Rahmen, indem sie die Strukturanalyse und -beschreibung abstrakter Einheiten wie Konzepte und Gedanken vornimmt. Geeraerts unterstreicht zu Recht auch eine Verwandtschaft der historischen Semantik des 19. Jahrhunderts mit der modernen kognitiven Semantik<sup>207</sup>. Bréals semantische Gesetze sind zum großen Teil unweigerlich psychologischer Natur. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gibt es Verkettungen der Semantik mit der Psychologie, die seit Steinthal teilweise so weit gehen, dass die Semantik mit der Psychologie gleichgesetzt wird.

---

<sup>202</sup> STORK 2001:483.

<sup>203</sup> Cf. STORK 2001:483.

<sup>204</sup> Cf. RASTIER 1996.

<sup>205</sup> LANGACKER 1987:11.

<sup>206</sup> HARRIS 1990:7.

<sup>207</sup> Cf. GEERAERTS 1991.

### 1.3.5 Bréals Verdienst und die Besonderheit seines Ansatzes

Ein Hauptbestandteil von Bréals Beitrag zur Sprachwissenschaft ist mit Sicherheit die Tatsache, dass er sich als erster auf den Sprachbenutzer konzentriert. In diesem Kontext kann der *Essai de sémantique* als regelrechtes Anti-Junggrammatiker-Werk gelesen werden, in dem Bréal die gängige Perspektive zurechtrückt<sup>208</sup>. Für Bréal das kollektive (Halb-)Bewusstsein der Sprecher der wichtigste Sprachwandelmotor ist, das er den unbewussten und mechanischen individuellen Abweichungen der Junggrammatiker entgegenstellt. Bréal ordnet den formalen Aspekt dem semantischen unter, indem er der Sprache eine primär in der Psyche verankerte Existenz zuspricht<sup>209</sup>. Damit hat Bréal es einerseits geschafft, den Durchbruch der Junggrammatiker in Frankreich zu verzögern<sup>210</sup>, sich jedoch andererseits in einer Zeit, in der die Sprachwissenschaft mit ihren Lautgesetzen dominierte, ins Abseits gestellt.

Bréal und Arsène Darmesteter verbindet das Streben nach der Semantik qua psychologische Disziplin als Gegenstück zur Phonetik<sup>211</sup>, wie Bréal in der Besprechung von Darmesteter äußert: „La sémantique s’occupe des sens, par opposition à la phonétique, qui s’occupe des sons.“ (BRÉAL 1887b:188). Darmesteter steht zwar unter einem gewissen Einfluss der Junggrammatiker, nimmt sich aber vor, durch die Untersuchung von Bedeutungswandel Gesetzmäßigkeiten aufzuzeigen: „c’est une étude philosophique des procédés logiques et des causes psychologiques ou linguistiques qui se cachent derrière l’évolution des sens“<sup>212</sup>. Darmesteter will universell gültige psychologische Gesetze formulieren, denn „la marche de l’esprit, partout, reste au fond la même“<sup>213</sup>. Wenn bei Darmesteter die historische Semantik jedoch Teil der Psychologie ist, so hat die Bedeutung bei Bréal ihre eigene Geschichte<sup>214</sup>.

Arsène Darmesteter inauguriert mit seinem 1887 erscheinenden *La vie des mots étudiée dans leurs significations* die historische Semantik in Frankreich. Doch weisen seine Äußerungen deutliche Spuren von Schleichers Organismustheorie auf, was schon beim Erscheinen von *La vie des mots* von Paris kritisiert wurde:

---

<sup>208</sup> Cf. auch DESMET/SWIGGERS 1995: *Introduction* (1-34).

<sup>209</sup> Die Ablehnung der Spaltung von physischen und psychischen Faktoren war schon Hauptkritikpunkt gegen die Junggrammatiker bei SCHUCHARDT 1885, cf. SWIGGERS 1982b, 1989.

<sup>210</sup> Cf. WUNDERLI 2001:127.

<sup>211</sup> Cf. NERLICH 2000:188.

<sup>212</sup> DARMESTETER 1887:VIIs.

<sup>213</sup> DARMESTETER 1887:40.

<sup>214</sup> Cf. GORDON 1982:25s.

S'il veut dire par là que les langues sont dans une transformation perpétuelle, il a évidemment raison: il en est de même de toutes les manifestations de l'activité sociale des hommes. [...] Mais qu'est-ce qu'une langue plus forte qu'une autre? De même qu'il n'est pas exact de dire que les langues naissent, croissent, vieillissent et meurent, il n'est pas vrai qu'elles luttent entre elles.<sup>215</sup>

In der Rezension zu Hovelacque zeichnet Darmesteter 1876 einen genauen Arbeitsplan vor für das, was Bréal sieben Jahre später *sémantique* nennen wird<sup>216</sup>. Er kritisiert Hovelacque, der ihm nicht explizit genug darlege, dass die Sprachwissenschaften durch ihren Gegenstand zu den psychologischen und durch ihren „mode d'expression“<sup>217</sup> zu den physiologischen Wissenschaften gehörten. Darmesteter möchte außerdem seine Arbeit als Beitrag zur Psychologie der Völker verstanden wissen.

Zwischen Darmesteters *La vie des mots* und Bréals *Essai* liegen zehn Jahre<sup>218</sup>, wobei Bréals *Essai* schon durch seinen Artikel «Les lois intellectuelles du langage» von 1883 vorbereitet wurde. Vielfach wird behauptet, Bréal sei gar nicht so revolutionär, denn Darmesteter habe vor ihm die Semantik zum Leben erweckt<sup>219</sup>. Es finden sich Kritiker, die bei Darmesteter die Entwicklung von Theorien und Begriffen wie *sémantique* und *polysémie* sehen, die Bréal im Anschluss nur noch zu benennen brauchte. Der Terminus Polysemie findet sich bei Bréal erst 1887 in der Rezension zu Darmesteter (BRÉAL 1887b:193), drei Jahre früher spricht er noch einfach von „mots à sens multiples“<sup>220</sup>.

Darmesteter kennt 1877 noch keinen befriedigenden semantischen Ansatz: „la science de la transformation des sens [...] n'est pas encore constituée: elle n'existe pas“<sup>221</sup>. Bréal tauft 1883 die Beschäftigung mit den Bedeutungsveränderungen mit dem Neologismus *sémantique*, den Darmesteter ablehnt; „psychologie historique“ reiche ihm<sup>222</sup>. Trotzdem übernimmt er Termini wie *contagion* von Bréal, die auch schon 1883 auftauchen. Wenn Darmesteter später von *sémantique* spricht, zitiert er Bréal sonderbarerweise als Quelle nicht; dabei war der Begriff 1884 sogar schon durch die Presse in Amerika bekannt<sup>223</sup>. Man kann Darmesteter nur zugute halten, dass der Begriff *sémantique* sich

---

<sup>215</sup> PARIS 1906.

<sup>216</sup> So auch in DARMESTETER 1877:79.

<sup>217</sup> NERLICH 1999:451.

<sup>218</sup> Zum Vergleich Bréal – Darmesteter cf. DELESALLE 1985 und 1987.

<sup>219</sup> Cf. NERLICH 2000:183.

<sup>220</sup> NERLICH 2000:189.

<sup>221</sup> DARMESTETER 1877:7.

<sup>222</sup> Cf. BERGOUNIOUX 1994:240.

<sup>223</sup> Die Wörter *semantics* und *semantically* sind in amerikanischen Publikationen vor der Übersetzung Bréals ins Englische (1900) belegt, cf. GORDON 1982:18.

womöglich so schnell durchgesetzt hat, dass er es nicht für nötig hält, Bréal zu zitieren.

Polysemie beschreibt Darmesteter beinahe wie eine Zwilling- bzw. Mehrlingsgeburt: „Un seul et même terme se charge de plusieurs significations qui, chacune à part, s'approprient le son primitif et vivent ensuite de leur vie propre“<sup>224</sup>. Dazu kommt Darmesteters Bewertung: er beschwert sich fast darüber, dass in der Sprache nicht immer ein Ausdruck genau einer Vorstellung zugeordnet sei, was einer Armut gleichkomme. Er erkennt aber auch den ökonomischen Gesichtspunkt:

Il semblerait que le langage dût posséder autant de termes que d'idées simples, et créer un mot pour chacune d'elles. Mais les ressources dont il dispose sont souvent insuffisantes pour rendre ainsi les nouvelles idées, et d'ailleurs la mémoire serait écrasée sous le poids des mots. L'esprit recourt à un procédé plus simple; il donne à un même mot plusieurs significations.<sup>225</sup>

Ähnlich wie Bréal sieht er aber auch in der Disproportion und damit Arbitrarität der sprachlichen Zeichen den Vorteil, dass sie immer den aktuellen Bedürfnissen angepasst werden können:

[...] si le langage était l'expression adéquate de la pensée, et non un effort plus ou moins heureux vers cette expression, il n'y aurait pas d'art de bien dire. Le langage serait un fait naturel comme la respiration [...]. Mais grâce à cette imperfection, on fait effort à mieux saisir sa pensée dans tous ses contours<sup>226</sup>.

Bréal will im Unterschied zu Darmesteter keine „Volksseele“ ermitteln, wie man es in Ansätzen auch bei Lazarus, Steinthal und Wundt findet. Bréal will keine Nationalgeschichte schreiben, sondern mit Hilfe von Psychologie und Geschichte die eigene Logik der Sprache aufdecken. In dieser Logik passt die Polysemie als Multiplikation der Bedeutungen eines Wortes dann gut zu den Bedürfnissen des Geistes und zur mentalen Ökonomie, was bei Darmesteter nicht in dieser Deutlichkeit zum Ausdruck kommt. Die Anfänge einer Semantik vor Bréal sind noch keine systematischen Versuche, Bedeutung zu erklären oder eine Theorie der Bedeutung zu entwickeln<sup>227</sup>; vor ihm und noch zu seiner Zeit gehört die Entwicklung einer Theorie nicht gerade zu den primären Zielen der Forschung.

Ausgangspunkt bei Darmesteters semantischen Überlegungen ist, dass aktuelle Bedeutungen oft kaum etwas mit der etymologischen Be-

---

<sup>224</sup> DARMESTETER 1877:38.

<sup>225</sup> DARMESTETER 1877:40.

<sup>226</sup> DARMESTETER 1887:72.

<sup>227</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:421.

deutung zu tun haben. In *La Vie des mots* konzentriert er sich auf den Bedeutungswandel und formuliert einen theoretischen Ansatz, der wie bei Bréal auf der antiken Rhetorik basiert, aber im Unterschied zu seinem Kollegen mit biologischen Metaphern gespickt ist. Er beschreibt „la vie des langues, comment elles naissent, se transforment, s’altèrent sous diverses influences, et parfois succombent dans le combat que Darwin a appelé la concurrence vitale“<sup>228</sup>.

Ein Hauptmotor des Bedeutungswandels bei Darmesteter ist die Lexikalisierung von Tropen<sup>229</sup>. Sein Werk umfasst drei Hauptteile, die er bezeichnenderweise *Comment naissent les mots*, *Comment les mots vivent entre eux* und *Comment meurent les mots* nennt<sup>230</sup>. Darmesteters Klassifizierung basiert auf logischen Kriterien; bei Bréal dagegen herrscht die linguistische Perspektive vor<sup>231</sup>, indem er sich des Komparatismus bedient. Beide interessieren sich für Gesetze und Gründe des Bedeutungswandels, aber ihre Vorgehensweisen sind unterschiedlich. Bréal geht von einer großen Datensammlung aus und weist seine Hypothesen dann am Korpus nach. Darmesteter verfolgt gar keine wirkliche Methode, er ordnet seine Beispiele einfach vorbestimmten Kategorien zu, weshalb Bréal ihm vorwirft, mit Logik zu operieren und nicht zu berücksichtigen, dass die Sprache eine eigene Logik habe, deren Basis die Analogie sei.

Jedenfalls hat die historische Semantik schon ihr eigenes Territorium, die Bedeutungsentwicklung der Wörter. Bréal nutzt seine etymologischen Kenntnisse, Darmesteter dagegen vornehmlich seine lexikographischen, weshalb er eher als Spezialist für Wortbildung gelten müsste<sup>232</sup>. Darmesteter führt schon ein gewisses Strukturierungsprinzip ein. Die verschiedenen durch Stilfiguren entstandenen Bedeutungen eines Wortes seien keine Ansammlung disparater Bedeutungen, sondern das Ergebnis eines historischen Prozesses.

Dass sein Werk mit Analogien zu Naturwissenschaften und v.a. mit der Organismus-Metapher überladen ist, erklärt sich zum großen Teil als Modeerscheinung. Was bei ihm noch als harmlose Übertragung

---

<sup>228</sup> DARMESTETER 1876:368.

<sup>229</sup> Cf. WUNDERLI 2001:167.

<sup>230</sup> Das Kapitel *Comment naissent les mots* behandelt Synekdoche als Bedeutungsverengung und -erweiterung, Metonymie, Metapher und Katachrese. Weiter erarbeitet er komplexere Phänomene wie Ausstrahlung oder Kettenreaktionen, die er auf psychologische und soziale Bedingungen zurückführt. Das Kapitel *Comment les mots vivent entre eux* behandelt *contagion* (Kreuzung), *réaction* (Bedeutungsübertragung innerhalb einer Wortfamilie), *concurrence vitale* („Kämpfe“ zwischen bedeutungsverwandten Wörtern) und Synonymie. *Comment les mots meurent* will beleuchten, warum gewisse Wörter untergehen, obwohl sie nicht verzichtbar geworden sind.

<sup>231</sup> Cf. DESMET 1990:145.

<sup>232</sup> Cf. WUNDERLI 2001:123 und GORDON 1982:14.

angesehen werden kann, nimmt bei anderen Zeitgenossen noch viel radikalere Formen an, wie z.B. bei Littré, der Bedeutungswandel als Anomalien oder Krankheiten beschreibt<sup>233</sup>. Trotzdem wird Darmesteter sein übermäßiger Gebrauch der darwinistischen Vorlage vorgeworfen: „Darmesteter’s analogies and metaphors consistently lead him into error“<sup>234</sup>. Gordon kritisiert sogar grundlegend, die metaphorischen Erklärungen Darmesteters hätten keinen heuristischen Wert<sup>235</sup>.

Es ist Darmesteters Verdienst, die historische Semantik als autonome Disziplin begründet zu haben<sup>236</sup>, wofür ihm nur wenig Ehre in der Wissenschaftsgeschichte zuteil wurde. Die Sprachkonzeption an sich war zwar nicht biologistisch, aber die Metaphorik, die sich nicht nur auf Kapitelüberschriften beschränkt, prägt den ganzen Text. Die Titel empfindet Bréal als haarsträubend<sup>237</sup> und er grenzt sich stark von Darmesteter ab, der gleich in seiner *Introduction* kategorisch verkündet: „le transformisme est la loi de l’évolution du langage“<sup>238</sup>.

Auch bei den „causes de destruction“ übertreibt Darmesteter gehörig: einige Wörter „portent en eux-mêmes des germes de mort“, andere „sont écrasés par d’autres qui [...] les font mourir par épuisement“<sup>239</sup>. Möglicherweise hat Bréal gerade beim Verfassen seiner Besprechung gemerkt, dass es einen großen Schritt weiterbringen könnte, Darmesteters Theorie von den biologischen Metaphern zu reinigen und „vie du langage“ durch den Willen des Menschen zu ersetzen. Schon Henry nimmt den Unterschied im Umgang mit dem transformistischen Programm wahr: für die einen bedeute *vie du langage* nur eine Metapher, für die anderen sei die Sprache tatsächlich ein lebendiger Organis-

---

<sup>233</sup> Dessen Artikel «Pathologie verbale ou lésions de certains mots dans le cours de l’usage» kann Bréal nur unter verändertem Titel «Comment les mots changent de sens» herausgeben (ein Titel, der in der Folge wahren Ruhm erlangt, da er 1905 bei Meillets Artikel in der Zeitschrift *Année Sociologique* wieder auftaucht). Paris lobt Bréal, vom Originaltitel Abstand genommen zu haben (cf. PARIS 1888:411). Bréal begründet seine Ablehnung des ersten Titels: „Il n’y a, dit-il, pathologie que là où il y a erreur et confusion, par exemple quand deux familles de mots se mêlent.“ (cf. PARIS 1888:413). Paris findet diese Definition zu restriktiv, denn es lasse sich doch schon bei falschen Analogien oder Volksetymologien von *pathologie sémantique* sprechen, oder wenn die ursprüngliche Bedeutung ins Gegenteil verkehrt werde oder ein Wort zwei verschiedene Bedeutungen habe (z.B. *hôte* oder *louer*). Paris bemängelt allerdings, der neue Titel sei auch nicht ideal, da man von Littré eine Theorie erwarte, die man dann vergeblich suche, denn es handle sich eher um eine „série d’anecdotes“ (nach Littré selbst). Solch eine semantische Theorie der Zukunft könne man bei Darmesteter finden, wenn sie sich auch hinter der Metapher verstecke.

<sup>234</sup> GORDON 1982:15.

<sup>235</sup> Cf. GORDON 1982:17.

<sup>236</sup> Cf. WUNDERLI 2001:167.

<sup>237</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000a:41.

<sup>238</sup> DARMESTETER 1887:27.

<sup>239</sup> Zit. nach CAPT-ARTAUD 2000a:42.

mus<sup>240</sup>. Henry lobt Darmesteter und nennt sein Buch gar ein Meisterwerk der Präzision, der Methode und der Eleganz<sup>241</sup>, aber er bemängelt, dass er die wissenschaftliche Methode des Linguisten mit der Philosophie verbinde, die interpretiere und schon eine Synthese liefere<sup>242</sup>.

Insgesamt hat Bréal Darmesteter aber gar nicht so hart verurteilt wie er es hätte tun können. Die Besprechung von *La vie des mots* ist mehr eine Darlegung seiner eigenen Position als eine Kritik des Kollegen. Bréal sah *La vie des mots* als einen Popularisierungsversuch der historischen Sprachwissenschaft: „Ici, tout appareil de haute érudition serait déplacé“ (BRÉAL 1897:279). Bréal scheint sogar zu entschuldigen, dass Darmesteter die Sprache als Gegenstand der Naturwissenschaft sehe, denn dies sei eine politische Entscheidung gewesen: „En un temps où ces sciences jouissent à bon droit de la faveur du public, c'était un acte d'habile politique“ (BRÉAL 1897:257). Es lässt sich außerdem nicht leugnen, dass Darmesteters Buch dauerhaften Erfolg hatte; schließlich erlebte es zwölf Auflagen bis 1918.

Sieht man vom übermäßigen Gebrauch der Metaphern ab, so liefert Darmesteter brauchbare Ansätze, wie z.B. die Grundannahme, dass das Vergessen der etymologischen Bedeutung unerlässlich für den Bedeutungswandel sei: „L'oubli de la signification étymologique, telle est [...] la condition fondamentale de toute transformation de sens“<sup>243</sup>. Beinahe revolutionär ist auch seine Position zur Katachrese, die er als „l'acte émancipateur du mot“<sup>244</sup> charakterisiert. Für Bréal befreie die Katachrese das Wort von seiner primitiven Bedeutung<sup>245</sup> und dürfe also nicht als Sprachmissbrauch missverstanden werden.

La vérité est que la catachrèse n'existe que dans les premiers temps et pour celui qui s'attache à la lettre: pour le commun des hommes, ces expressions ne tardent pas à être naturelles et légitimes. [...] Le progrès pour le langage consiste à s'affranchir sans violence de ses origines. (BRÉAL 1924:122s.)

So emanzipiert die Analyse der Katachrese die Semantik von der Etymologie; es geht nicht mehr um die „explication du vrai sens des mots par leur histoire“<sup>246</sup>. Die Katachrese wird als Motor des Sprachwandels entdeckt, so dass man nicht mehr untersucht, wie sich die Bedeutung verändert, sondern welcher („falsche“) Gebrauch zur Veränderung führt

---

<sup>240</sup> Cf. HENRY 1887:282.

<sup>241</sup> Cf. HENRY 1896:18.

<sup>242</sup> Cf. HENRY 1887:282.

<sup>243</sup> DARMESTETER 1877:45.

<sup>244</sup> DARMESTETER 1877:68.

<sup>245</sup> Cf. NERLICH 2000:184.

<sup>246</sup> EGGER in BRACHET 1867:b.



und damit zur Mehrdeutigkeit. Die Beschäftigung mit der Katachrese führt zum „tournant psychologique“ der Semantik Ende des 19. Jahrhunderts, die mit Darmesteter anfängt, der ab 1870 eine autonome Wissenschaft über die Bedeutung der Wörter fordert, und die im weiteren Verlauf von Bréal systematisiert wird.

Darmesteter verschweigt, was die deutschen Semasiologen schon an Arbeit geleistet haben; dabei, so Gordon, sei er näher an Reisig zu situieren als an Bréal. Ein Grund könnte sein, dass der den deutsch-französischen Krieg nicht gut verwunden hat. Erst Bréal entfernt sich wirklich von der deutschen Semasiologie und bringt Neues, was es nicht schon vorher bei Reisig gegeben hätte. In der Reaktion auf den in Deutschland und England verbreiteten „darwino-schleicherianisme“<sup>247</sup> muss Bréal als der größte Neuerer gelten.

Gelegentlich trifft man trotzdem auf Kritiker, die Bréal die Erfindung einer neuen Wissenschaft absprechen, wie z.B. Coseriu<sup>248</sup>, der die Nähe zur deutschen Semasiologie betont, die auch Bedeutungserweiterung, -verschlechterung, Metapher, Konkretisierung etc. kenne. Nur die *contagion* ist in Coserius Augen wirklich neu. Die lexikalische Semantik Bréals sei in gewisser Hinsicht weiter als die Semasiologie seiner Zeit<sup>249</sup>, da sie eine allgemeine Theorie des Sprachwandels beinhalte, da sie Prozesse und Motoren unterscheide und da sie intelligente Erklärungen (z.B. zur Bedeutungsverengung) enthalte. Gegenstand, Ziel und Grundbegriffe seien jedoch dieselben wie in der Semasiologie. Erstaunen muss an Coserius Einwänden die Behauptung, Bréal wende sich nicht gegen das Modell von Schleicher<sup>250</sup>, oder noch paradoxer, Schleicher meine mit Semasiologie (oder Ideologie) dasselbe wie Bréal mit Semantik! Bréal habe nichts Neues gegründet, aber man müsse ihm zugute halten, mit seiner Autorität die Semantik als autonome Disziplin verbreitet und popularisiert zu haben.

Auch Bergounioux befindet, es gebe in Bréals Schriften kaum etwas, das wirklich neu sei<sup>251</sup>. Seine Lehre gleiche der aller europäischen Komparatisten, er unterscheide sich allein durch seine Ablehnung der Junggrammatiker. Viele seiner Ansichten seien heute veraltet (Bergounioux bezieht sich damit allerdings in erster Linie auf die vergleichende Mythologie)<sup>252</sup>. Paradoxerweise bestätigt er trotzdem, dass Bréal (zu

---

<sup>247</sup> PUECH 2000a:140.

<sup>248</sup> Cf. COSERIU 2000:31.

<sup>249</sup> Cf. COSERIU 2000:32.

<sup>250</sup> Cf. COSERIU 2000:32.

<sup>251</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:211.

<sup>252</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:211.

Recht) als Begründer der Semantik gelte und sagt im gleichen Atemzug, dass diese ja dank Darmesteter auch schon vor Bréal existiere<sup>253</sup>.

Auch Wolf schreibt, die Ideen, die man bei Bréal finde, seien nicht neu<sup>254</sup>. Vergleichbare Ansätze habe es sowohl in der französischen *grammaire générale* als auch im deutschen Psychologismus gegeben. Dazu muss man aber sagen, dass Bréal seiner sprachinternen Argumentation treu bleibt und sich nicht von anderen zeitgenössischen Richtungen ablenken lässt, so wie sich viele von der Psychologie inspirieren ließen, wie z.B. Wundt, van Ginneken und Sechehaye, die von Charcot beeinflusst waren<sup>255</sup>. Bréal basiert auf früheren Semantikern, aber gibt seiner Theorie zusätzlich einen psychologischen Kniff, der nicht als psychologisierend verstanden werden darf. „Relying upon the work of earlier semanticists, he gave a psychological twist to their program thereby changing it fundamentally“<sup>256</sup>, weshalb er sicherlich auch von Steinthal<sup>257</sup> bewundert wurde. Bréal ist der erste, der Wörter als „constructions intellectuelles“, als „concepts de l’esprit“ betrachtet<sup>258</sup>.

Was an Bréals Konzeption so neuartig ist, ist seine Gesamtvision<sup>259</sup> (cf. Kapitel 1.5.1). Überdies weist sein Ansatz auf gewissen Gebieten auch wirklich keine Vorläufer auf. Neu in Bréals Theorie ist nicht die Berücksichtigung des Menschen an sich, sondern des Menschen als Schöpfer der Sprache: „El mérito de Bréal no es el de haber introducido al hombre en el estudio de las lenguas, sino el de haberlo introducido (de acuerdo con Humboldt) como creador permanente de las lenguas.“<sup>260</sup>

Zum immer wieder bemühten Vergleich mit Darmesteter muss auch dessen und Bréals Kompatibilität angesprochen werden, oder mit Delesalles Worten: „Ces livres (*l’Essai* et *La Vie des mots*) doivent être réunis car ils s’appuient l’un sur l’autre“<sup>261</sup>. Der Graben zwischen Darmesteter und Bréal ist nicht so tief wie oft behauptet wird<sup>262</sup>; Bréal lehnt sich eng an seinen Vorgänger und Zeitgenossen an. Neben Bréal streben auch Paris und Henry eine psychologische und historische Semantik an<sup>263</sup>; alle drei liefern Besprechungen von Darmesteters *La vie*

---

<sup>253</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:211.

<sup>254</sup> Unter Bezugnahme auf die Rezension von Chevalier zu DESMET/SWIGGERS 1995, cf. WOLF 2000:153.

<sup>255</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:212.

<sup>256</sup> Cf. ELFFERS 1999:313

<sup>257</sup> Cf. dessen Rezension von 1869.

<sup>258</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000b:155.

<sup>259</sup> Cf. BOUTAN 1998:138.

<sup>260</sup> COSERIU 2000:43.

<sup>261</sup> DELESALLE 1987:265.

<sup>262</sup> Cf. WUNDERLI 2001:169.

<sup>263</sup> Cf. NERLICH 1996a:400.

*des mots* und alle drei Kollegen sind gleichermaßen den Metaphern gegenüber skeptisch. Bréal musste zugeben, dass Darmesteters Buch der erste Versuch war, zu erklären, wie und warum Wörter ihre Bedeutung ändern<sup>264</sup>.

Wer aber darf als eigentlicher Begründer der Semantik gelten? Die meisten Handbücher zur Semantik vernachlässigen andere, die sich schon vorher mit Ähnlichem beschäftigt haben und führen Bréal als großen Neuerer an. Schon im 18. und frühen 19. Jahrhundert gab es Überlegungen zur Bedeutung, die sich aber auf philosophischer, rhetorischer oder psychologischer Ebene bewegten<sup>265</sup>. „Certaines de ses hypothèses avaient été devancées, sans parler des linguistes, par des philosophes, des psychologues, des historiens“<sup>266</sup>, was aber nicht bedeuten kann, dass Bréal nur Altbekanntes wieder aufgenommen hat. Bréal steht noch in der Tradition gewisser Vorgänger, aber mit ihm beginnt auch eine Wende, da er die Unzulänglichkeiten der Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts bis dahin aufzeigt<sup>267</sup>. Gerade die Sichtweise des Linguisten ist eine ganz neue, und Bréal liefert Betrachtungen, die nie vorher in dieser Konsequenz für die Sprache bedacht worden waren.

Bréal hat schon mehr geleistet als die Bezeichnungen *sémantique* und *polysémie* einzuführen<sup>268</sup>. Er hat die wenigen bestehenden theoretischen Parameter radikal verändert. Schon lange vor dem *Essai de sémantique*, ab 1866, hat er die Perspektive des Sprechers übernommen, was Darmesteter mit seiner darwinistischen Konzeption nie in Einklang hätte bringen können. Bei Darmesteter findet man noch kein wirkliches Interesse an der Psychologie des Individuums, sondern vielmehr an der des Volkes. Bréal hat sogar verstanden, dass es nicht einmal reicht, die individuellen kreativen Äußerungen zu untersuchen (auch nicht kollektiv als *faits sociaux*), sondern dass man die diskursive Interaktion beschreiben muss. Bréal sucht kognitive Gesetzmäßigkeiten, die mit dem Geist und der sozialen Interaktion zusammenhängen, und er entwickelt die Besonderheit der historischen Semantik im Gegensatz zur reinen Vergleichenden Sprachwissenschaft. Er sucht die Gründe für Sprachwandel im menschlichen Geist, um damit Strukturprinzipien ans Tageslicht zu fördern.

La sémantique – diachronique – de Michel Bréal n’a pas été structuraliste, mais [...] elle a préparé le terrain et elle peut être considérée comme l’œuvre qui a disposé les esprits et dirigé l’attention des linguis-

---

<sup>264</sup> Cf. NERLICH 1996a:400.

<sup>265</sup> Cf. DE PALO 2001a:17.

<sup>266</sup> BERGOUNIOUX/COSTE 2000:5.

<sup>267</sup> Cf. DE PALO 2001a:17.

<sup>268</sup> Cf. NERLICH 2000:190.

tes vers ce qui aujourd'hui est défini comme la „sémantique structurale diachronique“<sup>269</sup>.

Bréal gehört zu den Wegebereitern der modernen Linguistik<sup>270</sup>, da er über die sprachhistorische und sprachtypologische Perspektive hinauswächst. Er entwickelt Methoden der synchronen Sprachanalyse und macht sie für die Beschreibung von Bedeutungsstrukturen fruchtbar.

Bergounioux/Coste stellen eine Reihe von Gründen zusammen<sup>271</sup>, die erklären sollen, warum Bréal sich als Begründer der semantischen Disziplin durchgesetzt habe. Warum sie seine soziale Position als einen dieser Gründe ansehen, bleibt schleierhaft; seiner Herkunft nach zu urteilen könnte man ebenso behaupten, er führe ein Außenseiterdasein. Man kann nur interpretieren, dass vielmehr seine professionelle Position gemeint sein muss, die in der Tat eine herausragende war, betrachtet man die Ämter, die er teilweise fast zeitlebens bekleidet hat und die Einflussmöglichkeiten, die sich für ihn durch gewisse Verbindungen zu großen Publikationsorganen ergaben (die allerdings anderen Kollegen gleichermaßen offen standen, sieht man einmal von den Naturalisten ab).

Die „imposition d'un nom devenu le plus usité pour la discipline“<sup>272</sup> soll als weitere (Schein-)Begründung dafür dienen, dass seine Begriffserfindung sich durchgesetzt hat, doch beißt sich hier die Katze in den Schwanz. Wenn erstens Bréals Arbeit sich tatsächlich allein über den von ihm geschaffenen Neologismus verbreitet hat, müsste im Vorhinein erklärt werden, warum und wie es zu dieser Durchsetzung kam, die Bréal ja schlecht selbst vornehmen konnte. Zweitens wird hier vorausgesetzt, dass die Disziplin schon vor der Namensgebung existierte, aber die Frage war ja gerade, warum Bréal als Gründervater der Disziplin gelten kann.

Nur die zwei folgenden Argumente können als echte Begründungen gelten: aus sämtlichen Bréalschen Schriften ist „une certaine facilité de plume“ ersichtlich, und seine Art der Präsentation der Dinge zeugt von „indéniables qualités de vulgarisateur“<sup>273</sup>.

---

<sup>269</sup> WIDLAK 1986:165.

<sup>270</sup> Cf. VOLZ 2003:43.

<sup>271</sup> Cf. BERGOUNIOUX/COSTE 2000:5.

<sup>272</sup> BERGOUNIOUX/COSTE 2000:5.

<sup>273</sup> BERGOUNIOUX/COSTE 2000:5.

### 1.3.6 Von der *grammaire générale* über die *grammaire comparée* zur *linguistique générale*

Schlieben-Lange stellt fest, dass der Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert bisher kaum untersucht sei<sup>274</sup>; besonders die synchronische, fast strukturalistisch anmutende *grammaire générale* sei völlig in Vergessenheit geraten gegenüber der entstehenden historisch-vergleichenden Sprachwissenschaft. An Bréals Werk wird dieser Übergang wirklich manifest: er rehabilitiert die *grammaire générale*. Schon 1866 legitimiert er eine *grammaire générale*, für die Port-Royal das erste Modell geliefert hat (cf. BRÉAL 1877a:299s., 321s.) und haucht ihr durch die Kritik am Komparativismus wieder Leben ein. Der Komparativismus übergeht den Sprecher, indem er wie die indische Grammatik verfährt und die Form der Funktion überordnet.

Schon 1868 erarbeitet Bréal, ausgehend von der *grammaire générale* von Port-Royal<sup>275</sup>, sein Programm für die spätere historische Grammatik. Die Vergleichende Sprachwissenschaft soll die empirische Basis zur *grammaire générale* liefern; so können dann die historischen Gesetze der sprachlichen und geistigen Entwicklung ausgearbeitet werden. Im Gegensatz zur *grammaire générale* soll mit dieser allgemeineren Theorie auch die Diversität der Sprachen und der Sprachwandel erklärt werden.

Bréal ist mit seinem Interesse für die *grammaire générale* von Port-Royal (cf. BRÉAL 1868b:7) kein Exot; auch in Deutschland lassen sich noch Anhänger einer Universalgrammatik finden<sup>276</sup>. Bréals Rückkehr zu einigen Erkenntnissen der *grammaire générale* konzentriert sich v.a. auf die Universalität der geistigen Gesetzmäßigkeiten (die *grammaire générale* liefert bereits so etwas wie die *idées latentes*<sup>277</sup>), auf die Vorstellung, dass die Sprachen den Fortschritt des menschlichen Geistes widerspiegeln, und auf die Tatsache, dass die Sprache nicht nur Ausdruck der Gedanken, sondern auch deren Strukturierungsprinzip ist; Wörter sind „des sons distincts & articulez dont les hommes ont fait

---

<sup>274</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:22.

<sup>275</sup> Cf. DE PALO 2001a:82.

<sup>276</sup> Am Ende des 19. Jahrhunderts werden die Errungenschaften von Port-Royal aber eigentlich nur noch für ihre pädagogischen Werke herangezogen (cf. BOUTAN 2000:67). Grammatiken wie die von Noël und Chapsal, die sich zu sehr auf die *Grammaire générale* stützen, werden abgelehnt, wie z.B. Brunot 1910 illustriert, der sich rühmt (als er an der ersten Festlegung einer offiziellen grammatikalischen Terminologie teilnimmt), als Ziel die Verdrängung des Einflusses von Port-Royal gehabt zu haben.

<sup>277</sup> Cf. MARTONE 1990:XXX.

des signes pour signifier leurs pensées“<sup>278</sup>. Bréal will die *grammaire comparée* mit der *grammaire générale* kombinieren<sup>279</sup>, wobei man die *grammaire comparée* eigentlich in *grammaire historique* umbenennen müsste (cf. BRÉAL 1868b:5), da sie in der Zwischenzeit eine chronologisierende Komponente dazu gewonnen habe.

Die *grammaire comparée* hat mit der *grammaire générale* oder *philosophique* gemeinsam, ein besonderes Augenmerk auf die Analyse von Formen zu legen. Die *grammaire générale* ging allerdings schon einen Schritt weiter, indem sie sich auch für die Beziehung zwischen den Operationen des Geistes und den Sprachformen interessierte.

Il y a un autre ordre d'études qu'on distingue habituellement de la grammaire comparative et qu'on a été quelquefois jusqu'à lui opposer. C'est cet assemblage de principes et d'observations dont Port-Royal a donné le premier modèle, et qui est connu sous le nom de grammaire générale ou philosophique. Mais puisque la grammaire générale se propose de montrer le rapport qui existe entre les opérations de notre esprit et les formes du langage, comment pourrait-elle se trouver en opposition avec une science dont l'objet est d'analyser les formes? (BRÉAL 1868b:7)

Im 19. Jahrhundert arbeiten *grammaire générale* und Vergleichende Sprachwissenschaft nebeneinander her. Deswegen fordert Bréal, die Beobachtungsprinzipien und die Sprachphilosophie der *grammaire générale* mit den neuen Ergebnissen der Vergleichenden Sprachwissenschaft zu koppeln<sup>280</sup>. Er will nicht einfach auf die *grammaire générale* zurückkommen<sup>281</sup>, und auch nicht nur seine *sémantique* in die Vergleichende Sprachwissenschaft einfügen, wie Coseriu behauptet<sup>282</sup>, sondern beide Ansätze sollen sich durchdringen.

Den Sprachvergleich nutzt Bréal nicht nur als wissenschaftliches Prinzip. Indem man die Sprachen bündele, könne man die einen durch die anderen ergänzen und erklären (cf. BRÉAL 1875b:XXXIX). Durch das Hinüberwechseln von einer Sprache zur anderen als Stilmittel kann Bréals Leser außerdem nachempfinden, wie Bréal zu seinen Entdeckungen gekommen ist (cf. BRÉAL 1875b:XLVI).

---

<sup>278</sup> *Grammaire* II, 1, 27, zit. nach SWIGGERS 1984:39. Es bleibt äußerst fragwürdig, was de Palo damit meint, wenn sie sagt, wenn Bréal die *grammaire générale* wieder aufnehme, bedeute dies, dass für ihn die Bedeutung der Wörter „objektiv gegeben“ sei. Cf. DE PALO 2001b:245.

<sup>279</sup> Cf. BAGGIONI 2000:56 und WOLF 2000:161.

<sup>280</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:434.

<sup>281</sup> Oder sie um ihrer selbst Willen rehabilitieren, wie man es bei Puech auffassen könnte (PUECH 2000a:141).

<sup>282</sup> Cf. COSERIU 2000:42.

Durch die Verknüpfung beider Ansätze werde gleichzeitig die Wissenschaftlichkeit der Methode überprüft und im gegebenen Fall gefestigt.

En effet, ou bien les théories de la grammaire générale seront confirmées par l'examen scientifique des divers idiomes parlés sur la surface du globe, et alors les travaux des philologues seront la justification et la contre-épreuve de cette philosophie du langage; ou bien, sur certains points, il y aura désaccord entre les opérations de notre esprit, telles que la psychologie et la logique les décrivent, et les procédés du langage constatés par l'analyse philologique, et ce sera pour nous un avertissement de remonter jusqu'à l'origine de cette divergence et d'en trouver le principe. Une pareille recherche ne peut manquer d'être féconde, et tout dissentiment entre la grammaire philosophique et la grammaire expérimentale doit conduire à des données nouvelles sur la nature du langage ou sur le développement de l'esprit humain. (BRÉAL 1868b:7s.)

Als Vorkämpfer der *grammaire comparée* in Frankreich ist Bréal gleichzeitig Wegbereiter der *linguistique générale*. Bréal und Saussure sind die beiden ersten Generalisten<sup>283</sup>: für den ersten ist das Wort ein geistiges Konzept, für den zweiten eine psychische Einheit. Beide haben als primäres Ziel, die Aufgabe der Sprachwissenschaft adäquater zu beschreiben. Bréal kann als der erste gelten, der endlich klare Linien im Gegensatz zum wirren Gerede der Naturalisten zog.

Aarsleff betont zudem, dass Saussure seine großen Errungenschaften des *Cours de linguistique générale* nicht erst aus Deutschland mitgebracht habe, sondern dass er eindeutig von Bréal inspiriert sei: „Saussure n'arrive pas de Leipzig et Berlin la tête pleine des idées qui engendreront le *Cours de linguistique générale*, il ne quitte pas Paris sans elles“<sup>284</sup>. Es ist zwar ein möglicher Weg, in Bréal zu suchen, was man heute gemeinhin Saussure zuschreibt, aber eigentlich wäre, so Puech, der umgekehrte Weg sinnvoller<sup>285</sup>: „Bréal fournit la base intellectuelle [...] qui conféra à la nouvelle linguistique sa fraîcheur – toute française – de caractère et de principes.“<sup>286</sup>

So schlägt Bréal die Brücke von der *grammaire générale* über die importierte Vergleichende Sprachwissenschaft hin zur neuen *linguistique générale*. Im Rückblick lässt sich feststellen, dass Saussure wie die *grammaire générale* das Ziel hat, das Wertsystem eines Sprachzustan-

---

<sup>283</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000b:142. Puech hebt außerdem G. Paris als den bemüh-  
testen „Propagandisten“ der neuen Richtung hervor (cf. PUECH 2000a:140).

<sup>284</sup> AARSLEFF 1981:127.

<sup>285</sup> Cf. PUECH 2000a:140.

<sup>286</sup> AARSLEFF 1981:127.

des zu beschreiben<sup>287</sup>. Der Systemcharakter war im 18. Jahrhundert noch gängig und wurde erst im deutschen Komparativismus zugunsten der historischen Perspektive unterschlagen<sup>288</sup>, was Saussure auch noch bei Hatzfeld oder Darmesteter kritisiert.

Mais quand nous parlons, nous ne parlons pas par étymologie, mais par valeurs existantes. Ce qui fixe la valeur présente, c'est non ce qui précède, mais ce qui coexiste. Il faut donc se dégager du point de vue historique. La méthode historique suivie par Hatzfeld ou Darmesteter pour l'explication de chaque mot ne rend pas une fidèle image du mot<sup>289</sup>.

Saussure klingt hier wie das Echo Bréals, der vielleicht in den ersten Jahren nur noch ein wenig optimistischer ist und mehr Hoffnungen in die *philologie comparative* setzt:

Il ne suffit point, pour se rendre compte de la structure d'une langue, d'analyser sa grammaire et de ramener les mots à leur valeur étymologique. Il faut entrer dans la façon de penser et de sentir du peuple. C'est à cette condition seulement que la philologie comparative répondra à son objet le plus élevé, qui est de nous aider à surprendre les opérations de la raison humaine, et à découvrir les lois historiques de son développement. (BRÉAL 1868b:31)

Bréals Arbeitsgebiet ist nicht eine Teildisziplin unter vielen, sondern eine „linguistique générale dans laquelle le centre est le sens“<sup>290</sup>, wie schon Thomas in ähnlicher Weise in seiner Besprechung des *Essai* lange vor Saussures *Cours* schreibt:

Telle que la pratique M. Bréal, la sémantique nous apparaît moins comme une science distincte que comme une certaine façon d'entendre et d'étendre la linguistique. C'est une sorte de linguistique supérieure, un extrait, une quintessence [sic] de linguistique<sup>291</sup>.

Bréal betreibt in seinem Werk zu großen Teilen allgemeine Sprachwissenschaft<sup>292</sup>, seine geistigen Gesetze des Wandels sind allgemeine Gesetze der Sprachentwicklung, nicht nur der Semantik. Bréal hat sich nicht verleiten lassen, sich auf die vergleichende Forschung auf indo-

---

<sup>287</sup> Er will jedoch nicht, wie de Palo befindet, der *grammaire générale* eine historische Sichtweise aufzwingen, um damit Synchronie und sozialen Charakter der Sprache zu begründen. Cf. DE PALO 2001a:136.

<sup>288</sup> Cf. DE PALO 2001a:141.

<sup>289</sup> ENGLER 1967-1974:1600s. IIG.

<sup>290</sup> DELESALLE 1987:311.

<sup>291</sup> THOMAS 1897:178. – Cf. auch VALÉRY 1957-1960 und AARSLEFF 1982a:16. SWIGGERS 1997:165 formuliert mehrere Gründe, warum er Bréals *sémantique* ebenfalls als ein „projet totalitaire“ ansieht.

<sup>292</sup> Cf. DE PALO 2001a:93.



germanischem Gebiet zu beschränken. Bei aller Kritik seiner Vorgänger und Zeitgenossen schafft er es, eine Sprachwissenschaft mit höherem Ziel zu konstruieren.

Il a suivi le développement de la linguistique néo-grammairienne, mais tout en continuant ses propres recherches (en étymologie) et en investissant son énergie dans une linguistique proprement générale: une linguistique qui s'intéresse à l'emploi et à l'apprentissage des langues, une linguistique qui envisage la langue comme fait culturel, enfin une linguistique qui est à la recherche des causes profondes, enracinées dans l'évolution des sociétés, du langage dans ses aspects structuraux et historiques.<sup>293</sup>

Bréal lässt fast einen Ganzheitsanspruch erkennen, wie Schuchardt ihn unter Berufung auf Humboldts Sprachphilosophie<sup>294</sup> vertritt: alle Sprachen der Welt bilden ein Ganzes, eine Einheit, die Sprache an sich. Die Sprachwissenschaften für die verschiedenen einzelnen Sprachen werden betrieben so wie man ein Pferd wechselt, aber den Sattel beibehält<sup>295</sup>; es gibt nur eine Allgemeine Sprachwissenschaft.

---

<sup>293</sup> SWIGGERS/DESMET 2000:208.

<sup>294</sup> Cf. SWIGGERS 1989:81.

<sup>295</sup> Cf. SWIGGERS 1989:81.

### 1.3.7 Semantik nach Bréal

In diesem Kapitel soll ein Platz geschaffen werden für die direkten Schüler Bréals und die ersten und späteren scharfen Kritiker. Von seinen unmittelbaren Nachfolgern wie z.B. Meillet wurde Bréal leider unterschätzt: „It is a pity that his closest disciples who largely employed and developed his ideas failed to give him the credit he deserved“<sup>296</sup>. Echte Wertschätzung wird ihm erst durch Paul Valéry zuteil<sup>297</sup>. Bréal selbst hätte gerne James Darmesteter als seinen „continuateur“ gesehen, wie er im Nachruf auf denselben schreibt (cf. BRÉAL 1895a)<sup>298</sup>.

Nach der Blütezeit der französischen Semantik zwischen 1870 und 1900 verliert sich zwar das Interesse an der Bedeutungsfor- schung<sup>299</sup>, doch werden die erarbeiteten Ansätze weitergeführt z.B. durch de la Grasserie oder Meillet. Im Folgenden soll in Bezug auf Bréals semantische Konzeption beispielhaft eingegangen werden auf: Antoine Meillet und Ferdinand de Saussure als Schüler und Nachfolger, Lady Victoria Welby in den USA, weil Bréal mit ihr korrespondierte, Charles Kay Ogden und Ivor Armstrong Richards, weil sie in den zwanziger Jahren noch extrem scharfe Kritik an Bréal üben, Albert Carnoy, weil er wie niemand sonst Bréals Verdienst in Frage stellt.

Antoine Meillet will seinen eigenen Beitrag leisten und publiziert ihn nicht ohne Grund in der Zeitschrift *Année sociologique*, die von Durkheim gegründet worden war und mit dem er einige Zeit zusammen- gearbeitet hatte. Mit seinem Artikel «Comment les mots changent de sens» ist Meillet als Kopf der *école sociologique française* ein wahrer Vorläufer der Soziolinguistik<sup>300</sup>. Er sieht die Sprache als soziale Institu- tion und ist dabei auch historisch orientiert. Baggioni kennzeichnet die- se „sociolinguistique historique“ als Gemeinsamkeit von Bréal und Meil- let: beide suchen „les causes ultimes de l'évolution linguistique“<sup>301</sup> in den sozialen Bedingungen der Kommunikation und in sozialen Verän- derungen. Gordon dagegen unterstreicht, dass Meillet eher den Zeitge- nossen und Vorläufern nahe stehe, die Bréal ablehnte<sup>302</sup>. Coseriu ar- gumentiert in ähnlicher Richtung mit Hilfe von Meillets eigener Aussa-

---

<sup>296</sup> STANKIEWICZ 1998:260.

<sup>297</sup> Cf. STANKIEWICZ 1998:254.

<sup>298</sup> Bei aller Kritik an Arsène Darmesteters Übertreibung der Organismusmeta- pher bezeichnet Bréal die Brüder Darmesteter als die „Açvins de la philologie françai- se“ (BRÉAL 1897b:808)! Die indischen Zwillingsgötter stehen im Allgemeinen für Ju- gend und Schönheit, heilende Kraft und Licht und haben als Ärzte der Götter die Ga- be, allen Himmelbewohnern Unsterblichkeit zu verleihen.

<sup>299</sup> Cf. NERLICH 1996a:413.

<sup>300</sup> Cf. BAGGIONI 2000:57.

<sup>301</sup> BAGGIONI 2000:59.

<sup>302</sup> Cf. GORDON 1982:38.

ge, die Sprache sei bei ihm im Unterschied zu Bréal ein *fait social*<sup>303</sup> (cf. auch Kapitel 3.3.3).

Trotzdem haben Bréal und Meillet eine Reihe von Gemeinsamkeiten: „chez les deux auteurs, à une génération de distance, le parallélisme de la démarche est troublant“<sup>304</sup>, und: „Meillet continua et approfondit les idées formulées déjà dans l’œuvre de Bréal“<sup>305</sup>. Sie suchen beide nach einer ganzheitlichen Theorie, da es zwar zu ihrer Zeit viele Einzeluntersuchungen zum Bedeutungswandel gibt, aber es sind noch keine großen Prinzipien isoliert worden. Meillet wirft der Linguistik sogar vor, den Anschluss an die *sociological sciences*<sup>306</sup> verpasst zu haben, da die deskriptive Arbeit noch nicht in eine Theoriediskussion gemündet habe.

Meillet interessiert sich zwar mehr für das Warum als für das Wie<sup>307</sup> des Sprachwandels im Gegensatz zu A. Darmesteter und Bréal, die beides behandeln<sup>308</sup>, aber er liefert auch eine systematische Aufstellung der Gründe für Bedeutungswandel<sup>309</sup>. Er unterteilt in historische, sprachinterne und soziale Gründe, wozu Nyrop dann noch psychologische hinzufügen wird.

Dass der menschliche Wille bei Meillet als Bréal-Schüler praktisch keine Rolle spielt, könnte fast als Rückentwicklung zu den Junggrammatikern gesehen werden. Der Mensch will sich in Meillets Augen zwar verständlich machen, aber er benutzt die Sprache dazu als ein Instrument, das ihm überliefert worden ist „et qu’il pratique machinalement“<sup>310</sup>.

In Ferdinand de Saussures *Cours de linguistique générale* findet der Leser leider kein eigenes Kapitel zum Bedeutungswandel<sup>311</sup>, obwohl sich Saussure des Phänomens absolut bewusst war. De Palo bemängelt das Fehlen einer Bedeutungstheorie, merkt aber bei aufmerksamer Lektüre, dass das Thema doch zentral sei<sup>312</sup>. Hält man sich vor Augen, dass Saussure für die Revolution des zweiseitigen Zeichens steht, das seit ihm die Bedeutung beinhaltet, so muss man sich doch fragen, welchen Platz Saussure der Bedeutung zuweist. Wenn Saussures Schriften Anlass zu einem Artikel über «Sémantique und sémiologie»<sup>313</sup> geben

---

<sup>303</sup> Cf. MEILLET 1921, vol. 2:226, cf. auch COSERIU 2000:43 N69.

<sup>304</sup> BAGGIONI 2000:59.

<sup>305</sup> MALMBERG 1991:413.

<sup>306</sup> Cf. GORDON 1982:40.

<sup>307</sup> Cf. DELESALLE 1988b:33.

<sup>308</sup> Cf. DE PALO 2001a:222.

<sup>309</sup> Cf. BERRUTO 1976:17.

<sup>310</sup> MEILLET 1921:90s.

<sup>311</sup> Cf. WUNDERLI 1990:103s.

<sup>312</sup> Cf. DE PALO 2001a:18.

<sup>313</sup> Cf. WUNDERLI 1971.

können, so lässt sich vermuten, dass er das Thema nicht nur in einigen Notizen behandelt.

Saussure schreibt der Bedeutung eine grundlegende und konstitutive Rolle in seiner Theorie zu. *Sémantique* bezieht sich bei ihm v.a. auf das historische Phänomen des Bedeutungswandels, aber betrifft auch oft Phänomene, die er an anderer Stelle nur schwer hätte unterbringen können. Entgegen seinen Vorgängern im 19. Jahrhundert, die vornehmlich nach Regularitäten und sogar Gesetzen des Wandels geforscht haben, unterstreicht Saussure vielmehr den unvorhersagbaren, unkalkulierbaren Charakter von Bedeutungswandel<sup>314</sup>. Anstatt Entwicklungsgesetze zu definieren, schafft Saussure durch seine synchrone Theorie eine Grundlage für die diachronische Semantik.

Zentrale Kapitel des *CLG* konzentrieren sich auf Fragen der Bedeutung; dabei hat Saussure mit Bréal die historische Orientierung gemeinsam. Es handelt sich bei Saussure also keineswegs um eine reine Analyse der synchronischen semantischen Beziehungen<sup>315</sup>. Einen großen Bereich von Bedeutungswandel machen für Saussure Wertveränderungen aus<sup>316</sup>, die als indirekter Wandel ausgehend vom modifizierten semiologischen System gemeint sind. Daneben beschreibt er auch direkten Wandel, wie z.B. die Verbindung von zwei Zeichen oder die weitere Differenzierung eines einzelnen, sowie gewisse diachronische Phänomene wie Reinterpretation oder *effacement de sens*<sup>317</sup>.

Saussure trennt Semiologie und Semantik<sup>318</sup>; deswegen kann man aber nicht sagen: „Della semiologia saussuriana, non se ne parla molto“<sup>319</sup>. Im Gegenteil, die semiologischen Forschungen Saussures zählen zu den meist verbreiteten! Saussures Semiologiebegriff ist nicht deckungsgleich mit dem der modernen Semiotik, denn bei ihm finden audiovisuelle und figurative Ausdrucksmittel keine spezielle Berücksichtigung<sup>320</sup>. Trotzdem ist die moderne Semiotik bei ihm weitgehend vorgezeichnet.

As his predecessor Bréal had introduced the word *sémantique* to describe the historical study of changes of meaning, he [Saussure] suggested a new term, *sémiologie*, to describe a science not yet developed,

---

<sup>314</sup> Cf. DE PALO 2001a:19. De Palo erklärt sich die Asymmetrie des Zeichens, die Abhängigkeit von *langue* und *parole* und die Dynamik der semantischen Beziehungen als theoretische Bedingungen für die Unberechenbarkeit des Bedeutungswandels.

<sup>315</sup> Wie KOERNER 1984a:25 glaubt.

<sup>316</sup> Cf. WUNDERLI 1990:106s.

<sup>317</sup> Cf. WUNDERLI 1990:109.

<sup>318</sup> Cf. AUROUX 1995:225.

<sup>319</sup> GODEL 1975:1.

<sup>320</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:30.

which should study the use and function of signs and words in the heart of our everyday life in society.<sup>321</sup>

Die Sprache definiert Saussure als ein besonders stark arbiträres semiologisches System, im Vergleich zu anderen semiologischen Systemen, die jeweils unterschiedliche Arbitraritätsgrade aufweisen. Die Semiologie als Wissenschaft gibt es laut Saussure noch nicht, und es ist die Aufgabe des Linguisten, zu definieren, warum die Sprache unter den Zeichensystemen ein besonderes ist.

Die Semantik macht für Saussure einen Teil der Semiologie aus, und zentrale semantische Begriffe und Formulierungen aus Bréals Werk finden sich auch bei Saussure wieder<sup>322</sup>. Es bestehen kaum Zweifel, dass Saussure von den Ideen Bréals profitiert hat<sup>323</sup>: „Non c'è dubbio che essi [Bally und Sechehaye] erano sotto la influenza dell'idea di semantica che veniva a loro da Michel Bréal, il grande maestro di Saussure“<sup>324</sup>, wenn Saussure sich auch selten direkt auf Bréals Semantik bezieht. Saussure führt in gewisser Weise Bréals Arbeit weiter, indem er untersucht, wie sich die „concepts de l'esprit“ verändern<sup>325</sup>.

Hier kann nicht in allen Details geklärt werden, in welchen Punkten Saussure unter dem Einfluss Bréals steht, und auch nicht, wer von beiden die moderne Semantik weiter vorangebracht hat. Eigentlich müsste sich vielmehr mit Bergounioux' Worten die Frage stellen, warum trotz zweier so herausragender Wissenschaftler die Semantik in Frankreich so lange ein Waisenkind bleiben konnte<sup>326</sup>.

Die Bezüge auf Bréal sind in Saussures Werk eher dünn gesät und äußerst kritisch. In seinen Vorlesungen bezieht Saussure sich auf Bréals Bopp-Übersetzung, seine Einleitung zum ersten Band und auf Beobachtungen von Bréal zur Lautverschiebung<sup>327</sup>. Saussure, der sich v.a. fragt, welche Einheiten den Gegenstand der Sprachwissenschaft konstituieren, findet auf diese Frage keine befriedigend klare Antwort bei Bréal. Saussure wirft – wie im Übrigen auch Valéry<sup>328</sup> – Bréal vor,

---

<sup>321</sup> FIRTH 1957:17.

<sup>322</sup> Cf. DE PALO 2001a:18.

<sup>323</sup> Cf. STANKIEWICZ 1998:253.

<sup>324</sup> DE MAURO 1991:103.

<sup>325</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000b:155.

<sup>326</sup> Cf. BERGOUNIOUX 1994:241.

<sup>327</sup> Koerner erinnert auch daran, dass Saussure an Bréal die Auffassung kritisiere, die Etrusker hätten die Germanische Lautverschiebung ausgelöst (cf. KOERNER 1984a:24). Ohne den Fundort zu präzisieren, gibt de Palo außerdem vor, Saussure kritisiere implizit Bréals *lois*, weil dieser deskriptive und explikative Ebene vermische und man nicht wisse, ob er von Gründen oder Prozessen spreche (cf. DE PALO 2001a:234). Verschiedentlich finden sich auch Verweise auf Saussures Kritik an Bréals Konzept der Ellipse.

<sup>328</sup> Cf. VALÉRY 1898:256.

seine Termini nicht ordentlich genug definiert zu haben, v.a. den Begriff *sémantique*.

Lire Sémantique [de] Bréal, p. 29-35, par exemple; il arrive un moment où on voit d'une part qu'il ne peut rien rester <dans l'esprit> de telles *ausführungen*, et en même temps que cela tient à ce qu'il est toujours question de ce qui *se passe* entre les termes du langage, or pour suivre – il faudrait d'abord savoir ce qu'ils sont, ce qu'on prend comme étant, avant de parler des phénomènes entre les termes existants.<sup>329</sup>

De Palo geht sogar so weit anzunehmen, dass Saussures Problematik der Gegenstandsdefinition eine Konsequenz aus der Beschäftigung mit Bréals Konzeption der Bedeutung sei: „La problematicità della definizione dell'*objet* della linguistica à interpretabile come conseguenza proprio della presa in esame del significato invocata da Bréal.“<sup>330</sup>

Saussures Theorie entspringt im Unterschied zu Bréal aber nicht aus einer Auseinandersetzung mit der Vergleichenden Grammatik<sup>331</sup>. Das Verdienst, die komparative Perspektive um eine historische bereichert zu haben, erkennt er zudem den Junggrammatikern zu, und nicht Bréal<sup>332</sup>. Zweifach paradox muss dann Koerners Schlussfolgerung klingen, Saussure habe sich nicht mit Bréals rein historischem Ansatz einverstanden erklären können<sup>333</sup>. Erstens beinhaltet Bréals Ansatz ebenso synchronische Elemente, die sogar Saussure dienlich sein konnten: „Bréal's, to some extent, synchronic theory of meaning prefigured Saussure's synchronic approach to language“<sup>334</sup>. Und zweitens ist auch Saussure weit davon entfernt, eine rein synchronische Marschrichtung zu vertreten (cf. dazu Kapitel 3.3.1).

Bréal und Saussure können gelten als die

[...] due „padri fondatori“ della odierna linguistica [...] L'uno cosciente dell'origine e delle fonti filosofiche dei problemi posti dalle scienze del linguaggio, e l'altro del tutto reticente sulle sue fonti filosofiche, ma filosofo malgrè lui, tanto da consegnarci sotto il nome di linguistica generale una teoria, generale e filosofica, delle istituzioni.<sup>335</sup>

Die Untersuchung der Sprache soll bei Bréal zur Erkenntnis des menschlichen Geistes und seiner Gesetzmäßigkeiten führen. Über die Bedeutungsanalyse komme Bréal, so de Palo, an Informationen über

---

<sup>329</sup> ENGLER 1974:41.

<sup>330</sup> DE PALO 2001a:24.

<sup>331</sup> Cf. DE PALO 2001a:24.

<sup>332</sup> Cf. DE PALO 2001a:42.

<sup>333</sup> Cf. KOERNER 1985:293.

<sup>334</sup> NERLICH/CLARKE 1999:281.

<sup>335</sup> STANCATI 1999:26.

das Funktionieren des menschlichen Geistes. Saussure gehe umgekehrt vor: für ihn sei die Bedeutung innerhalb des sprachlichen Systems definiert<sup>336</sup>, was bis dahin nicht falsch ist, aber nicht bedeuten kann, dass Saussure von den Konstanten des menschlichen Geistes ausgeht. Trotzdem liefert Saussure unter dem Namen der Allgemeinen Sprachwissenschaft eine grundlegende und philosophische Theorie<sup>337</sup>. Im Gegensatz zu Bréal legt er dem Leser allerdings viel weniger seine philosophischen Quellen offen dar, er bleibt eine Art Philosoph *malgré lui*.

Saussures Ausführungen zum Bedeutungswandel sind detailliert und präzise und auch sehr modern, was nicht verwundern muss, da er Bréals Werk gut gekannt hat. Was aber überraschen könnte, ist, dass sich im *Cours de linguistique générale* kein eigenes Kapitel über die historische Semantik finden lässt, um die entsprechenden Phänomene dort systematisch zu behandeln. Dies darf aber nicht nur Saussure vorgeworfen werden, sondern liegt auch in der Verantwortung der Herausgeber Bally, Sechehaye und Riedlinger. Sie hätten – ebenso wie sie andere verstreute Aussagen Saussures zu einem eigenen Kapitel hypostasiert haben – auch für den Bedeutungswandel ein eigenes Kapitel anlegen können<sup>338</sup>. Obwohl Saussures Ausführungen fragmentarisch und skizzenartig bleiben und man immer davon ausgehen muss, dass er von der junggrammatischen Tradition geprägt ist, von der er sich sein Leben lang nicht wirklich befreien konnte, so muss man ihm doch zugute halten, dass in seiner Auffassung von Bedeutungswandel eine enge Verwandtschaft zum Funktionswandel besteht<sup>339</sup>.

Noch stärker als bei Bréal wird in der Regel der kommunikationstheoretische Gehalt im Werk Saussures gewertet. Der *circuit de la parole* wird oft als wahres Kommunikationsmodell interpretiert<sup>340</sup>; dabei handelt es sich vielmehr um die Darstellung des Aktes des Sprechens und des Hörens<sup>341</sup>. Beide Individuen sind gleichzeitig sowohl Sprecher als auch Hörer; Saussure legt sich auf keine chronologische Abfolge fest, sondern betrachtet Sprechen und Hören als sich gegenseitig ergänzende Vorgänge. Saussure hat mit Bréal gemeinsam, endlich die Rolle des Hörers aufzuwerten, indem er ihm mehr als ein passives Dekodieren zuschreibt<sup>342</sup>.

---

<sup>336</sup> Cf. DE PALO 2001b:250.

<sup>337</sup> Cf. STANCATI 1999:26.

<sup>338</sup> Cf. WUNDERLI 1990:103s.

<sup>339</sup> Cf. WUNDERLI 1990:108.

<sup>340</sup> Cf. LINDA 2000:477.

<sup>341</sup> Cf. LINDA 2000:478.

<sup>342</sup> Cf. LINDA 2000:489. Und Saussure sollte aus diesem Grund auch nicht von Busse verschmäht werden, da er zu seiner Zeit schon Sprechen als Rückgriff auf früher erworbene Hörbilder interpretiert.

Es gibt keinen Zweifel daran, dass Bréal eine wichtige Rolle in Saussures Karriere gespielt hat<sup>343</sup>, „Saussure’s ideas are to be met with in the writings of a number of other scholars, particularly in those of Bréal, Henry and Darmesteter“<sup>344</sup>. Dies gilt natürlich weniger für seine indogermanischen Arbeiten:

Saussure, who learned the most recent methods in comparative-historical linguistics in courses taught by Leskien [...], could not have added to his knowledge by taking courses on Indo-European with Bréal.<sup>345</sup>

Saussure verehrt Bréal in einem Brief vom 8. Februar 1900 an Meillet als „notre excellent maître“<sup>346</sup>, und Bréals allgemeine Aussagen über die Natur der Sprache und sein Interesse für Semantik müssen Saussure stimuliert haben, auch wenn er sich nicht in allen Einzelheiten mit ihm einverstanden erklärt<sup>347</sup>. Auch Mounin unterstreicht den Einfluss von Bréal auf Saussure und findet Ähnlichkeiten zwischen beiden Sprachkonzeptionen<sup>348</sup>.

Mit Lady Victoria Welby hatte Bréal gemeinsam, dass sie beide ihre Theorie in die Praxis umgesetzt sehen wollten: Bréal strebte z.B. die Modernisierung der Lehrerausbildung an, und Lady Welby wollte mit Nerlichs Worten „die Welt verbessern“<sup>349</sup>. Sie war weniger historisch orientiert als Bréal, dafür idealistisch-philosophisch und reformerisch und stellte sich vor, den menschlichen Wandel über den Sprachgebrauch erklären zu können. Es überrascht also wenig, dass die beiden in ihrer Korrespondenz nicht auf einen Nenner kamen<sup>350</sup>. Lady Welby setzte sich immerhin für die erste englische Übersetzung von Bréals *Essai* ein, die ihre Tochter Emmeline (Nina) Cust besorgte.

Lady Welby reduziert ihre Semantik auf *significs* und versteht die Wissenschaft eher philologisch, ohne Wertbegriff<sup>351</sup>. Sie versteht Bedeutung zwar auch kontextuell, doch ist sie stark von pragmatischen, logischen, mathematischen, soziologischen, psychologischen und anthropologischen Einflüssen bestimmt<sup>352</sup>. Sie erkennt ein allgemeines Bedürfnis nach einer Wiederbelebung der Zeichentheorie und schlägt ver-

---

<sup>343</sup> Cf. PUECH 2000a:80.

<sup>344</sup> JORDAN/ORR 1970:294 N1.

<sup>345</sup> KOERNER 1984a:23.

<sup>346</sup> SAUSSURE 1964:97.

<sup>347</sup> Cf. KOERNER 1984a:25.

<sup>348</sup> MOUNIN 1959:8-12.

<sup>349</sup> Cf. NERLICH 1992a:247.

<sup>350</sup> Cf. NERLICH 1996a:399.

<sup>351</sup> Cf. AUROUX 1995:225.

<sup>352</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:288.



schiedene theoretische Antworten vor, die von Frege, Husserl und Russell auf eher philosophische Weise wieder aufgegriffen werden.

Lady Welby beeinflusste Ogden und Richards in deren „slightly behavioural theory of meaning“<sup>353</sup>. Im Vorwort ihres Hauptwerks *The Meaning of Meaning* (1923) zitieren sie Bréal noch im positiven Sinn; er bilde eine Ausnahme im allgemeinen Versagen der Sprachwissenschaft. Kurz danach greifen sie ihn aber an und verurteilen seine ganze Arbeit, da er zwar eine Reihe von faszinierenden Phänomenen anführe, aber ansonsten enttäuschend sei:

[...] although M. Bréal's researches drew attention to a number of fascinating phenomena in the history of language, and awakened a fresh interest in the educational possibilities of etymology, the net result was disappointing.<sup>354</sup>

Ihre Begründungen bleiben aber sehr oberflächlich; außerdem gehen sie von einem kleinen Ausschnitt der Übersetzung aus<sup>355</sup> und übersehen Bréals dynamische Auffassung von Sprache<sup>356</sup>.

Direkt auf die Passage zu Bréal folgt ihre Kritik an Saussure, die noch schärfer ausfällt. Der *Cours de linguistique générale* wird in einer Fußnote „abgefertigt“, was eigentlich verwundern muss, denn auch Ogden und Richards plädieren für die Ausarbeitung einer befriedigenden Zeichentheorie<sup>357</sup>, ohne die das Phänomen Bedeutung nicht adäquat behandelt werden könne. Den krönenden Widerspruch bildet die Tatsache, dass sie die *langue-parole*-Unterscheidung ablehnen, aber an späterer Stelle dann selbst von Systemebene (8. von 16 Definitionen von Bedeutung)<sup>358</sup> sprechen und außerdem eine Art *valeur*-Konzept annehmen. So wie sie Bréals und Saussures Werk verstanden haben, fänden sie dort nur „empty verbiage and fanciful constructions“<sup>359</sup>, die sie enttäuschten.

Wie Haase vor ihnen und Stern später sind auch Ogden und Richards davon überzeugt, dass ihr Beitrag zur Bedeutungsanalyse in einer Zeit komme, wo alle anderen versagt hätten; und wie Nerlich sehr deutlich zu verstehen gibt, keiner von beiden „suffered from excessive modesty“<sup>360</sup>.

---

<sup>353</sup> NERLICH 1990b:119.

<sup>354</sup> OGDEN/RICHARDS 1969:2.

<sup>355</sup> Cf. GORDON 1982:44.

<sup>356</sup> Cf. NERLICH 1992a:249.

<sup>357</sup> Cf. OGDEN/RICHARDS 1966:48.

<sup>358</sup> Cf. GORDON 1982:46.

<sup>359</sup> AUROUX 1995:222.

<sup>360</sup> NERLICH 1992a:248.

Carnoy begrüßt Bréals Arbeiten, aber sieht sie nur als einen kleinen Anfang<sup>361</sup>. Er siedelt seine eigene theoretische Position zwischen Bréal und Meillet an<sup>362</sup>. Auch er negiert Ende der zwanziger Jahre praktisch die Existenz einer semantischen Disziplin:

[...] si étrange que cela puisse paraître, il n'existe pas encore de *traité systématique de sémantique*.

Il y aurait quelque prétention de la part de l'auteur du présent volume à présenter celui-ci comme cet ouvrage qu'attendent les linguistes et que, sans doute, quelque psychologue nous donnera un jour.<sup>363</sup>

Bréal war weiter als Carnoy es sich überhaupt vorstellen konnte! Carnoy will interessanterweise die Semantik erst als Wissenschaft akzeptieren, wenn sie die Gründe des Bedeutungswandels untersuche:

Pour rester entièrement dans le domaine de la langue, la sémantique ne devrait donc s'occuper que de classer les significations établies de la sorte et rechercher les rapports existant durablement, de fait, entre elles. On comprend, toutefois, que ce travail, si utile qu'il soit, ne mériterait pas proprement le nom de „science“, puisqu'il négligerait complètement d'étudier les causes des faits. Certes, la recherche des causes premières ou lointaines est du domaine de la philosophie, mais toute science doit ramener les phénomènes à tout le moins à leurs causes immédiates et se préoccuper des lois auxquelles ils obéissent.<sup>364</sup>

Er scheint also offensichtlich nicht zu wissen, dass Bréal bereits Gründe klassifiziert hat. Carnoy stellt über siebzig Kategorien des Bedeutungswandels auf und schlägt eine völlig neue Terminologie vor.

In Deutschland blühte bis Ende des 19. Jahrhunderts die Semasiologie<sup>365</sup>, nachdem Albert Agathon Benary, Friedrich Haase, Ferdinand Heerdegen und Oskar Hey die Stilistik aufgegeben hatten. Ihre Semasiologie ist reduziert auf die atomistische Untersuchung des Bedeutungswandels und fördert keine allgemeinen Prinzipien zutage. In Deutschland bleibt die Semantik im 20. Jahrhundert neben Phonetik, Morphologie und Syntax erst noch vernachlässigt.

Durante la primera mitad de este siglo la semántica pasó por una larga fase de vacilaciones y estancamiento, como si, una vez dada a luz, no encontrara su propio camino para echar a andar.<sup>366</sup>

---

<sup>361</sup> Cf. GORDON 1982:52.

<sup>362</sup> *La Science du mot* (1927). Cf. GORDON 1982:64.

<sup>363</sup> CARNOY 1927:399.

<sup>364</sup> CARNOY 1927:6.

<sup>365</sup> Cf. NERLICH 1996a:405. Zum Überblick cf. auch JABERG 1901 und KRONASER 1968 [1952].

<sup>366</sup> GARCÍA-HERNÁNDEZ 1998:148.

Bréal definierte die Semantik als *science des significations*. Unter diesem Etikett hat sich ein Jahrhundert lang viel Verschiedenartiges angesammelt, was de Mauro damit erklärt, dass *scienza del significato* extrem vieldeutig sei, da man *significato* auf so unterschiedliche Weise deuten könne<sup>367</sup>.

Erst in den sechziger Jahren findet mit Coseriu, Pottier, Lyons, Chomsky und Katz eine methodische Erneuerung statt<sup>368</sup>. Da die Semantik so große Schwierigkeiten hatte, sich zu etablieren, hat sich eine große methodische Diversität entwickelt. Die Bedeutung wird aus struktureller, funktioneller, generativer, interpretativer oder kognitiver Perspektive betrachtet; die semantischen Ansätze entfernen sich aber nicht sehr weit von dem, was schon Bréal erarbeitet hatte.

Die historische Linguistik und der europäische und amerikanische Strukturalismus haben die systematische Untersuchung der Bedeutung sowohl theoretisch als auch historisch-deskriptiv vernachlässigt<sup>369</sup>, da ihnen das Gebiet wenig wissenschaftlich schien. Chomsky geht z.B. von einer homogenen Sprechergemeinschaft und dem idealen Sprecher bzw. Hörer aus und kümmert sich nicht sehr intensiv um Bedeutung. Es reicht ihm allerdings nicht, wie Nerlich sagt, wenn die Sprecher einen grammatischen von einem ungrammatischen Satz unterscheiden können<sup>370</sup>. Sein berühmter Beispielsatz „Colorless green ideas sleep furiously“<sup>371</sup> soll zeigen, dass eine korrekte Grammatik nicht die ganze Sprache ausmacht.

Lange war die Klassifizierung der Bedeutungswandelphänomene das Hauptziel der semantischen Forschung, wie auch noch in Ernst Gamillschegs *Französischer Bedeutungslehre* (1951). Malmerg stellt fest, dass man sich lange kaum gefragt habe, was unter *signification* zu verstehen sei, d.h. genauer, wie die Beziehung zwischen *signifiant* und *signifié* beschrieben werden könnte<sup>372</sup>. Erst 1920-1940 vermehren sich die systematischen Untersuchungen zum Bedeutungswandel<sup>373</sup>. Biologische Metaphern sind um die Jahrhundertwende weiterhin verbreitet, cf. der dänische Beitrag von Kristoffer Nyrop *Ordenes liv* (Das Leben der Wörter) von 1901. Lange halten sich noch die psychologisch orientierten

---

<sup>367</sup> Cf. DE MAURO 1971:17.

<sup>368</sup> Cf. GARCÍA-HERNÁNDEZ 1998:148.

<sup>369</sup> Cf. DE MAURO 1971:5.

<sup>370</sup> Cf. NERLICH 1989:106.

<sup>371</sup> CHOMSKY 1957:15.

<sup>372</sup> Cf. MALMBERG 1968:186.

<sup>373</sup> Cf. MALMBERG 1968:184. Cf. z.B. E. WELLANDER: *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen* (1917-1923).

Betrachtungen, wie z.B. bei Karl Otto Erdmann<sup>374</sup>. Andere schlagen die exotischsten Begriffsneuerungen vor, wie z.B. Heinrich Gomperz mit seiner „Noologie“<sup>375</sup> (1908).

Die englische Semantik basiert auf der philosophischen Diskussion über Sprache im 17. und 18. Jahrhundert (John Locke) und über Etymologie (John Horne Tooke)<sup>376</sup> und beschränkt sich noch lange auf die Suche nach der wahren und ursprünglichsten Bedeutung. Nach der Jahrhundertwende konstatiert man in England eine Welle trivial-semantischer Publikationen<sup>377</sup>, teilweise aber auch eher philosophischer Reflexion mit Alan Henderson Gardiner oder John Rupert Firth, die von Wegener und Malinowski beeinflusst sind.

Damit allerdings der Reichtum der Bréalschen Ideen in Frankreich zur vollen Entfaltung gelangt, wird man auf die folgende Generation frz. Linguisten, v.a. auf die Arbeiten seines Schülers Antoine Meillet warten müssen.<sup>378</sup>

Bréal ist nicht direkt verantwortlich für die Entwicklung der modernen Semantik, die entscheidenden Entwicklungen in den achtziger und neunziger Jahren gehen auf andere Sprachwissenschaftler zurück. Trotzdem sind er und andere früh historisch orientierte Forscher nicht zu unterschätzen; ein Großteil der Konzepte, die in der späteren historischen Semantik geläufig geworden sind, finden sich bei Bréal schon klar dargestellt.

Para concluir, quizás no conviene pasar por alto cómo son este y otros estudiosos de las lenguas clásicas, comparatistas de amplias miras e infatigables historiadores de unas otras lenguas, los que hacen avanzar la lingüística en el siglo pasado y en buena parte de este. Todo un ejemplo y un estímulo.<sup>379</sup>

Wenn Bréal auch nicht zu den unmittelbaren Vertretern der modernen Semantik gezählt werden kann, so kommt ihm doch ein gewisses Verdienst zu, die Sprachwissenschaft bis in das 20. Jahrhundert hinein wachgerüttelt zu haben.

Bréal was above all a historical linguist. In this capacity he was not only a fierce critic of his German confreres who narrowed the scope of lin-

---

<sup>374</sup> *Die Bedeutung des Wortes*. Aufsätze aus dem Grenzgebiet der Sprachpsychologie und Logik (1900).

<sup>375</sup> Terminus, der 1964 von Prieto wieder aufgenommen wird in dessen *Principes de noologie*.

<sup>376</sup> Cf. NERLICH 1996a:401.

<sup>377</sup> Cf. NERLICH 1996a:401.

<sup>378</sup> THIELEMANN 1994:298.

<sup>379</sup> GARCÍA-HERNÁNDEZ 1998:150.

guistics to that of origins and phonetic laws, but also a high original thinker whose observations on the principles of linguistic change surpass everything that was written on the subject by either Saussure or Meillet.<sup>380</sup>

Wenn die Gegenüberstellung mit Saussure und Meillet allein auf dem Gebiet der Sprachwandelprinzipien von Stankiewicz auch etwas zu exklusiv ausfällt, so behält er sicher Recht damit, dass Bréal neben seiner konstruktiven Kritik an der deutschen Vergleichenden Sprachwissenschaft die moderne Linguistik in die richtige Richtung getrieben hat.

---

<sup>380</sup> STANKIEWICZ 1998:258.

#### 1.4 Die Sprache als „*éducateur du genre humain*“

Eines von Bréals Hauptthemen ist die Beziehung zwischen dem Denken und dem Niederschlag des Denkens in der Sprache und damit die geistigen Begründungen für sprachliche Formen<sup>1</sup>. Allgemein beschreibt er die Sprache als „lebenspraktische Gebrauchsanweisung“; sie konstituiert nicht nur, sondern sie objektiviert die Gedanken<sup>2</sup>. Die sprachlichen Zeichen würden die Vorstellungen fixieren und objektivieren (cf. BRÉAL 1924:271, 275), so dass wie bei Condillac eigentlich kein Denken ohne Sprache möglich sei<sup>3</sup>. „Nous ne pensons qu'à l'aide des mots, ou plutôt nous pensons les mots, car cet instrument du langage est encore plus nécessaire que nous ne le croyons.“ (BRÉAL 1879:1009b). Die Vorstellung gebe es zwar schon vorher, aber sie sei noch undeutlich und schwankend (cf. BRÉAL 1924:249). Die Sprache sei außerdem nicht nur Mittel zum Zweck für den Ausdruck der Gedanken, sie gebe den Gedanken überdies eine gewisse Färbung, d.h. die Sprecher könnten sich gar nicht von dieser Färbung frei machen<sup>4</sup>. Bréal beschreibt diese Färbung in Bezug auf seine frühe Zweisprachigkeit: „Dieselbe Sache, je nachdem sie deutsch oder französisch ausgedrückt wurde, hatte für mich nicht ganz dieselbe Färbung und nicht ganz denselben Klang“ (BRÉAL 1908:77s.).

Der Beweis, dass die Sprache eine wichtigere Rolle spiele als ein reines Instrument zum Ausdruck der Gedanken zu liefern, sei die Tatsache, dass man oft die richtigen Worte suche, um exakt zu formulieren, was einem vorschwebt. Sie transportiere nicht nur eine Information, sondern beeinflusse die menschliche Kommunikation in einer Weise, die dem Sprecher im Moment einer Äußerung oft gar nicht bewusst sei (cf. dazu auch Illokution und Perlokution in Kapitel 1.4.1).

In der Sprachphilosophie des 18. Jahrhunderts wird die Sprache wie ein Spiegel der Wirklichkeit beschrieben<sup>5</sup> und davon ausgegangen, dass wenn die Realität aus Dingen bestehe, auch die Sprache aus Din-

---

<sup>1</sup> Cf. CHRISTY 2000:519.

<sup>2</sup> Cf. BOUTAN 2000:67.

<sup>3</sup> Bei DARMESTETER 1887 findet sich ein etwas anderes Verständnis: für ihn steht die Sprache im Dienst des Denkens: „Le mot est le serviteur de l'idée; sans idée, point de mot, ce n'est qu'un vain assemblage de sons.“ (37). Umgekehrt kann das aber bedeuten, dass eine Vorstellung auch ohne die entsprechende sprachliche Realisierung existieren kann, was bei Bréal eher undenkbar ist, für den ohne Sprache kein Denken möglich zu sein scheint. Für Darmesteter ist es möglich, den Gedanken zu fassen, bevor man sprachlich formuliert: „L'idée spéciale évoque le mot dans sa fonction spéciale, parce que c'est de l'idée, non du mot, que part l'esprit quand il exprime sa pensée.“ (39).

<sup>4</sup> Cf. GUIMARÃES 2000:179.

<sup>5</sup> Cf. ANDRESEN 1983:271.

gen bestehen müsse. Bei Bréal allerdings wandelt sich dieses Bild. Die Sprache sei kein Spiegel, der die Wirklichkeit abbilde; man könnte sie eher fassen als eine „transposition de la réalité au moyen de signes particuliers dont la plupart ne correspondent à rien de réel“ (BRÉAL 1924:329). Sehr modern an Bréals Konzeption ist, dass er Referenz und Konzept trennt und nicht, wie es in vielen zweigliedrigen älteren Modellen der Fall ist, beides miteinander gleichsetzt<sup>6</sup>. „Si nous croyons en écoutant, apercevoir les choses elles-mêmes, c’est que notre tête a été familiarisée depuis l’enfance avec les mêmes signes.“ (BRÉAL 1891b:629). Die Menschen seien dieser Art der Transposition so eng verbunden, dass die Gedanken und Gefühle deren Form annähmen. Obwohl der Mensch die Sprache selbst erschaffen habe, sei sie „plein[e] de leçons“ (BRÉAL 1924:1), denn dank ihrer konstituiere sich erst Sinn.

Der Mensch lege in der Sprache die „Früchte“ seines materiellen und moralischen Lebens ab. Die Sprache bewahre demnach in sich auch das kulturelle Erbe und garantiere die Verbindung zu vergangenen Generationen (cf. auch Kapitel 3.1.1). „Par les mots l’homme entre en possession de l’héritage intellectuel de ses ancêtres“ (BRÉAL 1877c:372s.). Zusätzlich erfülle die Sprache eine erzieherische Funktion, indem sie den Geist schule:

L’enfant entre en possession du monde extérieur en demandant: Qu’est-ce que ceci? Comment appelle-t-on cela? C’est ainsi qu’il commence. Et nous, que faisons-nous? Nous lisons les grands écrivains, les penseurs originaux, pour fortifier et assouplir notre intelligence en l’habituant à passer par les chemins où ces grands esprits ont passé. (BRÉAL 1878b:220s.)

Sprache und Erziehung sind also eng miteinander verbunden; das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Dazu kommt bei Bréal die Einsicht, dass sich die Sprache dem Kind nicht als Ganze vererbt, sondern von jedem Individuum neu konstituiert werden muss. Und auf natürliche Weise wird die Sprache somit Bréals didaktischer Prämisse gerecht, den Lernenden selbst handeln zu lassen, denn der Mensch kann sie sich nur aneignen, indem er sie nutzt.

[...] on n’a pas de peine à comprendre de quelle action est sur l’esprit le langage, si l’on réfléchit que chacun de nous ne le reçoit pas en bloc et tout d’une pièce, mais est obligé de le reconstituer à nouveau. Il y a là un apprentissage qui, bien qu’échappant aux regards et inconnu de celui même qui s’y livre, n’en est pas moins une sorte de *training-school* de l’humanité. S’il est vrai que les meilleurs enseignements sont ceux qui

---

<sup>6</sup> Ogden und Richards können ihm also nichts vorwerfen: Bréals Modell ist schon genauso dreigliedrig wie später dasjenige Bühlers.

nous donnent le plus à faire par nous-mêmes, quelle étude plus profitable peut-on concevoir pour l'enfant? (BRÉAL 1924:245s.)

Puech sieht in der Auffassung Bréals von der Sprache sogar eine Art Digitalisierung<sup>7</sup> des Geistes. Bréal beschreibt die Fähigkeit zur Sprache allerdings nicht wie einen Rechengang, er bleibt bei Darstellungsformen von Imitation und Konstruktion.

Die Sprache sei weder *instructeur* noch *maître* (cf. BRÉAL 1924:180)<sup>8</sup>; Bréal nennt zwar einen Artikel im *Essai de sémantique* „Le langage éducateur du genre humain“, aber die Sprecher seien gleichzeitig *élève* und *maître* (cf. BRÉAL 1924:247).

Vous voyez qu'insensiblement notre sujet nous a conduits des questions des plus élémentaires de la grammaire à des exercices qui sont l'âme même de l'enseignement. Rien de plus naturel, puisque, comme je vous le disais, le langage est non-seulement le moyen de communication entre les hommes, mais l'éducateur du genre humain; c'est par lui que nous continuons la chaîne des temps; c'est par le langage que s'établit la solidarité entre les générations. (BRÉAL 1878b:220s.)

Boutan schließt aus solchen Äußerungen, Bréal personifiziere die Sprache und diese entziehe sich folglich jeder menschlichen Kontrolle<sup>9</sup>. Damit hätte er bei Bréal wohl heftige Gegenreaktionen ausgelöst, für den die Sprache doch ein Produkt der menschlichen Gesellschaft bleibt und keine autonome Existenz führt.

Auch im Artikel «Le langage et les nationalités» beschreibt Bréal *langage* als „éducateur de l'humanité“:

La continuité du langage à travers la série des générations en fait l'éducateur de l'humanité. Ce n'est pas assez dire que d'affirmer que nous jetons nos idées, aussitôt que nous les concevons, dans le moule fourni par la parole. Bien avant l'âge où il nous sera possible d'analyser nos pensées, nous recevons les mots et les tours qui en représentent les éléments. Un enfant a entendu et répète les mots: *Veux-tu jouer?* – *Je veux jouer*, longtemps avant de pouvoir démêler aucune des notions complexes que renferme cette phrase. Son intelligence est en retard sur les formules dont il se sert. (BRÉAL 1891b:628)

Die Generationenfolge selbst sei der Grund für diese Funktion der Sprache: die Menschen formten sich ihr notwendiges Kommunikationsinstrument, das gleichzeitig „erzieherische“ Rückwirkung auf sie habe.

---

<sup>7</sup> Cf. PUECH 2000a:145.

<sup>8</sup> Die Menschen bedienen sich der Sprache zur Unterhaltung von Beziehungen zu anderen Menschen. Die Entwicklung der Sprache „va de pair avec [celle] de la vie en société et des échanges“ (DELESALLE 1985:559).

<sup>9</sup> Cf. BOUTAN 1998:168.



Solange demnach Kommunikationsbedarf bestehe, behalte die Sprache ihren Einfluss auf das Denken: „Il n’y a pas lieu de craindre qu’on méconnaisse jamais l’importance du langage dans l’éducation du genre humain.“ (BRÉAL 1924:245).

#### 1.4.1 Der Wille des Menschen im Sprachwandel

Grundbegriffe von Bréals Konzeption der Sprachentwicklung sind *volonté* und *intelligence*<sup>10</sup>. Bréal sucht den ersten Grund des Sprachwandels in der *volonté humaine*, die ein wahres Schlüsselkonzept im Rahmen seiner Gesetzmäßigkeiten des Sprachwandels darstellt: „one of the most important of these laws for him would be the law of will“<sup>11</sup>. Bréal will die Sprache nicht um ihrer selbst Willen untersuchen, sondern die Rolle und den Einfluss der Menschen herausstellen: „The causes of language change reside in the human mind“<sup>12</sup>. Bréal trennt die Sprache nicht von den Sprechern<sup>13</sup>, sondern sucht ihre Bedingungen im Psychologischen und in den sozialen Beziehungen zu anderen Menschen, vor dem Hintergrund der Geschichte. Der Mensch ist für ihn die wahre Kraft im Sprachwandel, „tout dans le langage, procède de lui et s’adresse à lui“ (BRÉAL 1866a:67), so dass Nerlich dieses Prinzip das „crédo bréalien“<sup>14</sup> tauft.

Bréal konzentriert sich im *Essai* genauer gesagt nicht nur auf den Sprecher, sondern auf Subjektivität und Individualität des Sprechers. Seine Überzeugung von der wichtigen Rolle der Intention des Sprechers unterscheidet ihn von seinen Zeitgenossen. Vor ihm hatten die meisten die Sprecher-Autonomie regelrecht abgeschafft<sup>15</sup>. Die Junggrammatiker hatten den Menschen mit ihren unantastbaren Gesetzen praktisch gänzlich ausgeschlossen<sup>16</sup> und diverse vorangegangene Organismustheorien konnten das Individuum auch nicht berücksichtigen. Bréal führt das freie Individuum wieder ein, das zwar von den Gesetzen seiner Natur geführt ist, aber dabei frei und nicht von Schicksalskräften eingengt.

Den Willen als treibende Kraft aller Sprachentwicklung voranzustellen, muss in den Ohren von Bréals Zeitgenossen an Ketzerei gegrenzt haben, „[f]aire intervenir la volonté dans l’histoire du langage, cela ressemble presque à une hérésie, tant on a pris soin depuis cinquante ans de l’en écarter et de l’en bannir“ (BRÉAL 1897b:810). Nachdem man im 18. Jahrhundert dem Glauben verhaftet war, die Sprache sei eine Erfindung des ingeniösen Menschen (cf. BRÉAL 1891b:615), ver-

---

<sup>10</sup> Zu den Begriffen *histoire*, *intelligence* und *volonté* cf. NERLICH 1990a:119 und SWIGGERS 1995:653s.

<sup>11</sup> GORDON 1982:24. Allerdings ordnet Bréal den Willen nicht den Gesetzen zu; er steht noch über diesen oder geht besser diesen voran.

<sup>12</sup> CHRISTY 2000:520.

<sup>13</sup> Cf. COSERIU 2000:22.

<sup>14</sup> NERLICH 2000:191.

<sup>15</sup> Cf. WOLF 2000:161.

<sup>16</sup> Cf. MALMBERG 1990:278.

traten Bréals Zeitgenossen im Unterschied zu ihm selbst die These, die Sprache sei ein unabhängig vom menschlichen Willen lebender Organismus, bzw. z.B. bei Müller ein göttliches Werk. Der Wille war bei Bréals Zeitgenossen ein sehr unpopuläres Thema<sup>17</sup>; sie interessierten sich nicht für den Menschen, der die Sprache produziert, sondern vielmehr für Lautgesetze, Sprachursprung und den Vergleich von Formen.

Aarsleff stellt heraus, dass auch bei Saussure eine Art *volonté intelligente* zu finden ist<sup>18</sup>. Saussure betont zwar wiederholt den unbewussten Charakter sprachlicher Phänomene<sup>19</sup>, die sich für ihn zufällig, oder besser unabhängig vom menschlichen Willen entwickeln, beschreibt aber parallel dazu die *parole* als individuellen Akt, genauer noch als „un acte individuel de volonté et d’intelligence“<sup>20</sup>! Die Sprache könne nicht durch einen individuellen Willensakt verändert werden<sup>21</sup>, aber da das sprachliche Zeichen arbiträr sei, müsse die *langue* ein System sein, das man nach freiem Willen organisieren könne; sie hänge von einem rationalen Prinzip ab<sup>22</sup>.

Die *volonté* muss eine zentrale Rolle spielen, denn durch sie entfaltet sich erst die Dynamik des Geistes, die Voraussetzung für den Umgang mit multipel einsetzbaren sprachlichen Zeichen ist. Sie steht in Verbindung mit dem *processus latent*, der dafür sorgt, dass im bestimmten Moment das richtige Wort aus dem Repertoire ins Bewusstsein gerufen wird:

Les mots dorment en nous aussi longtemps que nous n’en avons pas besoin. Au premier appel, ils ont l’air de s’éveiller et viennent se ranger à notre commandement. Ils ressemblent à des acteurs qui attendent dans les coulisses ou dans l’ombre des loges le moment d’entrer en scène, tout prêts à disparaître une fois qu’ils ont rempli leur office. (BRÉAL 1884:552)

Wie Puech bemerkt, kann man davon ausgehen, dass das Konzept der *volonté* bei Bréal ein gewisses polemische Potential gegen die Naturalisten enthält<sup>23</sup>, was allerdings nicht heißen soll, dass es nicht in eine fundierte Gesamtsicht integriert wäre. Die *volonté* ist nicht als Anarchie des Individuums zu verstehen, sondern meint in einem ganz positiven Sinn mehr die Fähigkeit, gewissen Zwängen folgen zu können. Die Frei-

---

<sup>17</sup> Cf. NERLICH 1996a:412 und VAN BUREN 1966:102.

<sup>18</sup> Cf. AARSLEFF 1982a:421.

<sup>19</sup> Cf. DE PALO 2001a:155.

<sup>20</sup> SAUSSURE 1973:30.

<sup>21</sup> Cf. ENGLER 1967-1974:273 IIS.

<sup>22</sup> Cf. SAUSSURE 1973:112.

<sup>23</sup> Cf. PUECH 2000a:145.

heit des Willens ist begrenzt durch den notwendigen Konsens, der Ver-  
stärkung erlaubt<sup>24</sup>.

Bréals Konzeption der Sprache charakterisiert sich keineswegs  
„par son autonomie par rapport à l’homme qui l’utilise“<sup>25</sup>, das wäre ja  
schon fast schleicherianisch! Allenfalls könnte man stehen lassen: „c’est  
en tant que produit de l’histoire que la langue a une autonomie par  
rapport à l’homme.“<sup>26</sup>

Bréal unterscheidet nicht einfach nur physiologische Automatis-  
men und (tierische) Instinkte von erlerntem menschlichen Handeln.  
Stancati vereinfacht auf diese Weise seinen Standpunkt und reduziert  
das Konzept auf die Komponenten *volontaire* oder *arbitraire* (für sie  
gleichbedeutend mit *artificiel*)<sup>27</sup> und lässt dabei außer Acht, dass Bréal  
das Funktionieren des menschlichen Geistes zu großen Teilen zwischen  
bewusster Intention und spontanem, instinkthaftem Handeln ansiedelt.  
Die Konzeption der *volonté* steht in enger Verbindung mit der der *habi-  
tude*, wie man sie schon bei Condillac, Destutt de Tracy, Maine de Biran  
oder Ravaisson finden kann.

Die Gewohnheit stellt das Bindeglied zwischen Physischem und  
Psychologischem dar; sie beschreibt zwar einen Automatismus, der zu  
großen Teilen unbewusst abläuft, der deswegen aber nicht als fatalis-  
tisch aufzufassen ist. Die Gewohnheit basiert auf dem Bewusstsein,  
bewirkt aber gleichzeitig eine Abschwächung desselben. Die Gewohnheit  
trägt zwar zum Verblässen eines Eindrucks bei; die gleichzeitige Wie-  
derholung jedoch verstärkt den Eindruck wieder.

Meillet geht davon aus, dass der menschliche Wille in der Mor-  
phologie und Phonetik keinen Eingang finden könne; diese Möglichkeit  
bleibe auf den Bedeutungswandel beschränkt: „c’est par un effort plus  
ou moins conscient et volontaire que l’homme, cultivé ou non, plie la  
langue à l’expression de ses idées“<sup>28</sup>. Für Bréal dagegen kann der Wille  
sogar Auswirkung auf den Lautwandel haben, denn die Gewohnheit als  
physiologische Notwendigkeit ist auch Grund für phonetischen Wandel  
(cf. BRÉAL 1924:319):

C’est donc dans l’intelligence, dans le cerveau, qu’il faut chercher la  
cause première des changements phoniques. Le mot est une sorte  
d’image vocale imprimée dans la mémoire et dont la reproduction plus  
ou moins complète est confiée à nos organes. L’esprit peu à peu se fami-  
liarise avec cette image. Il finit par ne plus se donner autant de peine,

---

<sup>24</sup> Cf. PUECH 2000a:146.

<sup>25</sup> So GUIMARÃES 2000:179.

<sup>26</sup> GUIMARÃES 2000:179.

<sup>27</sup> Cf. STANCATI 2000:166.

<sup>28</sup> Cf. MEILLET 1898:143.

étant sûr d'être compris, comme on dit, à demi-mot. [...] Il n'est donc pas exact de dire que le changement de prononciation atteint les organes avant d'atteindre les mots. (BRÉAL 1898a:7)

Mit der Formulierung „image vocale“ lässt Bréal unweigerlich an die zwei Seiten des sprachlichen Zeichens bei Saussure denken<sup>29</sup>. Saussure warnt davor, die Sprache auf den Laut zu reduzieren, denn das Wichtigste in der Sprache habe nichts mit dem phonischen Charakter des Zeichens zu tun; in der Sprache sei alles psychologisch<sup>30</sup>. Der Laut mache nicht die Sprache aus, er sei nur Instrument der Gedanken<sup>31</sup>.

Dass Bréal nach 1870 häufiger von *intelligence* spricht anstelle von *pensée* oder *conscience*, mag durch den Einfluss von Taine begründet sein, dessen wichtigstes philosophisches Werk (*De l'intelligence*) allein vom Titel her schon an Bréals *intelligence-volonté*-Konzept erinnert<sup>32</sup>. Aarsleff zeigt, dass Bréal Taines Modell für die Sprache nutzte; seine „linguistique générale“ [...] devait beaucoup à Hippolyte Taine<sup>33</sup>.

Morpurgo Davies fragt sich, auf welche Weise die *volonté* die Sprache beeinflusse und befindet, „come questo possa esattamente accadere rimane oscuro“<sup>34</sup>. Doch lässt Bréal hierin eigentlich keine Frage offen. Wenn er die *volonté humaine* als „cause ultime du changement linguistique“<sup>35</sup> charakterisiert, so fasst er den menschlichen Willen nicht im Sinn von Bewusstheit auf. Er meint genauer „les nécessités internes de cette volonté et les habitudes qu'elle a acquises“<sup>36</sup>. Die *intelligence* des normalen Sprechers umfasst nicht die Reflexion über Sprache, sondern ein denkendes Verwenden von Sprache. Dabei ist „denkend“ im Sinne von „auf Assoziationen basierend“ zu verstehen. Der Wille ist bei Bréal immer primär ein Wille zur Kommunikation. Der menschliche Verstand hat als Ziel die Erfüllung seines Kommunikationsbedürfnisses. Wenn hier bei Bréal auch ein nicht unerhebliches Rationalitätsdenken durchscheinen mag, so ist dies noch lange nicht als Innovationslust der Sprecher oder willentliche Veränderung der Sprache zu werten.

---

<sup>29</sup> Cf. SAUSSURE 1973:22.

<sup>30</sup> Cf. SAUSSURE 1973:21.

<sup>31</sup> Dabei ist der lautliche Aspekt so stark mit dem psychologischen verwoben, dass es nicht unmöglich scheint, auch bei Saussure einen gewissen Einfluss des menschlichen Geistes auf die Lautentwicklung anzunehmen, wenn solche Veränderungen auch ungewollt und unbewusst ablaufen.

<sup>32</sup> Cf. NERLICH 1990a:108.

<sup>33</sup> AARSLEFF 1981:118s.

<sup>34</sup> MORPURGO DAVIES 1996:435.

<sup>35</sup> SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:670 und DESMET/SWIGGERS 1995:17. – Cf. BRÉAL 1924:6.

<sup>36</sup> SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:670.

Bréal möchte die *volonté intelligente* weder als reinen Instinkt noch als bewusstes Vorantreiben einer notwendigen Veränderung verstanden wissen, sondern als eine zwischen beidem liegende *volonté obscure*. Er bezieht sich

[...] directement à la seule cause vraie, qui est la volonté humaine [...] Entre les actes d'une volonté consciente, réfléchie, et le pur phénomène instinctif, il y a une distance qui laisse place à bien des états intermédiaires, et nos linguistes auraient mal profité des leçons de la philosophie contemporaine s'ils continuaient à nous imposer le choix entre les deux alternatives de ce dilemme. Il faut fermer les yeux à l'évidence pour ne pas voir qu'une volonté obscure, mais persévérante, préside aux changements du langage. (BRÉAL 1924:6s.)

Das Konzept der *volonté intelligente* bei Bréal „ha un significato che ha poco da spartire con l'accezione imperativa del termine volontà“<sup>37</sup>. Ein solches Missverständnis wird leider in der englischen Ausgabe (1991) von Bréals Schriften verbreitet<sup>38</sup>, nach der Bréal behauptet, die Sprache sei eine „affair of conscious human activity“<sup>39</sup>. Es muss verwundern, dass auch heute *volonté* und *intelligence* teilweise noch als veraltete und umstrittene Begriffe missverstanden werden. Valéry empfand sie zu seiner Zeit als gefährlich – nicht weil sie den Menschen zu sehr in den Vordergrund stellten, sondern weil sie Urteile offen legten, sobald man sie benutze<sup>40</sup>. Whitney schreibt ähnlich wie Bréal, dass jeder Sprechakt intentional sei, was aber nicht heißen sollte, dass die Sprecher die Sprache willentlich verändern würden<sup>41</sup>. Henry betrachtet die Sprache im Unterschied zu Bréal als spontanes, unbewusstes Werk des Sprechers:

En se plaçant sur le terrain même où l'activité intellectuelle semble le mieux établie et saisissable, M. Michel Bréal l'a récemment étudié dans un beau livre, sur lequel j'ai recueilli maint témoignage admiratif, et que j'admirerais moi-même davantage, si presque à chaque page je ne m'y sentais arrêté et froissé par la permanente présomption, avouée ou latente, de l'intervention de la conscience dans les opérations élémentaires du langage<sup>42</sup>.

Henry stößt sich an der Vorstellung einer bewussten sprachlichen Aktivität, die er aber (wie andere Zeitgenossen und sogar de Palo noch heu-

---

<sup>37</sup> STANCATI 1999:229.

<sup>38</sup> SWIGGERS 1991:344.

<sup>39</sup> WOLF in BRÉAL 1991:7.

<sup>40</sup> VALÉRY 1898:255.

<sup>41</sup> Cf. NERLICH 1992a glaubt, Whitney sei darin weiter als Bréal (226), der aber nie das Gegenteil behauptet und vielmehr betont, dass die Sprache lediglich den geistigen Willen reflektiert, zu sprechen (cf. NAGLE 1991:507).

<sup>42</sup> HENRY 1901:5s.

te<sup>43</sup>) in Bréals Äußerungen hineininterpretiert haben muss. Eine aufmerksame Lektüre allein des *Essai* beweist, dass Bréal mit dem menschlichen Willen als Hauptkraft im Sprachwandel keine bewusst eingesetzte Intentionalität gemeint hat. Der Redeakt setzt zwar einen Willensakt voraus, doch dieser Willensakt ist normalerweise nicht fassbar und muss äußerst vorsichtig interpretiert werden<sup>44</sup>! Es ist vielmehr der Wille, möglichst effizient und erfolgreich zu kommunizieren.

Der Wille, das Kommunikationsziel zu erreichen, wird später in der Sprechakttheorie mit Austin<sup>45</sup> und seinem Schüler Searle<sup>46</sup> schließlich als Ziel des Sprechaktes thematisiert werden<sup>47</sup>. Nerlich sieht Bréal als Vorläufer der pragmatischen Semantik<sup>48</sup>, der seine handlungsorientierte Konzeption der Sprache so formuliere, dass die Sprache nicht nur Mittel sei, um logische Gedankengänge wiedergegeben, sondern ganz persönliche Bedürfnisse und Affekte des Sprachbenutzers transportiere: „[...] le langage est fait pour servir à l'échange des idées, à l'expression des sentiments, à la discussion des intérêts, il se refuse à croire à une synonymie qui serait inutile et dangereuse“ (BRÉAL 1924:26s.). Und mehr noch:

La parole n'a pas été faite pour la description, pour le récit, pour les considérations désintéressées. Exprimer un désir, intimer un ordre, marquer une prise de possession sur les personnes ou les choses – ces emplois du langage ont été les premiers. (BRÉAL 1924:243)<sup>49</sup>

Wenn Bréal auch den Sprechakt noch nicht als eine Gleichzeitigkeit von Äußerungsakt, propositionalem Gehalt, Illokution und Perlokution definiert, so beschreibt er doch schon ganz im Sinne der Pragmatik, dass eine Illokution gelingen kann oder nicht, je nachdem ob der Kommunikationspartner die intendierte Funktion des Sprechaktes erkannt hat, d.h. inwieweit er realisiert, ob ihm z.B. etwas versprochen oder ob er vor einer Gefahr gewarnt wird. Bréal beschreibt unverkennbar die Perlokution als den Versuch, die angesprochene Person in ihren Gefühlen oder

---

<sup>43</sup> Cf. DE PALO 2001a:179, 229. Sie kann nach ihrem Verständnis auch nicht nachempfinden, wie die *volonté intelligente* mit dem intersubjektiven Charakter der Sprache in Einklang zu bringen wäre (172).

<sup>44</sup> Cf. WUNDERLI 1976:432, 1981a:43 und 2001:168.

<sup>45</sup> *How to do things with words* (1962).

<sup>46</sup> *Speech acts* (1969).

<sup>47</sup> So wie im deutschsprachigen Raum die Verbreitung und Weiterentwicklung der Sprechakttheorie durch DIETER WUNDERLICH («Zur Rolle der Pragmatik in der Linguistik», 1970) und JÜRGEN HABERMAS (*Theorie des kommunikativen Handelns*, 1981) innerhalb der Linguistik vorangetrieben wird.

<sup>48</sup> Cf. NERLICH 1986:48.

<sup>49</sup> „And, Austin would add, nobody speaks just to make statements.“ (NERLICH/CLARKE 1996:246).

Handlungen durch das Gesagte zu beeinflussen. Bréal misst dem Sprechen eindeutig Handlungsqualität bei und scheint auch statt einfacher Informationsübermittlung Konsequenzen wie Überzeugen oder Überreden schon im Blick gehabt zu haben.

Der Sprachveränderung liegt grundsätzlich ein doppelte Movens zugrunde:

[...] l'instinct de l'imitation, et d'autre part, le besoin de comprendre et d'être compris. La parole est avant tout un moyen de communication: elle manquerait à la plus essentielle de ses fonctions en cessant de servir à l'échange des idées. (BRÉAL 1924:323)

Grundlegende Bedürfnisse des Sprechers seien es, sich mit anderen zu verständigen und dabei einen möglichst geringen (artikulatorischen und geistigen) Aufwand zu erbringen (cf. BRÉAL 1924:11)<sup>50</sup>. Es sei das „but général du langage, [...] de se faire comprendre aux moindres frais, je veux dire avec le moins de peine possible“ (BRÉAL 1924:11s.), da jede überflüssige Anstrengung zur Erreichung des Kommunikationsziels einer „frivole dépense d'intelligence“ (BRÉAL 1924:11s.) gleichkäme<sup>51</sup>. Hier klingt bereits der Ökonomie-Gedanke an, den Martinet später als *loi du moindre effort* weiter ausführen wird und der auch Saussure und Müller nicht fremd ist<sup>52</sup>. Bei Schuchardt spielen außerdem Frequenzen eine wichtige Rolle<sup>53</sup>. Als entscheidende Faktoren für die Auslösung von Veränderungen sieht Schuchardt auch Mode und Bequemlichkeit (bei extrem häufiger Verwendung und gleichzeitiger Sicherheit, dass keine Gefahr des Missverstehens besteht), die wiederum mit der Frequenz verflochten sind<sup>54</sup>.

Schon Condillac beschreibt das Funktionieren der Sprache mit Hilfe eines Ökonomieprinzips, da sich mit einer kleinen Anzahl von Zeichen eine große Zahl von Konzepten realisieren lasse<sup>55</sup>:

[...] à l'aide d'un petit nombre de signes, nous pouvons produire une quantité immense de combinaisons, et ce n'est pas tant par le nombre des mots existants, que par celui des formations possibles, que doit se mesurer la fécondité d'une langue (BRÉAL 1868b:15).

---

<sup>50</sup> Cf. zu diesen beiden „causalités extérieures“ die Ausführungen und genauen Zuordnungen zu bestimmten *lois intellectuelles* und Mechanismen bei MAES 1986:93-99.

<sup>51</sup> Es gibt allerdings auch Veränderungen, die als Ergebnis z.B. einen höheren artikulatorischen Aufwand kosten, bei denen aber die Kürze wichtiger ist; „[l]'économie de temps a eu pour contre-partie une augmentation d'effort“ (BRÉAL 1898a:10).

<sup>52</sup> Cf. DESMET 1996:131. Bei Müller taucht es als allgemeines Prinzip der Vereinfachung und in erster Linie als Hauptgrund von Lautveränderungen wieder auf.

<sup>53</sup> Cf. WUNDERLI 2001:147.

<sup>54</sup> Cf. WUNDERLI 2001:148.

<sup>55</sup> Cf. ANGENOT 1971:125.



Gerade die begrenzte Zahl der sprachlichen Zeichen macht die Sprache so funktional und verbietet die Vorstellung eines Sprachwerkzeuges in Form einer Nomenklatur. De Palo wundert sich, dass Bréal sich einerseits an Locke anlehne und gleichzeitig „une place importante à une conception de la langue comme nomenclature“<sup>56</sup> einräume, was Bréal in keiner Weise angelastet werden kann!

Besonders im Kapitiel zum „*élément subjectif*“ (BRÉAL 1924:234-44) kommt die Akzentsetzung auf die *volonté* zum Tragen. In der Form des *élément subjectif* manifestiere sich die *volonté* in der Sprache „comme nous faisons nous-mêmes en rêve, quand nous sommes tout à la fois spectateur intéressé et auteur des événements“ (BRÉAL 1924:234). Sprachliche Erscheinungen seien demnach immer Ausdruck eines ganz persönlichen Dafürhaltens, so begründe sich die Verwendung von Subjonctif und Optativ als ganz natürliches Mittel, weil ein gewisses Maß an Zweifel über dem gesamten *discours* liege. Beim Imperativ sei das *élément subjectif* auch leicht ersichtlich, denn er diene dazu, „[d’]unir à l’idée de l’action l’idée de la volonté“ (BRÉAL 1924:240). Partikeln wie *sans doute*, *peut-être*, *probablement* oder *sûrement* modifizieren das Gesagte; Bréal vergleicht sie mit „regards d’intelligence jetés du côté de l’auditeur“ (BRÉAL 1924:235), die einen versteckten Zweifel, Hintergedanken, Hoffnungen oder Wünsche verraten<sup>57</sup>. Das *élément subjectif* liege nicht zwingend in einer bestimmten Silbe, sondern könne auch auf den Ton der Äußerung, die Mimik oder Gestik verlagert sein. All diese Elemente dürfen nicht vernachlässigt werden; sie gehören für den neuzeitlich denkenden Bréal ebenso essentiell zur Sprache wie die graphisch oder akustisch realisierten Wortkörper.

---

<sup>56</sup> DE PALO 2001b:244.

<sup>57</sup> Die moderne Pragmatik würde dazu noch einen Akzent auf die Modalpartikeln setzen. Cf. die zahlreichen Arbeiten zu Abtönungspartikeln in der Germanistik (oft im Sprachvergleich oder in einer Übersetzerperspektive) in den 80er und 90er Jahren.

#### 1.4.2 Die Sprache: weder Kunst- noch Naturprodukt

Schon vor Bréals Epoche beschäftigt die Geister die Frage nach einer idealen Universalsprache. Bréal plädiert eher für eine Hilfssprache anstatt für eine künstlich geschaffene universelle Einheitssprache (cf. den Artikel «Le choix d'une langue internationale»). Den unwiderlegbaren Grund für die Unmöglichkeit einer solchen Einheitssprache sieht schon Destutt de Tracy darin, dass diese sich bald allein durch den Gebrauch in zahlreiche Einzelsprachen aufspalten würde<sup>58</sup>. Man könne sich sogar kaum vorstellen, dass eine universelle Gelehrtensprache, die zuvor in keinem Land die gängige Verkehrssprache gewesen sei, sich überhaupt etablieren könnte. Der Mensch könne eine künstlich geschaffene Sprache noch weniger akzeptieren als eine Alltagssprache, die bereits in Umlauf sei.

Bréal hebt die äußerst begrenzte Nützlichkeit einer künstlichen Sprache hervor, die er „la langue du vélocipède“ (BRÉAL 1901c:223) tauft, womit er auf einen Esperanto-Kurs anspielt, der vom Touring-Club organisiert wurde. Bréal empfindet es als eine Herausforderung, eine Sprache nachzubilden, wo die Sprache doch spontanes Werk des Menschen ist:

En un temps où la chimie reproduit les corps que nous trouvons dans la nature, pourquoi l'industrie humaine ne parviendrait-elle pas à imiter les langues, qui, après tout, sont l'œuvre de l'homme? Admettons, tant que vous voudrez, que c'est l'œuvre des ignorants et des simples; encore sont-ce des hommes faits comme nous! La seule supériorité qu'on doit reconnaître aux langues dites naturelles, c'est qu'elles ont été l'œuvre de millions d'hommes et de centaines de générations (BRÉAL 1901a:241).

Bréal geht nicht so weit, die Sprache als Gegenstand für inexistent zu erklären, schafft es jedoch, sie nicht wie ein Objekt erscheinen zu lassen, wie Meillet präzisiert:

Présentant le langage comme le résultat de l'activité humaine et des efforts faits par les hommes pour s'exprimer clairement et commodément, l'auteur [Bréal] échappe au danger de considérer le langage en lui-même, comme une sorte d'objet<sup>59</sup>.

Bréals handlungsbezogene Konzeption beinhaltet, dass die Sprache zwar keine Existenz außerhalb des menschlichen Bewusstseins habe: „hors de notre esprit, le langage n'a ni vie ni réalité“ (BRÉAL 1924:280);

---

<sup>58</sup> Cf. DESTUTT DE TRACY 1803:369.

<sup>59</sup> MEILLET 1916:16s.

doch sei sie als Produkt des Menschen mehr als eine reine Abstraktion<sup>60</sup>.

Bréal ist nicht sehr optimistisch in Bezug auf eine künstlich geschaffene internationale Sprache<sup>61</sup>. Er unterscheidet deutlich zwischen dem philosophischen Vorhaben einer internationalen Sprache und dem praktischen Problem, eine „tote“ (wie das Lateinische) oder eine künstliche neue Sprache (Esperanto, Volapük, *langue bleue*) in Umlauf zu bringen, wobei er v.a. den Rückgriff auf künstliche Sprachen ablehnt. Das Englische könne besser als jede künstliche Sprache eine solche Funktion erfüllen, denn es „surpasse même à certains égards toutes les simplifications imaginées par les inventeurs de langues artificielles“ (BRÉAL 1901a:237). Zudem sei eine künstliche Sprache niemals eine komplette Neuerfindung: „Un langage artificiel comme le volapük sera toujours, soit par la construction, soit par les idiotismes, la copie de quelque langage existant.“<sup>62</sup>

Was ist also besser an den „natürlichen“, d.h. existierenden Sprachen? Sie weisen doch überflüssige Synonyme und Lücken auf, Widersprüche und unsaubere Unterscheidungen und können vor Verwechslungen nicht schützen. Doch der Mensch geht scheinbar so geschickt mit der Sprache um, dass er im Alltag selten auf größere Probleme stößt. „L'habitude seule nous cache ces défauts: nous ne sentons pas la gaucherie de l'instrument parce que nous n'en avons jamais eu à manier de meilleur.“ (BRÉAL 1901a:242). Bréal kann sich vorstellen, dass eine neu erfundene Sprache nicht anders funktionieren würde, die Menschen würden mit ihr so verfahren, wie sie es immer getan haben: sie einigen sich untereinander auf eine *lingua franca*.

Bréal kritisiert die Bezeichnung „langue artificielle“: „À vrai dire, le mot de langue artificielle est une sorte de tautologie, car il y a de l'art dans la langue la plus grossière: et la preuve, c'est qu'à chacun de nous il nous a fallu apprendre notre langue maternelle.“ (BRÉAL 1901a:242 N1). Die Sprache ist für ihn folglich kein reines Naturprodukt, womit er sich auf Schuchardt beruft, „le savant professeur autrichien, qui n'a jamais partagé, en fait de linguistique, le mysticisme à la mode“ (BRÉAL 1901a:242 N1).

---

<sup>60</sup> So wie z.B. HENRY 1896 es formuliert: „le langage n'est rien sans nous, rien en dehors de nous, rien en soi qu'une idée abstraite, et un terme commode pour désigner une synthèse de phénomènes“ (10). Henry schießt mit seiner Kritik, keine andere Wissenschaft fange damit an, ihren Gegenstand für inexistent zu erklären, ein wenig über das Ziel hinaus. Das tut sie nicht; schließlich hat die Sprachwissenschaft den Vorteil, dass ihr Objekt allen Menschen bekannt und vertraut ist.

<sup>61</sup> Und damit in Einklang mit Schuchardt, der auch nie ein besonderer Verteidiger des Volapük war, cf. DESMET/SWIGGERS 2000:39.

<sup>62</sup> DESMET/SWIGGERS 2000:40.

Bei Valéry hat die Sprache artifiziellen Charakter<sup>63</sup>, denn die Zeichen würden durch einen schöpferischen Willensakt geschaffen<sup>64</sup>. Saussure betont deutlich, dass auch eine künstliche Sprache zur historischen Sprache werde, sobald sie von einer Gesellschaft angenommen werde<sup>65</sup>. Der artifizielle Charakter gilt also nur für die Schaffung, nicht für das weitere Funktionieren. Die Sprache ist ein Produkt kollektiven Handelns (BRÉAL 1924:146, 177, 180, 254, 335):

Bréal elabora le sue teorie alla luce di una precisa idea del linguaggio come istituzione sociale da cui nasce un tipo di ricerca linguistica tutto centrato sugli elementi storico-sociali e quindi diacronici.<sup>66</sup>

Als soziales Produkt wandelt die Sprache sich nicht autonom, aber auch nicht durch einen individuellen Akt (cf. Hermann Paul)<sup>67</sup>. Der Wandel in den Vorstellungen und damit in der Sprache vollzieht sich in der unbewussten Sprechfähigkeit, was Martinet mit der Maxime «une langue change parce qu'elle fonctionne»<sup>68</sup> beschreibt.

Die ganze Sprache ist also Produkt des Menschen und abhängig von ihm. Die Linguistik ist damit keine Naturwissenschaft, da ihr Objekt nicht in der Natur existiert (cf. BRÉAL 1924:309)<sup>69</sup> und „[i]l linguaggio però non rientra nelle istituzioni fondate sui «rapporti naturali delle cose»“<sup>70</sup>. Würde man den Menschen als Teil der Natur (und die Sprache als Produkt des Menschen) verstehen und damit die Zugehörigkeit der Sprache zu den Naturwissenschaften begründen, so müsste man konsequenterweise ebenso Sitten, Gebräuche, Religion, Kleidung, Kunst, Recht und soziale und politische Geschichte als sich entwickelnde Naturprodukte ansehen (cf. BRÉAL 1924:256).

Man könnte also dem Glauben verfallen, Bréal könne sich nicht recht entscheiden für eine genaue Zuweisung der Sprache zu den Gegenständen der Natur oder zu den Produkten des Menschen. Stork zählt ihn zu den Linguisten Ende des 19. Jahrhunderts, die es nicht schaffen würden, aus der Dichotomie natürlich-künstlich auszubrechen<sup>71</sup>. Aber diese Dichotomie versteht Bréal gar nicht als Dilemma; für ihn ist die Sprache je nach der gewählten Perspektive ein wenig von

---

<sup>63</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:203.

<sup>64</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:43.

<sup>65</sup> Cf. SAUSSURE 1973:111.

<sup>66</sup> STANCATI 1999:224.

<sup>67</sup> Cf. NERLICH 1996a:406.

<sup>68</sup> MARTINET 1975:12.

<sup>69</sup> Cf. dazu DELESALLE 1988a:44.

<sup>70</sup> GODEL 1975:4.

<sup>71</sup> Cf. STORK 2001:472 N1.

beidem, und damit ist Bréals Sicht noch heute aktuell<sup>72</sup>! Betrachtet man moderne Ausführungen wie z.B. die von Keller<sup>73</sup>, so findet man dort auch noch die Vorstellung einer Sprache, die zwischen Kunstprodukt und Naturphänomen angesiedelt wird, ganz im Sinne Bréals, der in einem Brief an Edgar Quinet nach Lektüre von dessen *La Création* schreibt:

Je préfère tout de suite vous parler de ce que j'ai pu le mieux apprécier, c'est-à-dire le chapitre sur le langage. Vous voyez dans les oiseaux les véritables créateurs du langage, et pour ma part j'accepte avec plaisir ces gracieux maîtres. À vous dire vrai, la philologie n'a pas la prétention de remonter jusqu'aux époques lointaines où vous nous transportez. Pour elle, le langage commence seulement quand l'homme attache à certains sons des idées générales. Que ces sons lui aient été enseignés par les oiseaux, ou qu'ils se soient spontanément échappés de sa poitrine, ils ne deviennent des racines que quand ils marquent quelque idée comme «crier, chanter, courir, etc.» [...] OÙ vous avez raison contre Max Müller, c'est quand vous montrez que le langage étant à la fois le produit de la nature et une œuvre d'art, la linguistique se trouve située à mi-chemin entre les sciences historiques et les sciences naturelles.<sup>74</sup>

Die Sprache hat keine Existenz in der Natur (cf. BRÉAL 1924:309s.); sie ist weder ein Wesen noch ein Objekt, sondern ein Produkt, das aus menschlichen und damit natürlichen Handlungen resultiert. Bréal benutzt aus Vorsicht dieselbe Metapher wie Saussure vom „quatrième règne de la nature“<sup>75</sup> (BRÉAL 1866a:67 und 1924:310), um die Sprache einzufangen; ihr Status ist nicht identisch mit dem anderer natürlicher Gegebenheiten.

Für Stancati sind die Termini *intelligence* und *volonté* Beweisstücke dafür, dass Bréal die Sprache (wie andere Institutionen) für ein künstliches Objekt halte<sup>76</sup>. Sie wehrt sich gegen eine solche Auffassung, da die Sprachen auf natürliche Weise nach und nach entstanden seien und demnach kein künstliches Produkt darstellten, das nach reflektiertem Plan konstruiert worden sei. Dazu zitiert sie Voltaire: „Elles [les langues] ont toutes été faites successivement et selon nos besoins. [...] jamais il n'y a eu d'assemblée de logiciens qui ait formé une langue, aucune n'a pu parvenir à un plan absolument régulier“<sup>77</sup>, und Condillac:

---

<sup>72</sup> Cf. WUNDERLI 2001:127.

<sup>73</sup> Cf. KELLER 1994:78s. PUECH 2000a befindet sich erwiesenermaßen auf dem Holzweg, wenn er behauptet, nach Bréal habe sich niemand mehr mit *volonté* und *conscience* auseinandergesetzt (151).

<sup>74</sup> B.N. N.A.F. 20 782, 1870, ff. 289-91, Microfilm 5277.

<sup>75</sup> ENGLER 1967-1974:102 IIR.

<sup>76</sup> Cf. STANCATI 2000:165 und 1999:228.

<sup>77</sup> VOLTAIRE, *Oeuvres compl.* XIX:565; zit. nach STANCATI 2000:169.

„ils n’ont pas dit faisons une langue“<sup>78</sup>. Stancati beschreibt eine ähnliche Position bei Duguit, einem juristischen Zeitgenossen, der dieselben Autoren zitiert:

[...] l’activité de l’homme apparaît comme poursuivant consciemment un certain but. L’activité volontaire de l’homme est une force qui tend consciemment à un but [...] et qui conditionne une série de faits inconscients.<sup>79</sup>

Jedoch spricht Bréal nirgends von einem vorgefertigten Plan, nach dem die Menschen ihr Kommunikationsinstrument basteln! Auch für ihn ist die Sprache eine Institution, nicht das Werk einer Kunst, denn sie entsteht in der Geschichte einer Gesellschaft. Bréal zieht selbst mehrfach Vergleiche zwischen Sprache und Recht (cf. BRÉAL 1924:22, 44, 183, 277, 313) und versucht eine Annäherung der Sprache an politische und juristische Institutionen<sup>80</sup> (cf. BRÉAL 1924:75, 140, 151, 153, 172, 175s., 358s.). Stancati schließt aus seinen Ausführungen, dass Sprache und Recht als künstliche Phänomene aufzufassen seien, wie es bei Whitney der Fall sei, der sich auch mit der Beziehung zwischen Natürlichem und Künstlichem beschäftigte<sup>81</sup>. Dies kann so aber nicht stehen bleiben, denn Bréal sagt nirgends explizit, dass die Sprache ein rein künstliches Produkt sei. Im Sinne von Montesquieu rechtfertigt Bréal den Vergleich mit dem Recht durch dessen Charakter als auf Gewohnheit basierendem Gemeinschaftswerk<sup>82</sup> und nicht als Ausdruck einer höherstehenden Macht. Gesetze sind die notwendigen Regeln, die sich aus der Natur der Dinge ergeben und durch den Menschen zum nützlichen Instrument ausgebaut werden. Man sollte sich also davor hüten, bei der Interpretation von Bréals Sprachauffassung von einem Extrem ins andere zu verfallen. Die menschliche Sprache ist weder reines Naturprodukt noch künstliches Objekt, es gibt „bien des états intermédiaires“ (BRÉAL 1995:301); und gerade darin liegt die Modernität Bréals.

---

<sup>78</sup> CONDILLAC 1970:370s.

<sup>79</sup> DUGUIT 1927, vol. 1:66s.

<sup>80</sup> Cf. STANCATI 1999:226.

<sup>81</sup> Cf. STANCATI 2000:164.

<sup>82</sup> Cf. STANCATI 2000:165. V.a. im Sinne eines mittelalterlichen Gewohnheitsrechts, das nicht schriftlich niedergelegt war, sondern durch gelebte Rechtsüberzeugung entstand.

### 1.4.3 Vom Nutzen der Dialekte

Das von Bréal herangezogene Beispielmateriale zeigt keine besonderen Präferenzen. Er führt Beispiele aus alten und modernen Sprachen an (zu einer Wertung v.a. der europäischen Sprachen cf. Kapitel 1.4.5) mit einer gewissen Vorliebe für Volkssprache, Dialekte und v.a. gesprochene Sprache, die in den klassischen Sprachen nicht zugänglich sei<sup>83</sup>. Bréal hebt im Bericht über seine Kindheit in Landau hervor, dass gerade die gesprochene Alltagssprache das Wesen einer Sprache ausmache:

Da lernte ich die einheimischen Kraftausdrücke und die Idiomismen, die man aus keinen Büchern lernen kann, die aber die eine Hälfte – und zwar die gewürztere Hälfte – einer Sprache sind, und die der Rede, selbst im höheren Stil, Nerv und Leben verleihen. (BRÉAL 1908:77)

Wenn Bréals Schriften auch voll von Beispielen aus alten Sprachen<sup>84</sup> und damit aus verschriftlichten Zeugnissen sind, so riet er dennoch Romain Rolland, der über Kirchenmusik promovieren wollte, sich doch lieber mit der Sprache des Volkes zu befassen<sup>85</sup>: „Parlez-moi d’une scène de lavoir, surtout s’il y a des paroles appropriées et avec des formes populaires!“<sup>86</sup>.

Bréal fordert also eine Art linguistischen Liberalismus, der die mündliche Praxis der schriftlichen vorzieht und alle Varietäten gleich gelten lässt<sup>87</sup>. Als sich die Linguistik als Wissenschaft herauszubilden beginnt, stellt sich gezwungenermaßen die Frage, was Sprache ist und welche Varietäten (wenn die Vorstellung von Varietäten auch noch etwas auf sich warten lassen muss) als wissenschaftliches Objekt zugelassen werden können<sup>88</sup>. Im 19. Jahrhundert wird in diesem Zuge zunächst der Status der klassischen Sprachen relativiert, die zwar mit al-

---

<sup>83</sup> Ähnlich fordert auch Brugmann, der vergleichende Sprachforscher müsse sich der Gegenwart zuwenden: „er muss endlich einmal von dem gedanken g ä n z - l i c h sich frei machen, man brauche sich als vergleichender indogermanist um die jüngeren phasen der germanischen sprachen nur dann zu kümmern, wenn sie sprachmaterial darbieten, das für die reconstruction der indogermanischen grund-sprache in betracht kommt.“ (BRUGMANN 1878:194). Auch für ihn sind bei jüngeren Sprachzeugnissen v.a. Beispiele aus der unverfälschten Volksrede und der gewöhnlichen Verkehrs- und Alltagssprache wichtig, denn die echte, naturwüchsige, reflexionslose Alltagssprache der alten Inder, Griechen und Römer liege den modernen Forschern ja nicht offen (cf. BRUGMANN 1878:194).

<sup>84</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:71.

<sup>85</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:70.

<sup>86</sup> B.I., f. 8, 4 mars 1893. Décimo präzisiert, dass Bréal sich trotz seiner Vorliebe selbst nie unter das Volk gemischt habe, etwa um Sprachproben zu sammeln; vielmehr sei es möglich, dass er dessen Sprache aus den Opern seines Zeitgenossen Bizet kenne, was aber nicht sehr überzeugend klingt. Cf. DÉCIMO 2000a:71.

<sup>87</sup> Cf. BOUTAN 1998:146.

<sup>88</sup> Cf. BERGOUNIOUX 1996:72.

len anderen indo-germanischen Sprachen in Zusammenhang stehen, aber nur bedingt über ihre Verwendung *in situ* Auskunft geben können. Deswegen gehört die Verteidigung der *patois* für Bréal zum Aufgabenbereich des Linguisten<sup>89</sup>.

Die Debatte um die Nationalsprache im 19. Jahrhundert gründet auf zwei Definitionen der Sprache<sup>90</sup>: die streng linguistische betrachtet die Sprache als eine universelle menschliche Fähigkeit, Laute, Formen, Wörter und Sätze zu produzieren und verlangt als Methode den Komparatismus. Die zweite definiert soziale Varietäten, wobei v.a. die bestimmten Bedingungen interessieren, unter denen eine Literatursprache eine gewisse Homogenität erlangt und somit klar definierte Grenzen aufweisen kann.

Um 1850 stellt sich immer noch das Problem, dass ein Großteil der Franzosen gar nicht das Standardfranzösische als Muttersprache hat, sondern statt der Hochsprache Mundarten und Dialekte spricht. Ende des 18. Jahrhunderts galten die *patois* als Feind der Revolution; so kann eine Veröffentlichung mit dem Titel *Rapport sur la nécessité d'anéantir le patois, et d'universaliser l'usage de la langue française* (Abbé Grégoire 1794) kaum verwundern. Die Nationalsprache wird als *langue du progrès* gehandelt. Im 17. und 18. Jahrhundert ist die französische Sprache die *langue de référence* in ganz Nordeuropa und bis nach Russland<sup>91</sup> und innerhalb Frankreichs wird die sprachliche Zersplitterung noch immer mit der Erinnerung an feudale Verhältnisse gleichgesetzt. Offiziell gibt es zwar keine Provinzen mehr, doch die unzähligen *patois* existieren weiter. Der Abbé Grégoire vergleicht die Situation seines Landes mit einem babylonischem Sprachzustand und wünscht sich eine Rückkehr zur mythischen Vergangenheit, die angesichts der *dialectes vulgaires*, die für ihn die *pauvreté du langage* symbolisieren, einen Fortschritt bedeuten würde.

Die Dialekte stellen für den Abbé Grégoire v.a. dahingehend eine Gefahr dar, dass sie sich in Grenznähe der Sprache des Feindes annähern (wie der elsässische Dialekt an das Deutsche). Paradoxerweise verteidigt er jedoch die Sprache der Südfranzosen<sup>92</sup>, die nur aus politischen Gründen ihren Status zu Gunsten der Sprache der Île de France

---

<sup>89</sup> Cf. SAVATOVSKY 2000:13.

<sup>90</sup> Cf. BERGOUNIOUX 1996:82.

<sup>91</sup> Cf. BOUTAN 1998:26s. Der Abbé Grégoire träumt gar von einer – französischen – Einheitssprache für ganz Europa.

<sup>92</sup> Bréal lernt in Montpellier die Bewegung des Félibrige kennen, die für das Wiederaufleben des Okzitanischen kämpft und deren Wortführer Mistral ist, mit dem Bréal einige Briefe wechselt. 1886 besucht er Mistral sogar in der Nähe von Arles, zeigt aber ansonsten keine militante Neigung für die Aufrechterhaltung regionaler Sprachen oder ihre Integration in den Schulunterricht.



verloren habe und ist sich bewusst, dass Regionalsprachen in vielen Fällen die Basis für spätere Nationalsprachen und damit Literatursprachen bilden. „C'est le cas pour l'Île de France dans le domaine gallo-romain, la Toscane en Italie, la Castille en Espagne, etc.“<sup>93</sup> Wie zahlreiche Beispiele zeigen, wird aber die Nationalsprache keineswegs geschwächt, wenn man neben ihr Regionalsprachen weiter duldet. So wie man der Bretagne und dem Pays basque ihre Regionalsprache gelassen hat, so dürfte das Standardfranzösische keinen Schaden nehmen, wenn man dem Elsass seine Besonderheit zugesteht (cf. BRÉAL 1872:64s.).

Für Bréal gilt es nicht nur, Dialekte und Patois zu dulden, nein, sie haben sogar ihren Platz in Wissenschaft und Unterricht. In der Vorstellung der *Tables Eugubines*, die einen bisher unbekanntem umbri-schen Dialekt zu Tage fördern, erklärt Bréal die Nützlichkeit der Dialekte in der Erforschung der Sprachen.

L'histoire naturelle enseigne que la lutte pour la vie a fait disparaître dans le monde organisé un grand nombre de variétés qui servaient d'intermédiaires entre les espèces. Il en est de même en philologie et en histoire. La langue a détruit quantité d'idiomes qui étaient plus ou moins ses frères. La république romaine a absorbé des centres politiques et religieux qui étaient, dans un ordre inférieur, autant de petites Romes. La science doit, toutes les fois qu'elle le peut, chercher à combler ces lacunes: à côté de la souche principale, elle examine avec curiosité ces obscurs parens, qui, moins comblés par la fortune, sont restés plus près des origines, et qui ont parfois mieux conservé l'ancien aspect du type héréditaire. (BRÉAL 1875a:79)

Die Wissenschaft solle sich bewusst werden, dass sie in den weniger überlieferten Varietäten eine hervorragende Quelle finden könne, um Unerklärtes in den Literatursprachen zu beleuchten. Das gelte auch für den Sprachunterricht, in dem die Lehrer sich mehr auf die Sprache des Volkes stützen müssten: „[...] il ne faut pas enseigner le français comme une sorte de latin, mais [...] il faut l'appuyer autant que possible à la langue populaire, dont il est le correctif et l'idéal“ (BRÉAL 1872:58). Im Vortrag *Quelques mots sur l'instruction publique* illustriert Bréal, wie die Lehrer mit der Situation umgehen könnten, dass nicht alle Schüler die französische Hochsprache „von zu Hause mitbringen“ und wie dies sogar im positiven Sinn genutzt werden könnte. Dazu stellt er zunächst richtig, wie man die Dialekte in Bezug auf die Nationalsprache einordnen soll. Die Patois seien

---

<sup>93</sup> WUNDERLI 1988:292.

[...] des dialectes non moins anciens, non moins réguliers que le français proprement dit, lequel pour avoir été le dialecte de l'Île de France, est devenu la langue littéraire de notre pays. [...]

Rien n'est plus fâcheux et plus erroné que cette manière de traiter les dialectes. Loin de nuire à l'étude du français, le patois en est le plus utile auxiliaire [...]

On ne connaît bien une langue que quand on la rapproche d'une autre de même origine. Le patois, là où il existe, fournit ce terme de comparaison. [...]

Faites comprendre où résident les différences et quelles sont les analogies.

Si avec cela le maître lui [à l'enfant] montre que son dialecte (comme il arrive souvent) est conforme à l'ancien français, et qu'il se rencontre avec la langue de Henri IV ou même de Saint Louis, comme l'enfant respirera à son aise, comme en rentrant chez lui il verra d'un autre œil le foyer domestique! N'est-ce pas là le premier des biens de ne pas être exproprié de son langage pour adopter exclusivement celui de Paris? [...] L'enfant se sentira fier de sa province et n'en aimera que mieux la France. [...]

Quant aux provinces qui, comme la Bretagne et le Pays basque, parlent une langue à part, introduisez le français tout en respectant le dialecte natal. Si l'Alsace nous est et nous reste attachée de cœur, c'est, entre autres causes, parce que nous n'avons jamais essayé de lui enlever son langage. [...]

Il serait à souhaiter aussi que tous nos instituteurs reçussent à l'avenir des leçons de latin; je n'entends point par là le latin comme on l'apprend au lycée. Des notions exactes sur la grammaire latine, un certain nombre de textes faciles qu'on expliquera pendant deux ans, suffiront largement pour l'enseignement que nous voulons. (BRÉAL 1872:58-66)

Der Vortrag greift auffälligerweise die Argumente von Grégoire auf, um sie ins Gegenteil umzukehren. Bréal muss so manchen Zeitgenossen brüskieren, wenn er vorgibt, manchmal sei das Patois im historischen Sinn korrekter als das Französische (deswegen aber nicht reiner). Zudem sieht er alles andere als einen Nachteil in der sprachlichen Annäherung an feindliche Territorien: in Grenzgebieten begünstigte der sprachliche Austausch sogar die Verständigung und den Handel mit den fremden Nachbarn. „Sur les frontières des différentes nations de l'Europe, il a toujours existé des régions mixtes où les mœurs, les habitudes, le langage tenaient à la fois de deux pays. Il y avait là comme des lieux d'élection pour la fusion des races et l'échange des idées.“ (BRÉAL 1891b:634).

Allerdings fürchtet Bréal zehn Jahre später eine Gefahr, die beinahe der Argumentationsweise Grégoires entspricht: wähle man das Französische als allgemeine Verkehrssprache, so liefere man sich den anderen Ländern aus: „les étrangers verraient chez nous et [...] nous ne

verrions pas chez eux!“ (BRÉAL 1901a:236). Der Akzent liegt bei Bréal aber nicht auf der Angst, der Feind könne den Franzosen somit leichter durchschauen, sondern auf dem Bedauern, dass Frankreich eine große Chance entgehe, wenn es keine Möglichkeit schaffe, Einblicke in andere Länder und deren Sitten zu bekommen und die gewonnenen Erkenntnisse für sich selbst nutzbar zu machen. Dazu kommt auch die erstaunliche Weitsicht, dass es für die Franzosen nur dienlich sein könne, auch zu erfahren, wie sie von den anderen gesehen würden, was man an ihnen kritisiere und wie man demnach politische aber auch kulturelle Verhaltensweisen anpassen könnte!

Neben der Vorliebe für Dialekte, denn „la véritable vie du langage se concentre dans les dialectes“ (BRÉAL 1924:276, 325) (dabei ist *vie* sicherlich rein metaphorisch aufzufassen), zieht Bréal die gesprochene Sprache der literarischen Sprache vor. „Quoique intimement liée à la parole et ne pouvant exister sans elle, l’écriture est jusqu’à un certain point un art ayant ses règles à lui et ses obligations spéciales.“ (BRÉAL 1889b:608s.). Die Schriftsprache habe ihre Daseinsberechtigung, sei aber fast eine sekundäre Erscheinung, denn „l’homme qui ne parle pas une langue ne la sait pas“ (BRÉAL 1891a:107s.). Schriftliche Zeugnisse verfälschten, damit ist Bréal sogar auf einer Linie mit Brugmann:

Die buchstaben sind ja immer nur rohe und unbeholfene und sehr oft geradezu irre leitende abbilder des klingenden lautes; eine genaue vorstellung von dem verlauf eines lautlichen umbildungsprocesses z.b. einer altgriechischen oder lateinischen mundart zu bekommen ist überhaupt gar nicht möglich.<sup>94</sup>

Brugmann hält die Dialekte in ihrer eigenen Lautgestaltung für bei weitem konsequenter als ältere, nur über Schrift zugängliche Sprachen:

Wenn der sprachforscher mit eigenen ohren hören kann, [...] warum zieht er es vor, sich seine vorstellungen [...] auf grund der ungenauen und unzuverlässigen schriftlichen überlieferung älterer sprachen zu bilden? Wenn jemand den anatomischen bau eines organischen körpers studieren will und es stehen ihm die vorzüglichsten präparate zur verfügung: wird er dann zu notorisch ungenauen zeichnungen greifen und die präparate unbesehen lassen?<sup>95</sup>

Nur wenn der Sprachforscher einmal den „hypothesentrüben dunstkreis der werkstätte“<sup>96</sup> verlasse und in die „klare luft der greifbaren wirklichkeit und gegenwart“<sup>97</sup> hinaustrete, könne er die richtigen Erklä-

---

<sup>94</sup> BRUGMANN 1878:195.

<sup>95</sup> BRUGMANN 1878:196.

<sup>96</sup> BRUGMANN 1878:196.

<sup>97</sup> BRUGMANN 1878:196.

rungen finden. Ohne Rückbezug auf die gesprochene Sprache gleiche alle Sprachuntersuchung einer „meerfahrt ohne kompaß“<sup>98</sup>.

Auch für Saussure hat das geschriebene Wort einen ganz anderen Wert, denn es repräsentiert lediglich das gesprochene<sup>99</sup>. Die Dialektologie wird eine wichtige Rolle für die Herausbildung seiner Theorie spielen<sup>100</sup>.

Müller dagegen verherrlicht die Dialekte als sprachliche Naturzustände, „[l]es patois conservent souvent des formes plus primitives que les langues littéraires“<sup>101</sup>. Ihre Erforschung erlaube Rückschlüsse auf die tatsächliche Funktionsweise von Sprache und beleuchte „la vie réelle du langage“<sup>102</sup>. Leider würden die Dialekte aber zum künstlichen Produkt<sup>103</sup>, wenn sie sich zur Sprache weiterentwickelten. Ab diesem Moment unterlägen sie dann dem unausweichlichen Verschleiß durch Lautwandel, der nicht mehr durch *renouvellement dialectal* kompensiert werde.

Gegenstand der Linguistik ist trotz aller Wertungen jegliche Manifestation der menschlichen Sprache. Nicht nur bei der literarischen Sprache lohnt sich eine nähere Untersuchung, sondern bei allen denkbaren Ausdrucksformen. Zur Analyse älterer Sprachformen bleibt keine andere Möglichkeit, als sich auf geschriebene Texte zu stützen<sup>104</sup>. Die Dialekte entsprechen keiner schlechteren oder verkommenen Sprache; sie sind nicht unbedingt älter oder weniger respektabel als die Hochsprache. „Le plus humble patois est soumis, toutes proportions gardées, aux mêmes lois intellectuelles que le français de Pascal et de Descartes“ (BRÉAL 1924:326, cf. auch 1877c:371)<sup>105</sup>.

---

<sup>98</sup> BRUGMANN 1878:197.

<sup>99</sup> Cf. ANDRESEN 1983:271 und ENGLER 1967-1974:3284.5 Nr.2. Cf. auch WUNDERLI 1981a:35.

<sup>100</sup> Cf. DE PALO 2001a:32.

<sup>101</sup> MÜLLER 1864:VI.

<sup>102</sup> MÜLLER 1864:VI.

<sup>103</sup> Cf. DESMET 1996:134.

<sup>104</sup> Cf. SAUSSURE 1973:20.

<sup>105</sup> Ein zeitgenössischer Widersacher Bréals in der Frage der Dialekte und Regionalsprachen ist Irénée Carré, der das Bretonische als eine minderwertige keltische Sprache charakterisiert, denn sie erneuere sich nicht, sie deformiere sich nur. Da sie keine Literatur entwickelt habe (was man heute bestreiten kann), sei sie eine tote Sprache. Carré hat sich zwar nie offen gegen Bréal gewandt, ist aber trotzdem eindeutig als „un anti-Bréal“ (BOUTAN 1998:151) einzuordnen. Bréal hat nie speziell für die Anerkennung einer bestimmten Regionalsprache gekämpft, die noch lange nicht in Grundschulen unterrichtet wurden, wie es heute teilweise auf freiwilliger Basis möglich ist. Immerhin wurde zu seiner Zeit schon in Rennes ein Lehrstuhl für das Bretonische geschaffen und andere für die *langue d'oc* und Anfang des 20. Jahrhunderts wurden dann die *langue d'oc* und das Provenzalische auch im Sekundarunterricht eingeführt.

Da in der Literatur oftmals versucht werde, eine veraltete Sprachform aufrecht zu erhalten oder eine beginnende Veränderung zu verallgemeinern, sei eine dialektale Form oft näher an der historischen Wirklichkeit: „Quelquefois le patois est plus correct que le français.“ (BRÉAL 1878b:215). Es stelle keinerlei Gefährdung für das Französische dar.

Le monde ne subsiste que par la lutte des forces contraires qui se tiennent en équilibre, et ce qui est vrai pour le monde sidéral l'est également pour les sociétés humaines. Trop de variété produit la division et la faiblesse, mais trop d'unité appauvrit la vie et empêche le renouvellement. Ces patois sont une source de rénovation pour la langue; beaucoup des écrivains qui ont parlé le français avec le plus de saveur avaient parlé patois dans leur jeunesse. (BRÉAL 1878b:216s.)

Baggioni paraphrasiert den Artikel «Le langage et les nationalités» und stellt Verbindungen her, die der Text nicht wirklich hergibt. Er sieht den Hauptgrund für Sprachwandel bei Bréal in den sozialen Bedingungen, genauer noch in den äußeren Veränderungen im „espace politique“<sup>106</sup> und zielt damit scheinbar auf eine Argumentationsweise, die Bréal nationalistisches Denken vorwirft (cf. dazu detaillierter Kapitel 1.4.5). Dies zieht Baggioni aus dem folgenden Zitat, das vielmehr Kommunikationsbedürfnis und Gedankenaustausch in den Vordergrund stellt:

La parole est avant tout un moyen de communication: elle manquerait à la plus essentielle de ses fonctions en cessant de servir à l'échange des idées. Force est donc bien qu'un changement, s'il est de nature à obscurcir la clarté du langage, soit, ou bien étouffé, ou bien adopté par tous les hommes destinés à vivre de la même vie. Pour ce motif, les langues appartenant à de grandes populations se modifient moins vite que les dialectes et les patois: il est dans la nature de ces derniers de se subdiviser de plus en plus, parce que la force de l'individu, comparée à la force de l'ensemble, est plus grande. (BRÉAL 1891b:625)

Weiter schließt Baggioni hieraus, die Beziehung *patois* – *langue de civilisation* sei anders zu verstehen als die Beziehung *dialecte* – *langue littéraire*<sup>107</sup> (Bréal evoziert keine dieser beiden Beziehungen). Erstens unterscheidet Bréal an dieser Stelle nicht weiter zwischen *patois* und *dialecte* und zweitens wird deutlich, dass diese Beziehung ähnlich ist, da *langue de civilisation* und *langue littéraire* sich im Vergleich zu Dialekt/Patois viel langsamer entwickeln. Dialekte könnten sich schneller entwickeln, da ihre Sprachgemeinschaft kleiner sei und das Individuum gegenüber den anderen einen größeren Einfluss habe (cf. BRÉAL 1891b:626s.). In

---

<sup>106</sup> BAGGIONI 2000:51.

<sup>107</sup> Cf. BAGGIONI 2000:51.

den Dialekten, „[l]es faits se succèdent d’une allure autrement libre et rapide que dans les langues littéraires“, „[d]e là vient sans doute la prédilection du linguiste pour les patois“ (BRÉAL 1891b:626)<sup>108</sup>.

Regionale Varietäten sind für Bréal nichts Verurteilenswertes. Er erklärt dies in Bezug auf die Aussprache: gewisse Abweichungen im Akzent z.B. ändern den Sinn einer Äußerung nicht und beeinträchtigen die Kommunikation nicht:

Vous pouvez correctement prononcer une langue tout en ayant des intonations qui rappellent un certain lieu d’origine. Nous reconnaissons par exemple, en français, même parmi les gens qui parlent le mieux, celui qui est né sur les bords du Rhône ou de la Garonne. Autant la vraie prononciation, c’est-à-dire la juste valeur donnée aux sons de la langue, est chose essentielle, autant ces légères nuances jetées sur le discours me semblent peu importantes. (BRÉAL 1893b:39s.)

Potentiell sei jede Sprachgemeinschaft gemischt, und unterliege zudem häufig Einflüssen von außerhalb (cf. BRÉAL 1898a:3); Bréal erinnert hierzu an Rousselot (ohne ihn direkt zu zitieren):

Une nation n’est jamais isolée, une province non plus. [...] Nous ne parlons, nous ne prononçons pas de la même manière en nous adressant à un supérieur ou à un égal, car le langage est essentiellement une œuvre en collaboration, et notre interlocuteur y a toujours sa part. (BRÉAL 1898a:4)

Bréal stößt sich an der junggrammatischen Vorstellung einer uniformen Sprache und entwickelt Ansätze einer Differenzierung von Varietäten, die bei ihm im Unterschied zu vielen Kollegen keine Wertung erfahren. Er nennt hier schon diastratische und diatopische Unterschiede, ohne allerdings eine Systematisierung wie Schuchardt anzubieten<sup>109</sup>. Die Irregularität in der Sprachentwicklung ist der Normalfall und bereitet Bréal kein Kopfzerbrechen, da er bei aller Mischung innerhalb der Dialekte durch Altersunterschiede, Geschlecht oder Bildung eine Einheit annimmt, die auf Ausgleich beruht.

---

<sup>108</sup> So findet man auch bei Müller die Feststellung der „[r]apidité extraordinaire avec laquelle les dialectes se transforment“ (MÜLLER 1864:VI), die sie für den Linguisten interessanter machen als die Nationalsprachen.

<sup>109</sup> Cf. SWIGGERS 1989:84.

#### 1.4.4 Die teleologische Konzeption der Sprachentwicklung

In Abgrenzung insbesondere zu Schleicher vertritt Bréal eine Position, in der die Entwicklung der Sprache stets einen Fortschritt darstellt. Seine teleologische Konzeption der Sprachentwicklung lehnt jede Art der Dekadenz ab: „Ce serait une singulière erreur de croire [...] qu'à chaque pas qui éloigne les mots de leur type primitif l'idiome se rapprochât de la décadence.“ (BRÉAL 1866a, zit. aus 1877a:250). Bréal meint damit aber nicht, dass die Sprache aus sich selbst heraus eine Höherentwicklung verfolgt. Er interpretiert vielmehr die Tatsache als Fortschritt, dass die Sprache ständig den sich wandelnden Bedürfnissen der Sprecher angepasst wird.

Die Vorstellung von Fortschritt findet sich bei Bréal auf allen Ebenen und in allen Bereichen<sup>110</sup>; schließlich geht der sprachliche Fortschritt Hand in Hand mit dem Fortschritt des Geistes<sup>111</sup>. Bréal betrachtet alle Prozesse im Licht einer „perspective générale de progrès“<sup>112</sup>:

Je ne crois pas cependant me tromper en disant que l'histoire du langage, ramenée à des lois intellectuelles, est non seulement plus vraie, mais plus intéressante: il ne peut être indifférent pour nous de voir, au-dessus du hasard apparent qui règne sur la destinée des mots et des formes du langage, se montrer des lois correspondant chacune à un progrès de l'esprit. Pour le philosophe, pour l'historien, pour tout homme attentif à la marche de l'humanité, il y a plaisir à constater cette montée d'intelligence qui se fait sentir dans le lent renouvellement des langues. (BRÉAL 1924:257s. und 1897b:836)

Gesetzmäßigkeiten sind bei Bréal nicht mehr im naturwissenschaftlichen Sinne zu verstehen, sondern als *lois intellectuelles*, als verstandesmäßige „universal principles, not descriptions of a change in a particular language at a particular time“<sup>113</sup> (cf. Kapitel 1.6). Jedes Gesetz beschreibt dabei auf seine Weise einen geistigen Fortschritt der Sprecher. Auf die *intelligence* bezogen ist Bréals Finalität nicht nur als neutraler,

---

<sup>110</sup> Cf. BOUTAN 1998:69.

<sup>111</sup> Cf. NERLICH 1996a:413. Dass die Sprachen zum Fortschritt tendieren, findet man auch bei Max Müller (cf. DESMET 1996:111). Geht man noch weiter zurück, so trifft man sogar auf eine gewisse Fortschrittsorientierung bei den sensualistischen Philosophen (cf. HOINKES 1999:187). Für Condillac ist allgemeiner Fortschritt gar nur über die Sprache möglich (cf. AARSLEFF 1982c:165) und spiegelt sich in der Verbesserung des Sprachsystems.

<sup>112</sup> DELESALLE/CHEVALIER 1986:307. – Auch NERLICH 1990a:59 („uniformitarianism here is combined with progressism“, im Gegensatz zu Schleicher) und DELESALLE 1987:311s. („perspective globale de progrès“) heben die Progressivität Bréals hervor.

<sup>113</sup> ALGEO 1990:399. Allerdings ist seine weitere Argumentation, Bréals Gesetze seien „more analogous to natural laws than to Neogrammarian linguistic ones“ nicht nachvollziehbar.

konstanter Faktor zu sehen, sondern es ist tatsächlich auch wertend gemeint, wenn er von einer *montée d'intelligence* spricht. Die Vorstellung einer ständigen Perfektionierung der Sprache wirkt in der Vehemenz, mit der Bréal sie vertritt, aus heutiger Sicht sicherlich übertrieben, wie Yvonne Stork darlegt<sup>114</sup>, aber man darf dabei nicht aus dem Blick verlieren, dass dieser Aspekt im 19. Jahrhundert ganz neu war und im extremen Gegensatz zu den vorher aufgestellten Theorien stand.

Bréal verteidigt auch nicht – wie man annehmen könnte – ein blindes Fortschrittsdenken, sondern betreibt vielmehr eine Teleologie der Nützlichkeit. Die Sprachentwicklung ist immer eine orientierte, d.h. Unterscheidungen werden immer präziser, rationaler und praktischer. Das Sprachwerkzeug gestaltet sich immer elastischer, flexibler und wirkungsvoller und wird immer einfacher zu benutzen. Veränderungen finden allerdings nicht von heute auf morgen statt, sondern die Sprachentwicklung beschreibt ein Kontinuum, in dem nur sehr langsam, progressiv und pragmatisch vorgegangen wird. Bedeutungswandel heißt für Bréal permanentes Streben nach Vervollkommnung und Anpassung der Bedeutung an die Ausdrucksbedürfnisse.

Bréal räumt ein, dass es gelegentlich auch stagnierende oder gar rückschrittliche Phasen geben könne, aber „[m]ême interrompue à certains moments, la chaîne du progrès s’y peut toujours renouer“ (BRÉAL 1924:176, cf. auch 1924:2). Wenn ein Wandelphänomen auch zu einem gewissen Zeitpunkt als Verlust gewertet werden könnte, so bedeute es insgesamt gesehen trotzdem immer eine positive Entwicklung, „language also gains in richness and precision“<sup>115</sup>. Selbst der Verlust von Silben sei für die Bedeutung ein Gewinn (cf. BRÉAL 1866a:68a).

Wenn man Bréal auch zugestehen muss, dass er in der Reaktion auf Schleicher und viele Zeitgenossen damit richtig liegt, es als sinnlos zu erachten, den Sprachwandel als Verfall zu charakterisieren, so kann man ihm doch vorwerfen, dass er mit etwas zu viel Elan das Gegenteil verteidigt und mit seiner Sprachteleologie ein wenig übertreibt<sup>116</sup>. Sprachwandel bedeutet in jeglicher Hinsicht ständige Anpassung an die kommunikativen Bedürfnisse der Sprecher und an sozio-kulturelle Veränderung, was nichts anderes heißt, als dass Veränderung eine Grundcharakteristik der Sprache selbst ist, die von ihren Rahmenbedingungen abhängt. Doch ist diese Grundeigenschaft weder positiv noch negativ zu bewerten, sie ist schlicht konstitutiv für das Werden der Spra-

---

<sup>114</sup> Cf. STORK 2001.

<sup>115</sup> NERLICH 1990b:110.

<sup>116</sup> Cf. WUNDERLI 2001:170.



che<sup>117</sup>. Bréal vertritt die Ansicht, dass der Bedeutungswandel selbst eine Folge des ständigen Anpassungsstrebens ist.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt Yvonne Stork dem Fortschrittsdenken bei Bréal in ihrem Artikel «Michel Bréal und die Ambivalenz seiner Fortschrittsgläubigkeit». Beim Titel fällt sofort ins Auge, dass der Terminus „Fortschrittsgläubigkeit“ eine gewisse (sicherlich gewollte) Wertung enthält. Aber ist diese wirklich gerechtfertigt?

„Fortschrittsgläubigkeit“ steht meist in Zusammenhang mit Unbedachtheit, Naivität, Übertreibung, Kritiklosigkeit, Blindheit, Einfalt und Vertrauensseligkeit<sup>118</sup>. „Fortschrittsglaube“ wird eher benutzt in Zusammenhang mit tiefgreifenden Wandlerscheinungen, und repräsentiert ein Verantwortungsgefühl für die Zukunft, wenn der Begriff auch auf Naivität, Unbekümmertheit oder gar Blindheit referieren kann. Insgesamt scheint „Fortschrittsgläubigkeit“ aber eindeutig öfter negativ konnotiert zu sein als „Fortschrittsglaube“, zumindest geht es in der Wertung weiter. Fortschrittsglaube lässt sich auch neutral auffassen: man kann an Fortschritt glauben oder nicht; Fortschrittsgläubigkeit dagegen erscheint wie eine verabsolutierende (unreflektierte) geistige Vorab-Einstellung.

Vielleicht ist weder das eine noch das andere bei Bréal passend: es ist schließlich nicht so, als würde er krampfhaft der Sprachwissenschaft eine Fortschrittsperspektive überstülpen wollen, er interpretiert ja nur Phänomene! Und da er einen Großteil der Wandlerscheinungen als fortschrittlich einstuft, wird er sich selbst auch nicht „untreu“. Er stellt nur fest, dass nicht alle Entwicklungserscheinungen als Fortschritt interpretiert werden können, so dass es vorsichtiger wäre, in Bezug auf Bréal wertfrei von „Anpassungsdenken“ zu sprechen.

Reines Fortschrittsdenken wird aus heutiger Sicht als problematisch empfunden. Nach einer Zeit der übertriebenen Gegenreaktion auf Verfallstheorien ist man sich heute einig, dass der Wandel, sei er positiv oder negativ einzustufen – zum Wesen der Sprache gehört<sup>119</sup>. Bréal platziert sich in einer überwiegend fortschrittlich orientierten Interpretationsperspektive, die zwar Ausnahmen zulässt, doch ist er „definitely a «progressist» – theoretically and ideologically“<sup>120</sup>.

Polysemie sei ein Ausdruck von „richesse et activité de la nation“ (BRÉAL 1887b:192), Bedeutungserweiterung und -verengung bedeuteten ebenfalls einen Fortschritt, die Entstehung von Abstrakta sei fort-

---

<sup>117</sup> Cf. WUNDERLI 2001:170.

<sup>118</sup> Cf. Wortschatz der Universität Leipzig: <http://wortschatz.uni-leipzig.de> (2.11.2005).

<sup>119</sup> Cf. STORK 2001:474.

<sup>120</sup> NERLICH 1990a:66.

schrittlich und Synonymie sei auch Zeichen für Fortschritt<sup>121</sup>. In Bezug auf den letzten Punkt gilt es einzuschränken, dass Bréal echte (länger anhaltende) Synonymie wahrscheinlich nicht als Fortschritt bezeichnen würde, denn fortschrittlich ist die *loi de répartition*, also die Abschaffung von Synonymien. Auch die Analogie bewirke Fortschritt<sup>122</sup> und auf diese Weise sind wohl alle Interpretationen zu verstehen: der Mechanismus an sich ist kein Fortschritt, aber er dient der Weiterentwicklung der Sprache.

Für Stork ist sein Verhältnis zum Fortschritt aber ambivalent und das finde man auch bei Delesalle/Chevalier wieder<sup>123</sup>. Allerdings muss man präzisieren, dass sich bei den genannten Autoren die Ablehnung nur auf die „basse littérature“ bezieht. Außerdem charakterisieren Delesalle/Chevalier die Haltung Bréals als paradox (und nicht ambivalent) im Vergleich zu der Gourmonts: Bréal verurteile formale Neologismen in der zeitgenössischen Sprache, „alors qu’il se situe dans une perspective générale de progrès“; bei Gourmont verhalte es sich genau umgekehrt. Sein Verhältnis zum Fortschritt ist also nicht ambivalent, sondern differenziert: es kann Ausnahmen geben. Sprachwandel ist jedoch generell etwas Positives und bedeutet eine Weiter- oder Höherentwicklung.

Auch sollte Bréals Bewertung sprachlicher Entwicklungen nicht mit der Bewertung der verantwortlichen Bevölkerungsschichten verwechselt werden. Es besteht kein Zweifel daran, dass er gewisse Prozesse unterschiedlichen Gesellschaftsschichten zuschreibt. Die Wertung der „Verursacher“ steht aber auf einem ganz anderen Blatt als die Fortschrittsperspektive (cf. das folgende Kapitel 1.4.5) und ist ebenso wenig ambivalent. Bréal widerspricht sich nicht, sondern stuft lediglich gewisse Prozesse als Produkt des einfachen Volkes ein und andere als Folge vom Sprachgebrauch der Dichter, Schriftsteller oder Intellektuellen.

Insgesamt ist es problematisch, Bréals Fortschrittsverständnis an Gesellschaftsschichten festmachen zu wollen<sup>124</sup>, denn dies ist gar nicht Bréals Ziel. Wenn er das Volk oder gewisse Gruppen als Auslöser einer Wandelercheinung nennt, dann immer vor dem Hintergrund, dass der Mensch allgemein – ohne Rücksicht auf Standesunterschiede –, der Sprecher und seine *volonté intelligente* für den Sprachwandel verantwortlich ist.

Stork sieht in erster Linie, dass das Volk von Bréal nur in Ausnahmefällen als Hindernis für den Fortschritt dargestellt werde: „Laut Bréal leistet jede Schicht ihren Beitrag zum Fortschritt der Sprache,

---

<sup>121</sup> Cf. STORK 2001:477.

<sup>122</sup> Cf. STORK 2001:478.

<sup>123</sup> Cf. STORK 2001:474; DELESALLE/CHEVALIER 1986:307.

<sup>124</sup> Cf. STORK 2001:479.

treibende Kraft aber sei die Masse des Volkes.“<sup>125</sup> Die *loi de répartition*, die von intelligenten Sprechern ausgelöst werde und die Abstraktion, die nur in hochentwickelten Gesellschaften möglich sei, bilden nach Stork Ausnahmen<sup>126</sup>. Der Gegenbeweis findet sich aber auch bei der *répartition*: „Les distinctions que fait le peuple sont les seules vraies et les seules bonnes“ (BRÉAL 1924:27).

Bréal nennt z.B. das Volk als Auslöser, wenn aus Abstrakta Konkreta werden und stuft diesen Mechanismus als nicht fortschrittlich ein. Stork bezieht sich auf folgende Textstelle im *Essai*<sup>127</sup>:

Toutes les fois qu'il est question de classer les langues d'après leur plus ou moins de perfection, nous sommes habitués à parler de la famille indo-européenne comme placée au degré supérieur de l'échelle. Cependant il ne faut pas chercher bien longtemps pour y retrouver [c'est-à-dire dans les langues indo-européennes] ce que nous regardons comme une caractéristique des idiomes peu avancés. Certaines langues de l'Amérique peuvent dire «ma tête, ta tête, sa tête», mais non pas «tête» en général. Cela est assurément barbare. Mais il n'en était pas autrement du verbe indo-européen (BRÉAL 1924:82).

Dieser Abschnitt klingt eher wie die Zurechtrückung der Argumentationsweise einiger seiner Zeitgenossen<sup>128</sup>. Darauf folgt ein Beispiel aus dem Griechischen, eine Sprache, die Bréal sicherlich nicht zu den unkultiviertesten zählt. Die fehlende Abstraktionsfähigkeit beklagt er nicht nur in primitiven Völkern, sondern auch in hochentwickelten Gesellschaften.

Außerdem kann man sich noch die Frage stellen, was Bréal mit „barbare“ meint. Ganz sicher darf man es nicht mit dem modernen deutschen *barbarisch* gleichsetzen, das in jedem Fall negativ konnotiert ist. Im Französischen lassen sich bis heute verschiedene Stränge seiner Bedeutung erkennen. Das Substantiv oder Adjektiv kann eine allgemeine Bedeutung „étranger, soit par sa race, soit par son appartenance à une autre civilisation“<sup>129</sup> haben. Daneben gibt es natürlich die häufig realisierten pejorativen Nuancen „pas encore ou plus civilisé, qui appartient à un niveau inférieur d'humanité“, „cruel, sans humanité“ oder „à l'encontre du bon usage, des règles du bon goût, ou des lois de la raison“. Damit aber noch nicht genug: *barbare* kann auch durchaus positiv gemeint sein, der TLF charakterisiert solche Realisierungen sogar als

---

<sup>125</sup> STORK 2001:479.

<sup>126</sup> Cf. STORK 2001:479.

<sup>127</sup> Cf. STORK 2001:477.

<sup>128</sup> So wie Stork auch darauf hinweist, dass Jespersen dasselbe Beispiel angibt. Cf. STORK 2001:477 N14.

<sup>129</sup> Cf. TLF im Internet.

„laudatif“; und die Belege gehen hier vom Anfang des 19. Jahrhunderts bis in die Gegenwart: „plein de vigueur, de jeunesse, de force instinctive“, „impressionnant, puissant, d’une beauté sauvage“. Synonyme eines solchen Gebrauchs wären *magnifique*, *somptueux* oder *superbe*. Es wäre natürlich übertrieben, Bréal zu unterstellen, letztere Realisierungen hätten ihm vorgeschwebt. Aber innerhalb seiner Argumentation muss man sein Verständnis von *barbare* sicherlich differenzierter sehen.

Delesalle/Chevalier lassen vorsichtigerweise den Fortschritt aus der Diskussion; bei ihnen steht die Verwendung von *peuple* nicht in Korrelation mit dem Fortschrittsgedanken. Die Korrelation von Fortschritt und (niederes) Volk als Auslöser wird erst von Stork vorgenommen. Die Tatsache, dass man in der Zuschreibung der Verantwortlichkeit für gewisse Phänomene (*répartition* und Abstrakta) Ausnahmen findet, heißt noch nicht, dass Bréals „Fortschrittsgläubigkeit“ Widersprüche generiert. Eine Wandlerscheinung ist nicht fortschrittlicher als eine andere, weil sie von einer intelligenteren Bevölkerungsgruppe ausgelöst wurde.

Stork begründet ihre Feststellung einer Ambivalenz in Bréals Fortschrittsdenken mit der Tatsache, dass er reaktionär sei. Sie bezieht sich hier darauf, dass er einen „Rückgriff «au mot propre»“ befürworte, anstatt neue Wörter zu schaffen<sup>130</sup>. Anstatt dies als reaktionär einzustufen, könnte man aber ebenso feststellen, dass dies genau in seine Argumentation zur Polysemie passt: wenn man alte Formen auch für neue Inhalte verwendet, benimmt man sich fortschrittlich, da ökonomisch.

Sowohl der Auslöser (die *volonté intelligente* der Sprecher) als auch die Wertschätzung des Sprachwandels (als fortschrittlich) stehen bei Bréal im Zentrum eines äußerst innovativen Diskurses. Beide hängen mit seiner allgemeinen Auffassung über das Funktionieren einer natürlichen Sprache zusammen. Die *volonté* und die Fortschrittsperspektive in der Sprachentwicklung sind nicht nur Neuerungen in Bréals wissenschaftlichem Umfeld, sondern antworten auf die zeitgenössische Polemik um Sprachverfall und die Sprache als Organismus.

Bréals Haltung dem Fortschritt gegenüber ist aber nicht ambivalent; er bewertet sprachliche Anpassung ausnahmslos positiv. Seine „Fortschrittsgläubigkeit“ ist nicht gebremst und nicht blind, er schert nur nicht alle Auswirkungen des Sprachwandels über einen Kamm, sondern betrachtet differenziert. Ob Bréal an den Fortschritt „glaubt“

---

<sup>130</sup> Cf. STORK 2001:482. Allerdings ist für den Leser nicht zu ermitteln, aus welchem Zusammenhang das angeführte Zitat stammt.

oder nicht, ändert ja nichts an den real anzutreffenden Phänomenen. Für ihn ist Sprachwandel in allgemeiner Perspektive fortschrittlich, deswegen kann es aber trotzdem Ausnahmen geben. Aufgrund der Ausnahmen „glaubt“ Bréal aber nicht weniger an den Fortschritt! Was seiner (vielleicht übertriebenen) Meinung nach fortschrittlich ist, bleibt auch fortschrittlich; Bréal schwankt nicht in seiner Bewertung.

Generell sollte man jedoch zum besseren Verständnis bei Bréal „Fortschritt“ durch „Anpassung“ ersetzen, denn er geht in seiner Bewertung nicht viel weiter, als dass er unterstreichen möchte, dass Sprache sich „fortschreitend“ entwickelt, und zwar immer als Reaktion auf die sich wandelnden äußeren Umstände und die Bedürfnisse der Sprecher.

#### 1.4.5 Kultur als Indiz für den „Perfektionsgrad“ der Sprache

In fast allen Ausführungen zu den einzelnen *lois* und Wandelmechanismen hebt Bréal den Zusammenhang der sprachlichen Entwicklung mit der mehr oder weniger weit fortgeschrittenen Zivilisation hervor. Ebenso wie im vorangegangenen Kapitel muss aber auch hier betont werden, dass „Perfektionsgrad“ im Zusammenhang mit der Zivilisation bei Bréal bedeutet, dass sich die Sprache sich mit der Zeit von ihrem Ursprung entfernt hat, da weiterentwickelte Kontextbedingungen eine sprachliche Weiterentwicklung notwendig gemacht haben.

Es wundert weniger, dass Zeitgenossen von Condillac noch einen Akzent auf den Abgrund zwischen primitiven und Kultursprachen setzen. Doch findet sich diese Art der Argumentation z.B. auch noch bei Max Müller, der davon überzeugt ist, dass sprachliche Besonderheiten von intellektuellen Unterschieden herrühren; so deklariert er für die Hawaiianer ein geistiges Defizit<sup>131</sup>. „Derartige imperialistische Töne sind allerdings in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts weit verbreitet.“<sup>132</sup> Trotzdem grenzt sich Bréal von vielen Zeitgenossen und Vorgängern ab, da für ihn eine *pureté de la langue* genauso inakzeptabel ist wie eine *pureté de la race* (BRÉAL 1924:259)<sup>133</sup>.

Auch im Kapitel des *Essai* „Qu’appelle-t-on pureté de la langue?“ sieht Stork eine widersprüchliche Haltung<sup>134</sup>. Bréal bewerte Entlehnungen aus anderen Sprachen einerseits positiv, da es sie immer schon gegeben habe, sie die internationale Verständigung erleichtern würden und Reinhaltungstendenzen sowieso erfolglos blieben. Andererseits verlange er, dass Entlehnungen dann aber bitte nicht anders verwendet würden als in der Ausgangssprache. Bréal macht aber nicht mehr als den Entlehnungsmechanismus zu akzeptieren; er bewertet ihn weder positiv noch negativ, und macht lediglich auf die Gefahr aufmerksam, einmal integrierten Fremdwörtern eine neue Bedeutungsnuance zu geben. Bréal sagt nicht einmal, dass dies der Regelfall und deswegen der Mechanismus verdammungswürdig sei. Somit verstrickt er sich nicht in Widersprüche<sup>135</sup>, wenn er die Beschreibung eines Sprachentwicklungsprozesses und einen guten Rat zur weiteren Benutzung des neu erworbenen lexikalischen Materials auseinander hält.

Neben der Vorstellung einer perfekteren Vergangenheit prangert er ein gewisses „Kastendenken“ an:

---

<sup>131</sup> Cf. DESMET 1996:118.

<sup>132</sup> STORK 2001:485.

<sup>133</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:226.

<sup>134</sup> Cf. STORK 2001:485.

<sup>135</sup> Cf. STORK 2001:486.

On aimait en toute chose à reporter la perfection à l'époque des origines, on imaginait un passé lointain qu'on décorait de toutes sortes de qualités dont les temps nouveaux étaient devenus incapables, on créait, pour y rapporter tout ce qu'il y avait de plus élevé et de meilleur, la catégorie de l'instinctif et du spontané. [...] c'était le dédain et le mépris de la raison. Un certain orgueil de caste s'y mêlait aussi: l'idée de races privilégiées, parmi lesquelles on n'oubliait pas de se placer, ne pouvait déplaire. (BRÉAL 1891b:618s.)

Einige Textstellen aus Bréals Werk sind natürlich problematisch und unvereinbar mit seinem stets verfochtenen Uniformitarismus (cf. Kapitel 1.4.6). Wenn schon unsere Vorfahren potentiell die gleichen kognitiven Kapazitäten hatten wie wir, warum sollte es dann „unterentwickelten“ Naturvölkern unmöglich sein, die Wörter zu erfinden, die sie benötigen, um sich adäquat ausdrücken zu können? Generell bewertet Bréal aber nicht positiv oder negativ, sondern bringt lediglich längere kulturelle Entwicklung mit weiter gediehenem Sprachentwicklungsgrad in Verbindung.

So seien z.B. Synonyme stärker differenziert je höher der Grad der Zivilisation (cf. BRÉAL 1924:37)<sup>136</sup>. In erster Linie seien die indo-germanischen Sprachen zu Abstrakta fähig (cf. BRÉAL 1924:251); auch die Fähigkeit zum Bildlichen und zur Metaphorisierung liege eher den *nations avancées* nahe, was aus heutiger Sicht sicherlich nicht haltbar ist. Aus der Vorstellung eines „fond commun de métaphores“ der europäischen Nationen, der wie eine „unité de culture“ alles zusammenhalte, spricht eindeutig der Mythologe in Bréal, was nicht weiter verwerflich ist, aber es klingt schon etwas überheblich und fast vorwurfsvoll, wenn er den europäischen „aînés“ die Nationen unterordnet, die sich erst später zivilisiert haben und Metaphern übernehmen.

Insgesamt stehe die indo-germanische Sprachfamilie „au degré supérieur de l'échelle“ (BRÉAL 1924:82). Wenn Bréal von „nos langues“ oder generell „nous“ spricht, identifiziert er sich entweder mit einem Teil der Bevölkerung, der ganz bewusst mit Sprache umgeht (cf. Kapitel 1.7.8), oder aber mit den Sprechern anderer europäischer Sprachen, die schon einen höheren Grad der Entwicklung erreicht haben als z.B. die Sprachen amerikanischer Naturvölker<sup>137</sup>.

Formulierungen wie „[l]'élargissement du sens est un phénomène normal, qui doit avoir sa place chez tous les peuples dont la vie est intense et dont la pensée est active“ (BRÉAL 1924:123) sind kein Einzelfall und differenziert zu betrachten. In Zusammenhang mit den *groupes ar-*

---

<sup>136</sup> Zu den jeweiligen Prozessen cf. genauer STORK 2001.

<sup>137</sup> Cf. DELESALLE 1988a:51s. und DELESALLE/CHEVALIER 1986:293s.

*ticulés* führt er z.B. an, die *peuples peu avancés* hätten Schwierigkeiten, sich zu verständigen und ihre Vorstellungen im Geist wach zu halten, da ihnen die richtigen Wörter dafür fehlten: „ne trouvant aucun appui à leur pensée, ils ont de plus grands efforts à faire pour la maintenir présente à l’esprit et pour en rester maîtres.“ (BRÉAL 1924:175).

Bréal betrachtet aber ausdrücklich alle Formen menschlicher Sprache als Gegenstand der Sprachwissenschaft, sowohl die der zivilisierten als auch die der „primitiven“ Völker<sup>138</sup>. Wie Saussure macht er diatopisch keinen Wertunterschied und genauso wenig diaphasisch<sup>139</sup>. Das sollte man sich vor Augen halten, wenn man bedenkt, dass selbst die modernen europäischen Sprachen drei Jahrhunderte gebraucht haben, bis sie als würdige wissenschaftliche Gegenstände Anerkennung gefunden haben<sup>140</sup>. Bréal hierarchisiert zwar die Zivilisationen<sup>141</sup> nach ihrem mehr oder weniger entwickelten Entwicklungsgrad, aber das hält ihn nicht davon ab, auch innerhalb einer Nation Intelligenz- oder Begabungsgrade (cf. BRÉAL 1924:37s.) zu unterscheiden, wobei er sich nicht unbedingt auf Gesellschaftsschichten bezieht.

Stork sieht bei Bréal eine deutliche Zweiteilung des Volkes<sup>142</sup> in „masse indistincte“ und „maîtres“ (Elite aus Schriftstellern und Grammatikern). Sicherlich muss man den Umgang mit Sprache der großen Masse des Volkes von dem der Sprecher, die sich „von Berufs wegen“ mit ihr beschäftigen, unterscheiden. Dies darf aber nicht in dem Sinne ausgelegt werden, dass Bréal den Wunsch hege, die Sprachentwicklung Autoritäten unterzuordnen, wie Stork es auffasst<sup>143</sup>. Dies geschieht auf ganz natürliche Weise; die breite Masse benutzt die Sprache ihrer Vorbilder, d.h. z.B. der Schriftsteller.

Nous sommes la foule, qui habillons notre pensée du vêtement créé par eux [les inventeurs]; nous usons de ce vêtement et nous l’usons. Par nous-mêmes, nous ne pouvons contribuer que peu de chose au développement du langage; encore est-ce seulement sous la direction de ces maîtres. (BRÉAL 1924:277)

Die Formulierung „sous la direction de ces maîtres“ (und der gesamte Zitatausschnitt) sind nicht Bréals eigene Worte, sondern er karikiert Adolf Noreen! Bréal kann zu seiner Zeit über dieses Autoritätsdenken

---

<sup>138</sup> Deswegen versteckt Bréal sich aber nicht hinter dem sakrosankten Dogma der Objektivität der Wissenschaft, um eine Kontamination mit der Politik zu umgehen, wie BAGGIONI 2000 ihm vorwirft (49).

<sup>139</sup> Cf. SAUSSURE 1973:20.

<sup>140</sup> Cf. AUROUX 1996:340s.

<sup>141</sup> Cf. STORK 2001:478.

<sup>142</sup> Cf. STORK 2001:483.

<sup>143</sup> Cf. STORK 2001:483.



nur (müde) lächeln und zeigt auf, wie weit ein derartiges Denken vom damaligen Wissensstand entfernt ist (cf. BRÉAL 1924:276)! Stork versucht trotzdem eine soziologische Erklärung für Bréals Differenzierung zweier qualitativ unterschiedlicher Gruppen von Sprachnutzern<sup>144</sup>; er könne beeinflusst sein durch die politischen und gesellschaftlichen Umwälzungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: der deutsch-französische Krieg, die Pariser Kommune und schließlich die Gründung der Dritten Republik. All diese Veränderungen würden die Herausbildung einer starken Mittelschicht bewirken, so dass die Trennung zwischen (niedерem) Volk und Elite immer weniger scharf hervortrete. Bréal könne also gewissermaßen verunsichert sein durch diese einschneidenden Ereignisse, zu denen weiter die Industrialisierung, aber z.B. auch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht zählten<sup>145</sup>. Stork folgt in ihrer soziologischen Erklärung Delesalle/Chevalier, die von einem „rejet de l'évolution sociale de son temps“<sup>146</sup> sprechen.

Innerhalb der europäischen Sprachen erfährt das Französische eine besondere Hervorhebung, z.B. durch seinen vermeintlichen „ordre logique“ in der Syntax. Die französische Sprache biete sich in den Augen Bréals als allgemeine Verkehrssprache deswegen an, weil ihre Syntax unkomplizierter sei als in vielen anderen Sprachen<sup>147</sup>: „Nos aïeux ont si bien fait, qu'une phrase française, régulièrement construite, ne peut avoir deux sens. [...] Ce qui ne veut pas dire que la parfaite clarté ne soit pas possible ailleurs“ (BRÉAL 1901a:239).

Außerdem besitzen Sprachen, die eine literarische Tradition aufweisen können<sup>148</sup>, eine Stütze zur Konservierung der Formen, was Bréal nur dann für negativ befindet, wenn er zum Zweck der Untersuchung auf eine möglichst unbeeinflusste Entwicklung Wert legt.

Insgesamt scheint Bréal jedoch kein radikaler Nationalist zu sein. Auch die vorsichtigere Bezeichnung „racisme linguistique“<sup>149</sup> trifft auf Bréal nicht wirklich zu. Schogt bezeichnet ihn als „extrêmement ethnocentrique“ und wirft ihm vor, nicht „politiquement correct“<sup>150</sup> zu sein, was einem unsäglichen Anachronismus gleichkommt. Bréal will dem Einfluss der Sprache auf das politische Zusammenleben und Funkzionieren einer Nation nicht zuviel Bedeutung beimessen, „[i]l en est du

---

<sup>144</sup> Cf. STORK 2001:486.

<sup>145</sup> Cf. STORK 2001:486.

<sup>146</sup> DELESALLE/CHEVALIER 1986:293.

<sup>147</sup> Bréal übernimmt diesen Gedanken von den Enzyklopädisten, wie z.B. Beauzée, cf. MONREAL-WICKERT 1977:25-94, insbesondere 53, 66 (zum *ordre naturel*).

<sup>148</sup> Wobei auch kleinere überlieferte Texte oder Lieder als ausreichende Tradition gelten können.

<sup>149</sup> Cf. BOUTAN 1998:170.

<sup>150</sup> SCHOGT 1990:28 und 31.

langage comme de certains organes de notre corps: y trop penser, c'est déjà un signe de malaise" (BRÉAL 1891b:635). Das Nationalitätsprinzip habe sowohl gute als auch schlechte Effekte: es befriedige den Instinkt der Massen, aber aus derselben Ideenfabrik stamme die antisemitische Bewegung<sup>151</sup>.

Bréal sieht aber auch, dass Sprachgrenzen nicht mit politischen Grenzen zusammenfallen müssen; es sind andere Dinge, die eine Nation zusammenhalten. In diesem Zusammenhang wird klar, dass Bréal Schüler von Ernest Renan ist, der 1882 in der Sorbonne den Vortrag mit dem Titel „Qu'est-ce qu'une nation?“<sup>152</sup> hält. Renan stößt sich v.a. an der Vermischung der Konzepte von Nation und Rasse. Der Nationsbegriff in diesem Sinne ist damals etwas gänzlich Neues in der Geschichte<sup>153</sup>.

Renan fragt sich, was genau eine Nation definiert außer dem Zusammenhalt der Bevölkerung, aus der sie besteht. Interessanterweise nennt er zunächst als Hauptgrund das Vergessen (cf. das Vergessen der etymologischen Bedeutung als notwendige Voraussetzung für das Funktionieren der sprachlichen Zeichen). Die Individuen einer Nation hätten viele Gemeinsamkeiten, aber v.a. verbinde sie ein gemeinsames Vergessen, so dass historische Forschungen fast eine Gefahr für die Einheit der Nation darstellen könnten. Auf welchem Kriterium basiert die Nation also? Renan nennt die Rasse, die Sprache, Interessen, geographische Gegebenheiten und die Religion.

Bis auf den Artikel «Le langage et les nationalités» von 1891 äußert Bréal sich wenig systematisch über sein Verständnis von der Beziehung zwischen Sprache und Nationalgefühl<sup>154</sup>. Er ist sehr vorsichtig, indem er keine linguistischen Argumente zur Verteidigung des Nationalitätsprinzips zulassen will. Die Sprache ist nicht die notwendige Bedingung für Nationalitätsgefühl.

Une telle manière de voir, qui, en apparence, rehausserait l'importance du langage, aurait au contraire pour effet d'en amoindrir la dignité. [...]

---

<sup>151</sup> Deren Auswirkungen Bréal am eigenen Leib erfahren musste in Form der Schwierigkeiten, die er angetroffen hat, um als Jude in die ENS aufgenommen zu werden oder in den Reaktionen auf sein Engagement bezüglich der Dreyfus-Affäre.

<sup>152</sup> RENAN 1882 (im Internet). In dieser Rede nahm Renan schon damals die Idee der Europäischen Gemeinschaft vorweg.

<sup>153</sup> „À l'époque de la Révolution française, on croyait que les institutions de petites villes indépendantes, telles que Sparte et Rome, pouvaient s'appliquer à nos grandes nations de trente à quarante millions d'âmes. De nos jours, on commet une erreur plus grave: on confond la race avec la nation, et l'on attribue à des groupes ethnographiques ou plutôt linguistiques une souveraineté analogue à celle des peuples réellement existants.“ (RENAN 1882) (im Internet).

<sup>154</sup> Cf. DESMET/SWIGGERS 2000:30.

Ce qui constitue les nations, c'est quelque chose de plus profond et de plus intime que la ressemblance du vocabulaire. (BRÉAL 1891b:632s.)

Die Sprache ist weder angeboren noch erblich, sie begründet keine nationale Zugehörigkeit: „S'il est vrai qu'il existe une faculté générale du langage, l'hérédité de tel ou tel idiome en particulier est une fiction.“ (BRÉAL 1891b:620). Die Sprache sei ein Erkennungszeichen, jedoch rechtfertige sie nicht die Nation. Ferner könnten Sprachen auch kein Grund sein für die Spaltung von Nationen, es seien vielmehr die verschiedenen Interessen, die Bevölkerungsgruppen voneinander entfernen (cf. BRÉAL 1901a:243).

Bréals Beweis dafür, dass die Sprache nicht „l'emblème essentiel de la nation“ ist, ist die Tatsache, dass er auch „régions transfrontalières“<sup>155</sup> in Betracht zieht, in denen sich die Sprachen überlappen (und evtl. sogar mischen, auch wenn er dies nicht explizit sagt, was sich aber bei Schuchardt findet). In diesem Sinne lässt sich kaum behaupten, Bréal führe einen rassistischen Diskurs. Seine Konzeption in Bezug auf Sprache, Rasse und Nationalität ist vielmehr humanistisch<sup>156</sup>: „Par antiquité des langues indo-européennes je n'entends pas l'antiquité d'une race, chose difficile à concevoir et à comprendre, mais l'antiquité d'une civilisation.“ (BRÉAL 1924:89).

Bréal stellt zwar die *races humaines* nicht in Frage, lehnt es aber ab, sie als konstitutiv für die Nation anzusehen<sup>157</sup>; ganz im Gegensatz zu Humboldt und der deutschen Tradition, die im Rahmen der komparativen Sprachwissenschaft als nationalistische Linguistik angesehen werden kann. Ungewöhnlich zu seiner Zeit ist auf jeden Fall Bréals Zweifel an der unbedingten Beziehung zwischen Sprache und Rasse: „Il n'y a rien [dans la langue] qui puisse être assimilé aux caractéristiques physiques par lesquelles on reconnaît une race“ (BRÉAL 1891b:630).

Renan räumt ein, dass die Rasse ein gewisses Zusammengehörigkeitsgefühl legitimiere. Doch die ethnographische Begründung dürfe nicht die einzige sein und treffe z.B. allein für Frankreich und Deutschland nicht zu: „La France est celtique, ibérique, germanique. L'Allemagne est germanique, celtique et slave.“<sup>158</sup> Schon im 19. Jahrhundert ist also das Bewusstsein dafür da, dass es in den modernen Nationen gar keine reinen Rassen geben kann. Was Renan über die Rasse ausführt, gelte gleichermaßen für die Sprache: eine gemeinsame

---

<sup>155</sup> BAGGIONI 2000:54.

<sup>156</sup> BOUTAN 1998:60.

<sup>157</sup> Cf. BOUTAN 1998:169.

<sup>158</sup> RENAN 1882 (im Internet).

Sprache schaffe ein Band, das aber niemanden zur Verbindung zwin-  
ge<sup>159</sup>.

Auch Saussure wird die Rasse als anthropologisches Kriterium ablehnen<sup>160</sup>: Die Artikulationsorgane sind bei allen Menschen dieselben, Unterschiede kann man nur in sozialen Faktoren suchen. Ebenso will Müller die Klassifizierung der Sprachen nicht mit Rassenunterschieden mischen<sup>161</sup>.

Bei allen Unterschieden der Völker in ihren Sitten, Religionen, etc. entdeckt Bréal gewisse Ähnlichkeiten, eine rassenübergreifende Universalität der indogermanischen Sprachfamilie.

La conformité des idiomes, pareille à ces antiques symboles que les Grecs emportaient en signe de parenté ou d'alliance, a fait reconnaître comme frères des peuples séparés les uns des autres par la distance, par les mœurs, par la religion et par la diversité de leur destinée. En même temps se sont expliquées certaines affinités profondes, certaines ressemblances d'aptitude et de génie, qui caractérisent les races aussi bien qu'elles distinguent les nations et les personnes, et qui empêchent de confondre le groupe indo-européen, considéré dans son ensemble, avec le groupe sémitique, et avec les autres fractions de la famille humaine. (BRÉAL 1864:46s.)

Was sich bei Bréal als „ressemblances d'aptitude et de génie“ äußert, nennt Renan die Nationen übergreifende „culture humaine“:

Cette considération exclusive de la langue a, comme l'attention trop forte donnée à la race, ses dangers, ses inconvénients. Quand on y met de l'exagération, on se renferme dans une culture déterminée, tenue pour nationale; on se limite, on se claquemure. On quitte le grand air qu'on respire dans le vaste champ de l'humanité pour s'enfermer dans des conventicules de compatriotes. Rien de plus mauvais pour l'esprit; rien de plus fâcheux pour la civilisation. N'abandonnons pas ce principe fondamental, que l'homme est un être raisonnable et moral, avant d'être parqué dans telle ou telle langue, avant d'être un membre de telle ou telle race, un adhérent de telle ou telle culture. Avant la culture française, la culture allemande, la culture italienne, il y a la culture humaine.<sup>162</sup>

Bréal bedauert die im 19. Jahrhundert neu aufkommenden nationalistischen Bestrebungen und die sich daraus ergebenden Konflikte: „le progrès consiste à affranchir peu à peu les hommes des servitudes que

---

<sup>159</sup> „Les États-Unis et l'Angleterre, l'Amérique espagnole et l'Espagne parlent la même langue et ne forment pas une seule nation. Au contraire, la Suisse, si bien faite, puisqu'elle a été faite par l'assentiment de ses différentes parties, compte trois ou quatre langues.“ (RENAN 1882) (im Internet).

<sup>160</sup> Cf. WUNDERLI 1990:72.

<sup>161</sup> Cf. DESMET 1996:119.

<sup>162</sup> RENAN 1882 (im Internet).

résumé en eux les mots de race et de naissance“ (BRÉAL 1891b:633). Die Schaffung moderner demokratischer Staaten geht sicherlich einher mit der Entwicklung nationalistischen Ideenguts, aber Bréal kritisiert, dass linguistische Argumente vorgebracht werden, um nationalistische Prinzipien zu verteidigen. Der entscheidende Faktor für Bréal ist das kollektive Bewusstsein: „il ne faut pas chercher dans l’histoire ou la langue d’un peuple à quelle nationalité il appartient; c’est à sa conscience qu’il faut le demander. C’est la conscience seule qui dit de quelle nation il est“ (BRÉAL 1891b:633).

Humboldt und Fichte hätten Recht damit gehabt, auf die Verbindung von sprachlicher und moralischer kollektiver Identität hinzuweisen, seien aber falsch interpretiert und missbraucht worden. In ihrem Sinne unterstreicht auch Bréal den Einfluss der Sprache auf Geist und Seele des Volkes.

Que des hommes ayant le même passé, les mêmes coutumes, les mêmes aspirations, prennent l’identité de la langue à témoin de leur identité morale et, au nom de cette communauté s’étendant à tous les moments de leur vie, réclament le droit d’être réunis sous les mêmes lois; en cela, ils ne détournent pas le langage de son vrai rôle, puisqu’il ne figure point pour son propre compte, mais comme preuve à l’appui d’un ensemble de faits, comme expression visible de l’unité des sentiments et des volontés. (BRÉAL 1891b:632)

Bréals Lehrer Renan argumentiert auch mit der Volksseele und kommt zudem Bréals Maximen mehr als nahe, wenn er den menschlichen Willen als Hauptursache allen Zusammenhalts und als Definitionsprinzip der Nation anführt: „Il y a dans l’homme quelque chose de supérieur à la langue: c’est la volonté.“<sup>163</sup>

Der Nationsbegriff kann also nicht über einzelne Parameter wie Sprache, Rasse oder Religion definiert werden. Die Nation selbst kann sich sogar nicht einmal selbst als solche erklären. Sie entsteht durch

---

<sup>163</sup> RENAN 1882 (im Internet). „[...] l’homme fournit l’âme. L’homme est tout dans la formation de cette chose sacrée qu’on appelle un peuple. Rien de matériel n’y suffit. Une nation est un principe spirituel, résultant des complications profondes de l’histoire, une famille spirituelle, non un groupe déterminé par la configuration du sol. Nous venons de voir ce qui ne suffit pas à créer un tel principe spirituel: la race, la langue, les intérêts, l’affinité religieuse, la géographie, les nécessités militaires. Une nation est une âme, un principe spirituel. Deux choses qui, à vrai dire, n’en font qu’une, constituent cette âme, ce principe spirituel. L’une est dans le passé, l’autre dans le présent. L’une est la possession en commun d’un riche legs de souvenirs; l’autre est le consentement actuel, le désir de vivre ensemble, la volonté de continuer à faire valoir l’héritage qu’on a reçu indivis. [...] Avoir des gloires communes dans le passé, une volonté commune dans le présent; avoir fait de grandes choses ensemble, vouloir en faire encore, voilà les conditions essentielles pour être un peuple.“

einen historischen Prozess, in dem viele Gemeinsamkeiten zusammenkommen, der aber nicht geleitet ist.

Une nation est donc une grande solidarité, constituée par le sentiment des sacrifices qu'on a faits et de ceux qu'on est disposé à faire encore. Elle suppose un passé; elle se résume pourtant dans le présent par un fait tangible: le consentement, le désir clairement exprimé de continuer la vie commune. L'existence d'une nation est (pardonnez-moi cette métaphore) un plébiscite de tous les jours, comme l'existence de l'individu est une affirmation perpétuelle de vie.<sup>164</sup>

Das Bild vom ständigen Plebiszit darf nicht wörtlich genommen werden, die Nation entspringt schließlich keiner „Verabredung“. Aber sie hat mit der Sprache als Institution einen Entstehungsprozess gemeinsam, den man mit Kellers Worten als invisible-hand-Prozess beschreiben könnte und der durch den Willen der Summe der Individuen getragen wird.

Je me résume, Messieurs. L'homme n'est esclave ni de sa race, ni de sa langue, ni de sa religion, ni du cours des fleuves, ni de la direction des chaînes de montagnes. Une grande agrégation d'hommes, saine d'esprit et chaude de cœur, crée une conscience morale qui s'appelle une nation. Tant que cette conscience morale prouve sa force par les sacrifices qu'exige l'abdication de l'individu au profit d'une communauté, elle est légitime, elle a le droit d'exister.<sup>165</sup>

In diesem Sinne kann das Verständnis von Nation nie ein Negatives sein und nicht zu rassistischen Überlegungen im Hinblick auf andere Nationen führen. Der Nationsbegriff soll nicht der Abgrenzung nach außen dienen, sondern beschreibt vielmehr ein Prinzip des inneren Zusammenhalts.

Das Nationalitätsprinzip funktioniert nur positiv im Rahmen einer freiheitlichen und egalitären Politik, ansonsten wird Kulturvielfalt unterdrückt: „Aucune originalité nationale ne survit, au sens où elle le voudrait; mais aucune ne périt tout à fait, si elle a servi aux fins suprêmes de l'humanité.“ (BRÉAL 1891b:639). So wie es im 19. Jahrhundert gehandhabt wird, kommt das Nationalisierungsbestreben für Bréal einem Rückschritt in der Entwicklung freier Nationen gleich. Positiv am Nationalitätsprinzip sei einerseits, dass es die sozialen Klassen eine<sup>166</sup>, andererseits berge es die Gefahr, dass Minderheiten vernachlässigt oder gar ausgelöscht würden. Dabei stünden aber nicht unbedingt Sprachunterschiede am Anfang von Konflikten; im Gegenteil: sprachliche Ver-

---

<sup>164</sup> RENAN 1882 (im Internet).

<sup>165</sup> RENAN 1882 (im Internet).

<sup>166</sup> Cf. DESMET/SWIGGERS 2000:33.

schiedenheit könne laut Bréal als Harmonisierungs- und Annäherungsfaktor wirken:

Jersey et Guernesey, quoique parlant normand, le pays de Galles, quoique parlant celte, ne demandent pas à se séparer de la Grande-Bretagne. L'Alsace, qui avait conservé son ancien parler germanique, était la plus fidèle et la plus patriote de nos provinces françaises. (BRÉAL 1891b:634)

Für die einzelnen Fälle könnten aus heutiger Sicht natürlich ganz andere Argumente vorgebracht werden. In vielen aktuellen Situationen ist die Sprache außerdem leider doch einer der wichtigsten Konfliktfaktoren, man denke allein an den Sprachenstreit in Belgien.

Schuchardt interpretiert die Denationalisierung mancher Völker als progressive und sogar friedliche Adaptation an andere Kulturen<sup>167</sup>. Das Problem der Sprachen und Nationalitäten manifestiert sich in der Korrespondenz von Bréal und Schuchardt. In Bréals erstem Brief über seine Lektüre von Schuchardts *Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches* zeigt sich Bréals „position d'œcuménisme linguistique“<sup>168</sup>: „Dans un temps où l'on creuse des chemins de fer sous les Alpes, pourquoi les populations voisines et ayant besoin les unes des autres n'arriveraient-elles pas à se rejoindre à travers la différence des idiomes?“<sup>169</sup> Die Sprache kann und – man möchte fast sagen – darf für Bréal kein Kriterium sein, das die Menschen voneinander trennt, oder gar in oppositionelle Lager spaltet. Die Sprache diene oft nur als Vorwand, wenn eigentlich ganz andere Ambitionen als Begründung herangezogen werden müssten:

Je suppose que la langue sert de prétexte et de manteau à des revendications d'un autre ordre et plus réelles, car je ne puis m'imaginer que des peuples qui pendant des siècles ont vécu ensemble, se disputent et se divisent pour une question de lexique. Il doit y avoir là dessous des ambitions et des intérêts.<sup>170</sup>

---

<sup>167</sup> Cf. *Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches* (1884).

<sup>168</sup> DESMET/SWIGGERS 2000:34.

<sup>169</sup> Erster Brief von Bréal an Schuchardt vom 12.3.1889, cf. DESMET/SWIGGERS 2000:34.

<sup>170</sup> Brief von Bréal an Schuchardt vom 26.8.1889, cf. DESMET/SWIGGERS 2000:35. Im 14. Brief an Schuchardt kehrt dieselbe Argumentation zurück. Sprechergemeinschaften oder auch Religionsgemeinschaften werden als Vorwand benutzt, um v.a. materielle und territoriale Ansprüche durchzusetzen: „On fait jouer aux idiomes en cette fin de siècle le même rôle qu'il y a trois cents ans aux différences de religion. Au fond, c'est un prétexte, un mot d'ordre qui cache des intérêts et des ambitions d'une nature beaucoup plus matérielle. C'est la simple et éternelle histoire: «Ôte-toi de là que je m'y mette.»“ (37).

Für Bréal vermischen sich leider viele Begriffe zu seiner Zeit, die je nach Bedarf eingesetzt würden, um gewisse Ambitionen zu rechtfertigen: „Nationalité, nation, peuple – tout cela, en français, est à peu près synonyme et peut s’employer l’un pour l’autre.“<sup>171</sup> Schuchardt geht sogar so weit, eine Definition als Sprach- oder Kulturgemeinschaft an die Stelle der Nation setzen zu wollen, die für ihn noch weniger Existenzberechtigung hat als für Bréal:

Eine scharfe Definition des Ausdruckes „Nation“ ist nicht möglich; ich verstehe darunter – und ebenso unter „Volk“ – eine Sprachgemeinschaft die meistens zugleich eine Kulturgemeinschaft bedeutet.<sup>172</sup>

Man muss eingestehen, dass Bréal auch nicht von allen Vorurteilen seiner Epoche frei ist. Er stellt die Sprachen Europas über die der Kolonien<sup>173</sup>, was aber nicht heißt, dass er dies als politisches Argument benutzt, um den Kolonialismus mit Hilfe der Linguistik zu rechtfertigen. Er will zwar die alten und modernen europäischen Sprachen nicht hierarchisieren<sup>174</sup>, aber er praktiziert doch einen gewissen „européocentrisme“<sup>175</sup>. Eigenheiten anderer nicht-indo-germanischer Sprachen werden als überflüssige Distinktionen abgehandelt.

In der Frage nach einer „langue auxiliaire commune“ (BRÉAL 1901a:230), nach der in Wissenschaft, Wirtschaft, Industrie und Politik ein manifester Bedarf besteht, sieht Bréal auch einen moralischen Nutzen: da viele Vorurteile gegenüber dem Fremden nur von Unkenntnis der Sprache des anderen und damit Unwissenheit über seine Kultur und Mentalität herrühren, könnte eine gemeinsame Verkehrssprache helfen, Vorurteile abzubauen und somit die transnationalen Beziehungen verbessern und einen für alle fruchtbringenden Austausch ermöglichen.

Da durch die Maßnahme der Festlegung einer *lingua franca* niemand seiner eigenen Sprache enteignet werden soll, stellt sich die Frage der Wahl zwischen den bestehenden Sprachen: „C’est ici que l’embarras du choix va commencer.“ (BRÉAL 1901a:234). Bréal macht unleugbar einen Unterschied zwischen *langues anciennes* und *langues vivantes*; er versteht

[...] le grec et le latin comme moyen d’éducation pour une partie de la jeunesse; l’anglais et l’allemand pour tout le monde, comme moyen de

---

<sup>171</sup> Cf. DESMET/SWIGGERS 2000:37.

<sup>172</sup> SCHUCHARDT 1884; zit. nach DESMET/SWIGGERS 2000:37.

<sup>173</sup> Cf. BOUTAN 2000:66.

<sup>174</sup> Cf. BOUTAN 2000:66.

<sup>175</sup> BOUTAN 1998:170 und cf. STORK 2001:484.



communication et instrument d'échange entre les peuples. (BRÉAL 1886:253)

Das bedeutet aber nicht, dass für Bréal eine Hierarchie zwischen *langues anciennes* und *langues vivantes* bestünde. Wenn er äußert, dass eine der modernen Sprachen doch besser geeignet wäre, dann einfach aus dem Grund, dass sie den modernen Zeiten logischerweise auch besser angepasst sei: „Les langues modernes étant généralement plus chargées de sens que les anciennes (pour cette raison fort simple que l'expérience du genre humain est plus longue)“ (BRÉAL 1924:152).

Innerhalb der bestehenden modernen Sprachen hätte das Russische zahlenmäßig die größte Berechtigung, ausgewählt zu werden (cf. BRÉAL 1901a:235). Die Deutschen würden ihre Sprache selbst *Weltsprache* nennen, was Bréal zu der Bemerkung verleitet, dass sie ein wenig von ihrem hohen Ross herunterkommen könnten. Die Deutschen hätten eine Schrift behalten, die andere Völker seit dem 16. Jahrhundert aufgegeben hätten und zwingen sich, wissenschaftliche Termini überflüssigerweise einzudeutschen, die schon längst gebräuchlich seien. Zudem sei die deutsche Grammatik zu schwierig mit all ihren Flexionen und die Lexik unüberschaubar mit ihren nicht enden wollenden Komposita. Dem Deutschen fehle das Kosmopolitische, es entwickle sich zu langsam und zu abgeschottet: „Par la valeur de ses penseurs et de ses écrivains, l'allemand est devenu indispensable à tout homme d'étude, mais il est trop resté chez lui en sa lente croissance“ (BRÉAL 1901a:236).

Zur englischen Sprache greift Bréal die Frage von Zeitgenossen auf, ob sie schön sei. Aber was mache die Schönheit einer Sprache aus; „Qu'appelle-t-on beau?“

Nous croyons que, pour une langue, la beauté c'est d'enfermer sous le moindre volume le plus de force utile, je veux dire le plus de signification possible. [...] il lui faut la célérité et la puissance, plutôt que le poids des matériaux et la large dimension des formes. (BRÉAL 1901a:238)

Den Italienern rechnet Bréal hoch an, dass sie kosmopolitischer seien als die Franzosen<sup>176</sup>. Dies sei zwar kein Argument für die Wahl der italienischen Sprache, aber es sei ein Beweis dafür, dass die Franzosen auch mehr Schwierigkeiten hätten, Fremdsprachen zu lernen.

Bréal schlägt vor, das Englische und das Französische verbindlich zu machen und zwischen Frankreich, England und den USA einen Pakt zu schließen, so dass die je andere Sprache als obligatorische Fremd-

---

<sup>176</sup> Cf. Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 2.2.1865, zit. nach CIUREANU 1955:454.

sprache unterrichtet werde (cf. BRÉAL 1901a:239s.). Deutschland stünde in diesem Projekt natürlich außen vor und sähe diesen Vertrag nicht gerne, doch ist Bréal zuversichtlich, dass die realistischen Deutschen schon die Vorteile erkennen und die Befriedigung ihrer Selbstliebe hinten an stellen würden, da die meisten Deutschen ja schon eine der beiden Sprachen oder sogar beide beherrschten, womit er wohl übertrieben optimistisch ist.

Welcher Sprache auch immer der Vorrang gegeben wird, das Wichtigste ist für Bréal die Verständigung. Das Projekt einer verbindlichen Verkehrssprache für alle Völker verdient nach ihm allen Respekt, da die Bestrebungen nach allgemeiner Verständigung Ende des 19. Jahrhunderts in erster Linie zeigen, dass ein Interesse besteht, sich für andere Nationen zu öffnen, von ihnen zu lernen und daraufhin möglicherweise sogar kulturelle Stereotypen zu korrigieren und die nationale Entwicklung auf jeder Ebene voranzubringen. „Nous sommes au bout de notre voyage de circumnavigation linguistique. Si les projets diffèrent entre eux, le but est le même, et les mobiles sont également dignes de sympathie.“ (BRÉAL 1901a:246).

#### 1.4.6 Uniformitätsannahme

Bréal kritisiert an den Ausführungen Schleichers, dass dieser zeitübergreifende Phänomene verkenne<sup>177</sup> und bezeichnet dies als einen ungerichtfertigen Anti-Uniformitarismus<sup>178</sup>. Für Bréal sind gute historische Kenntnisse und eine uniformitaristische Herangehensweise für die Untersuchung der Sprache unentbehrlich. Durch das Zugrundelegen des Uniformitätsprinzips erwirkt Bréal die Loslösung von der Dekadenz der Sprachentwicklung<sup>179</sup>.

Nichts spricht dafür, dass die für uns beobachtbaren Entwicklungen völlig anderen Gesetzmäßigkeiten gehorchen als die seit langem abgeschlossenen. Bréal will nicht dem Glauben verfallen, dass ein Phänomen genau in dem Moment zum ersten Mal aufgetreten sein müsse, wo es für den Linguisten beobachtbar werde: „il serait hasardeux de croire que ce mouvement avait pris naissance justement à l'époque où les faits deviennent pour nous observables“ (BRÉAL 1877a:387).

Deswegen wäre es sinnvoll, „que nous supposions dans le passé le plus lointain l'existence des mêmes lois dont nous aurons observé l'action durant la période qui est ouverte à nos regards“ (BRÉAL 1883b:132s. – Cf. auch 1879:1010b). Bréal geht davon aus, dass man dem Menschen zu jeder Epoche potenziell dieselben Fähigkeiten zu rechnen kann.

Si la linguistique est devenue une science, c'est en partant de cette idée, que, pour connaître le passé, il faut observer le présent, et que l'intelligence humaine, en ses traits généraux et en ses aptitudes, n'a pas été, au fond, différente autrefois de ce qu'elle est aujourd'hui (BRÉAL 1895b:281).

Nous n'avons pas le droit de supposer aux époques reculées des nos langues un esprit d'ordre, une puissance créatrice, une force plastique qui ne se trouve pas aux époques directement accessibles (BRÉAL 1898c:453).

Saussure geht im selben Geiste sogar ausdrücklich bis auf den Sprachursprung zurück:

[...] c'est une idée très fausse que de croire que le problème de l'origine du langage soit un autre problème que celui de ses transformations. Ce serait un autre problème si l'on supposait que d'autres forces ont agi

---

<sup>177</sup> Cf. DESMET/SWIGGERS 1995:237s.

<sup>178</sup> Die uniformitaristische Methode unterstellt der Sprache grundsätzlich, dass sie in der Vergangenheit ähnlichen Entwicklungen unterlegen haben muss wie sie heute beobachtbar sind. – Cf. dazu auch MAES 1986:21s. und NERLICH 1990a:58s.

<sup>179</sup> Cf. DE PALO 2001a:26.

autrefois dans le langage, dont nous ne pouvons nous faire aucune idée d'après ce qui se passe aujourd'hui quand nous parlons, mais cette supposition est aussi arbitraire qu'in vraisemblable<sup>180</sup>.

Bréal weigert sich, zwischen historischer und prähistorischer Zeit zu trennen und plädiert für eine kontinuierliche Entwicklung der Sprache (cf. auch BRÉAL 1878c:2 und 1883b:132s.).

Schon bei Condillac trifft man auf ein uniformitaristisches Prinzip: „il faut que le système des langues soit par le fond le même partout“<sup>181</sup>. Für Condillac sind die menschlichen Bedürfnisse der Seinsgrund der Sprache<sup>182</sup>, und da sich alle Menschen in ihrer Art zu fühlen und in ihren Bedürfnissen gleichen, sind diese allgemeinen Charakteristika der erste Grund für allen Wandel.

Tous les hommes se ressemblent par l'organisation, par la manière de sentir, et par les besoins de première nécessité. De-là résulte un caractère général, qui influe sur tout ce qui leur arrive. Ce caractère est le même par-tout; et par conséquent, il tend à produire par-tout les mêmes effets. C'est la première cause des événements.<sup>183</sup>

Auch Bréal begründet die Wahl der sprachlichen Mechanismen mit den Bedürfnissen der Sprecher, die zu keiner Zeit Mittel suchen, die komplizierter wären als nötig: „cet agencement, né de besoins élémentaires, s'est perfectionné par les moyens les plus simples“ (BRÉAL 1901a:284).

Taine arbeitet im Geiste eines „réalisme scientifique“, der seiner Wertschätzung für das 18. Jahrhundert entspringt und dessen Hauptcharakteristikum neben dem Verwerfen der Romantik und des Organismus das Uniformitätsprinzip ist<sup>184</sup>. Dies gelte für die *sciences morales* oder *sciences historiques* allgemein<sup>185</sup>.

Der Geologe Charles Lyell, ein Freund von Darwin, hatte Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts das Uniformitätsprinzip in die Untersuchung der Entwicklung der Sprachen eingeführt<sup>186</sup>. War bei Cuvier die Geschichte der Erde noch eine Folge von Katastrophen, so beruft sich Müller auf die uniformitaristische Methode, wie sie in der Geologie zu finden sei<sup>187</sup>. Müller ist für die Sprachwissenschaft Verfechter der induktiven Methode, um grundlegende Prinzipien der Sprachent-

---

<sup>180</sup> ENGLER 1967-1974:3284.7 N1.2.

<sup>181</sup> CONDILLAC 1798: *Grammaire*:36.

<sup>182</sup> Cf. HOINKES 1999:178.

<sup>183</sup> CONDILLAC 1798:*Histoire ancienne*, O.P. II, 11a.

<sup>184</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:171.

<sup>185</sup> Dass Baggioni das Universalitätsprinzip der Aufklärung als teilweise naiv einstuft, widerspricht seitdem bis heute allen Erkenntnissen. (cf. BAGGIONI 2000:55).

<sup>186</sup> Cf. NERLICH 1999:449.

<sup>187</sup> Cf. DESMET 1996:128.

wicklung herauszufinden. Die Arbeitsweise, vom Bekannten auf Unbekanntes zu schließen, ist nichts anderes als von dem Grundprinzip auszugehen, dass das was heute beobachtbar ist, auch für ältere Epochen möglich sein muss<sup>188</sup>.

Litré ist einer der ersten, der für das Uniformitätsprinzip in der Sprachwissenschaft einsteht<sup>189</sup>, aber auch die Junggrammatiker, Whitney, A. Darmesteter oder Henry<sup>190</sup> gehen von einer Uniformitätsannahme aus. Aarsleff behauptet, Saussure habe befunden, dass Bopp und dessen Schüler dieses Prinzip missachtet hätten und stimme mit Bréal überein<sup>191</sup>. Bréal beruft sich allerdings im Positiven auf seinen Lehrer Bopp, der auch gegen die Hypothese gekämpft habe, dass Menschen damals andere Fähigkeiten gehabt hätten als zu seiner Zeit (cf. BRÉAL 1875b:xxvi).

Bréal vertritt schon sehr früh einen uniformistischen Standpunkt<sup>192</sup>. Anatole France hielt das Uniformitätsprinzip für typisch bei Bréal<sup>193</sup>; Saussure schreibt Bréal das Verdienst zu, das Uniformitätsprinzip auf die Sprachentwicklung angewandt<sup>194</sup> und damit die Komparatistik erneuert zu haben:

[...] comme Bréal l'a fait remarquer [...] peut-être le premier [...], nous ne pouvons sérieusement attribuer une autre essence à une racine ou suffixe indo-européen qu'à une racine ou suffixe français ou [ou] anglais. Car la vie du langage est toujours et partout la même.<sup>195</sup>

Auch Schuchardt unterstützt die These, dass überall auf der Welt gleiche oder ähnliche Wandelerscheinungen stattfinden<sup>196</sup>. Saussure wehrt sich wie Bréal nicht nur gegen die Unterscheidung heutiger sprachlicher Fähigkeiten von denen früherer Generationen. Er verweist zudem auf die moderne Alltagssprache (und nicht hochsprachliche Dokumente), an der sich die möglichen Mechanismen wunderbar ablesen ließen:

Observez ce qui se passe dans les langues d'aujourd'hui, dans le langage de tous les jours. N'attribuez aux périodes anciennes <de la langue> aucun <procédé ou> phénomène que ceux qui sont constatables dans le langage vivant<sup>197</sup>.

---

<sup>188</sup> Cf. DESMET 1996:109.

<sup>189</sup> Cf. NERLICH 1996a:410.

<sup>190</sup> Cf. DE PALO 2001a:31.

<sup>191</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:171.

<sup>192</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:433.

<sup>193</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:171.

<sup>194</sup> Cf. DE PALO 2001a:26.

<sup>195</sup> SAUSSURE, Ms. fr. 3970/c, zit. aus: VALLINI/ANGELI 1990:380.

<sup>196</sup> Cf. SWIGGERS 1989:85.

<sup>197</sup> ENGLER 1967-1974:2774 N7.

Speziell zum Phänomen der Bedeutungsverallgemeinerung oder -abstraktion erläutert Bréal die Unsinnigkeit der Hypothese, eine geistige Fähigkeit könne mit der Zeit verloren gehen: „Faut-il croire que nos ancêtres avaient une faculté d’abstraction qui ait été en diminuant chez leurs descendants? – Ce serait, je crois, une grande illusion.“ (BRÉAL 1924:140). Die sprachlichen Mittel, die die Menschen früherer Stadien genutzt haben, differieren nicht grundsätzlich von den unsrigen: „Tout s’est fait par des moyens qui ne sont pas si loin de nous.“ (BRÉAL 1901a:284).

Neben der Wahl des naheliegendsten Mittels spielt sicherlich auch das Streben der Sprecher nach Vereinheitlichung und Regelmäßigkeit über lange Zeiträume eine nicht zu unterschätzende Rolle: „La longue durée a été l’auxiliaire qui a tout lié et tout fondu. La régularité [...] est, en dernière analyse, l’œuvre du peuple, qui, par instinct, goûte la symétrie et aime les grands ensembles.“ (BRÉAL 1900a:284). Die Uniformitätsannahme wäre damit nicht nur ein wissenschaftliches Prinzip, sondern entspräche auch dem Bestreben der Sprechergemeinschaften (sogar in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge), keine zu heterogenen sprachlichen Auswüchse aufkommen zu lassen. Wenn auch keine Autorität über die regelhafte Entwicklung des Sprachguts wache, so sei der Sprachwandel doch nicht einem unbändigen Schicksal ausgesetzt. „La part de la fatalité, ou, pour parler plus exactement, de la non-liberté, est déjà assez grande dans la destinée humaine: ne l’exagérons pas sans raison!“ (BRÉAL 1900a:284).

## 1.5 Der «*Essai de sémantique*»

Der *Essai de sémantique* gilt als Hauptwerk Bréals<sup>1</sup> und ist nach seinen eigenen Aussagen über drei Jahrzehnte hindurch entstanden (cf. Kapitel 1.3.1), in denen er viele Beispiele gesammelt und seine theoretischen Ansätze überprüft und vertieft hat. Bréal misst seinem mit 65 Jahren verfassten Buch selbst eine große Bedeutung bei<sup>2</sup>, denn es dokumentiere eine Forschungsarbeit, die ihn sein Leben lang begleitet habe. Die Problematik hatte er schon in seinen ersten Veranstaltungen am Collège de France formuliert.

Blank bezeichnet den *Essai* als „die erste große wissenschaftliche Studie zur Historischen Semantik“<sup>3</sup>. Dessen ungeachtet birgt der *Essai* zu seiner Zeit „the seeds of further developments, and at the same time, the possibility of diverging developments“<sup>4</sup>. Er ist nicht nur ein Werk über Wortbedeutung, sondern breiter angelegt auf Sprachentwicklung allgemein<sup>5</sup>; „l’*Essai de Sémantique* de Bréal ouvrait des perspectives, traçait une route, celle qu’allaient emprunter Meillet et les futurs spécialistes de la sémantique diachronique“<sup>6</sup>. Hundert Jahre nach dem Erscheinen der Erstausgabe des *Essai* bleibt er heute noch grundlegend für einen Hauptgegenstandsbereich der Linguistik<sup>7</sup>, und ein Löwenanteil der Semantiker charakterisiert ihn als „obra inaugural de esta disciplina“<sup>8</sup>.

---

<sup>1</sup> In dieser Arbeit werden aber neben dem *Essai* als Hauptquelle sämtliche andere Publikationen Bréals herangezogen.

<sup>2</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:211.

<sup>3</sup> BLANK 1997:14. – Und mehr noch: „die fundierteste Gesamtdarstellung der Historischen Semantik im 19. Jahrhundert“ (1) oder Michel Bréals „großer Wurf“ (11).

<sup>4</sup> AUROUX/DELESALLE 1990:119.

<sup>5</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:435.

<sup>6</sup> NIVET 2000:122.

<sup>7</sup> Cf. BERGOUNIOUX/COSTE 2000:5.

<sup>8</sup> GARCÍA-HERNÁNDEZ 1998:148.

### 1.5.1 Rezeption, Auflagen, Übersetzungen

Die Leserschaft des *Essai* ist ursprünglich weder ein „public populaire“ noch „[des] lettrés cultivés tous azimuts“<sup>9</sup>, in Fachkreisen wird er jedoch breit rezipiert.

Il eut un très grand succès dans le public cultivé comme chez les philologues, [...] mais dans le camp des spécialistes, chez les linguistes eux-mêmes, il reçut un accueil partagé et suscita même une flambée de polémiques<sup>10</sup>.

Vom großen Erfolg zeugt Enoch: „*La Sémantique*, accessible non aux seuls spécialistes, mais à tous les hommes cultivés, eut un grand succès.“<sup>11</sup> Eine Quintessenz des *Essai* wird 1897 noch einmal unter dem Titel „Une science nouvelle: la sémantique“ in der *Revue des deux mondes* (BRÉAL 1897b) veröffentlicht und somit für ein größeres Publikum nutzbar gemacht. Einige Ausschnitte aus dem *Essai* wurden dazu für das andere Leserpublikum und die Art der Publikation leicht abgewandelt. Bréals Zeitgenossen reagieren äußerst positiv auf seine Arbeit, wie z.B. Charles Bally, der Bréal später anvertraut: „Vous sentirez l'influence de votre *Essai de sémantique* qui a été pour moi un ouvrage d'initiation.“<sup>12</sup>

Sogar heutzutage ist das Buch faszinierend zu lesen<sup>13</sup>; nach aktuellem Wissensstand ist es zwar nicht völlig fehlerlos, aber doch erstaunlich<sup>14</sup>. Noch heute kommt es zu wahren Bezeugungen von Enthusiasmus: „L'œuvre entière de Bréal est pleine d'un charme fou.“<sup>15</sup>

Aber mit was genau glaubt Bréal in der Geschichte der Linguistik einen Platz einnehmen zu können? Das Besondere liegt womöglich gerade in der Überwindung der rein vergleichenden Arbeitsweise:

[...] bestechend bei Bréal sind vor allem die auf dem Boden der französischen Geisteswissenschaft gewachsenen funktionalistischen Einstellungen, mit denen der entscheidende Schritt über die [...] positivistisch orientierte Faktensammlung hinaus getan werden kann.<sup>16</sup>

Aus moderner Sicht muss man sich aber fragen, warum der *Essai* nicht einen andauernderen Erfolg gehabt hat.

---

<sup>9</sup> Cf. BOUTAN 1998:171.

<sup>10</sup> LEROY 1971:46s.

<sup>11</sup> ENOCH 1916:665.

<sup>12</sup> Sorb., MS 1790, 15 sept. 1905.

<sup>13</sup> VAN BUREN 1966:103.

<sup>14</sup> Cf. BERGOUNIOUX 2000b:211.

<sup>15</sup> DE LAMBERTERIE 1997-1998:13.

<sup>16</sup> THIELEMANN 1994:287.



Le livre eut du succès, fut traduit, mais n'exerça néanmoins aucune influence: son auteur apparaissait comme un isolé, presque comme un réactionnaire. Victime de son style aisé et de sa terminologie modeste, Bréal a été pris pour un habile vulgarisateur, alors qu'il était un novateur aux larges vues, qui ne limitait pas la sémantique à la signification des «mots pleins», mais y faisait entrer toute la grammaire, y compris l'ordre des mots.<sup>17</sup>

Er geht sogar über die reine Wortsemantik hinaus, was für die Zukunft richtungsweisend sein wird. Bréal muss sich aber für seine Hartnäckigkeit und Direktheit kritisieren lassen; so schimpft sein Kollege Émile Châtelain ihn „le grand vulgarisateur“<sup>18</sup>, was ursprünglich nicht unbedingt so positiv gemeint ist, wie es heute zitiert wird<sup>19</sup>. Leider ist Bréals Hauptwerk „un livre injustement oublié en France [...] qui, tout en construisant une science neuve, dénonce sans cesse, avec tous ses prestiges et ses outrances, la fausse science, toujours aussi vivace et aussi encombrante“<sup>20</sup>. Bréal hat schon vor Saussure gesehen, dass die Geschichte des Sprachwandels allein nicht das gesamte Untersuchungsfeld der Sprachwissenschaft ausmacht. Stilistisch kann es gewisse Leser gestört haben, dass Bréal mehr Interesse an konkreten Situationen als an artifiziellen Theorien hat. Die Sprache ist für ihn ein intelligentes Produkt, aber v.a. ein praktisches Werkzeug, was durch alle seine Argumentationen und Anführungen von Beispielen durchscheint. Noch für den heutigen Leser ist der Stil des *Essai* vielleicht gewöhnungsbedürftig, was Bergounioux damit meinen könnte, wenn er sagt, „[i]l y a, dans la rédaction d'une sémantique publiée par l'auteur [...] quelque chose de singulier plus que d'original“<sup>21</sup>.

Der Titel referiert eindeutig auf die ganz spezielle Gattung des Essay, die vor Bréal zahlreiche Philosophen für ihre Werke benutzt haben; und man kann leicht feststellen, dass es gerade diejenigen sind, die Bréal auffallend häufig als Vorbilder dienen: Montaigne, Locke, Montesquieu, Voltaire oder Condillac. Bréal fällt damit gleichzeitig noch dem Ende einer Modeerscheinung zum Opfer: „Le titre confirmait pour un champ d'études particulier une dénomination qui est devenue la plus courante.“<sup>22</sup> Aber auch formal unterstützt die Titelgebung die Intention des Autors. Wie Starobinski zum Geist des Essays als Gattung allgemein feststellt, so könnte auch Bréal an sein immenses Projekt heran-

---

<sup>17</sup> FLOBERT 1967:19.

<sup>18</sup> B.N. N.A.F. 25 033, 30 juin 1897, f. 286.

<sup>19</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:75.

<sup>20</sup> FLOBERT 1967:19.

<sup>21</sup> BERGOUNIOUX 2000b:211.

<sup>22</sup> BERGOUNIOUX/COSTE 2000:5.

gegangen sein: „Man braucht nicht alles zu sagen, nicht Inventur zu machen, nicht das Hinterste und Letzte «durchzukämmen»“<sup>23</sup>. Der Titel rechtfertigt in dieser Hinsicht, dass der *Essai* keine geschlossene Abhandlung darstellt. Trotzdem hat der Vorwurf seine Daseinsberechtigung, dass die Einzelbeiträge nicht unbedingt gut systematisiert sind<sup>24</sup> (cf. Kapitel 1.5.2). Dieses gewisse Defizit könnte auch dazu beigetragen haben, dass Bréal nicht über lange Zeit auf breiter Basis rezipiert worden ist.

Bréals zeitgenössische Kritiker loben sein Werk nicht einstimmig. Regnaud findet Darmesteters *Vie des mots* nützlicher als Bréals *Essai*, der v.a. eine Kuriositätensammlung sei, ein „recueil de curiosités linguistiques et grammaticales“<sup>25</sup>. Zudem habe Bréal eine

[...] tendance constante à ramener le général au particulier, à remplacer l'étude des séries par celle des faits isolés, à substituer le capricieux ou l'accidentel au régulier et au coordonné, à préférer en un mot des anecdotes aux explications d'ensemble et aux coups d'œil généraux, le tout sous prétexte de sauvegarder l'autonomie de l'intelligence humaine et la propriété de ses œuvres.<sup>26</sup>

Just die genannten Charakteristika von Bréals sicherlich eigentümlicher Vorgehensweise scheinen aber dem Großteil der Leserschaft gerade zu gefallen. Geht man allerdings davon aus, dass Regnauds Besprechung fast ausschließlich eine Mikro-Analyse des Kapitels *La restriction du sens* ist, so wird verständlich, dass er den „caractère fondamentalement novateur“<sup>27</sup> bei Bréal übersehen muss<sup>28</sup>.

Dass Bréal aber allgemein von seinen Zeitgenossen als wenig innovativ betrachtet wird, wie de Palo schildert<sup>29</sup>, kann so nicht gelten gelassen werden. Die positiven Reaktionen überwiegen doch eindeutig über einzelne negative wie z.B. die von Hey<sup>30</sup> oder Vinson (cf. Kapitel 1.2.7).

---

<sup>23</sup> STAROBINSKI 1987:17.

<sup>24</sup> Man möchte fast sagen, Bréal hätte als Titel statt *Essai de sémantique* fast besser *Essais de sémantique* wählen können!

<sup>25</sup> REGNAUD 1898:60.

<sup>26</sup> REGNAUD 1898:67.

<sup>27</sup> Cf. DESMET 1996:383 N63.

<sup>28</sup> Regnaud hätte gerne gesehen, dass Bedeutungsentwicklung analog zum Lautwandel betrachtet wird, da er v.a. im Rahmen der *loi de spécialité* eine Korrelation zum vorangegangenen Lautwandel der Formen berücksichtigt sieht. Er vertritt die Position, Bedeutungen hätten sich spezifiziert „grâce à la multiplication préalable des formes du langage issues de l'altération phonétique et de la dérivation“ (REGNAUD 1898:63).

<sup>29</sup> Cf. DE PALO 2001a:209.

<sup>30</sup> Cf. HEY 1898:555.

Bréal ist sehr darauf bedacht, die Rezensionen zu seinem *Essai* in den wichtigsten Publikationsorganen zu platzieren und wählt vorausschauend und mit Sorgfalt selbst die Kollegen, die sein Werk besprechen sollen. Für die *Revue critique* wünscht er sich eine Besprechung von Meillet<sup>31</sup>. F. Brunetière bittet er sogar, den *Essai* auf der Titelseite der *Revue des Deux Mondes* anzukündigen. Bréal möchte gerne, dass Schuchardt seinen *Essai* in einer deutschen Zeitschrift rezensiert<sup>32</sup>, wie dieser es für V. Henry und dessen *Antinomies linguistiques* getan hat. In einem Brief an Hugo Schuchardt legt er sehr deutlich, aber mit universitärem Geschick, sein Bittgesuch dar.

Je voulais [...] vous recommander ma Sémantique, qui se présente avec quelque timidité devant vos yeux. Vous allez la trouver bien claire, beaucoup trop claire, j'en ai peur. Que voulez-vous? J'ai horreur de l'obscurité, à tel point que quand le soir j'ai une fois allumé une lumière, ne fût-ce qu'une simple bougie, je ne peux plus prendre sur moi de souffler dessus pour l'éteindre. Ce n'est donc pas chez moi que vous trouverez des thèses et des antithèses, des synthèses et des raisonnements philosophiques qui vous donnent occasion d'écrire de si savantes révisions. M. Victor Henry est un très gentil garçon, une intelligence puissante, mais un esprit fumeux et trop ami des grands mots. [...] Quand vous m'aurez lu, vous verrez que mon dessein est autre: je ne reste pas sur les hauteurs, mais je descends aux faits journaliers du langage.<sup>33</sup>

Weiter schlägt er Emile Deschanel vor, eine Art *compte rendu* über den *Essai* zu schreiben, in dem dieser seine eigenen Ansätze einflechten könne:

Puisque vous avez amassé des notes sur le même sujet que je traite dans ma Sémantique, ce serait dommage de les perdre. Je vous propose d'en faire usage par un article sur ce livre même. De cette façon, tout le monde y gagnera, le public, moi, et mon éditeur, Voulez-vous?<sup>34</sup>

Auf sehr diplomatische Weise schafft Bréal es hier, zu unterbinden, dass Deschanel sich mit Bréals Lorbeeren schmückt. Deswegen sollte man aber nicht den Eindruck gewinnen, Bréal stelle sich über seine Zeitgenossen oder nutze sie lediglich, um für seine eigene Sache Werbung zu machen. In einem Brief an Paul Valéry nach dem Erscheinen von dessen Rezension lässt sich auch die aufrichtige Dankbarkeit und das Bewusstsein ablesen, dass er mit seinem Buch ein Angebot macht und offen für Kritik und weitere Anregungen ist: „La façon dont vous

---

<sup>31</sup> Cf. DÉCIMO 2000a:74.

<sup>32</sup> Cf. DESMET/SWIGGERS 2000:36.

<sup>33</sup> Cf. DESMET/SWIGGERS 2000:36.

<sup>34</sup> Brief an Deschanel vom 29.6.1898, zit. nach DUMONT 2000:109.

parlez de mon livre me fait le plus grand plaisir. [...] J'ai dessiné des cases où d'autres travailleurs viendront emmagasiner leurs observations et leurs découvertes.“<sup>35</sup>

Bréal erlebt vier Auflagen seines *Essai de sémantique* (1897, 21899, 31904, 41908)<sup>36</sup>; bis 1930 werden insgesamt sieben nötig. „L'édition définitive date de 1904“<sup>37</sup>, sie zählt 372 Seiten, wie auch die Nachdrucke von 1976 und 1983.

Die erste englische Übersetzung ist von 1900, eine Überarbeitung der Ausgabe erfolgt 1964. In einer Zusammenstellung von 1991 erscheinen 19 Artikel, Vorträge und Besprechungen von Bréal in englischer Übersetzung, wodurch die „minor writings“ wiederentdeckt werden, die der *Essai* in den Schatten gestellt hatte. Der Herausgeber Wolf begründet allerdings seine Auswahl nicht, er stellt nur den Bedarf in den Vordergrund, auch andere von Bréals Schriften in englischer Sprache zugänglich zu machen<sup>38</sup>. Swiggers lobt die „excellent translation“ und die nützliche Bibliographie<sup>39</sup> und Nerlich freut sich, dass die Zusammenstellung „not only of interest to «Bréaliens»“<sup>40</sup> sei. Sie könne allen dienen, die einen Einblick in die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts in Frankreich und Deutschland suchen. Die englische Ausgabe vermittele eine tiefere Einsicht in die Natur der Sprache und zeige, dass Bréals Schriften noch heute Gültigkeit hätten. Nerlich lobt die Ausgabe von Wolf:

It makes available to an English speaking public important articles written by one of the most outstanding French linguists of the 19<sup>th</sup> century, a scholar who paved the way for an approach to language which has lost none of its appeal and relevance for modern readers. Of these there should be many.<sup>41</sup>

Im Vergleich zur umfangreichen und gut kommentierten Textausgabe von Desmet/Swiggers muss sie allerdings (sechs Jahre nach der Rezension zu Wolfs Ausgabe) eingestehen, dass Wolfs Ausgabe oberflächlich sei<sup>42</sup>. Allein die Tatsache, dass Wolf an keiner Stelle Simone Delesalle erwähne, die doch die erste und eine der bekanntesten Spezialistinnen

---

<sup>35</sup> B.N. N.A.F. 19 168, mf 2681, ff. 6-15 (11 août 1897), zit. nach DÉCIMO 2000a:91.

<sup>36</sup> In dieser Arbeit wird auf die Ausgabe von 1924 (6. Auflage) Bezug genommen.

<sup>37</sup> DÉCIMO 2000a:86.

<sup>38</sup> Cf. SWIGGERS 1991:342.

<sup>39</sup> SWIGGERS 1991:343.

<sup>40</sup> NERLICH 1991:369.

<sup>41</sup> NERLICH 1991:374s.

<sup>42</sup> Cf. NERLICH 1997:468.

in diesem Bereich der historiographischen Forschung sei<sup>43</sup>, sei ernüchternd.

Für die spanische Übersetzung *Ensayo de semántica* ist weder der Übersetzer noch das exakte Jahr der Veröffentlichung auszumachen. Desmet/Swiggers geben in ihrer exhaustiven Bibliographie 1897/1898 mit Fragezeichen an; der spanische virtuelle Katalog REBUIN nennt 1900 oder 1904 als relativ zuverlässige Daten; ein Nachdruck erschien 2001 in Madrid.

Im Unterschied zu den englischen und spanischen Ausgaben sind beide (!) italienischsprachigen Ausgaben kritischer Natur. Die von 1990 besorgte A. Martone (Napoli) und jene von 1992 Renata Mecchia (Chieti). Martones *Introduzione* soll dazu dienen, die Entstehung des *Essai* in seinen kulturellen Kontext einzubetten. Es werden Kommentare geliefert, wenn die italienische Übersetzung nicht nah genug an das französische Original herankommt.

Im Jahr 1992 erscheint ebenfalls eine brasilianische Ausgabe (übersetzt von Eduardo Guimarães). Es ist nicht zu vernachlässigen, dass Bréal schon seit Ende des 19. Jahrhunderts in der brasilianischen Linguistik als Semantiker und Komparatist bekannt ist<sup>44</sup>.

Ins Deutsche ist der *Essai* erstaunlicherweise nie übersetzt worden. Der einzige Artikel von Bréal, der je ins Deutsche übertragen wurde, ist «Les lois intellectuelles du langage. Fragment de sémantique» von 1883 («Die geistigen Gesetze der Sprache» 1972, übersetzt von Laszlo Antal).

---

<sup>43</sup> Cf. NERLICH 1991:369.

<sup>44</sup> Cf. GUIMARÃES 2000:177.

### 1.5.2 Systematisierung des *Essai*

Der *Essai de sémantique* gliedert sich in drei Hauptteile: *Les lois intellectuelles du langage*, *Comment s'est fixé le sens des mots* und *Comment s'est formée la syntaxe*. Diverse Interpreten versuchen diese Dreiteilung auf unterschiedliche Weise nach ihrem persönlichen Verständnis zu rechtfertigen, bzw. stellen sie in Frage.

Brigitte Nerlich vergleicht die Einteilung des *Essai* mit der von Darmesteters *Vie des mots* und Pauls *Principien* in „the sub-word level, the word-level, and the level of syntax“<sup>45</sup>:

In Part I of the *Essai* he deals with semantic processes at the sub-word level, the morphological relations and influences within the word. In part II he deals with composition and articulated groups of words, that is the semantics of syntagmatic relations. In part III he deals with the semantics of syntactic relations properly speaking, for example contamination, where the meaning of the whole sentence influences the use of a word, and with the transitive force, that is, for example, the evolution of transitive verbs, verbs that have evolved in such a way that they necessarily need a complement.<sup>46</sup>

Sie glaubt, eine schematische Dreiteilung zu erkennen: das Kapitel *Les lois intellectuelles du langage* behandle das Einzelwort bzw. innerwörtliche morphologische Beziehungen; in *Comment s'est fixé le sens des mots* widme Bréal sich Komposita bzw. Redewendungen, und *Comment s'est formée la syntaxe* erläutere schließlich, wie sich Wörter im Satz gegenseitig beeinflussen. Allerdings würden die drei Unterkapitel des ersten Teils *irradiation*, *survivance* und *fausses perceptions* nach Nerlichs Beschreibung eher in den dritten Teil passen. Innerhalb des ersten Teils werden also auch schon Interferenzen zwischen Wörtern berücksichtigt, nicht nur die Morphemebene (obwohl sie natürlich Recht hat, dass sich die Mehrheit der angeführten Beispiele auf Flexionen bezieht).

Im zweiten Teil beschreibt Bréal konkrete Prozesse, mit denen er sich an die Rhetorik anlehnt: hier findet wirklich der Einstieg in die Einzelwortsemantik statt; für diesen zweiten Teil hätte Nerlich eher die Wortebene ansetzen können. Komposita und *groupes articulés* behandelt er hier signifikanterweise als letztes, und außerdem darf man nicht aus dem Blick verlieren, dass er sie als einheitliche Konzepte versteht.

Die Überschrift des dritten Teils ist vielleicht wirklich etwas unglücklich gewählt; sie hat auch schon andere schockiert, als sie ein Buch aufgeschlagen haben, das mit *science des significations* unternitelt

---

<sup>45</sup> NERLICH 1990a:25.

<sup>46</sup> NERLICH 1990a:125.

ist. Der dritte Teil sprengt für viele Rezensenten den Rahmen, da er morphosyntaktischen Phänomenen Bedeutung zuschreibt. Gerade dies beweist aber Bréals Weitsichtigkeit! Ein paar Jahre später würde das kaum mehr jemanden aus der Ruhe bringen, sobald Saussure die verschiedenen denkbaren Kompositionsprinzipien in *syntaxe intérieure* und *extérieure* unterteilt. Außerdem fallen in den dritten Teil noch die übrigen Kapitel wie z.B. *La logique du langage* oder *L'élément subjectif*, die mehr über Bréals allgemeine Sprachkonzeption aussagen als über die neue semantische Disziplin.

Nerlich hebt die wichtige Rolle von Synonymendifferenzierung und Analogie hervor, deren Bedeutsamkeit Bréal unterstreicht, indem er ihnen den Status von *lois* zuweist. Außerdem stellt sie die Polysemie heraus, die dank ihres großen Gewichts innerhalb Bréals Sprachauffassung im zweiten Teil des *Essai* auch etwas verloren dasteht.

Wunderli konzentriert sich in der Diskussion über die Aufteilung des *Essai* v.a. auf den zweiten Teil, der dem Bedeutungswandel im engeren Sinn gewidmet ist<sup>47</sup>. Dessen letzte drei Unterkapitel (*Les noms composés*, *Les groupes articulés*, *Comment les noms sont donnés aux choses*) wollen nicht so recht ins Gesamtbild passen.

Wie im zweiten Teil mögen die letzten drei Unterkapitel des dritten Teils (*La logique du langage*, *L'élément subjectif* und *Le Langage éducatif du genre humain*) wie ein Anhängsel wirken, aber sie ermöglichen gerade als Schlusskapitel einen Ausblick, denn dort werden behandelt:

Wortklassenwechsel zwischen Adverb und Konjunktion (z.B. dt. *weil*); Polyreferentialität von Pronomina; die Entwicklung Deixis → Anapher (z.B. bei den Demonstrativa); die Entwicklung Demonstrativum → Artikel; die Entwicklung Vollverb → Auxiliar (*avoir*, *être*); usw.<sup>48</sup>

Meillet's Gliederung des *Essai* in drei Teile mag erstauen<sup>49</sup>: für ihn sind im ersten Teil die *lois intellectuelles* primär. Daran ist weiter nichts anzusetzen, allerdings ließe sich der Status der Gesetzmäßigkeit für gewisse Erscheinungen diskutieren. Den zweiten Teil reduziert er allerdings praktisch auf die Polysemie und resümiert den dritten als Ansammlung von „choses curieuses“ und unterstreicht daraufhin die „originalité de son point de vue“<sup>50</sup>.

De Palo bemängelt, bei Bréal fehle ein richtiger Gesamtplan<sup>51</sup>; sie erkennt aber doch die drei Teile: die *lois intellectuelles*, verschiedene Ar-

---

<sup>47</sup> Cf. WUNDERLI 2001:169.

<sup>48</sup> WUNDERLI 2001:169.

<sup>49</sup> Cf. MEILLET 1898:141s.

<sup>50</sup> MEILLET 1898:142.

<sup>51</sup> Cf. DE PALO 2001a:94.

ten des Bedeutungswandels (der Abschnitt *Comment les noms sont donnés aux choses* analysiere die Natur des sprachlichen Zeichens) und als dritten Teil v.a. die Syntax.

De Palo möchte sich der vermeintlichen Dreiteilung nach Swiggers/van Hoecke anschließen, die den *Essai* als Behandlung von drei Klassen von Phänomenen sähen: solche, die nur die Form beträfen, andere, die nur den Inhalt beträfen und eine dritte Kategorie, die Prozesse in Betracht ziehe, die sowohl Form als auch Inhalt anbelangten<sup>52</sup>. Diese Einteilung nehmen Swiggers/van Hoecke jedoch gar nicht vor.

In verschiedenen anderen Darstellungen über Bréals *lois intellectuelles* wird eine Einteilung versucht, die sich an der Beteiligung von Form und Inhalt orientiert<sup>53</sup>. Wenn Bréal auch im *Essai* die *science des significations* allem anderen voranstellt, so beziehen sich die dargelegten Prinzipien und Prozesse nicht alle nur auf den Bedeutungswandel. Einige haben sogar ihren Schwerpunkt auf dem formalen Aspekt (wie z.B. die *loi de spécialité*, *survivance des flexions*, *fausses perceptions* und Analogie), andere betreffen sowohl die Form als auch den Inhalt (wie z.B. die *loi d'irradiation* oder die Komposita). Allgemein kann man stehen lassen, dass sich bei Bréal zwei Haupttypen des Wandels finden lassen<sup>54</sup>: solche, die Form und Bedeutung betreffen, d.h. das Zeichen als Ganzes, und solche, die sich nur um die Bedeutung drehen. Es ist allerdings etwas kurzsichtig, wie Nerlich den ersten Teil des *Essai* auf Form und Bedeutung festzulegen und den zweiten auf die Bedeutung zu reduzieren<sup>55</sup>.

Neben den *lois* setzen Swiggers/van Hoecke einen besonderen Akzent auf den zweiten Teil des *Essai*, der ein starkes Bewusstsein für den historischen Charakter des Bedeutungswandels widerspiegelt: „À côté de ces mécanismes généraux qui prennent la forme de lois, Bréal étudie également les processus concrets qui amènent les changements linguistiques.“<sup>56</sup>

Für de Palo ist die fehlende Integration der *lois* in den zweiten Teil ein weiteres Manko<sup>57</sup>. Aber wie kann man übersehen, dass Bréal gerade das verhindern wollte? Der zweite Teil versammelt ja eben speziellere Prozesse und keine allgemeinen Tendenzen! Wenn Bréal einfach ohne Ordnung eine Serie von potentiell möglichen (weil mehr oder weniger oft

---

<sup>52</sup> Cf. SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:674 N5.

<sup>53</sup> Cf. so bei MAES 1986:35, HEY 1898:554 und SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:669.

<sup>54</sup> Cf. WUNDERLI 2001:168.

<sup>55</sup> Cf. NERLICH 1992a:160.

<sup>56</sup> DESMET/SWIGGERS 1995:24.

<sup>57</sup> Cf. DE PALO 2001a:207.



beobachtbaren) Phänomenen hätte aneinander reihen wollen, hätte er sich nicht die Mühe gemacht, den ersten vom zweiten Teil zu trennen!

Im zweiten Teil findet nach de Palo die Einbettung in den historischen und linguistischen Kontext<sup>58</sup> statt. Anscheinend meint sie eher den syntagmatischen Kontext, denn sie präzisiert, dass sie sich hierbei auf die Kapitel *groupes articulés* und *contagion* beziehe. Immerhin zeigt sie, dass sie sehr wohl einen Unterschied zwischen erstem und zweitem Teil bemerkt habe, denn im ersten erwarte man keine Einbettung, da es sich um allgemeine Gesetze handle.

Valéry ist wohl der weitblickendste Kritiker der Aufteilung des *Essai*: er betont, dass die Einteilungen als provisorisch zu verstehen seine und ermutigen sollten, mit anderen Ansätzen weiter über das Sujet nachzudenken. Er lobt Bréal aber, dass die Beobachtungen gut gebündelt seien, dass der Leser sie aber auch anders anordnen könnte, wenn es ihm gefalle:

Les lois et les divisions du sujet sont proposées comme provisoires et le livre entier présenté comme une «directive» au monde pensant. Le vœu de l'auteur est de susciter les travaux possibles sur un point: son ouvrage peut supporter des théories différentes: il offre des cadres élastiques, des relations perfectibles, un système défini, solide, de faits tout prêts pour la pensée. J'ai admiré en eux-mêmes ces curieux faisceaux d'observations si unies, et dont pourtant chacune est claire, chacune importante et chacune libre parmi les autres, de sorte que le lecteur en conserve la disposition, et peut, à côté de la sémantique, en composer lui-même un historique concret de notre langage, une grammaire inductive, et maint groupement particulier.<sup>59</sup>

Laut Valéry sind also auch die *lois* provisorisch in dem Sinne, dass Bréal dem Leser nichts aufs Auge drücken will. Das ganze Buch diene als neue Leitlinie, die zu weiteren Arbeiten anspornen wolle. Den zweiten und dritten Teil findet Valéry am interessantesten.

Saussure warnt sogar gewissermaßen davor, die Faktoren der Veränderung zu festlegend zu kategorisieren. Sie seien derart unterschiedlicher Natur und derart miteinander verstrickt, dass keine Einteilung eine definitive sein könne: „Ces facteurs sont tellement mêlés dans leurs effets qu'il n'est pas prudent de les démêler“<sup>60</sup>.

Sicherlich trifft man in Bréals *Essai de sémantique* auf kleinere Inkonsequenzen, die aber auf die Menge und Verschiedenartigkeit des unterzubringenden Beispielmaterials zurückzuführen sind. Das ein oder andere Kapitelchen könnte je nach Betrachtungsweise an anderer

---

<sup>58</sup> Cf. DE PALO 2001a:207.

<sup>59</sup> VALÉRY 1898:256.

<sup>60</sup> ENGLER 1967-1974:1278 IIIC.

Stelle einen geeigneteren Platz finden oder ebenso gut unter einem anderen mit abgehandelt werden; doch zeugt die ursprüngliche Einteilung des Autors von eingehender Reflexion. Es muss einmal gesagt werden, dass alles was er beschreibt, übereinzelsprachlich gültige Phänomene sind. Bréal will einerseits hierarchisieren, erhebt aber andererseits keinen Anspruch auf die Absolutheit dieser Ordnung. Zunächst sammelt er allgemeinere Gesetzmäßigkeiten ohne dabei zu beschreiben, inwieweit sich eine Bedeutung verändert; dies erfolgt erst in einem nächsten Schritt.

Im Folgenden wird der Leser die Kapitel des *Essai* nicht in exakt gleicher Abfolge wiederfinden. Im Groben und Ganzen kann man sich an die Systematisierung der Theorie halten, wie sie im *Essai* anzutreffen ist. Hier soll in fünf größere Abschnitte eingeteilt werden:

Ein erster Abschnitt (Kapitel 1.6) soll sich auf die allgemeinen Tendenzen der Sprachentwicklung (*lois*) beschränken; dabei werden die beiden berücksichtigt, die Bréal wirklich als „Gesetze“ bezeichnet (*loi de spécialité* und *loi de répartition*) und die Analogie. Als viertes soll noch die Entstehung der Syntax als wirklich allgemeines Prinzip hinzugekommen werden. Die *extinction des formes inutiles* kann in Zusammenhang mit der *loi de répartition* behandelt werden.

Die spezielleren Motoren des Bedeutungswandels *irradiation* und *fausses perceptions* werden aus den Gesetzen ausgeklammert und im zweiten Abschnitt (Kapitel 1.7) behandelt, da sie mit *contagion* und *force transitive* eng verwandt sind. Es handelt sich bei all diesen Phänomenen um sprachinhärente Strukturumschichtungen. Auch die *survivance des flexions* findet ihren Platz im zweiten Abschnitt; bei ihr bleibt die Form unangetastet.

Im dritten Großabschnitt (Kapitel 1.8) werden die konkreten Prozesse des Bedeutungswandels abgehandelt, die Bréal zum Teil aus der antiken Rhetoriklehre herleitet. Außerdem werden hier Grammatikalisierungsphänomene besprochen, die bei Bréal erst im dritten Teil auftauchen. Die Polysemie wird aus den Prozessen herausgenommen, weil sie nicht einen solchen beschreibt, sondern eine häufige Konsequenz von Bedeutungswandel. Abschließend sollen Komposita, *groupes articulés* und Ellipse behandelt werden, da sie die Gemeinsamkeit aufweisen, dass sie primär als formale Veränderungen in Erscheinung treten, dann aber semantische Umgestaltungen zur Folge haben können.

In einem letzten Teil (Kapitel 1.9) wird die Polysemie als eines von Bréals Steckenpferden gesondert betrachtet; sie nimmt einen hohen Stellenwert in seiner Konzeption des Bedeutungswandels ein.

## 1.6 Allgemeine Tendenzen der Sprachentwicklung

Bréal bezeichnet als *lois* empirische Regularitäten, die keinen Absolutheitsanspruch haben und lediglich eine Tendenz beschreiben, wie Sprachwandel vonstatten geht. Es sind, ähnlich wie bei Ullmann, „tendances générales“<sup>1</sup>, Konstanten in der Entwicklung der Sprache, die keine sprachinhärenten Gesetze verkörpern, sondern „les lois de notre esprit qui se manifestent dans les transformations de la parole“ (BRÉAL 1924:311). Um seinen Ansatz systematisch zu gliedern, erklärt Bréal:

[...] j'étudie les causes intellectuelles qui ont présidé à la transformation de nos langues [...] j'ai rangé les faits sous un certain nombre de *lois*: on verra plus loin ce que j'entends par *loi*, expression qu'il ne faut pas prendre au sens impératif. Ce ne sont pas non plus de ces lois sans exception, de ces lois aveugles, comme sont, s'il faut en croire quelques-uns de nos confrères, les lois de la phonétique. J'ai pris soin, au contraire, de marquer pour chaque loi les limites où elle s'arrête. J'ai montré que l'histoire du langage [...] présente aussi quantité de tentatives ébauchées, et restées à mi-chemin.

Ce serait la première fois, dans les choses humaines, qu'on trouverait une marche en ligne droite, sans fluctuation ni détour. (BRÉAL 1924:5)

Seine Detailbeobachtungen führen ihn also zur Feststellung von Gesetzmäßigkeiten (cf. BRÉAL 1875b:v). Um methodisch vorzugehen, will Bréal seine „Gesetze“ aus den konkreten Gegebenheiten abstrahieren, um konstante Beziehungen sichtbar zu machen<sup>2</sup>. Bréal bewundert schon an Humboldt, dass dieser bis zu den „lois de la pensée, la cause des phénomènes les plus délicats du langage“ vordringe (BRÉAL 1868a:XXXI). Die Gesetze der Sprache seien weder als Naturgesetze noch als positive Gesetze aufzufassen, die von oben auferlegt würden (cf. BRÉAL 1924:5, 10). Bréal meint vielmehr „lois de notre esprit“ (BRÉAL 1924:311), die keinen Zwang darstellen und nicht als blind wirkende Gesetze zu verstehen sind (cf. BRÉAL 1924:74, 170). Sie sind natürlich in dem Sinne, dass sie all den Gesetzen gleichen, die das soziale Leben ordnen (cf. BRÉAL 1924:257). Das Konzept der *lois* ist mit Puechs Worten das Produkt einer Methode innerhalb einer ganzen Theorie des menschlichen Geistes<sup>3</sup>, die Bréal entwirft<sup>4</sup>.

---

<sup>1</sup> ULLMANN 1969:298.

<sup>2</sup> VAN BUREN 1966:102.

<sup>3</sup> Cf. PUECH 2000a:144.

<sup>4</sup> Ebenso sind für Müller die Gesetze, die die Transformationen regieren, nicht zufällig, aber auch keine unumstößlichen Naturgesetze. Die Sprachentwicklung gleicht für ihn eher der sukzessiven Bildung der geologischen Schichten: „Le développement du langage comparé non à la végétation d'un arbre, mais à la formation successive des couches terrestres“ (MÜLLER 1864:VI), wobei sich die Sprache nicht nach einem internem Wachstumsprinzip entwickelt (cf. DESMET 1996:125). Müller spricht

Bréal paraphrasiert fast Montesquieu indem er sagt<sup>5</sup>: „Nous appelons *loi*, prenant le mot dans le sens philosophique, le rapport constant qui se laisse découvrir dans une série de phénomènes“ (BRÉAL 1924:9). Bréal entwickelt die *lois* ausgehend von einer gewissen Anzahl von psychologischen Mechanismen, die nicht künstlich (d.h. vorsätzlich) vom Menschen geschaffen werden, sondern sich aus den Sprecherbedürfnissen heraus ergeben. Auch die Gesetze bei Montesquieu stammen „aus der Natur der Dinge“: „Les lois, dans la signification la plus étendue, sont les rapports nécessaires qui dérivent de la nature des choses“<sup>6</sup>. Seine Gesetze entsprächen keiner Fatalität, denn das wäre absurd und würde bedeuten, dass das Schicksal auch intelligente Wesen geschaffen hätte. Es müsse vielmehr einen tiefer liegenden Grund geben, der die Entstehung von gesetzesmäßigen Beziehungen bedinge: „Il y a donc une raison primitive; et les lois sont les rapports qui se trouvent entre elle et les différents êtres, et les rapports de ces divers êtres entre eux.“<sup>7</sup>

Condillac beschreibt noch präziser, wie man sich die Gesetze der Sprache vorstellen sollte: „[ce] sont des conventions que les hommes ont faites. Si les Lois, dira-t-on, sont des conventions, elles sont donc arbitraires“<sup>8</sup>. Auch er erläutert ihren „naturegegebenen“ Charakter: diese Gesetze „sont notre ouvrage, parce qu’elles sont des conventions que nous avons faites: cependant nous ne les avons pas faites seuls; la nature les faisait avec nous“<sup>9</sup>. Diesen kollektiven Schaffensprozess nennt Condillac „travailler à la même langue“, schränkt aber ein: „ils n’ont pas dit faisons une langue“<sup>10</sup>.

Bréal fasst Beobachtungen der Vergleichenden Grammatik zusammen und macht sie nutzbar, wenn sich auch noch nicht viele seiner Zeitgenossen bewusst sind, dass er damit Pionierarbeit leistet. Erst im Nachhinein wird deutlich, dass seine „observations réunies en une série de formules [...] ont guidé les recherches à venir“<sup>11</sup>. A. Darmesteter

---

lieber von Tendenzen oder Dispositionen anstatt von allgemeinen Gesetzen, da sie sprachspezifisch seien (cf. DESMET 1996:133). Trotzdem findet man bei ihm den Terminus *loi* im Zusammenhang mit der Sprachentwicklung; z.B. spricht er von „Lois qui ont présidé au passage du latin aux langues romanes“ (MÜLLER 1864:VI).

<sup>5</sup> Cf. STANCATI 2000:168 oder auch PUECH 2000a:143.

<sup>6</sup> MONTESQUIEU 1748:232.

<sup>7</sup> MONTESQUIEU 1748:232.

<sup>8</sup> CONDILLAC 1970: *Cours d’étude pour l’instruction du Prince de Parme*. Logique XV:359.

<sup>9</sup> CONDILLAC 1970: *Cours d’étude pour l’instruction du Prince de Parme*. Logique XV:359.

<sup>10</sup> CONDILLAC 1970: *Art de penser et d’écrire*. Grammaire V, 35, 368.

<sup>11</sup> BERGOUNIOUX/COSTE 2000:5.

spricht auch von „conditions logiques qui régissent les changements de sens“<sup>12</sup>, was sich einem Verständnis von *lois intellectuelles* annähert.

Meillet hingegen äußert sich klar gegen die Forschung nach Gesetzmäßigkeiten: Die Analyse des Sprachwandels, egal ob es sich um Lautwandel oder Bedeutungswandel handele, solle sich nicht so sehr auf Konstanten konzentrieren, sondern vielmehr auf Variablen<sup>13</sup>. Mit den *lois* alleine könne man noch nichts erklären<sup>14</sup>, denn sie verkörpern nur Möglichkeiten, keine Notwendigkeiten.

Tobler verwirft schon 1879 die Anwendung des Gesetzesbegriffs auf die Sprache<sup>15</sup> und übt damit Kritik an Hermann Pauls *Principien*<sup>16</sup>. Tobler befürchtet, dass Gesetze mit Regeln verwechselt würden.

Auch Henry polemisiert im dritten Kapitel der *Antinomies* gegen Bréal und scheint ihm zu unterstellen, dass der Bedeutungswandel als sich bewusst produzierendes Phänomen konzipiere<sup>17</sup>. Wie Meillet plädiert er dafür, vielmehr auf ständige Variation der Sprache zu insistieren anstatt Bedeutungswandel auf Gesetze zurückführen zu wollen.

Einig sind sich Meillet und Bréal in der Polemik gegen die Organismus-Metapher; trotzdem stört Meillet bei Bréal, dass dieser zu sehr auf dem Willen basiere<sup>18</sup>. Bréal begreift den Umgang mit der Sprache aber ausdrücklich als unbewusstes Phänomen:

Mais il est un point par où nous nous ressemblons tous, hommes et femmes, jeunes et vieux, savants et ignorants. Hormis les moments où notre attention est appelée sur la matière du langage, cette matière est invisible à nos yeux. (BRÉAL 1884:554)

Meillet würde allgemeine Gesetze zulassen, besteht aber darauf, dass diese unbewusst wirken<sup>19</sup> (wobei bei Bréal nirgends eine Aussage zu finden ist, die annehmen ließe, dass die Gesetze bewusst seien)<sup>20</sup>. Meillet beklagt, dass es noch keine zufriedenstellende Theorie der diachronischen Semantik gebe; alle existierenden beschränkten sich auf Hypothesen oder verallgemeinerten Prinzipien. Die Schwierigkeit, Bedeu-

---

<sup>12</sup> DARMESTETER 1887:36.

<sup>13</sup> MEILLET 1964:1-18.

<sup>14</sup> Cf. MEILLET 1964:15.

<sup>15</sup> Cf. SWIGGERS 1982b:326.

<sup>16</sup> Cf. SWIGGERS/SELDESCHLACHTS 1998:198.

<sup>17</sup> Cf. HENRY 1896:68.

<sup>18</sup> Cf. DE PALO 2001a:221.

<sup>19</sup> Cf. DE PALO 2001a:221.

<sup>20</sup> „[...] un langage forme un système très délicat et très compliqué où tout se tient rigoureusement et qui n'admet pas de modifications arbitraires et capricieuses, il n'est sujet à se transformer qu'en vertu de lois générales, essentiellement inconscientes“ (MEILLET 1903-1904:641).

tungsentwicklung zu beschreiben, liege aber in der Sache selbst begründet:

[...] nulle part moins qu'en sémantique, on ne peut déterminer a priori les conditions de production des phénomènes; car en aucune partie de la linguistique les conditions ne sont plus complexes, plus multiples et plus variées suivant le cas.<sup>21</sup>

Bréal wagt sich an diese unlösbar scheinende Aufgabe und liefert ein ganz neues Verständnis der Linguistik, das man fast als Systemlinguistik bezeichnen möchte<sup>22</sup>. Für ihn ist die Sprache ein Metasystem, das anhand von inneren Gesetzmäßigkeiten funktioniert. Dabei geht es Bréal „nicht um Homogenisierung und Idealisierung“<sup>23</sup>, denn „le langage est une mer où il y a des remous en sens contraire. D'autres mots descendent, et il est intéressant de voir les causes de ces chutes“ (BRÉAL 1897:1010). Gerade Diversität und Ausnahmen erlauben ihm Rückschlüsse auf die Geschichte des Systems.

Saussure wird die Beschreibung dauerhafter und universeller Kräfte als Aufgabe des Linguisten definieren, der damit allgemeine Gesetze herausarbeiten soll<sup>24</sup>. Alle Phänomene wie z.B. Synkopierung, Metathese oder das Svarabhakti-Phänomen, die nicht nur für Einzelsprachen, sondern allgemein für die Sprache gelten, bezeichnet er als panchronisch<sup>25</sup>. Saussures Panchronie führt zu sprachlichen Universalien<sup>26</sup>. In der Vulgatafassung des *Cours de linguistique générale* wird ersichtlich, dass er zwischen Pandiachronie und Pansynchronie unterscheidet. Zunächst ist die Aufgabe der Linguistik eine pandiachronische<sup>27</sup>. Um die pansynchronische Ebene zu erreichen, müssen erst viele Einzelsprachen in ihrer Verschiedenheit untersucht werden, woraus dann synchronische Universalien abstrahiert werden können<sup>28</sup>. Trotzdem

---

<sup>21</sup> MEILLET 1964:234s.

<sup>22</sup> Cf. THIELEMANN 1994:289.

<sup>23</sup> Cf. THIELEMANN 1994:298.

<sup>24</sup> Cf. SAUSSURE 1973:20.

<sup>25</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:124.

<sup>26</sup> „[...] il faudra que de cette histoire de toutes les langues elles-mêmes se dégagent les lois les plus générales. La linguistique aura à reconnaître les lois qui sont en jeu universellement dans le langage et d'une façon absolument rationnelle, séparant les phénomènes généraux de ceux qui sont particuliers à telle ou telle branche de langues.“ – Cf. ENGLER 1968:20 (III C 7).

<sup>27</sup> „La tâche de la linguistique sera: [...] de chercher les forces qui sont en jeu d'une manière permanente et universelle dans toutes les langues, et de dégager les lois générales auxquelles on peut ramener tous les phénomènes particuliers de l'histoire“ (SAUSSURE 1973:20).

<sup>28</sup> „Il faut d'abord étudier les langues, une diversité de langues. Par observation de ces langues, on tirera ce qui est universel. Il [le linguiste] aura alors devant lui un ensemble d'abstractions: ce sera la langue, où nous étudierons ce qui s'observe dans les différentes langues.“ – Cf. ENGLER 1968:65 (D 8).

sollte man panchronisch nicht mit universal gleichsetzen. Gewisse Erscheinungen haben in synchronischer Hinsicht Gültigkeit für viele Sprachen, nicht aber für alle. Gewisse historische Gesetzmäßigkeiten sind in einer Reihe von Sprachen anzutreffen, aber auch nicht in allen. Als panchronisch (oder besser: pandiachronisch) können z.B. Lautwandel, analogische Bildung, Agglutination, Volksetymologie, etc.<sup>29</sup> bezeichnet werden, denn sie sind unabhängig von Ort und Zeit in allen Sprachen anzutreffen.

Panchronische Erscheinungen sind für Saussure nicht Gegenstand der Sprachwissenschaft, was man heute anders sehen würde<sup>30</sup> und was Bréal sicherlich auch nicht unterstützt hätte. Saussures Ausschluss lässt sich jedoch begründen. Für ihn kann nur Gegenstand der Sprachwissenschaft sein, was Zeichencharakter hat. Die *lois intellectuelles* haben aber keine Ausdrucks- und Inhaltsseite und erfüllen damit diese Bedingung nicht. Außerdem betrachtet Saussure sprachliche Einheiten nicht als Substanzen, sondern als Formen mit Wertcharakter. Was demnach nicht an ein bestimmtes System gebunden ist, ist keine sprachliche Einheit und darf deswegen nicht als Gegenstand der Sprachwissenschaft gelten.

Marina de Palo wirft Bréal vor, mit Hilfe der Gesetze des Wandels die Semantik legitimieren zu wollen<sup>31</sup>. Saussure dagegen unterstreiche den unvorhersehbaren, zufälligen, unkalkulierbaren Charakter des Bedeutungswandels, weshalb dieser auch nicht *a priori* Gründe oder Entwicklungsgesetze definieren könne. Doch übersieht de Palo, dass Bréals *lois* eine beobachtbare Entwicklung beschreiben, sich also *a posteriori* herauskristallisieren. Außerdem würde Bréal sicherlich unterstützen, dass die Entwicklung arbiträrer Zeichen nicht vorhersehbar sein kann<sup>32</sup>.

De Palo stört weiter bei Bréal, dass die *lois* nicht „alcun valore esplicativo e predittivo“<sup>33</sup> zu haben scheinen. Zur Vorhersage möglicher Wandlerscheinungen sind sie von Bréal auch nicht gedacht. Weiter fragt sie sich, ob seine Gesetze deskriptiv oder explikativ verstanden werden sollen<sup>34</sup>. Bréal legt seine *lois* primär deskriptiv an, kann aber nicht ausschließen, dass sich das eine oder andere Phänomen schon explikativ darstellt. De Palo setzt die Gesetze mit Mechanismen gleich und stellt sich damit vor große Verständnisprobleme: wenn sie Bréal

---

<sup>29</sup> Cf. WUNDERLI 1990:60.

<sup>30</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:126.

<sup>31</sup> Cf. DE PALO 2001a:200.

<sup>32</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:44.

<sup>33</sup> DE PALO 2001a:173.

<sup>34</sup> Cf. DE PALO 2001a:203.

auf diese Weise liest, wird es sich als schwierig erweisen, so etwas wie Bedeutungserweiterung Gesetzesstatus zuzuerkennen<sup>35</sup>. Obwohl Bréal klar den ersten vom zweiten Teil des *Essai* trennt, scheinen für sie Prozesse und Mechanismen des Wandels unentwirrbar vermischt.

Sie verweist auf Swiggers und van Hoecke, die etwas genauer hingesehen haben und sehr wohl die Prozesse von den Gründen und Gesetzen des Sprachwandels in Bréals *modèle descriptif* trennen. „Bréal n'est pas très explicite à ce propos, mais nous croyons qu'on peut distinguer trois niveaux dans sa «théorie diachronique»“<sup>36</sup>. Die erste Ebene behandelt die Gründe des Sprachwandels (z.B. *volonté intelligente*) und macht den Kern seiner Theorie aus. Die zweite betrifft die *lois intellectuelles* und die dritte die Beschreibung der konkreten Prozesse. Swiggers und van Hoecke unterscheiden also eindeutig die Prozesse von den zugrundeliegenden Gesetzmäßigkeiten.

De Palo erklärt sich den für sie unklaren Status der *lois* mit den theoretischen Schwierigkeiten des Autors<sup>37</sup>, die sie in dem Versuch sieht, Bedeutungswandel auf geistige Operationen zurückführen zu wollen, der ihrer Meinung nach von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen ist. Ein Ansatz von Verständnis zeigt sich plötzlich, wenn sie sich selbst zu erklären scheint, dass kognitive Gesetze allgemeine psychologische Gesetze seien, die auf konstante Werte zurückführen<sup>38</sup> und nicht Gründe und Prozesse beschreiben würden. Sie seien das Ergebnis unseres Gebrauchs: unreflektiert, aber intelligent und intentional. Dann findet sie aber wieder einen neuen Widerspruch darin, dass Bréal einerseits von Gesetzen spricht und andererseits Einteilungen der klassischen Rhetorik übernimmt. Die Beziehung zwischen geistigen Gesetzen und rhetorischer Klassifizierung sei unverständlich<sup>39</sup>, doch bewegt sie sich hier wieder im selben Missverständnis: die konkreten Prozesse sind auf einer anderen Ebene anzusiedeln als die *lois intellectuelles*. Erst nach langen Umwegen lässt sie ihren Leser erkennen, dass sie Bréals Intention schon richtig verstanden hat:

La parola legge viene usate da Bréal per indicare delle regolarità a posteriori, dei rapporti costanti che si possono osservare in una serie di fenomeni e pertanto delle possibilità e non delle necessità.<sup>40</sup>

---

<sup>35</sup> Cf. DE PALO 2001a:203.

<sup>36</sup> SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:671.

<sup>37</sup> Cf. DE PALO 2001a:203.

<sup>38</sup> Cf. DE PALO 2001a:204.

<sup>39</sup> Cf. DE PALO 2001a:202.

<sup>40</sup> DE PALO 2001a:204s.



Aber de Palo ist nicht die einzige, die sich mit Bréals Unterscheidungen nicht zufrieden gibt. Auch andere suchen verzweifelt den explikativen Wert der Gesetze, die Bréal formuliert<sup>41</sup>. Wolf vermischt ebenfalls die von Swiggers und van Hoecke so sauber differenzierten Ebenen, wenn er Motoren wie Bedürfnis nach Klarheit und konkrete Mechanismen wie Bedeutungsverengung unter *lois intellectuelles* fasst<sup>42</sup>. Er sucht die „fondements psychologiques de ces lois“<sup>43</sup>, dabei sind die *lois* doch schon die psychologischen Begründungen für Bedeutungswandel!

Schon Paris lässt in der Rezension zu A. Darmesteter durchscheinen, dass geistige Gesetze nicht so viel erklärende Kraft hätten wie physikalische Gesetze (ohne damit Bréal einen Vorwurf machen zu wollen)<sup>44</sup>. Außerdem erkennt Paris, dass psychologische Gesetze nichts voraussagen können<sup>45</sup>.

Capt-Artaud wirft Bréal vor, das Wort *loi* so lange zu drehen und zu wenden, bis es seinen Bedürfnissen angepasst sei. Was sie zuerst noch als „tendance qui se dégage à l’observation des faits humains“ paraphrasiert, versteht sie dann völlig falsch als vergleichbar mit den „lois édictées par le législateur“<sup>46</sup>! Das meint Bréal mit seinen *lois* ja gerade nicht! Auch Stancati verfängt sich in ihren Interpretationen: einerseits erklärt sie richtig, der Terminus *loi* sei nicht im engen Sinne gemeint<sup>47</sup> (cf. BRÉAL 1924:5, 10, 26), schließt aber andererseits, bei Bréal habe man es mit einem Gesetzesbegriff zu tun, der identisch mit dem sei, „que la science appelle «loi»“<sup>48</sup>. Bréal predigt ja gerade, dass seine *lois* im Gegensatz zu denen der Naturwissenschaften nicht immer und überall ausnahmslos gleich wirksam sind<sup>49</sup>.

Bréal operiert nicht mit Naturgesetzen, und sein Ziel ist es nicht zu zeigen, dass die Regularitäten mit den Lautgesetzen vergleichbar seien: „[...] l’ambizione della semantica di Bréal è quella di individuare della regolarità che abbiano uno statuto in qualche modo parallelo a quello delle leggi fonetiche“<sup>50</sup>. De Palo begründet nicht weiter, wie sie zu dieser

---

<sup>41</sup> Cf. VAN BUREN 1966:102.

<sup>42</sup> Cf. WOLF 2000:154.

<sup>43</sup> WOLF 2000:156.

<sup>44</sup> „Nous ne pouvons décomposer et prévoir les opérations de l’esprit avec la même netteté que les actions et réactions physiques ou chimiques. Il reste dans ce domaine une part inconnue qui n’est pas près de disparaître, et qui laisse le jeu libre aux hypothèses métaphysiques.“ (PARIS 1906:300).

<sup>45</sup> „On comprend très bien comment agit, dans la formation des sens nouveaux, l’association des idées; mais on ne voit pas pourquoi elle agit dans une certaine direction et non dans une autre.“ (PARIS 1906:299).

<sup>46</sup> CAPT-ARTAUD 2000a:45.

<sup>47</sup> Cf. STANCATI 1999:230.

<sup>48</sup> STANCATI 2000:168.

<sup>49</sup> So wie Naville Gesetze definiert (cf. NAVILLE 1901:34-36).

<sup>50</sup> DE PALO 2001a:202.

Behauptung kommt. Sie scheint zunächst noch davon auszugehen, dass Bréals *lois* wie Lautgesetze blind wirken müssen und schreibt sogar, dass Bréals Gesetze die Fortführung der junggrammatischen Gesetze seien<sup>51</sup>. Man bedenke dazu nur, dass Bréal sich nicht einmal damit einverstanden erklärt, den Lautgesetzen blindes Wirken zuzuerkennen: „les lois de la phonétique ne sont pas aveugles“ (BRÉAL 1898a:5). Schließlich stellt sie aber fest, dass die geistigen Gesetze nicht unbedingt gültig seien, sondern sich als Konstanten *a posteriori* konstituierten<sup>52</sup>. Sie hätten Allgemeingültigkeit, seien aber nicht imperativ. Indem Bréal Position beziehe gegen die Junggrammatiker, revidiere er seine Interpretation der Lautgesetze: Lautwandel habe dann plötzlich nichts mehr mit Gesetzen zu tun, sondern sei als historisches Faktum zu betrachten<sup>53</sup>. Bréal

[...] rivede completamente la sua interpretazione delle leggi fonetiche, mostrando come il cambiamento fonetico non sia regolato da una legge ma debba essere considerato come un fatto storico<sup>54</sup>.

De Palo wirft also weiter Bréals Bedeutungswandel mit dem junggrammatischen Lautwandel in einen Topf. Sie scheint überlesen zu haben, dass seine *lois* nicht als Gesetze im strengen Sinn gemeint sind, denn sie beharrt darauf, dass es schwierig sei, Bedeutungswandel auf Gesetze zurückzuführen, die mit den Lautgesetzen vergleichbar seien. Da dies ein ungläubwürdiges Unternehmen sei, erkläre sich die Skepsis gegenüber der semantischen Disziplin<sup>55</sup>. Wenn sie auf der Parallele zu den Junggrammatikern besteht, soll das wohl skeptisch machen, doch müsste man sich bei der gleichzeitigen Polemik gegen die Junggrammatiker fragen, ob Bréal unter Persönlichkeitsspaltung gelitten habe!

Im Hinblick auf die Lautgesetze zeigen sich aber auch Zeitgenossen wie Thomas skeptisch, solange sie von der Semantik gleich funktionierende Gesetze erwarten:

Il y a des lois en phonétique, et c'est pour cela que la phonétique doit être considérée comme une science, au sens rigoureux du mot. Il n'y a pas de lois en sémantique, et l'on conçoit difficilement qu'il puisse jamais en avoir.<sup>56</sup>

---

<sup>51</sup> Cf. DE PALO 2001a:211.

<sup>52</sup> Cf. DE PALO 2001a:204.

<sup>53</sup> Cf. DE PALO 2001a:173.

<sup>54</sup> DE PALO 2001a:173.

<sup>55</sup> Cf. DE PALO 2001a:200.

<sup>56</sup> THOMAS 1904:28.

Malmberg erklärt aber ganz unmissverständlich: „C’est une interprétation tout autre du concept de loi que celle des néo-grammairiens. Elle rapproche plutôt du concept de tendance“<sup>57</sup>. Man müsse sich endlich von den mechanisch eintretenden Naturgesetzen loslösen, von denen Bréal weit entfernt sei: „À la place des causes mécaniques, il cherche des causes intellectuelles.“<sup>58</sup> Um sich von den Junggrammatikern abzugrenzen, macht Bréal es sich sogar zur Aufgabe, auch die Grenzen der jeweiligen *lois* aufzuzeigen<sup>59</sup>. Die Grenzen sind für ihn keine Störungen im System, sondern von besonderem Interesse, da sie das spezifisch Menschliche an der Sprache ausmachen.

Bréal ist mit der Kritik an der blinden Notwendigkeit der Naturgesetze bei den Junggrammatikern ganz im Einklang mit Schuchardt, der sich auch verbitten möchte, von absoluter Notwendigkeit zu sprechen. Die Wirkung der Gesetze ist örtlich und zeitlich begrenzt. Dabei reicht nicht einmal die Begrenzung der Junggrammatiker auf Gesetze, die innerhalb eines selben Dialekts zur Geltung kommen<sup>60</sup>. Für Schuchardt ist die homogene Gemeinschaft eine Illusion, es finde immer Sprachmischung statt; sogar der Idiolekt sei nicht homogen<sup>61</sup>. Bréal macht sich fast zum Echo seines Grazer Kollegen:

Il n’y a pas de dialecte absolument pur. Toute population est mélangée [...] Une nation n’est jamais isolée [...] L’unité ne se trouve même pas dans la famille [...] Il faut compter la pureté phonétique des dialectes parmi les chimères de la linguistique (BRÉAL 1898a:3s.).

Valéry bezieht in der Rezension zum *Essai* Position zur allgemeinen Diskussion über den Status von Gesetzen in der Sprachwissenschaft. Was die Gesetze der Junggrammatiker betrifft, ist sein Urteil vernichtend: diese Gesetze seien „extrêmement vagues ou extrêmement fausses ou extrêmement inutiles [...] Les meilleures de ces «lois» ont la valeur de moyens mnémotechniques.“<sup>62</sup>

Bréal überschreibt mit *Les lois intellectuelles du langage* den ersten Teil des *Essai*, der acht Kapitel enthält. Die Bezeichnung *loi* benutzt Bréal aber im Titel nur bei den ersten beiden: *spécialité* (schon in BRÉAL

---

<sup>57</sup> MALMBERG 1991:410.

<sup>58</sup> MALMBERG 1990:276.

<sup>59</sup> DESMET/SWIGGERS 1995:33 und MAES 1990:75 werfen Bréal zu Unrecht vor, er gehe davon aus, dass seine *lois* nicht untereinander kombinierbar seien; es konnte keine dahingehende Textstelle eruiert werden. Im Gegenteil: die Tatsache, dass er auch immer Grenzen seiner *lois* aufzeigt, bezeugt, dass sie auch mit anderen in Berührung treten können.

<sup>60</sup> Cf. SWIGGERS 1982b:327.

<sup>61</sup> Cf. SWIGGERS 1982b:327.

<sup>62</sup> VALÉRY 1898:254.

1866a:70 und 1883b) und *répartition* (schon in BRÉAL 1864:45, 1868b:27 und 1868a:XXVI; außerdem 1879:1010). Die *irradiation* bezeichnet Bréal gar nicht als *loi*, sondern vielmehr als „série de faits“ (BRÉAL 1924:39). Das vierte Kapitel, zur *survivance des flexions*, enthält nur im letzten Satz die Formulierung „une loi du langage dont il appartient à chacun [...] de mesurer les justes limites“ (BRÉAL 1924:55). Bréal scheint selbst schon am Gesetzesstatus dieses Phänomens zu zweifeln. Anschließend charakterisiert er die *fausses perceptions* als „phénomène proche parent du précédent“ (BRÉAL 1924:56), ohne sie jedoch ausdrücklich als *loi* zu kennzeichnen. Mit der *analogie* (schon in BRÉAL 1879:1010) als „condition primordiale de tout langage“ (BRÉAL 1924:78) bewegt er sich wieder auf allgemeinerer Ebene, jedoch auch ohne sie ein Gesetz zu nennen. Die letzten beiden Kapitel *acquisition nouvelles* und *extinction des formes inutiles* scheinen ebenso wenig Gesetzescharakter zu haben wie *irradiation* und *survivance des flexions*. Allerdings resümiert Bréal hier ganz am Ende: „Ici encore, comme dans toutes les lois que nous avons étudiées en cette première partie, nous trouvons à l'œuvre une pensée intelligente, non une nécessité aveugle.“ (BRÉAL 1924:97). Die *acquisitions nouvelles* stellen kein wirkliches Prinzip dar, sondern versammeln nur einige Einzelfälle, die primär die Fortschrittlichkeit der modernen europäischen Sprachen illustrieren sollen.

In der verkürzten Publikation «Une science nouvelle: la sémantique» desselben Jahres nimmt Bréal als *lois* nur noch vier auf: *répartition*, *spécialité*, *analogie* und *irradiation*. Bedingt durch die Schwierigkeit, den Status mancher Gesetzmäßigkeiten klar festzulegen, wirken nicht alle *lois* gleichermaßen überzeugend. Die *loi de répartition* (oder *différenciation*) und die *loi de spécialité* werden gut als allgemeine Tendenzen der Sprachentwicklung beschrieben; die *loi d'irradiation* und die *loi de survivance des flexions* (wie auch die beiden letzten Kapitel hierzu im *Essai*) bleiben eher unscharf und sind u.a. aufgrund der sehr heterogenen Wahl der angeführten Beispiele etwas weniger plausibel. Wie schon in Kapitel 1.5.4 angekündigt, soll hier eine andere Einteilung vorgenommen werden als diejenige des *Essai de sémantique*.

Da die Analogie als eines der stärksten Grundprinzipien von Bréal oft angeführt wird und nicht nur einen konkreten Prozess beschreibt, soll ihr der Status eines „Gesetzes“ ausdrücklich zugestanden werden.

Die Entstehung der Syntax als viertes Kapitel der *lois* zu behandeln ist eine Entscheidung, die durch ihre allgemeine und überzeitliche Gültigkeit wie bei den drei anderen *lois* begründet werden kann.

Man hat fast den Eindruck, dass nur die genannten vier dem „geordneten“ Sprachwandel dienen und die anderen eine eher willkürliche

Entwicklung vorantreiben, die sich schwieriger mit Argumenten der Vernunft oder der Ökonomie nachvollziehen lassen.

*Irradiation, survivance des flexions* und *fausses perceptions* haben im Gegensatz zu den vier anderen hier gewählten *lois* nicht die Eigenschaft, als regulierende Verfahren des menschlichen Geistes zu fungieren. Ihnen haftet im Gegensatz zu *répartition, spécialité*, Analogie und Syntax eher etwas Chaotisches an, wobei alle *lois* natürlich keine kontrollierbaren Gesetze sind.

### 1.6.1 Grundprinzip Analogie

Die Analogie (BRÉAL 1924:60-78) ist ein Prinzip, nach dem „les formes déjà créées servent de modèles à des formes nouvelles“ (BRÉAL 1924:327)<sup>63</sup>. Da der Mensch von Natur aus ein Nachahmer sei – „le peuple invente peu, mais il imite et il combine“ (BRÉAL 1878a:105) – , biete es sich eher an, sich bei Bedarf eines neuen Ausdrucks an einem bestehenden Modell zu orientieren als sich etwas völlig Neues auszudenken. Schon für Bréals Vorbild Condillac ist das Prinzip der Analogie konstitutiv für alle Sprachen<sup>64</sup>.

Bréal betont direkt zu Anfang des Kapitels zur Analogie, dass diese unter keinen Umständen als Ursache von Veränderungen angesehen werden dürfe, sie sei ein Mittel und kein Auslöser. Der Mensch benutze die Analogie in seinem sprachlichen Schaffen; er sei aktiv, und nicht die Analogie: „nous sommes perpétuellement actifs dans la production de la parole“ (BRÉAL 1891b:628). Die Analogie sei ein Entwicklungsprinzip, das bei der Schöpfung neuer Wörter greife.

Die Analogie Sorge für Ordnung in der Sprache; ohne sie ginge alles durcheinander, doch sei eine gewisse Einheitlichkeit bei kollektiven Werken unerlässlich. Trotzdem regularisiere sie glücklicherweise nicht ausnahmslos alles. Das wäre traurig, so Bréal, denn „[l]à où il y a exception, il y a encore un reste de vie originale“ (BRÉAL 1878a:102)<sup>65</sup>. Auf analogische Weise könnten auch falsche Denkopoperationen entstehen, die aber zum Glück auf demselben Weg zurückverfolgt werden könnten. Eine solche Fehleranalyse – die es nicht erst seit konstruktivistischen und kognitivistischen Strömungen gibt – empfiehlt Bréal auch für den Sprachunterricht:

[...] le maître qui veut se perfectionner réfléchira sur les fautes des élèves et tâchera d'en découvrir la cause. Il est peu d'études plus profitables. Même pour le philosophe, il y a là une source de renseignements: on voit comment les choses sont associées dans la tête de l'enfant, car presque toujours quelque fausse analogie a provoqué l'erreur. (BRÉAL/BAILLY 1882:119)

Die Analogie bewirkt also nicht allein positive Effekte. Bréal geht allerdings nicht so weit wie Schuchardt, der sie weder positiv noch negativ

---

<sup>63</sup> Bei Bréal handelt es sich also ausdrücklich um ein Prinzip auf formaler Ebene, das eine semantische Analogie, wie sie z.B. ULLMANN 1969:185 schildert, nicht berücksichtigt.

<sup>64</sup> Cf. HOINKES 1999:184.

<sup>65</sup> Cf. dazu auch BRÉAL 1924:77: „Poussée trop loin, l'analogie rendrait les langues trop uniformes et, par suite, monotones et pauvres“.

bewertet, sondern ihr als Motor des Sprachwandels schlechthin eine neutrale Rolle zuweist<sup>66</sup>.

Eine Veränderung geschieht zuerst bei einer einzelnen Lexie und breitet sich dann analogisch aus. Es gibt verschiedene Gründe für analoges Vorgehen, wie z.B. das Vermeiden oder die Vereinfachung komplizierter Flexionen, oder allgemein das Streben nach mehr Klarheit und die Vermeidung von Zweideutigkeiten. Grammatische Formen dürfen nicht zu kurz werden, und außerdem besteht ein „*désir de formes explicites*“ (BRÉAL 1924:65, auch 67). So seien von den alten lateinischen Ordnungszahlen nur noch *premier* und *second* übrig (*deuxième* ist aber ebenso gebräuchlich), *tiers* und *quart* seien durch *troisième* und *quatrième* ersetzt worden, was als Positiventwicklung zu verzeichnen sei. Auch wenn Bréal dies nicht präzisiert, kommt hier neben der expliziten Referenz auf die Kardinalzahlen wohl auch die Verlängerung der Wortkörper zum Tragen.

Ein weiterer möglicher Grund für die Bildung von Analogien sei, einen Gegensatz oder eine Symmetrie ausdrücken zu wollen. Bréal begründet diese Tendenz mit der Beschaffenheit des menschlichen Geistes, der (aus ökonomischen Gründen) Vorstellungen oft zu zweit gruppiert. Dieses Verfahren „*aide la mémoire et donne plus de relief à la parole*“ (BRÉAL 1924:68). Oftmals würden Analogien benutzt, „*pour se conformer à une règle ancienne ou nouvelle*“ (BRÉAL 1924:72), damit eine größere Einheitlichkeit gewährleistet sei.

Die Analogie erfährt teilweise eine Geringschätzung durch eine Reihe von Linguisten, die eine Verarmung der Sprache befürchten, wenn sie durch Analogien monoton, uniform gestaltet werde. Man muss dagegenhalten, dass die Analogie den kindlichen Spracherwerb begünstigt und beschleunigt; sie sichert Verständigung, sogar wenn dabei Neologismen entstehen. Ob es sich im konkreten Fall um eine „*source de clarté et de fécondité*“ oder aber um eine „*cause d’uniformité stérile*“ (BRÉAL 1924:78) handelt, muss jeweils untersucht werden. Bréals Vorsicht bezeugt seine differenzierte Haltung, wenn es um die Bewertung sprachlichen Wandels als Fortschritt geht. Die Analogie ist eine notwendige Bedingung für das Funktionieren von Kommunikation, besonders in Situationen, wo Neuschöpfungen erforderlich werden.

Die Analogie ist keinesfalls immer vereinfachend und vereinheitlichend, sie hat eine kreative Komponente<sup>67</sup>, indem sie einen Produktivi-

---

<sup>66</sup> Cf. WUNDERLI 2001:147. Dabei kann die Analogie auch für Unregelmäßigkeiten verantwortlich sein. Schuchardt differenziert ausdrücklich Regelmäßigkeiten erzeugende Analogie, die eine Analogie von großer Reichweite ist, und Unregelmäßigkeiten erzeugende Analogie, die eine Analogie von geringer Reichweite darstellt.

<sup>67</sup> Cf. BAGGIONI 2000:52.

tätsfaktor für Innovationen darstellt. Sie kann „devenir productive et suppléer à des lacunes qui existaient dans le plan primitif de nos langues“ (BRÉAL 1878a:107). Bréals Verständnis von Analogie sollte auf keinen Fall mit Drang nach Systemkonformität gleichgesetzt werden: „Il n’y a point de contrainte: il n’y a qu’obéissance volontaire à la règle“ (BRÉAL 1924:74).

Am Analogie-Begriff der Junggrammatiker kritisiert Bréal zweierlei<sup>68</sup>. Zunächst wirft er ihnen vor, dass sie nur sporadischen Gebrauch von dieser Erklärung machen, um neu auftauchende Formen zu legitimieren (Brugmann erfindet gar indo-germanische Formen) (cf. BRÉAL 1894:450). Außerdem fehlt es Bréal an Gerichtetheit in ihrer Analogie. Man kann, so Bréal, immer begründen, warum eine Form als Modell gedient hat: diese Gründe können sein: Frequenz, semantische Nähe, Gewohnheit, Synonyme oder Antithesen.

Pour admettre qu’une forme exerce son influence autour d’elle, [...] il faut qu’on voie les raisons de cette préférence donnée par l’usage à une forme aux dépens d’une autre. Ces raisons peuvent être de diverses sortes: le fréquent emploi, le voisinage du sens, l’habitude de rapprocher deux mots en une seule et même locution, le désir de souligner un synonyme ou une antithèse. Mais aller prendre au hasard une forme et lui attribuer le pouvoir de s’en assimiler une autre sans que rien justifie cet empiètement, c’est laisser rentrer par une autre porte, dans la science, des caprices que la linguistique moderne croyait avoir bannis pour toujours. (BRÉAL 1894:449)

Noch präziser wird Saussure dies formulieren: der Analogie geht immer eine Intention voraus, ein Wille. Das bedeutet, dass analogische Veränderungen zielgerichtet sind (allerdings nicht im Hinblick auf das System)<sup>69</sup>.

Da die analogische Schaffung einer neuen Form nicht das Verschwinden der alten bedingt, plädiert Wunderli dafür, Analogie-Phänomene nicht unter Wandel, sondern unter Innovation zu fassen<sup>70</sup>. Die Formen könnten nebeneinander weiter bestehen. Wähle man eine Perspektive auf die Sprache als Ganzes, könnte man aber trotzdem von Wandel sprechen. Auf der Wortebene bedinge die Analogie so gesehen keinen Wandel, wohl aber auf der Systemebene.

Betreffend die zwei Erklärungsmodi der Junggrammatiker fragt sich Wunderli, ob der Unterschied zwischen Lautwandel und Analogie nicht illusorisch sei. Auch beim Lautwandel ist die Koexistenz zweier Formen möglich, die dann eventuell das Verschwinden einer Form nach

---

<sup>68</sup> Cf. SWIGGERS/DESMET:204.

<sup>69</sup> Cf. WUNDERLI 1990:50.

<sup>70</sup> Cf. WUNDERLI 1990:77s.



sich ziehen kann. Eigentlicher Wandel existiert erst, wenn man die Systemperspektive einnimmt.

Auf diese Weise müsste man auch die Analogie im Hinblick auf den Bedeutungswandel neu betrachten: die analogische Schöpfung ist ein synchronisches Phänomen, sie geschieht in der *parole*. Eine diachronische Dimension erhält ihr Ergebnis erst, wenn Innovationen verallgemeinert werden, d.h. wenn sie auf Norm-Ebene fixiert werden (und dann auf *langue*-Ebene)<sup>71</sup>. Bréal differenziert noch nicht, dass die Analogie synchronisch und individuell arbeitet, ihre Konsequenzen sich aber diachronisch und sozial ausgestalten. Allerdings hält er die Analogie für ein oft etwas kurzsichtiges Mittel der Sprecher, *ad hoc* eine Parallele zu schaffen, weshalb sie gerade so zweckdienlich sei. Die Analogie sei keine „grande éponge se promenant au hasard sur la grammaire, pour en brouiller les formes, pour effacer sans motif les distinctions les plus légitimes et les plus utiles“, sondern ein Verfahren „au service de la raison, raison un peu courte, un peu dénuée de mémoire, mais qui n'en est pas moins le vrai et nécessaire moteur du langage“ (BRÉAL 1924:76)<sup>72</sup>. Analogien habe es auch früher schon gegeben, die Gründe dafür seien „inhérentes à l'esprit“ (BRÉAL 1924:77), sagt Bréal, der „obscurité et désordre“ (BRÉAL 1924:73) möglichst umgehen will.

---

<sup>71</sup> Cf. WUNDERLI 1990:81.

<sup>72</sup> „Elle est responsable de la dynamique de la grammaticalité d'une langue“ (DELESALLE 1987:289).

### 1.6.2 „La loi de répartition“

Die *loi de répartition* (BRÉAL 1924:26-38, cf. auch schon 1864:45b, 1868b:2, 1868a) oder *loi de différenciation* beschreibt „[...] l'ordre intentionnel par suite duquel des mots qui devraient être synonymes, et qui l'étaient en effet, ont pris cependant des sens différents et ne peuvent plus s'employer l'un pour l'autre“ (BRÉAL 1924:26). Wenn Konkurrenzformen bestehen, werden diese im Sprachgebrauch differenziert, d.h. es gibt ein wahres Bedürfnis, Synonyme abzuschaffen und jeder Form ihren eigenen Anwendungsbereich zuzuordnen. Unterscheidungen werden immer subtiler gestaltet, wobei die Ausdifferenzierung aus sprachökonomischen Gründen natürlich nicht endlos betrieben werden kann<sup>73</sup>.

Ein illustratives Beispiel von Bréal sind die Unterscheidungen im Kambodschanischen: „Pour exprimer qu'un homme mange, on se sert du mot *si*; en parlant d'un chef, on dira *pisa*; si on parle d'un bonze ou d'un roi, ce sera *soï*.“ (BRÉAL 1924:34s.). Die französische Sprache unterscheidet „*division, brigade, régiment, bataillon*, ces termes techniques, si exactement subordonnés les uns aux autres, n'ont cependant rien qui les désignât spécialement à telle ou telle place“ (BRÉAL 1924:35s.). Bei den genannten Beispielen unterscheiden sich die „Beinahe-Synonyme“ eindeutig in der Form. Noch notwendiger aber ist nach Bréal die semantische Differenzierung je ähnlicher sich die Formen sind „[p]lus les mots sont voisins par la forme, plus ils sont une invite à la répartition“ (BRÉAL 1924:32); Bréal gibt das Beispiel von den beiden Adjektiven *sage* und *savant* (cf. BRÉAL 1924:34).

Die *répartition* ist ein so produktives und notwendiges Verfahren, dass Bréal sie als den großen Organisator oder Demiurgen der Sprachgeschichte bezeichnet. Die gesamte „histoire du langage est une série de répartitions“ (BRÉAL 1924:29), da der Mensch das natürliche Bedürfnis habe, eng verwandte Konzepte im Geist zu assoziieren<sup>74</sup>.

Wie alle *lois* hat aber auch die *répartition* ihre Grenzen (BRÉAL 1924:36). Gibt es für eine Sache zu viele (fast) synonyme Bezeichnungen, so werden die überflüssigen Formen eliminiert (*extinction des formes inutiles* – BRÉAL 1924:91-97). Als Beispiel nennt Bréal die Reduktion der Formen von *aller*: „*je vais, j'irai, je suis allé*“ und unterstreicht im Gegensatz zur noch heute oft verbreiteten Meinung, ein solches Paradigma sei defektiv, dass die verschiedenen Formen sich nur ergänzt

---

<sup>73</sup> Cf. WUNDERLI 2001:168.

<sup>74</sup> Da sich außerdem die *loi de répartition* im Unterschied zu anderen *lois* nur auf die Bedeutung beziehe, stelle sie „il cuore della semantica di Bréal“ dar (DE PALO 2001a:95).

hätten und es keinen Sinn gemacht hätte, für einen Gebrauch mehrere Formen bereitzuhalten. Bréal verwendet zwar noch nicht den Begriff der Suppletion, beschreibt aber sehr deutlich, was heute damit bezeichnet wird und wertet es sogar positiv: „Ces sortes de suppressions ne sont pas des pertes: au contraire, la langue y gagne en rapidité et en énergie.“ (BRÉAL 1924:94).

Bréal wehrt sich vehement gegen den Erklärungsansatz, eine Form könne verschwinden, weil sie zu oft gebraucht werde, eine solche Erklärung – die sich bei zeitgenössischen Indogermanisten finde – überfordere seine intellektuellen Kapazitäten (cf. BRÉAL 1924:84)! Viel nachvollziehbarer sei doch das gegensätzliche Phänomen: eine Form, die nicht regelmäßig im Gebrauch sei, werde aus dem Gedächtnis gelöscht. Außerdem referiert er noch auf Meyer-Lübke, der darlege, dass eine Form auch durch Einfluss anderer benachbarter Sprachen schwinden könne. Die Formenvielfalt dürfe den Geist nicht über Gebühr belasten, die Sprache werde um unnötige und überflüssige Elemente ausgedünnt.

Eine andere Begrenzung für die Synonymendifferenzierung bestimme der Grad der Zivilisierung einer Sprechergruppe: gewisse Nuancen seien auch nur in bestimmten Kulturen überhaupt notwendig (cf. BRÉAL 1924:37). Die Synonymie, bzw. die weitere Differenzierung, sei ein Anzeichen dafür, wie intensiv sich eine Sprechergruppe mit einer Sache beschäftige. Dieselbe Argumentation findet sich später bei Ullmann: je ausgefeilter der Geist der Sprecher, umso detaillierter seien die Synonymendifferenzierungen.

La richesse et la distribution des ressources synonymiques sont caractéristiques pour chaque langue. Elles sont des indices des intérêts et des préoccupations qui agitent l'esprit des usagers. Plus on s'intéresse à un sujet, plus on sera amené à en parler, ce qui nécessitera une riche variété de synonymes pour nuancer la pensée et pour rehausser l'expressivité. Les grands centres d'intérêt deviendront ainsi des pôles magnétiques attirant des synonymes de toutes parts.<sup>75</sup>

Ullmann sagt zwar nicht, dass einige Kulturen reicher seien als andere, doch findet sich auch bei ihm der Hinweis auf die eigenen Charakteristika jeder Sprache. Bréals Hinweis auf den Grad der Kultur erweist sich also als gar nicht so unmodern; er wäre heute noch haltbar, denn niemand wirft Ullmann vor, politisch unkorrekt zu sein. In der Tat können die Differenzierungen ursprünglich eine elitäre Basis haben, werden im Folgenden aber verallgemeinert. In der Ausdifferenzierung der Synonyme zeigt sich die Komplexität einer Sprache (und der ihr zugrundelie-

---

<sup>75</sup> ULLMANN 1969:188.

genden Sprechergemeinschaft): steht am Anfang noch oft Improvisation, so erfolgt in der Weiterentwicklung der Sprache „progress towards more complexity“<sup>76</sup>.

Petrilli scheint das Kapitel *loi de répartition* überlesen zu haben, denn sie beanstandet, dass Bréal sich nicht um synchronische Phänomene wie Synonymie, Hyponomie und Hyperonomie<sup>77</sup> kümmere. Hier geht er doch von Synonymie aus! Bréal klassifiziert zwar nicht die Lexien, doch gibt es keinen Grund dafür, ihm vorzuwerfen, er übergehe solche Phänomene. Die *loi de répartition* ist gerade interessant für die synchronische Semantik<sup>78</sup>, denn sie beschreibt nichts anderes als die synchronische Ordnung von *valeurs*.

Die *loi de répartition* hat die Funktion, im Gedächtnis Ordnung zu schaffen (cf. BRÉAL 1924:35):

En matière de langage, la signification est le grand régulateur de la mémoire; pour prendre place dans notre esprit les mots nouveaux ont besoin d'être associés à quelque mot de sens approchant. Le peuple a donc ses synonymes, qu'il dispose et subordonne selon ses idées. À mesure qu'il apprend des mots nouveaux, il les insère parmi les mots qu'il connaît déjà. (BRÉAL 1924:28)

Beinah-Synonyme sind also kein überflüssiger Kropf der Sprache, sondern notwendige Gedächtnisstützen für die Sprecher. De Palo wirft Bréal diesbezüglich vor, er vernachlässige den intersubjektiven und sozialen Charakter der Sprache<sup>79</sup>, da er vom rein individuellen Gedächtnis ausgehe. Allerdings spricht Bréal im zitierten Text vom *peuple*, er geht also sehr wohl von der Sprechergemeinschaft aus, und nicht vom Individuum. Außerdem bedenkt Bréal auch die zeitliche Ausdehnung: die *répartition* sei ein Phänomen, das es schon immer gegeben habe und das wie die Analogie zu jeder Zeit wirksam sei:

[...] le langage n'a pas eu de commencement; c'est par une longue évolution, dans laquelle les transitions sont à peine sensibles, que le langage est sorti des premiers balbutiements. Si nous pouvions assister à cette évolution nous trouverions sans doute l'action des mêmes lois que nous constatons dans la transformation des langues modernes. Ces lois sont au nombre de deux: la répartition [...] et l'analogie [...]. Les mêmes causes qui agissent sous nos yeux ont dû faire sentir leur influence dès les premiers jours (BRÉAL 1879:1010).

---

<sup>76</sup> NERLICH 1990b:109.

<sup>77</sup> Cf. PETRILLI 1999:242.

<sup>78</sup> Cf. DE PALO 2001a:94.

<sup>79</sup> Cf. DE PALO 2001a:101.

Echte Synonymie hält Bréal für ausgeschlossen, wie es schon in der Aufklärung vertreten wurde. Bréal fügt dann die funktionale Erklärung hinzu. Bei Saussure findet sich derselbe „Topos“: jede sprachliche Einheit stehe in einer assoziativen Konstellation, sodass keine Synonymie möglich sei; die Sprecher sähen sich vor einer wahren „impossibilité de créer un synonyme“<sup>80</sup>.

Möglicherweise stützt sich Bréal auch mehr als man glauben möchte auf seinen Zeitgenossen Jules Gilliéron (cf. BRÉAL 1924:27), der zwar kein „Publikumsmagnet“<sup>81</sup> war, jedoch auch die *répartition* illustrierte. Bei ihm kommt die Problematik der Synonymendifferenzierung in der Homonymienflucht zum Tragen, die das Bedürfnis beschreibt, Homonymien zu eliminieren. Die Homonymienflucht stellt für Gilliéron ein entscheidendes Prinzip der Sprachentwicklung dar, da sie den Sprechern dazu dient, Vorstellungen und Gedanken klar und eindeutig wiederzugeben.

---

<sup>80</sup> ENGLER 1967-1974:3342.5. Auch Ullmann hält echte Synonymie für einen äußerst seltenen Fall und erklärt sie für im Grunde überflüssig: „Étant donné l'imprécision du sens des mots et l'intervention de valeurs affectives et évocatrices, la synonymie parfaite est un état rare et précaire. Ne seront tenus pour synonymes authentiques que les mots qui peuvent se substituer les uns aux autres dans n'importe quel contexte, sans qu'il y ait le moindre changement dans la signification objective et la nuance affective de l'énoncé. Or, dans la plupart des cas, il est impossible d'affirmer que deux mots soient interchangeable à tous égards. Seuls des termes techniques clairement définis et qui ne figurent que dans un nombre limité de contextes connaissent une synonymie intégrale, p.ex. spirante et fricative en phonétique. De telles équivalences constituent un embarras de richesse.“ (ULLMANN 1975:180) – Cf. auch DUCHÁČEK 1967:65.

<sup>81</sup> Cf. WUNDERLI 2001:131s.

### 1.6.3 „La loi de spécialité“

Die *loi de spécialité* (BRÉAL 1924:9-25)<sup>82</sup> beschreibt den Ersatz von synthetischen durch analytische Formen, von variablen durch invariable Elemente. Oder wie Valéry formuliert: „On substitue un moyen général et indépendant à un moyen particulier et dépendant.“<sup>83</sup> Oft zitierte Beispiele sind das lateinische synthetische Perfekt (CANTAVI) im Vergleich zum Französischen analytischen Perfekt (*j'ai chanté*), die Adjektivflexion MAGIS, MAIOR, MAXIMUS gegenüber  $\emptyset$  *grand*, *plus grand*, *le plus grand* und das Kasussystem gegenüber dem Gebrauch von Präpositionen. Natürlich darf man diese Weiterentwicklungen nicht als simple Substitution verstehen. Allein für das Perfekt muss man präzisieren, dass trotzdem das *passé simple* als Folge des lateinischen Perfekts neben dem *passé composé* weiterexistiert und dass beide Zeiten im Französischen nicht dieselbe Funktion besitzen. Dazu kommt, dass die Möglichkeit, eine perfektivische Zeitform mit Partizip (CANTATUS) und Hilfsverb zu bilden, bereits für das Lateinische bestand. So ähnlich verhält es sich auch mit den anderen genannten Beispielen (auch der Gebrauch von Präpositionen war schon im Lateinischen zusätzlich zur Kasusflexion gebräuchlich).

Die fundamentale *loi de spécialité* beschreibt eine Vereinfachung des Sprachgebrauchs. Unveränderliche Formen sind im Gebrauch bequemer, leichter wiederzuerkennen. Allerdings müsste man hier ergänzen, dass die Vereinfachung auf morphologischer Ebene eine Komplizierung z.B. auf der syntaktischen mit sich bringen kann<sup>84</sup>.

Bréal zitiert ausführlich einen Abschnitt aus Jean-Jacques Ampères (Vater des gleichnamigen Physikers) *Histoire de la formation de la langue française* von 1869, der den Verlust von Flexionen als allgemeines Prinzip der Sprachentwicklung beschreibt. Wo Ampère aber noch davon ausgeht, dass in einem ersten Schritt der Dekadenz die synthetischen Elemente zerstört worden seien und damit ein heilloses Durcheinander eingetreten sei, um in einem zweiten Schritt dann durch die Einführung von analytischen Elementen repariert zu werden, sieht Bréal die Gleichzeitigkeit beider Prozesse, die sich zwingend ergänzen. Durch die Ergänzung eindeutiger, unveränderlicher und unabhängiger Elemente waren die Flexionsendungen schon längst unnötig geworden, bevor sie dann allmählich weggefallen sind.

---

<sup>82</sup> Cf. MAES/SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:65s. und SWIGGERS 1995.

<sup>83</sup> VALÉRY 1898:256.

<sup>84</sup> Cf. WUNDERLI 2001:168.

Bréal beschreibt die heute fast trivial anmutende Erklärung, dass der Sprecher mit der Zeit vermehrt den Eindruck bekomme, zwischen der Flexion und der Partikel bestehe eine kausale Beziehung, und stützt dies mit der philosophischen Sentenz CUM HOC, ERGO PROPTER HOC, die einen logischen Fehler bezeichnet. Die Quelle für diesen Fehler ist eine Vermengung des Kausalzusammenhangs mit einer einfachen zeitlichen Aufeinanderfolge. Manchmal scheint es, als ob eine Erscheinung, die einer anderen vorausgeht, auch die Ursache für diese Erscheinung ist. Jedoch bildet nicht alles, was einer Erscheinung zeitlich vorausgeht, auch unbedingt ihren Grund. So können Adverbien, die einige Zeit in Verbindung mit einem bestimmten Kasus auftreten, als Ursache und Auslöser für diesen Kasus angesehen werden, wobei die Adverbien zu Präpositionen werden<sup>85</sup>.

Bei der *spécialisation* handelt es sich nie um eine Schöpfung *ex nihilo*, sondern ein neuer Gebrauch entwickelt sich aus dem vorhandenen Sprachmaterial. Bréal begründet diese These mit der Tatsache, dass sehr viele Sprecher an solchen (meist grammatikalisierenden) Veränderungen beteiligt seien, und dass deswegen der Umstellungsprozess lange Zeit brauche. Die *loi de spécialité* (neben anderen von Bréals Ansätzen) öffnet den Weg für Untersuchung von Grammatikalisierungsprozessen<sup>86</sup> (cf. auch BRÉAL 1866a:70).

Wenn die angeführten Beispiele doch sehr unterschiedlicher Natur sind, so hat die *loi de spécialité* doch alle Berechtigung, zu Bréals grundlegenden Prinzipien zu zählen, da sich hierin wieder seine ausgeprägte Fortschrittsausrichtung zeigt. Seine Bewertung ist genau konträr zu derjenigen A. Schleichers. Es handele sich, so Bréal, bei der *spécialisation* um keinen Verfall, sondern um eine „succession des faits [...] dans l'histoire des langues“. Mehr noch betont er: „nos langues modernes n'ont jamais eu une chance plus heureuse“ (BRÉAL 1924:19), da durch die *spécialisation* die kommunikative Verständigung unterstützt und sowohl dem „besoin de clarté“ (BRÉAL 1924:11) als auch dem Ökonomiebedürfnis Rechnung getragen werde. Dank der *loi der spécialité* könnten notwendige Unterschiede sauberer gekennzeichnet werden, „le langage se complète et s'affine“ (BRÉAL 1924:25).

---

<sup>85</sup> Bréal merkt an, dass auch Delbrück diesen Rollenwechsel beschreibe, dass er aber mit diesem nicht immer einer Meinung sei, was die Reihenfolge der Wandelercheinungen betreffe (cf. BRÉAL 1924:15 N2).

<sup>86</sup> Cf. DE PALO 2001a:205.

#### 1.6.4 Entstehung der Syntax

Die Überschrift dieses Kapitels lehnt sich an die Formulierung Bréals für seinen gesamten dritten Teil des *Essai an (Comment s'est formée la syntaxe)*. Hier soll v.a. das Unterkapitel *L'ordre des mots* (BRÉAL 1924:217-23) berücksichtigt werden. Für Bréal beschränkt sich der Teil, den er der Syntax widmet, nicht auf Probleme der mehr oder weniger festgelegten Reihenfolge der Wörter im Satz. Für ihn fallen unter Syntax auch Grammatikalisierungs- und v.a. sämtliche Kollokationsphänomene, d.h. alles, was die Abhängigkeit von Wörtern voneinander betrifft, die oft zusammen in Erscheinung treten. Damit kann man die eigentlichen Anfänge der modernen Phraseologie bei Bréal ansetzen<sup>87</sup>. Redewendungen, Sprichwörter, Grußformeln werden vom Sprecher als komplexe Einheiten empfunden; besonders im Spracherwerb werden sie nicht in ihren Einzelteilen wahrgenommen: „l'enfant [...] apprend les locutions en bloc, sans les décomposer, sans arrêter spécialement ses pensées sur les éléments qui y entrent“ (BRÉAL 1886:248)<sup>88</sup>.

Valéry weist auf die Verbindung zwischen Kollokation und Syntax bei Bréal hin, die eine Art *syntaxe intérieure* gemeinsam hätten: „Je dirai, en passant, qu'il n'y a pas de grandes différences intérieures entre le mot, la locution et la phrase.“<sup>89</sup> Dies beinhaltet, dass syntaktische Phänomene für Bréal ebenso Bedeutungen aufweisen, die allerdings sehr abstrakt als relationale Bedeutungen zu verstehen sind. Trotz eines leicht ironischen Untertons erkennt Valéry die Besonderheit in der Tatsache, dass Bréal die Entstehung der Syntax in seine Semantik integriert:

Les autres parties de son livre, «Comment s'est formée la syntaxe», «Comment s'est fixé le sens des mots», doivent être spécialement recommandées à l'attention. [...] elles conduisent aux problèmes les plus passionnants, ceux que les problèmes peuvent passionner.<sup>90</sup>

Dass es eine Möglichkeit gibt, eine Brücke von der Semantik zur Analyse der Syntax zu schaffen, zeigen die *idées latentes*<sup>91</sup>. Durch sie wird deutlich, dass die morphologisch-grammatikalische Untersuchung der Sprache nicht ausreicht und durch eine funktional-semantische ergänzt werden muss. Bréal entdeckt die „*syntaxe intérieure*“ (BRÉAL 1868b:17)

---

<sup>87</sup> Cf. BARDOSI 1990:61.

<sup>88</sup> Wenn z.B. die *Tel Quel*-Bewegung die Grenzen des Zeichens aufbricht, geschieht nichts revolutionär Neues (cf. WUNDERLI 1992a:265).

<sup>89</sup> VALÉRY 1898:259.

<sup>90</sup> VALÉRY 1898:257s.

<sup>91</sup> Cf. MARTONE 1990:XXXI.



im Zusammenhang mit den Komposita. Die Wortwahl erinnert nicht nur an Saussures syntagmatische Beziehungen innerhalb des Wortes, sondern auch daran, dass Regnier sich ihrer schon bediente:

C'est ce travail mental der subordination et d'association que nous sommes obligés de faire, et pour lequel le langage ne nous fournit aucun secours, que M. Adolphe Regnier a justement appelé la syntaxe intérieure. (BRÉAL 1868b:17)

Für Bréal entwickelt sich die reale Syntax aus dieser *syntaxe intérieure*. Syntax und Grammatik haben sich allgemein aus dem Gebrauch der Wörter herausgebildet; im Gegensatz zur Vorstellung in der *grammaire générale*, in der Kategorien gegeben, angeboren oder inhärent waren. Bréal ist in diesem Sinne ganz im Einklang mit Humboldts innerer Sprachform.

Toute la syntaxe a d'abord résidé dans notre intérieur, et si plus tard des différences de forme ont plus ou moins séparé les parties du discours, c'est que le langage a fini par porter l'empreinte du travail intérieur qu'il représente. (BRÉAL 1868b:28s.)

Die Wörter entwickeln ihre Bedeutung nicht im Hinblick auf ihre syntaktische Integration, sondern um selbständig zu funktionieren. Um der Vorstellung vorzubeugen, die Syntax könnte über die Wortbedeutungen herrschen und dem Sprecher ihre Regeln aufzwingen, damit er sich adäquat ausdrücken kann, muss doch gesagt werden, dass sich die Satzbedeutung auch für Bréal der Wortbedeutung unterordnet: „les mots ont été créés pour avoir une pleine signification par eux-mêmes, et non pour servir à une syntaxe“ (BRÉAL 1924:195). Es wäre außerdem als Anachronismus zu deuten, dass die Wortbedeutung sich grundsätzlich erst aus der Satzbedeutung ergibt, da die Syntax sich in so ausgeprägter Weise wie in den modernen Sprachen erst viel später herausgebildet hat. Die Funktion steht aber grundsätzlich über der Form, wozu mit Nerlichs Worten der Bauhaus-Slogan „Form follows function“<sup>92</sup> passen würde.

In *L'ordre des mots* geht es Bréal allerdings wirklich um Syntax im engeren Sinn. Die fixierte Reihenfolge der Wörter im Satz entscheide im Französischen über die Bedeutung der Wörter. An dem Beispielsatz „[l]es Japonais ont vaincu les Chinois“ (BRÉAL 1924:217) werde die Immaterialität dieses fortschrittlichen Mittels<sup>93</sup> deutlich, das es im Lateinischen in dieser Ausprägung noch nicht gegeben habe. Bréal fragt sich,

---

<sup>92</sup> NERLICH 1990b:113.

<sup>93</sup> Bréal zitiert in diesem Zusammenhang Jespersens *Progress in Language* (1894).

in welcher Reihenfolge sich die Entwicklungsschritte (Verlust der Kasusendungen und der Beginn einer regelhaften Konstruktion) ereignet hätten und kommt zu dem Schluss, dass keines der beiden Phänomene ausdrücklicher Auslöser für das andere gewesen sei, sondern dass beides gleichzeitig stattgefunden haben müsse (cf. BRÉAL 1924:218)<sup>94</sup>. Während die Deklinationen schwächer wurden, gewöhnten sich die Sprecher langsam an eine regelgeleitete Syntax. Dieser Weg ist wahrscheinlich besonders deutlich in offiziellen Dokumenten wie Verträgen oder Urkunden zu beobachten, da diese eindeutig sein müssen und deswegen zur Sicherheit regelmäßige Konstruktionen benutzten. Gleichzeitig wird man bestrebt gewesen sein, in formeller Sprache die Kasusendungen so lange wie möglich im Gebrauch zu halten.

Die Syntax bildet sich allmählich und instinktiv heraus, sie kann nicht vom Sprachwissenschaftler erfunden werden:

[...] les règles grammaticales sont le produit d'une logique instinctive qui ressemble beaucoup à celle des enfants; je ne parle pas ici des règles grammaticales qui sont l'invention des érudits ou des scribes. Enfin la syntaxe, qui nous apprend à subordonner et à enchaîner nos pensées, pourra devenir une sorte de gymnastique pour l'esprit de l'enfant, du moment que le maître en saura proportionner l'enseignement à l'intelligence de son élève. Aussi bien que la syntaxe s'est formée petit à petit, grâce aux progrès de l'entendement humain, qui gagnait en force et en agilité, aussi bien, par une réciprocité naturelle, l'enfant s'habituant à employer en connaissance de cause les tours de la langue, accroîtra la vigueur et la souplesse de son esprit. (BRÉAL 1872:30)

Im Lateinischen konnte die Spitzen- oder Endstellung eines Elements im Satz zu seiner besonderen Hervorhebung verwendet werden. In den modernen Sprachen ist die Inversion ein besonders effektives Mittel, um auf etwas aufmerksam zu machen. Generell bedeutet eine geregelte Ordnung sicherlich eine Erleichterung im Sprachgebrauch, wenn nicht unbedingt für den Sprecher, dann auf jeden Fall für den Hörer. Der Mechanismus der Verständigung funktioniert „à la condition que les pièces soient disposées selon un arrangement concerté à l'avance“ (BRÉAL 1924:220). Wird die Reihenfolge aber verändert, so ändert sich entweder die Bedeutung oder die Verständigung ist nicht mehr gewährleistet. Bréals Bewertung der gewissen Zwänge, die die Syntax den Sprechern auferlegt, ist aber keineswegs negativ. Die reduzierte Freiheit in der Wortordnung ist nicht nachteilig, sondern wirkungsvoll, weil sie zu mehr Eindeutigkeit verhilft.

---

<sup>94</sup> Der Verlust variabler Element zugunsten einer festgelegten Reihenfolge fällt auch unter den Gegenstandsbereich der *loi de spécialité*. – Cf. auch BRÉAL 1877b:399.

Auch der letzte Zweifler, der sich fragt, warum Bréal in einem Buch, das dem neuen Wissenschaftszweig der Semantik gewidmet sein soll, ein Kapitel über Syntax integriert, soll überzeugt werden, dass die Syntax (synchronisch) Bedeutungsunterschiede und (diachronisch) Bedeutungsveränderungen schafft. So erklärt Bréal die Entstehung des Relativpronomens und der Konjunktion als Bedeutungswandel vorher schon existierender Elemente. Die Syntax schafft sich neue und immer komplexere Kombinationsmöglichkeiten. Die Sprecher empfinden das Bedürfnis, immer verzweigtere Gedankengänge mitzuteilen und entwickeln im Geist eine Vorstellung, die auf dem ganzen Satz basiert: „Une fois que l'idée d'une phrase formant un ensemble s'est imprimée dans les esprits, le besoin se fait sentir de la compléter en lui donnant les instruments qui lui sont nécessaires.“ (BRÉAL 1924:210).

Sprache besteht nicht nur aus Einzelwörtern; deswegen muss zur Analyse der Bedeutung und des Bedeutungswandels auch die Syntax herangezogen werden.

Celui qui, faisant l'histoire de la variation des sens, ne considérerait que les mots, risquerait de laisser échapper une partie des faits, ou bien il courrait le danger de les expliquer faussement. Une langue ne se compose pas uniquement de mots: elle se compose de groupes de mots et de phrases. (BRÉAL 1924:293)

Aus diesem Grund dürfe auch die Methode nicht eine atomistische sein<sup>95</sup>. Die Sprache sei kein Sammelsurium von einzelnen Einheiten, sondern meistens seien ihre Einheiten schon gruppiert, weshalb man sie in ihrem syntagmatischen und paradigmatischen Kontext untersuchen müsse: „une langue n'est point un assemblage de mots, mais [...] elle renferme des groupes déjà assemblés et pour ainsi dire articulés.“ (BRÉAL 1877a:297).

Die Syntax gehorche ihrer ganz eigenen Logik, die nicht der Logik der Dinge entspreche, die sie repräsentiere.

Quant à la logique qui relie entre elles les différentes parties d'une phrase, elle n'est pas toujours la logique des choses. Sans doute les règles de la syntaxe ont leur raison d'être: mais ce sont des raisons d'ordre grammatical et non des raisons tirées de la nature des choses. (BRÉAL 1879:1009)

Man könnte meinen, hieraus ergäbe sich der Widerspruch, dass der Linguist der Einheit Wort einerseits eine eigenständige Existenz zuspricht und andererseits das Wort nur innerhalb von verschiedenen Verbindungen funktionieren kann. Sobald ein Wort im Gebrauch zum

---

<sup>95</sup> Cf. DE PALO 2001a:98.

Teil eines Ausdrucks wird, nehmen wir nur noch den gesamten Ausdruck wahr (cf. BRÉAL 1924:294-96). Trotzdem negiert Bréal nicht einen dem Wort eigenen Wert:

Comme les pièces d'un engrenage, que nous sommes si habitués à voir s'adapter l'une dans l'autre que nous ne songeons pas à nous les figurer séparées, le langage présente des mots que l'usage a réunis depuis si longtemps qu'ils n'existent plus pour notre intelligence à l'état isolé. (BRÉAL 1924:172)

Die Wichtigkeit des Werts eines Wortes liege in der Linearität des sprachlichen Ausdrucks (cf. BRÉAL 1924:217). Das so einfache Prinzip „le signifiant se déroule dans le temps“<sup>96</sup> wurde bis dahin immer vernachlässigt, dabei ist es grundlegend und die Konsequenzen sind unzählbar. Da sich *valeurs* aber nicht aus den Wörtern selbst ergeben können, ist der Satz, in dem die Elemente des *signifiant* eine Kette bilden, notwendigerweise die semantische Referenz-Einheit (cf. Kapitel 2.7.1). Im Unterschied zu Saussure führen die Gedanken über syntagmatische Beziehungen und feststehende Ausdrücke bei Bréal aber noch nicht zur Thematisierung einer *langue*; sie zeigen nur die primäre Rolle der Bedeutung in der Organisation und Struktur der Sprache<sup>97</sup>.

---

<sup>96</sup> SAUSSURE 1973:103.

<sup>97</sup> Cf. DE PALO 2001a:99.

## 1.7 Motoren des Bedeutungswandels

Bréal kritisiert an der Sprachwissenschaft seiner Zeit, dass sie für den sprachlichen Wandel keine Erklärung habe.

Si la linguistique s'est appliquée à observer les modifications subies par le mécanisme grammatical, elle n'a pas cherché avec le même soin les causes intellectuelles pour lesquelles le mécanisme se modifie et se renouvelle (BRÉAL 1887a:233).

Sie beschreibe die Sprachen zwar historisch, aber „en quelque sorte privées de leur premier moteur“ (BRÉAL 1887a:233), der den sich verändernden Bedürfnissen der Sprecher entspreche. Wie schon in Kapitel 1.4.1 angesprochen, ist die *volonté humaine* (oder *intelligence humaine*, *volonté intelligente*<sup>1</sup>) der primäre Grund für die Erneuerung der Sprache. Daran schließen sich das Bedürfnis, sich zu verständigen und ein gewisses Ökonomiebestreben an. Menschliche Bedürfnisse sind der Hauptmotor des Sprachwandels (cf. BRÉAL 1887a:233). Daneben kristallisieren sich aber noch andere, genauere Beweggründe heraus, wie spracheigene Strukturen und gewisse äußere Einflüsse, die Bréal als unabhängig vom menschlichen Willen identifiziert.

Im Gegensatz zu den konkreten Prozessen des Bedeutungswandels sind sie aber allgemeinerer Natur und bedingen keine Bedeutungsveränderung, die auf eine bestimmte Richtung beschränkt wäre. Das Zitat von Lukrez *Utilitas expressit nomina rerum* (BRÉAL 1887a:233 und 1924:334s.)<sup>2</sup> illustriert Bréals Maxime, „les causes intellectuelles qui ont présidé à la transformation de nos langues“ (BRÉAL 1924:5) herauszufinden, wobei es nicht immer leicht ist, deskriptive und explikative Aspekte sauber zu trennen.

Sprachwandel erklärt sich durch externe und interne Bedingungen, von denen hier zuerst die äußeren und dann ausführlicher die inneren behandelt werden sollen.

Le langage, comme on le voit, subit en bien des manières les fluctuations du dehors. Mais outre ces causes extrinsèques, il y a des changements qui s'expliquent par la nature même du langage: nous allons essayer de les faire connaître. (BRÉAL 1924:106)

---

<sup>1</sup> BRÉAL 1866:70b: „ne méconnaissons point la cause intelligente qui les a fait mouvoir“.

<sup>2</sup> *L'impérieux besoin créa les noms des choses.*

### 1.7.1 Sprachexterne Faktoren

Die Sprachgeschichte „marche toujours d'un pas égal, sinon avec l'histoire politique, du moins avec l'histoire intellectuelle et sociale du peuple: elle en est un fidèle commentaire“ (BRÉAL 1866a:71a), was die Zivilisation in all ihren Ausprägungen zu betreffen scheint. Dabei lassen sich einige Phänomene zusammenstellen, die zurückzuführen sind auf historisch-politische Entwicklungen<sup>3</sup> (cf. dt. *Buße*, das erst seit der Christianisierung die heutige Bedeutung hat und vorher allgemein als 'réparation' zu verstehen war), wirtschaftliche und soziale Veränderungen (so wie die Bedeutungsveränderung von lat. PECUNIA) oder kulturelle Ereignisse (wie z.B. die *levers du roi* – cf. BRÉAL 1924:105). Die Bedeutungen der sprachlichen Einheiten verändern sich nicht unerheblich „sous l'action des événements, des découvertes nouvelles, des révolutions dans les idées et dans les mœurs“ (BRÉAL 1924:270).

Bréal bedauert auch im Hinblick auf die *acquisitions nouvelles*, dass bisher die Geschichte der indo-germanischen Sprachen immer als Geschichte der Verluste geschrieben worden sei, dabei sei sie vielmehr eine Geschichte der Zugewinne (cf. BRÉAL 1924:79). Er insistiert in erster Linie darauf, dass Einflüsse anderer Sprachen in allen Beispielen viel älter seien als allgemein angenommen werde und dass höchst selten wirklich neues Material aufgenommen werde. Die Entwicklungen bräuchten extrem lange Zeit und ergäben sich meist doch aus dem bereits vorhandenen Fundus.

Eine ganz andere Klasse bilden diejenigen Entwicklungen, die auf die interne Schichtung einer Gesellschaft zurückzuführen sind und sich aus ihrer Heterogenität ergeben. Die Sprache „est distribuée à tous les états, à toutes les vocations, à toutes les sciences, à tous les arts, lesquels la rendent ensuite façonnée et diversifiée“ (cf. BRÉAL 1884:553a und 1924:105s.). Allein die „diversité du milieu social“ (BRÉAL 1924:287) trägt also entscheidend zur Bedeutungs differenzierung bei, da jeder Stand, jeder Berufszweig, jede Wissenschaft die jeweils eigenen Termini braucht und zur Konstitution dieser auf den gemeinsamen Sprachschatz zurückgreift.

Bréal verweist hier schon auf diastratische Unterschiede<sup>4</sup>, ohne sie als solche zu bezeichnen. Meillet fällt auf, dass Bréal im Gegensatz zu den meisten anderen Linguisten seiner Zeit steht, die sich eher auf

---

<sup>3</sup> Cf. DELESALLE 1987:287s. und DESMET 1990:143.

<sup>4</sup> Cf. THIELEMANN 1994:292.

eine Sprachentwicklung beziehen, die frei von allen äußeren Einflüssen und Moden sein soll<sup>5</sup>.

---

<sup>5</sup> Cf. MEILLET 1898:142.

### 1.7.2 Sprachinhärente Strukturen

Die sprachinhärenten Strukturen sind als den Bedeutungswandel vorantreibende Faktoren nicht an die *volonté humaine* gebunden, sie stehen ihnen voran. Bréal verweist mehrfach darauf, dass man nicht isolierte Wörter untersuchen sollte, sondern auch die Einflüsse, die die Wörter aufeinander haben. Für ihn ist das Lexikon ein in sich strukturiertes Ganzes und die Wörter sind Teil eines ganzen Triebwerks („[c]omme les pièces d'un engrenage“, BRÉAL 1924:172)<sup>6</sup>. Diese Struktur sei keine von außen auferlegte Systematisierung, sondern ersichtlich in der „action que les mots d'une langue exercent à distance les uns sur les autres“ (BRÉAL 1924:282)<sup>7</sup>, z.B. „un synonyme qui prend de l'extension et qui resserre d'autant le domaine de son collègue“ (BRÉAL 1924:114) (cf. zum *valeur*-Begriff Kapitel 1.9).

Bréal bereitet damit den Boden für die Entwicklung eines strukturalistischen Ansatzes, in dem nicht nur das Lexikon als strukturiertes Ganzes untersucht wird, sondern die Sprache in ihrer Gesamtheit. Er beschreibt nicht atomistisch wie in der traditionellen Grammatik, sondern systematisch, und benötigt dazu eine „totalitäre“ Sicht der Sprache.

On considère trop les mots isolément: il est si aisé de prendre un mot à part et d'en retracer l'histoire, comme s'il n'avait pas été comprimé, mis en relief, légèrement nuancé ou tout à fait transformé par les autres mots du vocabulaire, au milieu desquels il se trouve placé et dont il ressent l'influence voisine ou lointaine. (BRÉAL 1883b:133)

Zu einer strukturalistischen Perspektive auf die Sprache gehört, dass Bréal auch die Beziehungen zwischen Lautwandel, morphologischem, lexikalischem und syntaktischem Wandel herausarbeitet, so z.B. den Ersatz des Kasussystems durch Präpositionen (cf. BRÉAL 1924:14s.).

Die in den folgenden Kapiteln beschriebenen Motoren sind bis auf die Vorstellung des „esprit du peuple“, der in Bréals Konzeption eine Schlüsselposition einnimmt, alle gewissermaßen eine Ausführung des Prinzips CUM HOC, ERGO PROPTER HOC (cf. auch im Kapitel 1.6.3 zur *loi de spécialité*). Sie sind sehr stark von der Beschaffenheit und „Arbeitsweise“ des menschlichen Geistes abhängig: *irradiation*, *survivance des flexions* und *fausses perceptions* behandelt Bréal im ersten Teil des *Essai* und die *force transitive* und die *contagion* im dritten. Die ersten drei be-

---

<sup>6</sup> Insofern lässt Bréal sich als Strukturalist *avant la lettre* lesen; cf. SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:671, AARSLEFF 1981, DELESALLE 1985:567, 1987:291, 1988a. – Zu Bréals Wirkung auf Saussure cf. genauer KOERNER 1976b und 1984a:23s.

<sup>7</sup> Cf. dazu DESMET 1990:143.



schreiben eine *syntaxe intérieure*; die letzten beiden stehen in Zusammenhang mit der *syntaxe extérieure*.

Bei all diesen Phänomenen handelt es sich mehr oder minder um eine Form der Reinterpretation<sup>8</sup>. Sie haben alle akzidentelleren Charakter als die in Kapitel 1.8 zu behandelnden Mechanismen, die durch den Sprecherwillen gelenkt werden. Deswegen mögen die folgenden Erscheinungen oft auch eher als negative Entwicklungen charakterisiert werden (was bei Bréal nicht der Fall ist). Davon zeugen z.B. die Bezeichnungen „fausse perception“, die ein Fehlverstehen evoziert, oder „contagion“, die allgemein an die Übertragung einer Krankheit denken lässt. Reinterpretiert werden Sprachformen von jeder Sprechergeneration, da alle ihr sprachliches Erbe bis zu einem gewissen Grad transparent halten wollen. Teilweise mag ein solcher Prozess durch einen Lautwandel ausgelöst werden; dies muss jedoch nicht der Fall sein. Es werden neue Analysemöglichkeiten getestet, da sich verschiedene Interpretationsmöglichkeiten anbieten. Außerdem kann Polyvalenz eine zusätzliche Motivation darstellen, eine Reinterpretation vorzunehmen. Ein Spezialfall der Reinterpretation ist die Volksetymologie, bei der die Lautkette der neuen Interpretation angepasst werden kann, was auch daher rührt, dass besonders Fremdwörter für Volksetymologien anfällig sind.

Die notwendige Basis für Reinterpretationen, Volksetymologien, „falsche“ Wahrnehmungen oder sprachliche „Ansteckungen“ ist jeweils die Ähnlichkeit zweier Formen und ihre semantische Verwandtschaft, die Verwechslungen heraufbeschwören.

---

<sup>8</sup> Cf. WUNDERLI 1990:85-96.

### 1.7.3 „L’irradiation“

Die *irradiation* (BRÉAL 1924:39-49)<sup>9</sup> kann als eine Funktionsübernahme beschrieben werden. Funktionen von einem sprachlichen Element oder einer Kategorie werden auf ein anderes sprachliches Element bzw. eine andere Kategorie übertragen. So hat das Suffix *-ard* erst selbst eine negative Nuance erhalten, nachdem es in Kombination mit negativ konnotierten Lexemen auftrat (*couard*, *bavard*). In einem weiteren Schritt ist diese Ausstrahlung sogar produktiv: es können neue Wörter mit dem Suffix *-ard* gebildet werden, die damit schon einen pejorativen Charakter haben, was in Bréals Augen einen Fortschritt bedeutet. Die *loi d’irradiation* als Übertragung von Funktionen eines Elements oder einer Kategorie auf eine andere illustriert die Interdependenz von Semantik und Morphologie<sup>10</sup>.

Ein anderes Beispiel sind die lateinischen inchoativen Verben auf *-SCO*, die eine allmählich beginnende Handlung oder eine Handlung, die nach und nach erfolgt, markieren (cf. BRÉAL 1924:39s. und 1892b:22), z.B. *ADOLESCO* (‘je grandis’), oder *SENE스코* (‘je vieillis’). Diese Bedeutungsnuance ist aber nicht in der Etymologie der Endung zu suchen. Andere Verben wie *NOSCO* (‘je connais’), *SCISCO* (‘je décide’), *PASCO* (‘je nourris’) entsprechen dieser Bedeutungsfeinheit nicht. Die „idée d’une action lente et graduelle“ (BRÉAL 1924:40) hat sich von einer Reihe von Verben, die wirklich diese Bedeutungsfeinheit trugen, auf das Suffix übertragen und war von da an fest mit ihm verbunden. Die Bedeutungsnuance „has contaminated the suffix, given it a specific meaning that it now carries into all the words where it is used“<sup>11</sup>.

Es reicht allerdings nicht aus, diese Phänomene nur als Analogien zu beschreiben (cf. BRÉAL 1924:44). Das Suffix im genannten Fall konnte produktiv werden, weil in einem ersten Schritt durch die *irradiation* eine spezifische Bedeutungsnuance entstanden sei.

Ein Nachteil der *irradiation* ist, dass sie oft zu Fehlinterpretationen führt, wie es der Fall bei den deutschen Adjektiven *trübselig* oder *armselig* ist, bei denen *-selig* auf *Seele* zurückgeführt wird, obwohl es sich um das abstrakte Suffix *-sal* handelt, wie es in *Trübsal* oder *Mühsal* erkennbar ist. Ebenso wird im Amerikanischen die Endung von *Chinese* oder *Portuguese* als Pluralkennzeichnung interpretiert, und in Folge dessen werden künstliche Singularformen geschaffen wie *Chinee* o-

---

<sup>9</sup> Cf. auch BRÉAL 1892a:17s. und 1892b. – THOMAS 1897:186 merkt richtig an, dass die *irradiation* teilweise der *fausse perception* sehr nahe kommt.

<sup>10</sup> Cf. WUNDERLI 2001:168.

<sup>11</sup> NERLICH 1990a:121.

der *Portugee*. Die Endung *-se* wird damit zu einem formalen Element, Grund für diese Transformation ist die *irradiation*.

#### 1.7.4 „La survivance des flexions“

Die *survivance des flexions* (BRÉAL 1924:50-55) ist ein Phänomen, das ebenso gut im Kapitel über Analogie behandelt werden könnte. Bréal schildert hier das Überleben grammatischer Formen und erklärt syntaktische Zwänge als Reste verlorener Flexionssysteme<sup>12</sup>. So begründet er syntaktische Besonderheiten des Französischen mit alten lateinischen Flexionen.

Bréal versucht glaubhaft zu machen, dass eine nicht mehr gebräuchliche Flexion für den Geist noch lange nicht ausgelöscht sei und im Unterbewussten weiter existiere. Die wenigen Beispiele sind nicht wirklich überzeugend. Das lateinische Neutrum existiert nach Bréal v.a. in der philosophischen Sprache weiter, z.B. in *le beau, le vrai, l'utile, l'agréable, l'infini, le divin* (BRÉAL 1924:52), etc. Im Jargon der Textinterpretation treffe man auf Beispiele wie *le fin, le romanesque, le naïf, le sensible*. Fraglich ist, warum er diese Beispiele als *neutre* bezeichnet und sie nicht einfach unter den Prozess der Bedeutungsabstraktion fasst.

Bréal insistiert auch im Bereich der Pronomen auf das Neutrum. Unpersönliche Pronomen wie *ce*, dann aber auch Interrogativpronomen wie *que* und Indefinitpronomen wie *quelque chose* oder *rien* hätten trotz der Reduktion der Genera im Bereich der Artikel auf Maskulinum und Femininum ein drittes Genus konserviert. Das neutrale Genus ist für den modernen Sprecher auch hier nicht nachvollziehbar, Bréal meint aber „dans l'esprit“ sei es noch erhalten<sup>13</sup>.

In Konstruktionen wie *Hôtel-Dieu* oder *le parvis Notre-Dame* sieht er ein Überleben eines alten Genitivs (cf. BRÉAL 1924:53s.), wenn er auch beifügt, dass der Kasus von den Sprechern nicht mehr nachvollziehbar sei. Heute würden Straßennamen oder Bezeichnungen für Plätze nach demselben Muster gebildet (*place Victor-Hugo, rue Montmartre*). Es ist aber mehr als zweifelhaft, ob man deshalb noch von einer unbewussten Produktivität des Genitivs sprechen kann; der Kasus ist eher durch einen ganz anderen Verbindungsmechanismus ersetzt worden.

Wenn die Überreste eines früheren Sprachzustandes der Klarheit nicht schaden, so gibt Bréal eine Reihe von Beispielen, die doch eindeutig Anzeichen eines gehobenen Stils sind. In einer absoluten Konstruktion wie „lui mort, toutes nos espérances sont anéanties“, glaubt er, *lui* sei ein Überbleibsel des lateinischen Ablativs.

---

<sup>12</sup> Cf. WUNDERLI 2001:168.

<sup>13</sup> Cf. WUNDERLI 1993 zum Neutrum im Surselvischen, das wie ein Topos noch in der rätoromanischen Grammatikographie konserviert wurde. Nachweislich handelt es sich jedoch heute nicht mehr um ein Genus des Surselvischen.

Da Bréal dieses Kapitel auf wenigen Seiten abhandelt und mehr über die Grenzen der *survivance* schreibt als über ihr tatsächliches Wirken, scheint diese Tendenz für ihn auch von geringerer Wichtigkeit zu sein als andere Gesetzmäßigkeiten. Daraus, dass sich die meisten Beispiele auf literarische Ausdrucksweise beziehen und der normale Sprachgebrauch zu kompliziert gewordene Konstruktionen aufgibt, lässt sich schließen, dass solche musealen Überreste auch für Bréal von geringerem Interesse sind.

### 1.7.5 „Les fausses perceptions“

Das Prinzip der *fausses perceptions* (BRÉAL 1924:56-59) ist ein Phänomen, das sowohl mit der *survivance des flexions*, als v.a. auch mit der *irradiation* verwandt ist. Es handelt sich um eine falsche Interpretation der Sprecher; z.B. wird ein Wortende als morphologisches Element interpretiert, obwohl es etymologisch betrachtet Teil des Stammes ist. Bei der *irradiation* lag der Akzent auf der semantischen Funktionsübernahme im Sinne einer vorher nicht da gewesenen Spezifizierung, bei der *survivance* auf der „Funktionsverblässung“ eines weiter produktiven Musters.

Eine *fausse perception* lässt sich meist als falsche Segmentierung oder fehlerhafte Bedeutungsbeimessung erklären. Die Beispiele beziehen sich fast ausschließlich auf Plural- und Kasus-Endungen, also durch falsche Wahrnehmung bzw. Reinterpretation ausgelöste Grammatikalisierungsprozesse. Bréal führt das Beispiel von engl. *oxen* an: *-en* wurde fälschlicherweise als Pluralendung aufgefasst.

Ein Beispiel aus dem Verbalbereich illustriert die *fausse perception* von Vokalwechseln im Stamm: die Vokale in den Formen *sing*, *sang*, *sung* werden als bedeutungsunterscheidend für die gemeinte Zeitstufe interpretiert. Historische gesehen sind sie aber durch sekundäre Ursachen begründet: „raisons d’accentuation ou de contraction“ (BRÉAL 1924:59).

### 1.7.6 „Force transitive“

Was Bréal als *force transitive* (BRÉAL 1924:194-204) beschreibt, könnte auch als „Macht der Gewohnheit“ charakterisiert werden und ist eine weitere Illustration der Maxime CUM HOC, ERGO PROPTER HOC. Die Gewöhnung daran, bestimmte Wörter immer wieder in bestimmten Kombinationen zu benutzen, lässt irgendwann vermuten, es gebe eine kausale Beziehung zwischen den kombinierten Elementen. Der Satz wird mit der Zeit komplexer und es etablieren sich differenziertere Beziehungen. So wie die Steine eines Hauses nur noch ein Ganzes formen, so gibt es Wörter, die sich in ihrer Bedeutung einander annähern und kaum mehr einzeln zu denken sind; irgendetwas hält sie zusammen und macht sie voneinander abhängig.

Aus der Gewohnheit wird „l’effet d’une addition obligée“ (BRÉAL 1924:195). So glaubt Bréal, alle Verben seien zuerst „neutral“, d.h. monovalent gewesen und erst später hätten einige durch regelmäßige Ergänzungen den Status transitiver Verben erhalten, die diese Ergänzung forderten. Für das Beispiel der transitiven Verben hat die *force transitive* zwei Auswirkungen: zunächst lässt sich feststellen, dass sich die Bedeutung eines transitiv gewordenen Verbs ändert. Für das Deutsche führt er das Verb *abtreten* an: *von einem Geschäft abtreten* sei ursprünglich „neutre“, durch die erworbene Transitivität ergäben sich dann neue Bedeutungsnuancen wie *jemandem einen Acker, ein Recht, ein Land abtreten* (cf. BRÉAL 1924:197s.). Die zweite Konsequenz sei die Schwächung der Bedeutung der Kasusendungen, da durch die Gewöhnung an einen bestimmten Kasus in Verbindung mit einem Verb jener Kasus als die Ergänzung *par excellence* aufgefasst werde. Damit wird der grammatische Apparat nicht funktionsuntüchtig, es ereignet sich vielmehr ein Richtungswechsel auf der Ebene der Wortordnung – das Verb regiert den Kasus<sup>14</sup>.

Auf diese Weise entstehen immer wieder regierende und regierte Wörter, denn die Sprecher einer jeden Epoche schaffen sich die Sprache, die sie benötigen, was als Fortschritt zu bewerten ist.

Bréal vergleicht die Sprache mit diversen anderen Künsten und Techniken, die sich notwendigerweise im Laufe der Zeit ändern:

---

<sup>14</sup> Bréals einziges Beispiel für das Französische ist etwas irreführend: in Verbindung mit „verbes signifiant «manger, boire»“ (BRÉAL 1924:202) bediene sich das Französische des Genitivs, z.B. *boire du vin* an Stelle von *boire le vin*. Er spricht zwar selbst die „idée partitive“ an, die hier zugrunde liege, setzt dies aber nicht in Verbindung mit dem Teilungsartikel. Die Vorstellung eines echten Genitivs im Französischen würde man heute in keiner Grammatik bestätigt finden.

S'il est dans la nature de tous les arts de se transformer, comment le plus nécessaire des arts, celui qui est fait pour accompagner la pensée à chacun de ses pas, n'aurait-il pas transformé la matière à lui léguée par l'enfance de l'humanité? Le progrès paraît à tous les yeux. (BRÉAL 1924:204)

Die Sprache ist einerseits ein schöpferisches Kunstwerk, andererseits ein Gemeinschaftswerk, das von allen Individuen abhängig ist.

Les mots qui étaient, pour ainsi dire, enfermés en eux-mêmes, contractent peu à peu des liens avec les autres mots de la phrase. Celle-ci, quoique toujours composée de petites pièces immobiles et rapportées, nous apparaît transformée. Elle est tantôt comme une œuvre d'art ayant son centre, ses parties latérales et ses dépendances, tantôt comme une armée en marche dont toutes les divisions se relient et se soutiennent. (BRÉAL 1924:204)

Bréal nimmt hierin die Theorie Kellers vorweg. Wenn er auch nicht explizit den Unterschied macht zwischen natürlichen und artifiziellen Produkten, so scheint hier doch gewissermaßen die Vorstellung eines Phänomens der dritten Art durch. Die „armée en marche“ erinnert unweigerlich an berühmte Beispiele Kellers wie das der Staubildung oder das der Entstehung eines Trampelpfads<sup>15</sup>. Eine große Menge von Individuen sind am Prozess beteiligt und treiben ihn in eine gewisse ihren Intentionen entsprechende Richtung voran. Beim Trampelpfad ist es die Intention, so schnell wie möglich zu einem gewissen Ort zu gelangen, beim Satzbau das Interesse, mit der Kombination einiger Elemente möglichst genau seine Vorstellungen wiederzugeben. Dabei ist es von den Handelnden weder intendiert, einen Trampelpfad zu machen noch kausale Beziehungen in der Syntax zu produzieren, aber im Gebrauch kooperieren alle Individuen auf das gleiche Resultat hin.

---

<sup>15</sup> Cf. KELLER 1994:89s. und 99s.



### 1.7.7 „Contagion“

Durch die *contagion*, eine besondere Form der Gedankenverbindung, werden Vorstellungen verbunden, bzw. Wörter „angesteckt“ von der Bedeutung der Wörter in ihrer Umgebung (cf. BRÉAL 1924:205-09 und auch schon 1883b:133s.)<sup>16</sup>. Es handelt sich um „une forme particulière de l’association des idées“, die die Wirkung hat, „de communiquer à un mot le sens de son entourage“ (BRÉAL 1924:205).

Bréal führt als Beispiel die vielzitierten französischen Verneinungspartikeln (*pas, point, rien, personne, etc.*) an, die ursprünglich nur als Verstärkung der eigentlichen Verneinungspartikel *ne* dienten. Diese Wörter sind durch ihre Verbindung mit *ne* selbst negativ geworden, so dass *ne* heute sogar entfallen kann, ohne dass das Verstehen gestört würde. Bréal nimmt an, die Bedeutungsübertragung sei nicht über die Partikel *ne* selbst geschehen, sondern über den „sens général de la phrase“ (BRÉAL 1924:207).

Als weiteres Beispiel führt er die Konjunktion *si* an, die ihre konditionale Bedeutung erst durch die Umgebung von Subjonctif oder Optativ erhalten habe.

La particule latine *si* était primitivement un adverbe signifiant «de cette façon, en cette manière». L’idée conditionnelle y est entrée par le voisinage du subjonctif ou de l’optatif. [...] L’esprit a saisi un lien entre ces deux propositions, et [...] il a tout naturellement introduit dans le premier mot l’idée d’une supposition ou d’une condition. (BRÉAL 1924:209)

Wie die Phänomene der vorangehenden Kapitel ist auch die *contagion* eine weitere Quelle für den logischen „Fehler“, dort eine Kausalbeziehung zu vermuten, wo im Gebrauch eine Gewohnheit in der Kombination verschiedener Elemente vorliegt. Coseriu wirft Bréal in Bezug auf die *contagion* vor, in naturalistische Erklärungsweisen zurückzufallen<sup>17</sup>; doch beschränkt sich der naturalistische Effekt allein auf die Wahl der Bezeichnung, die Erklärungen sind – wenn auch teilweise metaphorisch – logisch begründet.

---

<sup>16</sup> HASLER 1991:161 übersetzt den Terminus mit „Gesetz der Kontaktwirkung“. Cf. auch DE PALO 2001a:99.

<sup>17</sup> Cf. COSERIU 2000:35.

### 1.7.8 „Esprit du peuple“

Bréal insistiert verschiedentlich darauf, dass die Sprache und ihre Entwicklung prinzipiell „l'ouvrage du peuple“ (BRÉAL 1924:279)<sup>18</sup> sei. So bestehe ein unterschwelliger Glaube an *lois fixes*; „l'homme du peuple“ (BRÉAL 1924:73) würde nicht akzeptieren können, dass es für gewisse Dinge keine allgemeingültigen Regelungen gebe. Aus einem solchen Gefühl heraus würden zu ausgefallene Formen als „falsch“ eliminiert und Ausnahmen verschwänden, was ein notwendiges Instrument sei; ansonsten könne man in der Sprachentwicklung früher oder später ein heilloses Durcheinander erwarten. Die Linguisten als „conservateurs par métier“ würden diese „obéissance volontaire à la règle“ (BRÉAL 1924:74) kritisieren, aber sie erfülle in einer Sprechergemeinschaft mit vielen Mitgliedern eine sinnvolle Aufgabe. Die Analogie sei die *logique populaire* schlechthin, dieses Mittel „des enfants et de la foule“ (BRÉAL 1924:233) sei ein notwendiger Regularisierungsmechanismus in einem System, in dem nicht von Natur aus alles für die menschliche Wahrnehmung logisch strukturiert sei.

L'intelligence des masses se montre ici par un de ses côtés les plus intéressants: elle vient à bout, par les moyens les plus simples, des difficultés qu'en toute espèce de métier ou d'art la matière oppose à l'ouvrier. (BRÉAL 1924:75)

Oft ist aus Bréals Ausführungen nicht klar ersichtlich, wie er *peuple* oder *homme du peuple* wertet. Einerseits meint er einfach nur die Wirkung der großen Masse (im Sinne von POPULUS, alle Gesellschaftsschichten eingeschlossen), andererseits differenziert er manchmal soziale Schichten (als Entsprechung zu PLEBS<sup>19</sup>, im Gegensatz zu einer gesellschaftlichen Elite). Es scheint so, als sei Bréal selbst gespaltener Meinung, denn Bewunderung formulierende Äußerungen wie „il semble qu'on assiste au travail de quelque bête ingénieuse se bâtissant sa demeure avec des matériaux inégalement propres à cet usage“ (BRÉAL 1924:75) schließen oft nahtlos an Aussagen wie „[l]a mémoire du peuple est courte“ (die aber auch wiederum positiv gedeutet werden kann).

Der wichtigste Motor für die *répartition* sei das *peuple*: „[l]es distinctions que fait le peuple sont les seules vraies et les seules bonnes“

---

<sup>18</sup> Auch A. DARMESTETER 1886:104s. bezieht sich auf die „pensée populaire“ oder den „esprit populaire“.

<sup>19</sup> Diese „Übersetzung“ stammt von DELESALLE/CHEVALIER 1986:347. Der Behauptung von DELESALLE 1985:563, das *peuple* sei eine „masse indistincte dont l'auteur se coupe“ kann – wenn überhaupt – nur in wenigen Einzelfällen zugestimmt werden. Es konnte kaum eine Textstelle ausfindig gemacht werden, an der eine solche Haltung Bréals ausdrücklich nachzuweisen wäre.

(BRÉAL 1924:27 und 1897b:812). Und mehr noch: das *peuple* sei das Argument für die Existenz der *répartition* (cf. BRÉAL 1924:26), weil es nicht akzeptieren könne, dass es absolut identische Bezeichnungen gebe.

Bréal warnt zwar einerseits vor der Unwissenschaftlichkeit im Agieren des *peuple*, wertet aber andererseits den unbefangenen Umgang mit der Sprache als positiv. Im Bereich der Bedeutungskonkretisierung wähnt er eher Gefahr: „tout mot abstrait est en danger de changer de sens quand, passant de bouche en bouche, il arrive de l’inventeur à la foule“ (BRÉAL 1924:140).

Im Vermuten falscher Kausalzusammenhänge und deren Konsequenzen sieht Bréal jedoch keinen Nachteil: „[...] l’esprit crée entre les deux mots un rapport de cause à effet, rapport qui est devenu réel, puisqu’en matière de langage les erreurs du peuple deviennent peu à peu des vérités“ (BRÉAL 1924:190).

So beschreibt auch Taine die einzelsprachliche Besonderheit von gewissen Konzepten<sup>20</sup>: *gentleman* ließe sich nicht ins Französische übersetzen, deswegen sei der Ausdruck französisiert worden und habe damit auch seine eigentliche Bedeutung. Auch für Bréal wird es eine Evidenz gewesen sein, dass sowohl die Referenzobjekte als auch die jeweiligen mentalen Repräsentationen gewaltig differieren: „Le sens complet d’un terme, qui comprend sa valeur, est donc une fonction du système culturel dans lequel il est produit.“<sup>21</sup>

Puisque les idiomes ne sont point d’accord en ce qu’ils expriment, ils peuvent différer par ce qu’ils sous-entendent. Il ne suffit point, pour se rendre compte de la structure d’une langue, d’analyser sa grammaire et de ramener les mots à leur valeur étymologique. Il faut entrer dans la façon de penser et de sentir du peuple. (BRÉAL 1868b:31)<sup>22</sup>

Aber meint Bréal die „façon de penser et de sentir du peuple“ im Sinne von verschiedenen nationalen Völkern? Es scheint eher, er differenziere hier zwischen gelehrter Sprachbetrachtung und „volksnah“. Trotzdem hält er diese Unterscheidung für gefährlich. Phonetik und Morphologie würden zu Recht zwischen *tradition populaire* und gelehrten Formen unterscheiden. Die Semantik dürfe aber keinen solchen Unterschied

---

<sup>20</sup> Cf. AARSLEFF 1979b:35.

<sup>21</sup> AARSLEFF 1979b:35.

<sup>22</sup> Steinthal fasst „peuple“ für sich im nationalen Sinne auf: „Wie sollen wir die Denkopoperationen des Polynesiens erforschen, wenn sie von den unsrigen abweichen und doch nicht ausgedrückt sind? Wo hat das Hineindeuten seine Grenzen? Ja, wie soll nur der Deutsche den Franzosen und umgekehrt verstehen, da sie beide nicht alles sagen, was sie denken? [...] Wie wenig sagt der Laut und wie viel giebt er uns zu verstehen!“ (STEINTHAL 1869:284).

machen, mehr noch: „en sémantique, cette distinction n’a pas d’utilité“ (BRÉAL 1924:176).

Bréals Aussagen über den Geist des Volkes haben eine Auswirkung auf die Methode des Sprachwissenschaftlers: will man Sprachwandelphänomene in ihrer Entwicklung aufdecken, d.h. das Werk des Volkes beschreiben, „il faut, pour le comprendre, dépouiller le logicien et se faire peuple avec lui“ (BRÉAL 1924:233). Wenn man die Sprache analysieren will, muss man sich von der Perspektive des Logikers lösen und die des *peuple* einnehmen: „La logique de notre esprit n’est pas toujours celle du langage.“ (BRÉAL 1889a:175). Bréal bezeichnet die Logik der Sprache auch als *logique spéciale*<sup>23</sup> oder *logique populaire* (cf. BRÉAL 1924:224s.). Ihre Kategorien stimmen nicht mit denen überein, die man landläufig als aus logischen Überlegungen resultierende Kategorien angeben würde. Der Logiker der Sprache hat „une façon de procéder qui lui est propre“ (BRÉAL 1924:225), was ihm erlaubt, ein Subjekt im Singular mit einem Verb, das im Plural konjugiert ist, zu kombinieren.

Neben der überraschenden Aufwertung der Dialekte erstaunt heute oft die Verwendung des Terminus *génie* oder *génie de la langue* bei Bréal (BRÉAL 1924:160, 167, 124s., 129; 1868c:88). De Palo interpretiert *génie* als das sprachliche Erbe<sup>24</sup>; Stork möchte an diesem Begriff die „Zerrissenheit“<sup>25</sup> Bréals aufzeigen, der einerseits *génie populaire* meine und andererseits *génie de la langue* in Anlehnung an angesehene Schriftsteller. Zunächst ist es nicht verurteilenswert, wenn Bréal damit unterschiedliche Sachverhalte bezeichnet, solange er sie nicht vermischt. Der Begriff *génie* kann mehrdeutig sein und unterschiedliche Anwendungen finden. Auch muss man sich erinnern, dass *génie* im 18. Jahrhundert ein vielverwendeter Terminus ist, den man v.a. von Rousseau kennt, aber auch von Voltaire:

C’est le peuple ignorant qui a formé les langages; les ouvriers ont nommé tous leurs instruments. Les peuplades [...] ont donné des noms à tous leurs besoins; et, après un très grand nombre de siècles, les hommes de génie se sont servis, comme ils ont pu, des termes établis au hasard par le peuple.<sup>26</sup>

Ganz loslösen sollte man sich von der deutschen Bedeutung von „Genie“, die dem Bedeutungsstrang „divinité, être surnaturel ou allégori-

---

<sup>23</sup> Die Sprache gehorcht einer eigenen Logik; es ist in ihrem Sinne „logisch“ (cf. BRÉAL 1924:224), zu sagen, dass ein Kreis eckig ist. Cf. zum Paradox in der Sprache CAREL/DUCROT 1999.

<sup>24</sup> Cf. DE PALO 2001a:56.

<sup>25</sup> Cf. STORK 2001:480.

<sup>26</sup> VOLTAIRE, OC, vol. 16:166; zit. nach STANCATI 2000:169.

que“<sup>27</sup> (im *TLF*) sehr nahe kommt. Wesentlich wahrscheinlicher für Bréals Interpretation ist der zweite Bedeutungsstrang, der *génie* als „aptitude, faculté, ensemble de caractères“ beschreibt. Die *faculté de la langue* kann bei Bréal also das Volk oder herausragende Schriftsteller meinen, was nicht weiter problematisch ist, da er beide Verwendungsweisen voneinander trennt.

Die Sprachen sind keineswegs einer blinden Schicksalskraft ausgesetzt, die sie zu einer unvermeidbaren Dekadenz verdammen würde.

L'esprit populaire ne laisse dépérir que ce qui a cessé d'être utile, et il sait conserver, il sait même perfectionner ce qui doit servir. [...] l'intelligence préside aux changements linguistiques, et [...] une langue dégénère seulement si la culture générale vient à dégénérer et à périr elle-même. (BRÉAL 1895c:462)

Bréal bewundert den Erfindungsreichtum des „génie populaire“ (BRÉAL 1889a:175). Auf jeden Fall lässt sich festhalten, dass der *homme du peuple* im Umgang mit der Sprache (sowohl als wenig reflektierter als auch einfach als „massenhafter“ Umgang) den Bedeutungswandel beträchtlich beeinflusst. Im Streben nach einer ständigen Verbesserung des Kommunikationsmittels und einer „intention de compléter les cadres“ (BRÉAL 1924:76) erfüllt das *peuple* eine nicht zu vernachlässigende Aufgabe und treibt den Sprachwandel auf sehr geschickte Art wesentlich voran.

---

<sup>27</sup> Cf. Artikel *génie* im *TLF* (im Internet).

## 1.8 Konkrete Prozesse des Bedeutungswandels

Bréal skizziert im zweiten und dritten Teil des *Essai* eine Reihe von konkreten Prozessen, die den Bedeutungswandel auf lexikalischer und syntagmatischer Ebene betreffen. Die Prozesse des Lexikons (bzw. Ergebnisse dieser Prozesse), die ausschließlich die Bedeutung anbelangen, sind die *prétendues tendances des mots*, *restriction* und *élargissement de sens*, *métaphore* und *mots abstraits* (es geht mehr um Bedeutungsverdichtung als um Abstraktion). Im Hinblick auf die syntagmatischen Verfahren lassen sich grob zwei Entwicklungsvorgänge dingfest machen: die Herausbildung der Wortarten und Grammatikalisierung.

Dieser (bei ihm zweite) Teil konstituiert nach Bréals eigener Aussage die eigentliche „*Sémantique* ou science des significations“ (BRÉAL 1924:99):

Dans cette deuxième partie, nous nous proposons d'examiner pour quelles causes les mots, une fois créés et pourvu d'un certain sens, sont amenés à le resserrer, à l'étendre, à le transporter d'un ordre d'idées à un autre, à l'élever ou à l'abaisser en dignité, bref à le changer. (BRÉAL 1924:99)

Neben der Beschreibung der Richtung, in die sich eine Bedeutung verändert, spricht Bréal hier also schon die Gründe für die verschiedenen Wandelphänomene an; deskriptive und explikative Elemente sind oft untrennbar miteinander verwoben.

Im Detail lässt sich bei allen Mechanismen fragen, ob sie Prozesse oder Ergebnisse des Bedeutungswandels darstellen<sup>1</sup>. Entscheidend ist wohl die gewählte Perspektive der Betrachtung. Je nach Akzentsetzung kann eher der Wandel oder sein Resultat hervorgehoben werden. So mögen Metapher und Metonymie eher als Prozesse erscheinen und z.B. Bedeutungsverengung und Bedeutungserweiterung eher als Ergebnisse. Gibt es aber einen Unterschied zwischen dem Prozess und seinem Ergebnis? In Bréals Beschreibungen scheint das Ergebnis dem Prozess inhärent zu sein; käme es nicht zu diesem Ergebnis, so ließe sich der Prozess auch nicht zuordnen. Da Bréal in seinen Beispielen die gesamte Entwicklung bis zum Ergebnisstand nachzeichnet, darf man ihm nicht vorwerfen, in der Struktur des *Essai* nicht das Resultat vom Prozess getrennt zu haben, was keinen Sinn machen würde.

---

<sup>1</sup> Cf. NERLICH 1996a:408. Swiggers kritisiert auch die Widersprüchlichkeit des Status einiger *lois* und Prozesse, „qui renvoient à la fois au catalyseur d'une évolution et à son résultat“ (SWIGGERS 1995:663, cf. auch SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:672 und MAES 1990:75).

### 1.8.1 „Les prétendues tendances des mots“

Bréal nimmt direkt allen potentiellen Kritikern der Kapitelüberschrift den Wind aus den Segeln: denn Bedeutungsaufwertung und -abwertung – die er unter *tendances des mots* (BRÉAL 1924:99-106) zusammenfasst – sind für ihn keine den Wörtern inhärenten Eigenschaften; die Tendenzen sind „prétendues“. Die Wörter tendieren nicht aus eigener Initiative heraus zu einer veränderten Bedeutung. Neben Bedeutungsverengung und -erweiterung gehören die *tendances des mots* für ihn zu den eigentlichen Bedeutungsveränderungen.

Durch die *tendance péjorative* wird die Bedeutung eines Wortes abgewertet. Eine Begründung könnte sein, dass der Mensch gerne unangenehme, verletzliche oder abstoßende Vorstellungen mit Euphemismen verschleiert oder abschwächt. Durch die Anwendung eines neutralen oder ursprünglich sogar positiv besetzten Terminus' auf einen eher negativen Sachverhalt wird der Terminus bald mehr mit der pejorativen Vorstellung assoziiert, wie es z.B. bei dem Adjektiv *prude* geschehen ist, das ursprünglich die „belle et noble acception“ (BRÉAL 1924:101) von 'preux' hatte.

Diese erste Begründung zeigt den Menschen noch in seiner ehrbaren Intention, seinen Zuhörer nicht schockieren oder brüskieren zu wollen. Durch Höflichkeit – „notre excessive politesse“ (BRÉAL 1879:1010a) – werden abschätzig zu verstehende Wörter aufgewertet. Allerdings hält diese Aufwertung nicht lange an, da die Sprecher im Gebrauch den eigentlichen Sinn dahinter suchen und den Euphemismus schnell wieder auf die „niedrigere“ Bedeutungsebene zurücksetzen. Besonders auffällig ist dieser Mechanismus „aux rapports des deux sexes“ (BRÉAL 1924:102): noch bei Corneille haben *amant* und *maitresse* in keiner Weise etwas Anrühiges. Die heutige Bedeutung ist die Auswirkung einer „fausse délicatesse“ (BRÉAL 1924:102). Indem man „unschönen“ Dingen einen würdigen Namen verleiht, so Bréal, verlieren auch die Vokabeln mit der Zeit an Ehrenhaftigkeit.

Eine andere Erklärung für die Bedeutungsabwertung scheint für Bréal zu sein, dass es natürlich menschlich ist, hinter einer Qualität ein Laster zu suchen (und daran sogar Freude zu finden).

Im Gegensatz zur *tendance péjorative* steht die *tendance méliorative*. Bréal führt sie im Vergleich zur ausführlichen Serie von Beispielen zum ersten Phänomen nur sehr kurz an. Das deutsche Wort *Schelm*, das ursprünglich ein Schimpfwort war, hat seine stark negative Nuance eingebüßt (nach Adelung synonym zu 'ehrloser Mensch', 'Hundsfott',

‘Dieb’ und ‘grober Betrüger’) und bezeichnet in „gelinderer“<sup>2</sup> Bedeutung einen ‘Schalk’, eine Person, welche einer anderen mit einem unschuldig scheinenden Verhalten zu schaden sucht.

Das *affaiblissement du sens* beschreibt den Verlust an Ausdruckskraft eines Wortes durch Übertreibung im Gebrauch. Der Artikel «Les verbes signifiant ‘parler’» (BRÉAL 1901b) ist diesem Prozess gewidmet. Eine ganze Menge von Verben, die heute im Alltagsgebrauch ‘reden’ oder ‘sprechen’ bedeuten, sind aus ganz speziellen Anwendungen entstanden; so stammen *causer* und *dire* (lat. CAUSARI und DICERE) z.B. aus dem juristischen Sprachgebrauch (cf. BRÉAL 1901b:114). Außerdem ist das *affaiblissement* oft von einer Art „décoloration“ (BRÉAL 1924:103) begleitet, weil das Wort in allerlei unterschiedlichen Zusammenhängen und Verbindungen gebraucht wird.

Zum *nivellement du sens* gibt Bréal keine genauere Definition, er zitiert lediglich ein paar Beispiele, wie das deutsche *Herr*, das ursprünglich als Bezeichnung reserviert war für Gott, Kaiser und König (oder Menschen, die Gewalt über andere haben und ihnen befehlen können), jetzt aber allgemein v.a. in der Anrede gebräuchlich ist.

Hinsichtlich solcher Prozesse entwickeln sich laut Bréal moderne Sprachen immer schneller. Als Grund dafür gibt er die Vermischung der sozialen Klassen an, den Kampf der Interessen, Meinungen, Bestrebungen und Geschmäcker. Ein weiterer Grund sei die Industrialisierung, weil durch Industrie und Handel ein maß- und skrupelloser Gebrauch neuer Verwendungen vorangetrieben werde. Bréal skizziert eine ganze Kette, die ein neugeschöpftes Wort durch verschiedene Gesellschaftsschichten durchlaufen könnte, „[c]’est ainsi qu’en un temps relativement court le vocabulaire de la métaphysique va alimenter le langage de la réclame“ (BRÉAL 1924:106).

---

<sup>2</sup> Cf. ADELUNG 1811 (im Internet).



### 1.8.2 Bedeutungsverengung

Die Bedeutungsverengung (BRÉAL 1924:107-16) repräsentiert den Vorgang, bei dem ein ursprünglich allgemeines Wort eine spezielle Bedeutung annimmt; z.B. bedeutete *linceul* im 17. Jahrhundert noch allgemein 'morceau de toile', regional auch 'drap de lit'<sup>3</sup>. Später hat sich die Bedeutung hin zu 'Leichentuch', 'Totenhemd' eingeschränkt (cf. BRÉAL 1924:109).

Wie auch bei manchen anderen Prozessen merkt Bréal an, dass der Grad der Ausgeprägtheit einer Kultur für solche Bedeutungsbeschränkungen verantwortlich ist:

Ces sortes de restrictions du sens sont d'autant plus variées qu'une nation possède une civilisation plus avancée: chaque classe de population est tentée d'employer à son usage les termes généraux de la langue; elle les lui restitue ensuite portant la marque de ses idées, de ses occupations particulières. (BRÉAL 1924:110)

Die Vielschichtigkeit der Gesellschaft bedingt die Differenzierung allgemeiner Bedeutungen. Die Präzision wertet Bréal als Fortschritt, auch wenn nach einer Spezialisierung andere Einheiten für den Rest des Bedeutungsspektrums bereitstehen müssen.

Bedeutungsverengungen können sprachintern oder -extern bedingt sein: manchmal erweitert ein Synonym sein Bedeutungsspektrum und reduziert damit das eines anderen. Ein anderes Mal kann ein historisches Ereignis einen Bedeutungsumfang einschränken, wie dies bei dem Wort *Buße* der Fall ist. Es bedeutete ursprünglich allgemein 'Verbesserung einer verdorbenen Sache' („Besonders gebrauchte man es ehemals für allerley Art der Hülfe“<sup>4</sup>, auch 'Arznei' als Hilfe bei Krankheit, im Sinne von REMEDIUM<sup>5</sup>). Dann erhielt es im alten Recht die Bedeutung 'Vergütung, Ersetzung eines zugefügten Schadens'<sup>6</sup>. Erst mit der Christianisierung begrenzte sich die Bedeutung auf den Ausgleich begangener Sünden durch verdienstliche gute Werke<sup>7</sup>.

---

<sup>3</sup> Cf. VON WARTBURG 1950:366b.

<sup>4</sup> Cf. ADELUNG 1811 (im Internet).

<sup>5</sup> GRIMM/GRIMM 1971 (im Internet).

<sup>6</sup> „Im rechtlichen Verstande, da Buße diejenigen gerichtliche Genugthuung bedeutet, welche man dem beleidigten Theile geben muß, besonders, wenn sie in Gelde geschieht“ (ADELUNG 1811, im Internet); im Gegensatz zu einer Strafe, die für die Übertretung des Gesetzes an den Richter bezahlt wird. „So fern dieses Wort eine Geldstrafe bedeutet, kommt es mit dem Latein. Emenda, und dem Franz. Amende überein, welche eigentlich gleichfalls eine Verbesserung bedeuten“ (ADELUNG 1811, im Internet).

<sup>7</sup> V.a. in der Römischen Kirche. In der Protestantischen Kirche ist „Buße nichts anders, als die schmerzhaft Reue über die begangenen Sünden, so fern sie mit der Besserung des Lebens verbunden ist“ – Cf. ADELUNG 1811 (im Internet).

### 1.8.3 Bedeutungserweiterung

Die gegensätzliche Bewegung zur Bedeutungsverengung ist die Bedeutungserweiterung (BRÉAL 1924:117-23). Die Bedeutungserweiterung habe allerdings vermehrt außersprachliche Ursachen. Bei der Bedeutungserweiterung verblasst der „caractère particulier d'après lequel un objet a été dénommé“ (BRÉAL 1924:118) zugunsten einer Verallgemeinerung. Im Lateinischen bedeutete z.B. PECUNIA zuerst speziell 'Reichtum an Vieh', dann hat sich die Bedeutung zu 'Reichtum im allgemeinen' erweitert. Die Bedeutungserweiterung ist ein zentraler Prozess im Sprachwandel; „les idées générales que l'humanité a acquises dans le cours des siècles n'auraient pu recevoir de nom sans cet élargissement du sens.“ (BRÉAL 1924:119). Im Unterschied zur Metapher als momentaner Vergleich von zwei Dingen ist die Bedeutungserweiterung eine ganz langsame Bedeutungsverschiebung und dabei endgültiger als die (spontane) Metapher.

Ebenso wie bei der Bedeutungsverengung sind auch hier die Kommunikationsbedürfnisse der Sprecher der entscheidende Faktor. Diese variieren und erfordern größere Präzision (z.B. in Fachsprachen); oder aber die Kommunikation fordert eine vielseitiger einsetzbare Bezeichnung. In jedem Fall bedeutet es immer einen Fortschritt, wenn dem spezifischen Kommunikationsbedürfnis der Sprecher entgegengekommen wird, auch wenn die Sprache sich damit von der Etymologie eines Wortes entfernt. „On ne parlerait pas si l'on voulait ramener tous les mots à l'exacte portée qu'ils avaient en commençant.“ (BRÉAL 1924:123; cf. zum Vergessen der Etymologie auch die Kapitel 1.10.2 und 3.1.5).

Die Bedeutungserweiterung ist nach Bréal v.a. bei den Verben (die generell eine zentrale Rolle in seinem Sprachverständnis spielen) zu beobachten, die vielseitig einsetzbar seien und, bei denen man nach Gebrauch auch leicht die speziellen Umstände wieder vergessen könne (cf. BRÉAL 1924:120s.). Diese Restriktion auf eine Wortart wäre heute wohl nicht mehr zu halten.

Als problematisch erweist sich auch seine Feststellung, das Phänomen trete besonders häufig bei Komposita auf: „Après avoir réuni deux termes pour en faire un tout, on ne considère plus que l'ensemble.“ (BRÉAL 1924:122). Genau dieser Prozess entspricht ja meist einer Bedeutungsspezialisierung! Selbst die genannten Beispiele erlauben nicht wirklich, seinen Gedankengang nachzuvollziehen.

#### 1.8.4 Metapher

Die Metapher (BRÉAL 1924:124-36) beruht auf einer „similitude entre deux objets, deux actes“ (BRÉAL 1924:135); diese Ähnlichkeit ist das dritte Element, das *tertium comparationis*. Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Prozessen, die sich über lange Zeit entwickeln, bedingt die Metapher einen schlagartigen Bedeutungswandel und kann in jedem denkbaren Moment kreiert werden. Ist sie besonders anschaulich oder deckt sie sogar den Bedarf nach einer bis *dato* nicht vorhandenen Möglichkeit ab, etwas auszudrücken, wird sie in den Sprachgebrauch aufgenommen. Grundsätzlich bewertet Bréal die Metapher also als positiv. Wenn sie bei Condillac den Sinn verdunkelt, verunklart<sup>8</sup>, so dient sie bei Bréal der Anschaulichkeit.

Oft trifft man in verschiedenen Sprachen auf ähnliche Metaphern, cf. *exprimer* und *ausdrücken*, *découvrir* und *entdecken* (cf. BRÉAL 1924:135). Bréal unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen Metaphern, die in der Sprache selbst entstehen (bzw. in mehreren Sprachen unabhängig voneinander) und solchen, die als fertige Metaphern aus einer anderen Sprache übersetzt werden und sich so verbreiten. Dabei sei es teilweise schwierig zu entscheiden, welcher Typ vorliege (cf. BRÉAL 1924:134.).

Bréal stellt sich sogar die Frage, ob nicht in verschiedenen Sprachen unabhängig voneinander gleichzeitig dieselben Metaphern geschaffen würden. Die Beispiele seien so zahlreich, dass man vermuten müsse, neben der Anleihe in anderen Sprachen könne auch eine „identité de l'esprit humain“ der Grund für dieselben Metaphern sein. Bréal verwendet nur äußerst vorsichtig das Argument der Parallelentwicklung aufgrund eines sich in dieselbe Richtung entwickelnden „Zeitgeistes“, ist darin aber hochmodern. Umgekehrt hält er auf jeden Fall fest, dass der gemeinsame Metaphernschatz der europäischen Sprachen „une certaine unité de culture“ (BRÉAL 1924:135) verkörpere.

In einem zweiten Schritt verlieren Metaphern ihre Bildlichkeit, werden ritualisiert, bzw. lexikalisiert. Nach einer gewissen Zeit liegt dann gar keine erkennbare Metapher mehr vor (cf. die deutschen Verben *begreifen* und *erfassen*). Die Herleitung gerät in Vergessenheit. Eine „abgekühlte“ Metapher kann wieder zu einer neuen Metapher für etwas anderes werden (cf. BRÉAL 1924:136). Würde man sehr weit in die Vergangenheit zurückforschen, so entpuppten sich wahrscheinlich die gebräuchlichsten Wörter wie *penser*, *savoir* oder *sentir* auch als Meta-

---

<sup>8</sup> Cf. ANDRESEN 1983:275.

phern, obwohl sie heute gar nicht mehr als solche erkennbar sind. Bréal versteht die Metapher als Werkzeug des normalen Sprechers:

[...] je ne parle pas des métaphores trouvées par les poètes, et qui sont tellement éclatantes, qu'elles saisissent la pensée du premier coup. Non, je parle de ces métaphores latentes du langage auxquelles nous sommes tellement habitués, qu'à première vue nous les considérons comme des mots propres.

[...] Les mots les plus simples sont souvent des métaphores. Le langage c'est comme l'Océan, qui roule des coquillages dont les uns sont la dépouille d'animaux qui vivaient hier et dont d'autres sont battus des flots depuis des siècles. (BRÉAL 1878b:208)

Die Fähigkeit zum Bildlichen sieht Bréal allgemein als besondere Fähigkeit der indo-germanischen Sprachen, was heute als überholt gelten darf.

Bestimmte Wortfelder und Gegenstandsbereiche scheinen sich besonders für die Schaffung neuer Metaphern anzubieten, wie z.B. der Bereich der Schiff-Fahrt (cf. *accoster, aborder, échouer, arriver, porter, importer*, etc.) oder auch der Jagd (cf. BRÉAL 1924:288-90).

Als Sonderformen der Metapher führt Bréal die Anthropomorphisierung (*une lanterne sourde*) und die Synästhesie (BRÉAL 1924:132) an. Neben dem traditionellen Verständnis von Synästhesie (*une voix chaude*) fallen für ihn auch Beispiele darunter, die einfach in der menschlichen Wahrnehmung eine Anleihe machen. Dabei sei manchmal unklar, von welcher sinnlichen Wahrnehmung etwas abstamme; z.B. könne *clair* vom Sehen oder Hören abgeleitet sein, *aigre* vom Fühlen oder auch vom Schmecken<sup>9</sup>.

---

<sup>9</sup> Bréal ist seinen Zeitgenossen teilweise schon voraus, wenn man allein bedenkt, dass Müller sich ausschließlich auf den Mechanismus der Metapher (im weitesten Sinn) als Erklärung stützt, um semantische Entwicklung zu erklären – Cf. DESMET 1996:126. A. Darmesteter (und dann auch Meillet) stützen sich wenigstens auf die antike Rhetorik und berücksichtigen auch andere Tropen wie Metonymie oder Synekdoche. Bréal zitiert Meillet, der sich die Arbeit gemacht hat, Metaphern zu klassifizieren (BRÉAL 1924:127 N1).

### 1.8.5 Abstrakta und Bedeutungsverdichtung

In diesem Kapitel geht es Bréal weniger um den Entstehungsprozess von Abstrakta als primär um Bedeutungsverdichtung<sup>10</sup>. Abstrakta im Sinne von Wörtern zur Beschreibung von Eigenschaften oder Zuständen seien in den modernen europäischen Sprachen auffallend zahlreich (cf. BRÉAL 1924:137-42 und 248, 251s., cf. auch schon 1866a:68, 1891:329s., 1879:1010). Die Abstraktion ist laut Bréal das aktivste Fortschrittsinstrument (cf. BRÉAL 1924:137). Bréal führt sogar den Zeichencharakter der Wörter darauf zurück, dass sie immer aus einem Abstraktionsprozess hervorgingen (BRÉAL 1924:254).

Durch den umgekehrten Prozess der Bedeutungsverdichtung erhält ein abstraktes Wort eine konkrete Bedeutung; „le langage étant une œuvre en collaboration, tout mot abstrait est en danger de changer de sens quand, passant de bouche à bouche, il arrive de l’inventeur à la foule“ (BRÉAL 1924:140). Im weiteren Verlauf können beide Bedeutungen bestehen bleiben oder aber die alte, abstrakte Bedeutung geht unter. Als Beispiele für Bedeutungskonkretisierung könnte man *ouverture* (in der Oper), *nouveauté* (als ‘marchandise’) nennen.

Bréal liefert keine Beispiele zum Abstraktionsprozess als Bedeutungsveränderung, das Abstraktum wird hier nur herangezogen als Basis für das „épaississement de sens“.

---

<sup>10</sup> Müller dagegen konzentriert sich auf den umgekehrten Prozess, er stellt sich eine generelle Entwicklung vom Konkretem zum Abstrakten vor: „Mon principal but a été de mettre en lumière le développement graduel des idées, la lente marche de l’esprit s’élevant des idées individuelles aux idées générales, des idées matérielles aux idées intellectuelles, des idées concrètes aux idées abstraites“ (MÜLLER 1868:46s.).

### 1.8.6 Wortarten und Grammatikalisierung

Hier sollen v.a. zwei Kapitel des *Essai* als Grundlage dienen: *Des catégories grammaticales* (BRÉAL 1924:185-93) und *De quelques outils grammaticaux* (BRÉAL 1924:210-16). Das erste der beiden beschreibt die Herausbildung von Adverb, Präposition, Konjunktion und Pronomen, das zweite die Entstehung von Relativpronomen, Artikeln und Hilfsverben.

Bréal beginnt mit der Entstehung von Adverb, Präposition und Konjunktion, die er für relativ junge Erscheinungen hält und deren Entwicklung man deswegen aus moderner Sicht noch nachzeichnen könne. Substantive, Adjektive und Verben müssten ähnlich entstanden sein, ihre Entstehung sei aber kaum mehr nachvollziehbar.

Bréal hält zunächst fest, dass die Frage nach der Existenz oder dem Erwerb der Wortarten nicht identisch sei mit der Frage nach dem Sprachursprung, denn es gebe Sprachen, die keine Wortarten unterscheiden würden. Die modernen Sprachen hätten möglicherweise auch ein solches Stadium durchlaufen; die Herausbildung der Wortarten könnte sogar eine relativ junge Entwicklung sein. Diese Entwicklung zeigt Bréal ausführlich am Adverb auf, das er für eine der jüngeren Wortarten hält.

Adverbien können aus Substantiven, Adjektiven oder Pronomen entstehen. In dem Moment, in dem sie nicht mehr in direkter und notwendiger Beziehung zum Satz stehen, sondern dazu dienen, ein anderes Element zu determinieren, werden sie zu einer eigenen Kategorie. Sie sind keine vorgefertigten Formen im Geist; erst durch die Gewöhnung an gewisse Endungen werden daraus spezifische Adverbial-Endungen. In den indo-germanischen Sprachen existieren sehr verschiedene Adverb-Typen; es besteht kein Einvernehmen über eine bestimmte Art der Bildung. Dass das Adverb (auch ohne die bestimmte Endung) an der Funktion, die es im Satz habe, identifiziert werden könne, sei der Beweis dafür, dass die Kategorie Adverb „dans l'intelligence“ (BRÉAL 1924:187) existiere (wie z.B. bei *parler haut, chanter juste*)<sup>11</sup>.

Ein anderes Beispiel für die Schaffung einer neuen Wortart sind die Präpositionen. Wenn ein Kasus allein nicht mehr präzise genug war, wurde er von einem Adverb begleitet, bis sich schließlich die Gewohnheit einstellte, dass bestimmte Adverbien immer in Verbindung mit einem bestimmten Kasus auftreten. Daraus wurde eine Ursache-Wirkung-Beziehung geschlossen, und das Adverb schien einen bestimmten Kasus auszulösen. Das Adverb begann dann mit der Zeit

---

<sup>11</sup> Die Frage bleibt offen, ob der Normalsprecher diese Funktion wirklich erkennt.

wirklich den bestimmten Kasus zu regieren und wurde zur Präposition. In anderen Prozessen werden aus den verschiedensten Wortarten Präpositionen gebildet, so z.B. aus Partizipien (*excepté, passé, hormis, vu, durant, pendant*), aus Adjektiven (*sauf*) oder Substantiven (*chez*). Je älter eine Präposition ist, um so „sinnentleierter“ kann sie erscheinen; sie erfüllt dann nur noch eine „grammatikalische“ Funktion. Ähnlich wie bei der Erklärung des Wegfalls der Kasusendungen zugunsten einer fixierteren Wortordnung erläutert Bréal für die Präpositionen, dass sie nicht erfunden wurden, um die Deklination zu ersetzen, sondern es muss sie schon lange Zeit vorher gegeben haben, so dass sie mit der Zeit das Deklinationssystem unterminiert haben<sup>12</sup>. Auch hier findet man nicht einmal den Ansatz einer Argumentation mit Hilfe von Defektivität.

Die Herausbildung anderer Wortarten (Substantive, Verben) kann ähnlich verlaufen sein; jedenfalls wird es die Vorstellung einer Sache, einer Eigenschaft oder einer Handlung nicht erst seit Herausbildung der indo-germanischen Sprachen gegeben haben. Bréal betont, dass die traditionelle Beschreibung der Wortarten nicht immer greifen müsse: Adjektive müssten gar keine Eigenschaft beschreiben, Substantive müssten gar kein Objekt evozieren und Verben drückten weit mehr als nur eine Handlung aus (Person, Numerus, Tempus, Modus, Aspekt). So gesehen kann die Herausbildung der Wortarten nicht eine Frucht „du premier éveil de l'intelligence“ sein, denn die Entwicklung brauchte lange Zeit.

Nach Bréal hätten sich die Pronomen als erstes herausgebildet; diese These führt er auf den natürlichen menschlichen Egoismus zurück<sup>13</sup>. Pronomen würden zu den kompatibelsten Elementen gehören; sie seien besonders flexibel, weil sie kein beschreibendes Moment enthielten (obwohl es als Begründung etwas kurzsichtig ist, vom aktuellen Stand der Motivation auszugehen) und nicht „définitivement attachés à un être“ seien, sondern „ils voyagent perpétuellement“ (BRÉAL 1924:192).

---

<sup>12</sup> Cf. NERLICH 1990b:110.

<sup>13</sup> Bréal scheint hierbei etwas Ähnliches wie das Böhlersche Organonmodell (cf. BÜHLER 1965) zu antizipieren, das auf Platos Kratylos beruht und die Sprache als Werkzeug betrachtet, mit der einer (der auf sich bezogene Sprecher) dem anderen (das „Du“) über ein Drittes Mitteilungen machen kann. Cf. Platon und Böhlers Organonmodell, die beide auch drei Kommunikationsinstanzen annehmen; so auch DAMOURETTE/PICHON 1911-1934. Bei ihnen sind *locuteur* und *allocutaire* konstitutiv für Kommunikation (dialogal); der *délocutaire* erfüllt eine passive Rolle (non-dialogal) (cf. WUNDERLI 1995c:17).

Das Verb ist für Bréal ein Hauptbestandteil der europäischen Sprachen, da von ihm z.B. Substantive oder Adjektive abgeleitet werden:

[...] le verbe est partie essentielle et capitale de nos langues, celle qui sert à faire des substantifs et des adjectifs. Or, le verbe, par nature, a une signification générale, puisqu'il marque une action prise en elle-même, sans autre détermination d'aucune sorte. En combinant ce verbe avec un suffixe, on peut bien attacher l'idée verbale à un être agissant, ou à un objet qui subit l'action, ou à un objet qui est le produit ou l'instrument de l'action, mais cette action gardant sa signification générale, le substantif ou l'adjectif ainsi formé sera lui-même de sens général. Il faudra que par l'usage on le limite.

[...] À mesure qu'un mot se restreint, le langage se trouve obligé de recourir une seconde fois, une troisième fois, une quatrième fois au même verbe. (BRÉAL 1924:108s.)

Regnaud kann sich nicht mit Bréal darin einverstanden erklären, dass das Verb der wichtigste Teil der Sprache sein soll und dass daraus Substantive und Adjektive entstanden sein sollen:

[...] rien n'est plus contraire à l'idée logique qu'on peut avoir du développement du langage que de voir dans le verbe le facteur des substantifs et des adjectifs. L'action est une abstraction eu égard au sujet agissant, et les choses abstraites, nous n'avons pas à l'apprendre à M. Bréal, n'ont été revêtues des signes de langage qu'à la suite des objets concrets; s'il est quelque chose de sûr en pareille matière, c'est que le nom de l'agent a précédé celui de l'acte qu'il accomplit.<sup>14</sup>

Dazu muss zunächst gesagt werden, dass für Regnaud jede Aussage gut genug wäre, um an Bréal Kritik zu üben und die gegenteilige Position einzunehmen. Überdies beschreibt Bréal diesen Entwicklungsweg nur als einen möglichen unter anderen. Er schließt mit keinem Wort aus, dass nicht etwa auch ein Substantiv Pate stehen könnte für ein Verb.

Das Kapitel *De quelques outils grammaticaux* lässt vermuten, dass Bréal sich dem Phänomen der Grammatikalisierung bewusst war, ohne diese schon als solche zu bezeichnen. Wenn sich gewisse neue Funktionen mit der Zeit herauskristallisieren, so werden dafür nicht unbedingt neue Wörter erfunden: „un certain nombre de mots sont transformés pour les besoins de la syntaxe“ (BRÉAL 1924:210). So sei das Relativpronomen durch die Transformation des Demonstrativpronomens langsam entstanden, denn „la pensée humaine [...] se forge patiemment l'outil dont elle a besoin“ (BRÉAL 1924:213).

---

<sup>14</sup> REGNAUD 1898:62.



Den französischen bestimmten Artikel betreffend zeigt Bréal auf, wie „le geste démonstratif s’est réduit à une simple indication“; das lateinische Demonstrativpronomen *ILLE* „est devenu un outil grammatical“ (BRÉAL 1924:214). Die Vollverben *être* und *avoir* mit ursprünglich konkreter Eigenbedeutung wurden in einem Prozess der *décoloration* (cf. BRÉAL 1924:215) zu Hilfsverben und dienen in dieser Verwendung nur noch als grammatische Werkzeuge.

Bréal selbst spricht nicht ausdrücklich von Grammatikalisierung als Fachterminus, aber beschreibt mehrere Entwicklungen, bei denen lexikalische Elemente mit konkreter Eigenbedeutung einen Abstraktionsprozess durchlaufen, um später eine rein grammatikalische Funktion zu erfüllen. Bei ihm liest sich dies folgendermaßen: „Il n’est pas douteux que les catégories grammaticales finissent par s’imprimer à tel point dans l’esprit que ce classement mental peut réagir sur la forme des mots.“ (BRÉAL 1889a:169). Solch eine Art der Grammatikalisierung *avant la lettre* findet sich ebenfalls schon bei Humboldt<sup>15</sup> und wird konkreter mit Whitney und v.a. Müller, für den die Grammatik die Grundlage für die Klassifizierung der Sprachen liefert<sup>16</sup>.

---

<sup>15</sup> Cf. CHRISTY 2000:519.

<sup>16</sup> Cf. DESMET 1996:108.

### 1.8.7 Komposita

Bréal kritisiert, dass Komposita bis dahin noch nicht semantischen Untersuchungen unterzogen worden seien, obwohl sich der Gegenstand außerordentlich anböte (BRÉAL 1924:160-71). Für ihre Form hat man sich zwar schon mehrfach interessiert – Bréal zitiert Curtius, Brugmann und A. Darmesteter – aber man habe „oublié l’essentiel“, denn „c’est le sens, et non autre chose, qui fait le composé et qui, en dernière analyse, décide la forme“ (BRÉAL 1924:161). Die notwendige und hinreichende Bedingung zum Vorliegen eines Kompositums sei, dass es zwar aus zwei Wörtern bestehe, aber im Geist nur eine Vorstellung ausmache. So sei *beau-frère* ein Kompositum, weil man es als ein Ganzes wahrnehme. Die Reihenfolge der Elemente ist je nach Sprache unterschiedlich; sie orientiere sich meist an der Reihenfolge in der Syntax.

Erstaunlich an Bréals Ausführungen sind zum einen seine Forderung, richtig zu segmentieren (daher auch sein Plädoyer für einen vermehrten Gebrauch des Bindestrichs, v.a. im Deutschen) und zum anderen die Anmerkung, dass jedes Kompositum immer aus mehr als zwei Teilen besteht, womit er auf dem besten Wege ist, einen Bauplan des Kompositums zu beschreiben. Wie die Syntax folgen Komposita (aber auch z.B. Präfigierung oder Suffigierung) als wortinterne Syntax gewissen Mechanismen. Zwei (oder mehr) in der *langue* isolierte Einheiten werden im *discours* in Verbindung gebracht, indem sie in Baupläne eingebunden werden<sup>17</sup>. Die Existenz von dem *discours* zugrunde liegenden systemgebundenen Bauplänen erwähnt Bréal zwar noch nicht, kommt dieser Vorstellung mit seinen Erklärungen aber sehr nahe.

Merkwürdigerweise kündigt er zu Beginn des Kapitels an: „Les composés n’ont jamais plus de deux termes“<sup>18</sup>. Am Ende des Kapitels dagegen liest man: „Quelle que soit la longueur d’un composé, il ne comprend jamais que deux termes.“ (BRÉAL 1924:171). Vielleicht erwartet man von ihm zu viel Modernität, wenn man aus seinen Worten herauslesen möchte, dass die Beziehung zwischen den beiden Teilen ein drittes Element bildet und ein Kompositum somit nicht nur die Summe der Bedeutungen seiner Einzelbestandteile ausmacht. Bréal scheint eher darauf hinweisen zu wollen, dass jeder Teil selbst schon ein Kompositum sein könne; trotzdem zähle jede Komponente nur als ein Element. An anderer Stelle äußert Bréal allerdings, die Beziehung der Wörter untereinander sei Interpretationssache (cf. BRÉAL 1968b:178); damit wäre er auch heute tonangebend.

---

<sup>17</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:47.

<sup>18</sup> Cf. dazu auch DESMET/SWIGGERS 1995:27.

Steinthal erkennt in den Ausführungen zu den Komposita, dass Bréal weiter gedacht hat als gewisse Vorläufer:

Der Sinn eines Wortes läßt sich nicht als bloße Summe dessen auffassen, was in der Wurzel und in den Affixen wirklich ausgedrückt ist; es tritt überall eine Bestimmung hinzu, die aber nur im Gedanken hinzugefügt wird, ohne im Laute Ausdruck zu finden.<sup>19</sup>

Bréal beziehe sich auf Humboldt, Pott und Curtius, bei denen schon eine Art Konzept der *idées latentes* vorliege, das also bei Bréal nicht neu sei. Steinthal überschüttet Bréal dennoch mit Lob in seiner Besprechung der *idées latentes*, denn hier werde deutlich: „jede grammatische Form enthält etwas nicht im Laute Ausgedrücktes: *une idée latente*, durch welche sie erst ihren eigentlichen sprachlichen Wert erhält“<sup>20</sup>. Die Sprache repräsentiert nicht einfach Gedanken. Die Unadäquatheit der Sprache ist ihr großer Vorteil<sup>21</sup>, denn nur so kann sie mit Fortschritt und Gedankenwandel mithalten und neue Gedanken ausdrücken. Die *idées latentes* sind sozusagen „the means to accommodate new ideas“<sup>22</sup>.

Keine Sprache kennt ausschließlich Derivation oder ausschließlich Komposition, aber es gibt meist eine unterschiedliche Gewichtung in der Produktivität der Verfahren. Sprachen, die die Derivation der Komposition vorziehen, seien laut Bréal weniger produktiv, da sie erschwerend zu der Basis, von der sie ableiten wollten, auch noch ein Affix auswählen müssten. Den „grand usage de la composition“ im Deutschen empfindet er schon fast als beängstigend, zumal er sich nicht auf die Dichtung beschränke, sondern „dans le langage ordinaire“ (BRÉAL 1924:167) seinen Platz habe. Der Typus *himmelblau*, *schneeweiß*, *eiskalt*, *felsenfest* (BRÉAL 1924:169) sei dabei besonders produktiv; er funktioniere nach dem Muster 'blau wie der Himmel' und könne sogar wieder eine Basis bilden für neue Ableitungen. So wurde aus *stockfest* weiter *stockblind* und *stockfinster*, aus *steinhart* außerdem *steinalt* und *steinreich*.

Es sei einfacher, Komposita zu kreieren als das Konjugations- oder Deklinationssystem zu verändern<sup>23</sup>. In den Komposita zeige sich die „originalité propre de chaque peuple“ (BRÉAL 1924:163). Besonders an der Komposition werde das „génie“ der indo-germanischen Sprachfamilie sichtbar. Diese Qualität reiche bis hin zur Einzelleistung des Indivi-

---

<sup>19</sup> STEINTHAL 1869:282s.

<sup>20</sup> STEINTHAL 1869:283.

<sup>21</sup> Cf. NERLICH 1990b:112.

<sup>22</sup> Cf. NERLICH 1990b:112.

<sup>23</sup> Wobei ein neues Kompositum auch erst von der Sprechergemeinschaft abgeseget werden muss.

duums. Außerdem sei es kein Zufall, dass das Konzept der *pureté* eine Entwicklung der Nationen sei, die sich mehr der Derivation bedienen (also v.a. des Französischen) (cf. BRÉAL 1924:170). Diese Überzeugung scheint aus der offenkundigen Gefahr der exzessiven Nutzung der Nominalkomposition im Deutschen zu erwachsen.

### 1.8.8 „Les groupes articulés“

Redewendungen wie *pourvu que* oder *en raison de*, die nur noch als Ganze wahrgenommen würden und nicht mehr in ihren einzelnen Bestandteilen, bezeichnet Bréal als *groupes articulés* (cf. BRÉAL 1924:172-76). Sie würden im *raisonnement de tous les jours* dieselbe Funktion erfüllen wie Formulare in der Verwaltung: „[i]ls s’incrustent si bien dans notre esprit qu’ils déterminent les mouvements de notre pensée“ (BRÉAL 1924:172). Wir benutzen sie, ohne ihnen besondere Aufmerksamkeit zu schenken und werden uns ihrer erst im Kontakt mit anderen Sprachen bewusst.

Das einzelne Wort sei so gut wie nie isoliert im Bewusstsein verankert, sondern stehe immer in Verbindung „avec ce qui précède ou ce qui suit“. Daraus ergäben sich kurze *groupes articulés* „chargées de sens“ (BRÉAL 1924:173), wie z.B. *est-ce que* ‘pour interroger’, *peut-être que* ‘pour marquer le doute’, oder *c’est que* ‘pour expliquer le motif d’une action’.

Noch augenfälliger als bei den Komposita verweist Bréal darauf, dass die *groupes articulés* zwar die Bedeutung all ihrer Elemente behalte, dass ihre Gesamtbedeutung sich jedoch nicht auf addierte Einzelbedeutungen beschränke, sondern dass sich aus der Funktion, die sie im Satz einnehme, eine zusätzliche *valeur* ergebe (zur *valeur* ausführlicher Kapitel 1.9).

Non seulement ces groupes articulés gardent entière la signification des éléments dont ils sont composés, mais ils bénéficient en outre d’une valeur qui ne leur appartient pas au propre, mais qui résulte de la position qu’ils occupent habituellement dans la phrase. (BRÉAL 1924:174)

Die Konjunktion *cependant* erhalte die Nuance eines Gegensatzes erst durch den Gebrauch, also ihre Stellung im Satz; sie sei nicht im Wortmaterial enthalten. „L’auditeur, averti par l’usage, prévoit si bien cette seconde assertion que dès la première [proposition] il sent naître l’antithèse“ (BRÉAL 1924:174).

Wenn Redewendungen zu einer unauflösbaren Gruppe werden, so kann diese grammatische Formen enthalten, die für sich genommen gar nicht mehr gebräuchlich sind (cf. das deutsche *nur*, das zurückgeht auf mhd. *ne waere* ‘si ce n’était’ – cf. BRÉAL 1924:175). Über Imitation können diese verfestigten Formen sogar auch in andere Sprachen übergehen.

### 1.8.9 Ellipse

Als eine Art der Entstehung von Polysemie beschreibt Bréal den Vorgang, wenn eine Redewendung um einen Teil „beschnitten“ werde und trotzdem noch ihre Funktion erfüllen könne (BRÉAL 1924:151-59). Erst ganz am Ende des Kapitels nennt er dieses Phänomen Ellipse. Die Beispiele legen keine Chronologie der Ereignisse fest: meist findet zuerst eine Bedeutungsübernahme statt (ein Element absorbiert die Bedeutung von einer ganzen Redewendung) und dann erst fällt der zum Verständnis unnötig gewordene Teil weg. Es ist aber auch der umgekehrte Prozess denkbar, wenn auch Voraussetzung bleibt, dass zwei Elemente oft im Gebrauch aneinander gebunden sein müssen.

Bréal möchte der Einschätzung vorbeugen, es handele sich hierbei um Bedeutungserweiterung oder -verengung, die sehr langsame semantische Prozesse darstellen würden. Bei den hier behandelten Kürzungen müsse nämlich ein plötzlich allein gelassener formaler Restteil die Verantwortung für die geerbte gleichgebliebene ganze Bedeutung übernehmen.

Solche Verkürzungen oder Ellipsen böten sich häufig an, wenn ein Substantiv und ein Adjektiv eine so enge Verbindung eingegangen seien, dass der eine Teil entfallen könne. „[L]a partie qui survit tient lieu de l'ensemble; le signe, quoique mutilé, reste adéquat à l'objet“, wie z.B. *la Chambre* für *la Chambre des députés* oder *le Cabinet* für *le Cabinet des ministres* (BRÉAL 1924:153). Bei substantivierten Adjektiven könne das stillschweigend „mitgemeinte“ Substantiv variieren. Wörter wie *feuille*, *carte*, *planche*, *table* seien polysem, wenn ihr Determinans weg falle. Die Diversität der Bedeutung liege nicht von vornherein im Wort, sondern es komme erst durch die Verkürzung einer Redeweise zu variierenden Bedeutungen.

Ein anderes Beispiel hierfür seien Verben, die eine Ergänzung in sich „aufsaugt“ hätten: z.B. müsse bei „un chrétien qui *pratique*“ nicht spezifiziert werden, was er praktiziere, oder bei *amener* in der Segelsprache, was eingeholt werden solle. Die besondere Bedeutung werde in einem bestimmten Zusammenhang aktiviert, ohne dass extra erläutert werden müsse, was gemeint sei. Zur „*connaissance des mots*“ benötige man selbstverständlich die „*connaissance des choses*“ (BRÉAL 1924:155), um die richtige Bedeutung zuordnen zu können.

Die Ellipse ist ein alltäglicher Prozess, „*le travail normal et légitime de l'intelligence*“ (BRÉAL 1924:159): „*pendant que l'expression se resserre et s'abrège*“, bleibt der Gedanke vollständig erhalten.

Der Prozess der Ellipse, wie Bréal ihn beschreibt, wird von Saussure kritisiert<sup>24</sup>. Eine der wenigen Textstellen, in denen Saussure Bréal zitiert, erklärt das Konzept der Ellipse für überflüssig, denn

[...] *rien du tout n'est ellipse*, par le simple fait que les signes du langage sont toujours adéquats à ce qu'ils expriment, – quitte à reconnaître que tel mot ou tel tour exprime plus qu'on croyait, <Réciproquement> il n'y aurait pas un seul mot doué de sens sans ellipse, mais dès lors *pourquoi parler d'ellipse* (comme Bréal), comme s'il y avait une norme quelconque [sic] au dessous de laquelle les mots sont elliptiques.<sup>25</sup>

Es bringe also gar nicht weiter, von Ellipse zu sprechen, denn auch alle Wörter im „vorelliptischen“ Zustand würden notwendigerweise auf einer Art Ellipse basieren, um Sinn erzeugen zu können. Um die Trennung von normaler Unadaptiertheit und Ellipse zu rechtfertigen, müsse man eine Grenze festlegen, ab der die Unadäquatheit so groß werde, dass man von Ellipse sprechen müsse, was keinen Sinn mache.

---

<sup>24</sup> „Progressivement, les langues, dans leur développement, tendraient à «sous-entendre» de plus en plus d'éléments en édifiant peu à peu une construction intellectualisée fondée sur l'économie d'énonciations exhaustives. Cette idée sera sévèrement critiquée par Saussure.“ (BERGOUNIOUX 1994:241).

<sup>25</sup> ENGLER 1967-1974:3308.

## 1.9 Polysemie

Die Polysemie (cf. BRÉAL 1924:143-50) ist „the centre of gravity around which Bréal’s whole semantic rotates“<sup>1</sup>. Er nennt sie „la loi linguistique par excellence“ (BRÉAL 1924:286)<sup>2</sup>; jedoch muss mit der Bezeichnung *loi* hier vorsichtig umgegangen werden<sup>3</sup>. Die Polysemie ist keine grundlegende Gesetzmäßigkeit in dem Sinne wie Synonymendifferenzierung oder Analogie, sondern ein Resultat von Bedeutungswandel. Verschiedenste Mechanismen wie z.B. Bedeutungsverengung, Bedeutungserweiterung, Metaphern (Synekdochen, Metonymien) können Polysemie zur Folge haben. Bréals Ausführungen zur Polysemie sind richtungsweisend<sup>4</sup>. Zu großen Teilen hat die Geschichte der Semantik sich dank der Polysemie, für die Bréal eine theoretische Basis entworfen hat, einen Namen gemacht<sup>5</sup>.

Bréal gebraucht den Terminus „polysémie“ zum ersten Mal 1887: „Il n’ a pas été donné de nom, jusqu’à présent, à la faculté que possèdent les mots de se présenter sous tant de faces. On pourrait l’appeler *polysémie*.“ (BRÉAL 1887b:193). Den Sachverhalt beschreibt er schon 1878: „Nous aurions une notion inexacte de la richesse de ce trésor, si nous croyions qu’un mot ne correspond qu’à une chose. Vous savez, en effet, qu’un mot a quelquefois cinq ou six sens différents“ (BRÉAL 1878b:207). Der Begriff *Polysemie* stammt nicht ursprünglich von Bréal; auch ist das Phänomen sicher – wenn auch unter anderem Blickwinkel – schon früher von anderen erkannt worden. Das Adjektiv *polysemum* trifft man schon bei Dante an<sup>6</sup>.

Die Untersuchung der Polysemie Ende des 18. Jahrhunderts geht oft von einer Kritik an der Lexikographie aus. Der Topos der Ungenauigkeit der Wörterbücher<sup>7</sup> seit der Aufklärung findet sich auch bei Bréal. Er kritisiert, dass sie nur den Gebrauch festhalten und nicht erklären, wie die verschiedenen Bedeutungen zusammenhängen (cf. BRÉAL

---

<sup>1</sup> NERLICH 1990a:124. Die Polysemie ist der Grund für die „infinie souplesse et élasticité du langage“ (NERLICH 1993:24). – Cf. auch NERLICH/CLARKE 1997.

<sup>2</sup> In der Polysemie äußert sich „la reconnaissance de la flexibilité infinie des langues naturelles“ (DELESALLE 1987:301).

<sup>3</sup> Nicht weil sie eine Modalität des Bedeutungswandels darstellt, die von externen Faktoren beeinflusst werden kann, wie DE PALO äußert (2001a:97).

<sup>4</sup> Cf. WUNDERLI 2001:169.

<sup>5</sup> Cf. NERLICH 2000:184.

<sup>6</sup> Der schreibt an Can Grande über den mehrdeutigen Charakter eines Gedichts: „istius operis non est simplex sensus, ymo dici potest polisemos, hoc est plurimum sensuum.“ (DANTE ALIGHIERI: *Epistole*: Epistola XIII, Absatz 20).

<sup>7</sup> Cf. DE PALO 2001a:91. Condillac will zunächst in seinem *Dictionnaire des synonymes* zeigen, dass man die verschiedenen Bedeutungen der Wörter nicht ungeordnet aufzählen darf. Mit dem Hinweis auf eine Chronologie in der Entwicklung der Wortbedeutungen reformiert Condillac die Lexikographie.



1924:248). Im 19. Jahrhundert werden dann regelrechte Untersuchungen zur Polysemie angestellt. August Wilhelm Schlegel strebt eine rhetorische Analyse der mehrdeutigen Wörter an und kritisiert, wie diese in Wörterbuchartikeln abgehandelt werden:

Les articles concernant les termes polysémantiques sont particulièrement insatisfaisants [...] il faut d'abord chercher la signification primitive ou fondamentale du mot, à laquelle toutes les autres doivent être ramenées comme à leur centre commun; il faut observer l'affinité des idées, et retrouver le passage graduel et nuancé de l'une à l'autre; il faut expliquer les transitions brusques et inattendues: ce sont pour la plupart des expressions originairement figurées et devenues peu à peu des mots propres, lorsque la métaphore ou l'allusion qui leur avait donné naissance, a été oblitérée par le temps. Quelquefois une seule série ne suffit pas: il faut revenir plusieurs fois à la tige commune, pour suivre les ramifications divergentes.<sup>8</sup>

August Friedrich Pott spricht 1861 noch weiter von „Polysemantie“: allein durch die neue Verwendung alter Wörter könne die Sprache außerordentlich bereichert werden<sup>9</sup>. Pott will sich auf die Beziehung zwischen Form und Bedeutung konzentrieren:

Wir lassen hier jetzt beiseite, daß auch ohne Neuschöpfungen von Wörtern bloß schon mittelst neuer begrifflicher Anwendung alter Wörter (Polysemantie) die Sprache wenigstens nach ihrer inneren Seite, d.h. an Tiefe und Schärfe der Bedeutsamkeit ihrer Gebilde, außerordentlich gewinnen und zunehmen kann.<sup>10</sup>

Kannte Bréal aber den Text von Dante oder die Arbeiten von Schlegel oder Pott? Nerlich geht davon aus, dass er Pott wahrscheinlich gelesen hatte, den Begriff aber auch aus der griechischen Philosophie kannte<sup>11</sup>.

In der Polysemie wird der Einfluss des assoziierenden menschlichen Verstandes auf die Sprache deutlich: „une intelligence toujours en éveil, qui, une fois en possession des premiers éléments du langage, y fait entrer peu à peu des idées pour lesquelles ils n'avaient pas été créés“ (BRÉAL 1868a:XXV). Wörter seien keine Zeichen, die plötzlich verschwänden, wenn die wörtliche Bedeutung schon vergessen sei, sondern sie setzten sich in einer anderen Bedeutung fort. Bleibe ein Wort in zwei Bedeutungen bestehen, könne es sein, dass nur eine Form von

---

<sup>8</sup> SCHLEGEL 1832:42. August Wilhelm Schlegel geht bei der Polysemantie von einer Grundbedeutung aus und benutzt weniger biologische Metaphern des Wachstums als sein Bruder Friedrich Wilhelm, um die Entwicklung der Sprachen ausgehend von einer Muttersprache zu erklären. – Cf. NERLICH 1999:445.

<sup>9</sup> Cf. POTT 1861:5.

<sup>10</sup> POTT 1861:5.

<sup>11</sup> Cf. NERLICH 2000:190.

grammatikalischen Modifikationen betroffen sei und die andere nicht. So habe *ciel* mit dem Plural *cieux* eine andere Bedeutung als *ciel* mit dem Plural *ciels*; „c’est que les règles grammaticales s’entretiennent par l’usage, et que le mot, en son sens détourné, étant d’une époque postérieure, s’est dérobé à la règle“ (BRÉAL 1924:148).

Bréal unterscheidet zwei Arten von Polysemie, wobei die Übergänge zwischen beiden fließend sind. Die indirekte Polysemie (oder auch Polysemie zweiten Grades, bzw. *fausse polysémie*) unterscheidet sich von der „echten“ Polysemie dadurch, dass die Kette von Zwischengliedern, über die die alte und neue Bedeutung zueinander in Verbindung stehen, bei ihr länger sei. Im Extremfall könnten sich die zwei verwandten Bedeutungen (von denen eine älter und eine jünger sei) über eine entsprechend lange „série [...] d’intermédiaires“ (BRÉAL 1924:149) sogar bis zur Gegensätzlichkeit voneinander entfernen.

Eine hervorzuhebende Art der Entstehung von Polysemien ist die Verkürzung von zwei ursprünglich zusammen gebrauchten Wörtern um eines der beiden (cf. Kapitel 1.7.7, aber auch 1.8.9). Das Wort, das übrig bleibt, „erbt“ oft eine zusätzliche Bedeutung. Nur weil eine Komponente abgeschafft wird, muss dies nicht zwingend als Verlust gewertet werden. Eine Redewendung kann dadurch an Ausdrucksstärke gewinnen, wenn zwei Bedeutungen nur noch durch ein Zeichen repräsentiert werden.

Man sollte hier weder von Bedeutungserweiterung noch -verengung sprechen; es handelt sich mehr um eine Art der Absorption durch die Ellipse, den Wegfall eines formalen Teiles. Ob die Sprache an Formen dazugewinnt oder einbüßt, ändert nichts an ihrer Nutzbarkeit. Für Bréal ist jedes Ergebnis ein fortschrittliches, wenn die Sprecher dadurch an Ausdrucksstärke dazugewinnen.

Die von Maes geforderte deutlichere Unterscheidung zwischen einer Polysemie, die tatsächlich auf eine Bedeutungsveränderung zurückzuführen sei und einer anderen Polysemie, die sich lediglich durch unterschiedliche Verwendungen in den jeweiligen gesellschaftlichen Bereichen ergebe<sup>12</sup> (cf. das Beispiel *opération* in der Medizin, beim Militär, in der Mathematik, etc.), macht zwar deutlich, dass es verschiedene Entstehungsweisen von Polysemie gibt, das Ergebnis bleibt jedoch im Gebrauch dasselbe, nämlich eine „multiplication des sens“ (BRÉAL 1924:144). Wie später noch gezeigt werden wird (cf. Kapitel 2.6.1 zu den Konventionalisierungsstufen), unterscheiden sich die Veränderungen außerdem nur graduell.

---

<sup>12</sup> Cf. MAES 1986:54.

Hey versteht Polysemie in der Besprechung des *Essai* als „die Entwicklung mehrfacher, in keinem Abhängigkeitsverhältnis zu einander stehender Bedeutungen eines Wortes, bes. die fachmännischen Spezialbedeutungen“<sup>13</sup>. Diese Definition entspricht nicht exakt der Bréals und ist an sich auch problematisch, denn die verschiedenen Bedeutungen stehen sehr wohl in einem gewissen Verhältnis zueinander. Wenn sich dieses Verhältnis auch mit der Zeit lockert und zwei Bedeutungen kaum mehr miteinander in Verbindung gebracht werden, so lässt sich doch ohne große Schwierigkeiten die gemeinsame Herkunft rekonstruieren. Bréal ist noch genauer und stellt richtig, dass diachronisch gesehen ein neuer Gebrauch einen alten nicht (unbedingt) verdrängt<sup>14</sup>. Die neue Bedeutungsnuance eines Wortes mache es zu einem neuen sprachlichen Zeichen und gefährde damit die Existenz des alten nicht (cf. BRÉAL 1924:146).

Auroux wendet sich allgemein gegen die Vorstellung von Bedeutungswandel, den es eigentlich nicht gebe: bei veränderter Bedeutung höre ein Zeichen auf zu existieren und mache Platz für ein neues: „Strictly speaking we should no longer say [...] that a word changes its meaning, but rather that a linguistic sign ceases to exist and gives place to another.“<sup>15</sup> Im Hinblick auf die Polysemie würde Bréal dem natürlich entgegen, dass es das alte Zeichen immer noch gebe, es ändere nur abweichungsweise sein Funktion, bzw. generiere eine zusätzliche, während es die alte gleichzeitig weiter beibehalten könne.

Die Polysemie illustriert die Flexibilität und Elastizität der Sprache. Sie ist nicht nur das Resultat von Prozessen des Bedeutungswandels, sondern erklärt auch synchronische Beziehungen, die sich aufgrund der Bedürfnisse der Sprecher etablieren. Polysemie stellt in der natürlichen Sprache den Regelfall dar, wie Wunderli es richtig schildert, Monosemie bildet eine Ausnahme<sup>16</sup>. Monosemie sprachliche Einheiten müssen als marginale Einheiten des Lexikons betrachtet werden.

Der Begriff der Polysemie bereichert die traditionelle Unterscheidung zwischen Synonymie und Homonymie<sup>17</sup>. Polysemie beinhaltet bei Bréal zwar auch Homonymie, doch trennt er (durch Lautwandel zufällig

---

<sup>13</sup> HEY 1898:553.

<sup>14</sup> Cf. DE PALO 2001a:96.

<sup>15</sup> AUROUX 1995:229.

<sup>16</sup> Cf. WUNDERLI 1995b:797.

<sup>17</sup> Synonymie wurde schon von Girard und Condillac in Betracht gezogen. Turgot nahm auch schon die Etymologie als Erklärung zur Hilfe und Du Marsais erkannte die große Bereicherung der Sprache durch die Polysemie (cf. NERLICH/CLARKE 1997:353 und DE PALO 2001a:96). Beauzée unterscheidet aber noch nicht zwischen Polysemie und Homonymie; *coin* ('Ecke' und 'Quitte') sind für ihn ein Lemma; sie verdienen nur einen einzigen Wörterbucheintrag (cf. SWIGGERS 2000:129).

entstandene) Homonyme von polysem verwendbaren Wörtern, die sich aus demselben Ursprung ergeben haben. Generell lässt sich nur solange von Polysemie reden, wie die Wörter noch verwandt erscheinen, sonst sind sie schon in das Verhältnis der Homonymie übergegangen. Dabei können sich die Geister scheiden: was für den einen noch Polysemie ist (weil er noch ein Band zwischen den zwei Bedeutungen eines Wortes erkennt), ist für den anderen bereits in ein Stadium der Homonymie übergegangen<sup>18</sup>.

Heger unterscheidet Polysemie und Homonymie unter Zuhilfenahme der Sememe<sup>19</sup>: bei der Homonymie liege eine Disjunktion der Sememe vor, bei der Polysemie dahingegen eine Intersektion der Sememe, sie überschneiden sich. Wunderli präzisiert, dass die Intersektion zwischen den Sememen eines Semantems auch keine vollständige sein kann. Besser wäre noch, die Überschneidungen der Sememe mit dem Modell der Familienähnlichkeit wie bei Wittgenstein zu illustrieren: ein Semem A überschneidet sich mit einem zweiten Semem B, B überschneidet sich mit C, etc. Dies bedeutet aber nicht, dass zwischen A und B noch Polysemie besteht und zwischen A und C dann Homonymie. Es lässt sich auch weiter noch von Polysemie sprechen, wenn die Sememe nur über eine (längere) Intersektionskette miteinander verbunden sind. Der Terminus Homonymie sollte einzig für Fälle nicht überbrückbarer Disjunktion reserviert werden.

Auch die Polysemie nimmt Bréal als Maßstab für die Bestimmung des Grades der Zivilisation einer Sprechergemeinschaft. Je mehr Bedeutungen die Wörter aufweisen würden, um so facettenreicher müsse die „activité intellectuelle et sociale“ (BRÉAL 1924:144) sein. Polysemie ist für Bréal ein Zugewinn, besonders wenn alte und neue Bedeutung eines Wortes (wörtliche und metaphorische, eingeschränkte und erweiterte, abstrakte und konkrete Bedeutung) auf Dauer nebeneinander weiter existieren.

Le sens nouveau, quel qu'il soit, ne met pas fin à l'ancien. Ils existent tous les deux l'un à côté de l'autre. Le même terme peut s'employer tour à tour au sens propre ou au sens métaphorique, au sens restreint ou au sens étendu, au sens abstrait ou au sens concret [...] À mesure qu'une signification nouvelle est donnée au mot, il a l'air de se multiplier et de produire des exemplaires nouveaux, semblables de forme, mais différents de valeur. (BRÉAL 1924:143)

Sprachliche Kreativität besteht also nicht unbedingt in der Schaffung eines neuen Wortes, sondern sie kann sich auch als neue Verwendung

---

<sup>18</sup> Cf. KUKENHEIM 1966:197.

<sup>19</sup> Cf. HEGER 1969a:52-56; dazu WUNDERLI 1995b:799.

eines alten Wortkörpers äußern. Den Beweis für eine Bedeutungs-multiplikation liefert die Tatsache, dass ein Wort in einer neuen Bedeutung wiederholt oder sogar erklärt werden muss, da es auf zwei verschiedene Weisen verstanden wurde.

Polysemie stellt im Sprechen normalerweise kein Verständnisproblem dar, da im konkreten Kommunikationsakt durch Situation und Kontext meist nur eine Bedeutungsrealisierung in Frage kommt. Es kommt nur selten zu Verwechslungen und damit zu Missverständnissen (cf. dazu auch Kapitel 1.10.1). In der poetischen Sprache wird Polysemie oft absichtlich als künstlerisches Mittel eingesetzt, um bestimmte Effekte der Mehrdeutigkeit zu produzieren. In der kommunikativen Interaktion wird die Polysemie durch Kotext<sup>20</sup> (sprachlich) und Kontext (außersprachliche Umstände) monosemiert:

On demandera comment ces sens ne se contrarient point l'un l'autre: mais il faut prendre garde que les mots sont placés chaque fois dans un milieu qui en détermine d'avance la valeur. (BRÉAL 1924:145)

C'est que le mot arrive préparé par ce qui le précède et ce qui l'entoure, commenté par le temps et le lieu, déterminé par les personnages qui sont en scène. Chose remarquable! il n'y a qu'un sens, non pas seulement pour celui qui parle, mais encore pour celui qui écoute, car il y a une manière active d'écouter qui accompagne et prévient l'orateur. Il suffit de tomber à l'improviste dans une conversation commencée, pour voir que les mots sont un guide peu sûr par eux-mêmes, et qu'ils ont besoin de cet ensemble de circonstances, lequel, comme la clé en musique, fixe la valeur des signes. (BRÉAL 1924:287)

Neben dem Bild aus der Musik benutzt Bréal auch eine Metapher aus dem visuellen Bereich. Die Wörter nähmen je nach ihrer Umgebung eine gewisse Färbung an (cf. BRÉAL 1924:145s.), „les mots se colorent“ (BRÉAL 1924:285). Valéry nutzt für die Sprache die Feldmetapher, die zu der Zeit auch in der Physik oder der Psychologie in Mode war. Die Wörter halten sich wie elektrisch geladene Partikel innerhalb eines elektrischen Feldes in einem verhältnismäßig stabilen Gleichgewicht<sup>21</sup>. Damit sagt er nicht nur aus, dass die Sprache Systemcharakter hat, sondern auch, dass jedes einzelne Wort seine Existenz im Bezug auf andere Wörter behauptet und erhält: „Chaque mot est comme une charge électrique qui suppose d'autres corps chargés de sens contraires. Le sens est la charge d'un signe“<sup>22</sup>.

---

<sup>20</sup> Die Begriffe Kotext und Kontext werden hier im Sinne der anglo-amerikanischen Tradition: *Kontext* = 'Situation', *Kotext* = 'umgebender Text' verwendet (cf. WUNDERLI 1997:584 N4).

<sup>21</sup> Cf. NERLICH 1999:454.

<sup>22</sup> VALÉRY: *Cahiers*, vol. 12 (1926-1928):158.

Bréals Annahme, dass die Bedeutung durch Situation und Kontext, durch vorher Gesagtes, Zeit und Ort und die beteiligten Personen festgelegt ist, ist als Ansatz aus der modernen Pragmatik inzwischen bekannt, aber für das 19. Jahrhundert erstaunlich weitblickend und revolutionär. Bréal ist aber nicht der erste, der den Wertbegriff auf das System der Sprache anwendet (BRÉAL 1868b:86, dann 1879:1010, 1884:552, 554 und unzählige Male im *Essai*: BRÉAL 1924:107, 143, 145, 152, 174, 182, 217, 229, 248, 287, 301). Gabriel Girard benutzt im 18. Jahrhundert schon einen *valeur*-Begriff, der den Hintergrund zu seinen Synonymie-Forschungen bildet<sup>23</sup>. Für ihn kann es deswegen keine echte Synonymie geben, denn innerhalb einer Sprache haben Wörter nie exakt dieselbe *valeur*<sup>24</sup>.

Nach de Palo breche Saussure mit dem aus Rhetorik und Synonymologie überkommenen *valeur*-Verständnis, das noch Bréal beeinflusst habe<sup>25</sup>. Doch stützt sich Saussure gerade auch auf eine Argumentation aus der Synonymologie: für ihn kann es keine echte Synonymie zwischen zwei Zeichen geben, da sich das sprachliche Zeichen über seine Beziehung zu anderen Zeichen definiert, d.h. über seinen Systemwert. Wenn also zwei Zeichen unterschiedlichen Systembereichen angehören, können sie nicht synonym sein. Außerdem widerspricht sich de Palo, wenn sie einerseits Bréal seine Verbindung zur Synonymologie ankreidet und gleichzeitig behauptet, eine aufklärerische Vorstellung von der Sprache als Zeichensystem werde bei ihm nicht weiter berücksichtigt<sup>26</sup>. Sie räumt allerdings ein, man könne den konkreten kommunikativen Austausch bei Bréal als eine Art Mikrosystem verstehen, in dem *valeur* durch den Kontext determiniert werde<sup>27</sup>. Dass de Palo bei Bréal keinen Systembegriff ausmachen kann, liegt wohl leider daran, dass sie unter System nur eines mit klaren, feststehenden Definitionen versteht. In diesem Sinne wäre ein System nur in Fachsprachen wie in der Chemie denkbar, d.h. in geschlossenem Rahmen; in diesem Sinn hat Bréal natürlich nicht viel für Systeme übrig!

---

<sup>23</sup> Cf. SWIGGERS 1982a:330.

<sup>24</sup> Condillacs Definition des Systems ist ausgefeilter bzw. ganzheitlicher, denn er vermutet ein allen Wertunterscheidungen zugrundeliegendes Prinzip. Er beschreibt das System als „Corps de connaissances qui s’appliquent successivement les uns aux autres et qui naissent tous du même principe [...] Cet univers n’est qu’un système, c’est-à-dire une multitude de phénomènes qui, liés les uns aux autres comme causes ou effets, résultent tous d’une première loi.“ (CONDILLAC 1798: *La Grammaire*:31).

<sup>25</sup> Cf. DE PALO 2001a:143.

<sup>26</sup> Cf. DE PALO 2001a:91.

<sup>27</sup> Cf. DE PALO 2001a:91.

Auch bei Whitney wird ganz deutlich, dass das natürliche sprachliche System anders zu verstehen ist als das von Fachsprachen<sup>28</sup>. Die natürliche Sprache hat den Wandel als eine Eigenschaft ihres Systems und alle Sprecher haben daran teil; es handelt sich in keiner Weise um ein einmalig festgelegtes unumstößlich starres System!

Nach Capt-Artaud sei Bréals Denken derartig stark von Wertvorstellungen geprägt, dass Saussure mit seiner Zeichentheorie der Hauptnachfolger von Bréals Semantik sein müsse<sup>29</sup>. Saussures Ausführungen zu diesem Thema sind allerdings ausgefeilter, wenn auch gewisse Überschneidungen bleiben. Bei Bréal ist der *valeur*-Begriff in einer Vielzahl der Fälle mit Sinn gleichzusetzen, was auch bei Saussure teilweise so gelesen werden kann. Nerlich vermutet aber sogar, dass Bréal *valeur* nicht immer auf der Systemebene betrachtet, sondern sie als *valeur d'usage* (Normebene) bzw. *valeur d'emploi (parole)* auffasse<sup>30</sup>. De Palo geht noch weiter und gibt vor, *sens*, *signification*, *valeur* seien bei Bréal mehr oder weniger austauschbar<sup>31</sup> (cf. dazu auch im Kapitel 1.10). Realistischer wäre aber mit Nerlich/Clarke<sup>32</sup> anzunehmen, dass Bréal immerhin zwischen *sens* und *valeur* unterscheidet: *sens* ist für ihn meist die Bedeutung des für sich genommenen Wortes und *valeur* dessen kontextueller und pragmatischer Sinn.

L'enfant qui entend d'abord prononcer un mot le retient dans le sens où il l'a entendu employer, et l'associe dans sa pensée à l'objet même auquel il était appliqué, et non à aucun autre. On peut dire que pour lui tous les noms sont d'abord des noms propres. S'il entend un peu plus tard le même mot appliqué à d'autres objets de même nature, il apprend à en généraliser le sens. La parole introduit l'enfant dans la voie des premières abstractions; le langage remplit auprès de lui le rôle d'éducateur. Je suppose maintenant que le même terme revienne dans un autre assemblage, avec une autre valeur. (BRÉAL 1884:554)

Dann stellt de Palo aber fest, Bréal gehe es weniger um die situationsunabhängige Bedeutung als um die Notwendigkeit des Gebrauchskontex-

---

<sup>28</sup> „A language is, in very truth, a grand system, of a highly complicated and symmetrical structure; it is fitly comparable with an organized body; but this is not because any human mind has planned such structure, and skilfully worked it out. Each simple part is conscious and intentional, the whole is instinctive and natural.“ (WHITNEY 1867:50).

<sup>29</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000b:147. Swiggers vermutet, dass Saussure die Ursprünge seines *valeur*-Begriffs vielmehr von Girard geerbt haben könnte (cf. SWIGGERS 1982a:329). Aarsleff will Saussure den Systembegriff ganz absprechen und versucht nachzuweisen, dass dieser eher von der Gabelenz zu verdanken sei (cf. AARSLEFF 1979b:43).

<sup>30</sup> Cf. NERLICH 1986:42.

<sup>31</sup> Cf. DE PALO 2001a:90.

<sup>32</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1997:365.

tes<sup>33</sup>; sie erkennt also Unterschiede! Der Wert des Zeichens hängt von der Situation, dem Kontext und den beteiligten Kommunikationspartnern ab. De Palo glaubt, für Saussure sei Bréal zu sehr Sprecherorientiert. Doch auch Saussure unterstreicht die Notwendigkeit der Sprechergemeinschaft, damit sich *valeurs* etablieren können. Mehr noch ist der Gebrauch und die allgemeine Übereinstimmung die einzige Daseinsberechtigung der *valeurs*<sup>34</sup>. Das Individuum allein kann keine *valeur* festlegen, dies geschieht nur im Austausch mit anderen.

Die Wörter beeinflussen sich sowohl bei Bréal als auch bei Saussure sprachintern gegenseitig (cf. *groupes articulés*, *contagion* bei Bréal). Auch bei Saussure beziehen sich alle Zeichen in erster Linie im System aufeinander; die *valeur* des einen wird durch die Existenz anderer bestimmt<sup>35</sup>. Die Zeichen entwickeln sich durch ihre Position in Bezug auf andere und nicht durch einen intrinsischen Motor oder äußere Einflüsse<sup>36</sup>. Alle Wörter, die benachbarte Vorstellungen ausdrücken, limitieren sich gegenseitig (cf. das vielzitierte Beispiel der Beinah-Synonyme wie *redouter*, *craindre*, *avoir peur*<sup>37</sup>, die ihre jeweilige *valeur* nur durch die Opposition zu den anderen haben). Die *valeur* eines Zeichens kann sich allein dadurch ändern, dass ein benachbartes Zeichen sich verändert. Das sprachliche System steht in einem komplexen Gleichgewicht von Elementen, die sich gegenseitig bedingen<sup>38</sup>.

Über das *valeur*-Konzept entwickelt Saussure dann die radikale Arbitrarität der sprachlichen Zeichen, wozu er *valeur* als rein oppositiven und differenziellen Begriff beschreibt, was bei Bréal noch nicht der Fall ist<sup>39</sup>. Die Arbitrarität zwischen Ausdruck und Inhalt rechtfertigt auch den Wertbegriff:

Non seulement ces deux domaines entre lesquels se passe le fait linguistique sont amorphes, <mais le choix du lien entre les deux,> le mariage <entre les deux> qui créera la valeur est parfaitement arbitraire. Si ce n'était pas arbitraire, il y aurait à restreindre cette idée de la valeur, il y aurait un élément absolu. Mais puisque ce contrat est parfaitement arbitraire, les valeurs seront parfaitement relatives.<sup>40</sup>

---

<sup>33</sup> Cf. DE PALO 2001a:90.

<sup>34</sup> Cf. SAUSSURE 1973:157.

<sup>35</sup> Cf. SAUSSURE 1973:159.

<sup>36</sup> De Palos Aussage „È soprattutto il contesto extralinguistico a contribuire alla fissazione dei valori semantici.“ (DE PALO 2001a:98) muss verwundern.

<sup>37</sup> Cf. SAUSSURE 1973:160.

<sup>38</sup> Cf. SAUSSURE 1973:169.

<sup>39</sup> Cf. DE PALO 2001a:122.

<sup>40</sup> ENGLER 1967-1974:1839-41 IIIC.



Ausdruck und Inhalt lassen sich nur über die *valeur* definieren, keines von beiden ist für sich gegeben. Saussure definiert Bedeutung als etwas Positives, aber auf differenzielle und negative Weise:

[...] le signifié seul n'est rien, il se confond dans une masse informe. De même pour le signifiant. Mais le signifiant et le signifié contractent un lien en vertu des valeurs déterminées qui sont nées de la combinaison de tant de <coupures> qu'on peut faire dans la masse. Que faudrait-il pour <que> ce rapport <entre> le signifiant et le signifié fût <donné> en soi? Il faudrait avant tout que le signifié fût par avance déterminé et il ne l'est pas. C'est pourquoi ce rapport n'est qu'une expression des valeurs prises dans leur système.<sup>41</sup>

Sprachliche Bedeutung hängt also nicht von im Voraus gegebenen Vorstellungen ab, sondern von Werten, die sich aus dem System ergeben. Wären die Vorstellungen im menschlichen Geist im Voraus gegeben, müssten sich die *signifiés* der Wörter in verschiedenen Sprachen decken, was sie in der Realität nicht tun (cf. das Beispiel *louer* im Vergleich zum deutsch *mieten* bzw. *vermieten*)<sup>42</sup>. Der Wert eines sprachlichen Zeichens kann immer nur innerhalb des entsprechenden sprachlichen Systems erklärt werden, und diese Grundaussage ist auch bei Bréal unmissverständlich formuliert.

---

<sup>41</sup> ENGLER 1967-1974:1846 IIC.

<sup>42</sup> ENGLER 1967-1974:1887s. IIC und cf. SAUSSURE 1973:161.

### 1.10 *Das sprachliche Zeichen und seine Bedeutung*

Zahlreich sind noch immer die Autoren der Sekundärliteratur, die behaupten, Bréal äußere sich nicht zur Zeichentheorie oder – schlimmer noch – er habe gar keine echte Sprachkonzeption. Der letzte Vorwurf kann sich gar nicht halten lassen, da Bréal von der Antike über das 18. Jahrhundert bis hin zu seinen zeitgenössischen französischen und deutschen Kollegen so viele bekannte Ansätze zitiert und in seine Ausführungen integriert, dass man kaum glauben kann, er würde sich selbst nicht wenigstens in Bezug auf andere Sprachkonzeptionen positionieren. Und dass von ihm kein Artikel bekannt ist, der das sprachliche Zeichen im Titel nennt, heißt noch lange nicht, dass er nicht sehr konkrete theoretische Vorstellungen zum Zeichenbegriff entwickelt hätte. Sowohl im *Essai* als auch in den meisten anderen Veröffentlichungen ist eine komplexe Vorstellung vom Funktionieren des sprachlichen Zeichens enthalten. Untersucht man seine Argumentationsweisen etwas genauer, so findet man implizit ganz erstaunliche zeichentheoretische Aussagen. Dafür ist es nicht einmal nötig, zwischen den Zeilen zu lesen; Bréal formuliert oft direkt genug, wie sein Zeichenbegriff zu verstehen ist.

De Palo unterstellt Bréal, eine Semiologie ohne wirkliche Theorie der sprachlichen Bedeutung zu entwerfen: „Bréal non produce una vera e propria teoria del significato linguistico in quanto dà, in qualche modo, per scontato che i segni linguistici remandino a delle «idee».“<sup>1</sup> Es sei weniger eine Bedeutungstheorie als vielmehr eine auf den menschlichen Geist orientierte Semiologie. Weiter ist es zu vereinfachend, zu sagen, er setze als gegeben voraus, dass die sprachlichen Zeichen auf die Vorstellungen zurückgehen. Verständlich wäre noch gewesen, ihm vorzuwerfen, für ihn verwiesenen Zeichen direkt auf Dinge, wie man es noch in Theorien des 18. Jahrhunderts antrifft, wo Wörter einfache Vokabeln sind und der Sinn außerhalb der Sprache angesiedelt ist. Das Ganze ist jedoch bei Bréal wesentlich komplexer. Er integriert in die Konzeption des sprachlichen Zeichens sowohl die Vorstellungen als auch die Referenzobjekte: „le temps passé à expliquer les mots ouvrira l'esprit aux idées et aux choses“ (BRÉAL 1877c:373). Damit skizziert er fast ein semiotisches Dreieck, das Zeichen, Konzept und Referenzobjekt enthält.

Weiter kritisiert de Palo, dass Bréal nicht genau angebe, wie seine Terminologie (*idée*, *sens*, *signification*) definiert sei<sup>2</sup>; v.a. den Terminus

---

<sup>1</sup> DE PALO 2001a:87. – Cf. auch DE PALO 2001a:52.

<sup>2</sup> Cf. DE PALO 2001a:88.

*signification* definiere er nie<sup>3</sup>. Choul zeigt aber immerhin bezüglich der *répartition*, dass Bréal sehr wohl eine Unterscheidung zwischen *idée* und *sens* vornimmt<sup>4</sup>. Wenigstens bemerkt de Palo, dass Bréal *sens* systematisch in Anführungszeichen erklärt, *idée* dagegen nicht<sup>5</sup>, wie im Beispiel griech. *spes* (cf. BRÉAL 1924:31). Daraus schließt sie, dass *idée* vorsprachlich verstanden werden solle<sup>6</sup>.

Stancati vermisst bei Bréal eine umfassende Definition des *signifié* und des *signifiant*<sup>7</sup>. Bei allen Vergleichen mit Saussure ist es zwar eine Ehre für Bréal, oft als Vorläufer oder gar Vorbild Saussures herangezogen zu werden, doch ist es vielleicht etwas zu viel verlangt, eine der bekanntesten Haupterrungenschaften des Genfer Meisters, nämlich die Zweiseitigkeit des sprachlichen Zeichens, in dieser Klarheit bei Bréal zu fordern. Immerhin wertet Bréal die Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens mit seinem Gesamtwerk gegenüber der Lautseite enorm auf. Bréals Definition von Bedeutung ist Teil seiner Auffassung über das Funktionieren sprachlicher Kommunikation<sup>8</sup>.

Coseriu stellt richtig fest, dass es im *Essai* nicht primär darum geht, eine komplette Konzeption der Sprache offen zu legen. Aber Coseriu erkennt im Gegensatz zu einigen anderen Sprachwissenschaftlern, dass Bréals sonstige Aussagen erlauben, einige Grundprinzipien seiner Sprachauffassung zu extrahieren.

Bréal no expone de manera ordenada su concepción del lenguaje y de las lenguas: no es éste el tema de su libro. Pero la declara repetidamente proclamando sus convicciones teóricas, lo que nos permite reconstruirla en sus líneas esenciales e identificar sus principios.<sup>9</sup>

Auroux verbindet Zeichentheorie und Sprachtheorie bei Bréal: eine Zeichentheorie sei nicht Bréals primäres Anliegen, trotzdem sei sie impliziert und ziehe sogar eine allgemeine Sprachtheorie nach sich<sup>10</sup>. Auroux geht sogar so weit zu fragen, warum die Semantik überhaupt eine allgemeine Zeichentheorie brauche, denn für ihn benötige sie auch keine Bedeutungstheorie<sup>11</sup>. Es würde genügen, wenn erklärt würde, wie ein Zeichen funktioniere (nämlich als soziale Konvention). Niemand kann

---

<sup>3</sup> Cf. DE PALO 2001a:28.

<sup>4</sup> Cf. CHOUL 1982:369.

<sup>5</sup> Cf. DE PALO 2001a:88.

<sup>6</sup> Cf. DE PALO 2001a:112 N26.

<sup>7</sup> Cf. STANCATI 2000:163.

<sup>8</sup> Cf. DE PALO 2001a:17.

<sup>9</sup> COSERIU 2000:35.

<sup>10</sup> Cf. AUROUX 1995:226.

<sup>11</sup> Cf. AUROUX 1995:227.

Bréal vorwerfen, er lege keine Zeichentheorie vor, bloß weil er kein Dreieck gemalt hat! Wie bei Saussure lässt sich bei Bréal eine Zeichentheorie ableiten. Mit Saussure entfernt sich die Semantik definitiv von der Rhetorik; mit Bréal schafft sie den ersten Schritt zu dieser Entwicklung.

Bréals Semantik versteht sich aber in erster Linie nicht als Zeichentheorie, sondern als Bedeutungstheorie. Umgekehrt wird Saussures Semiotik dann nicht vornehmlich eine Bedeutungstheorie<sup>12</sup>, sondern eine Zeichentheorie. Trotzdem klingen gewisse Begriffsbestimmungen, die Saussure später vorgenommen hat, bei Bréal teilweise schon an<sup>13</sup>.

Saussure spricht sicherlich nicht als erster von Symbolen und Zeichen, wie Godel annimmt<sup>14</sup>. Schon Bréal unterstreicht den Zeichencharakter der Wörter und zitiert als Gewährsleute Condillacs sensualistische Schule und die Ideologen<sup>15</sup> (cf. BRÉAL 1924:25, 136, 255, 301, 311)<sup>16</sup>, die einer akzeptablen Theorie des sprachlichen Zeichens schon näher gewesen seien als seine Zeitgenossen:

Nos pères de l'école de Condillac, ces idéologues qui ont servi de cible, pendant cinquante ans, à une certaine critique, étaient plus près de la vérité quand ils disaient, selon leur manière simple et honnête, que les mots sont des signes. Où ils avaient tort, c'est quand ils rapportaient tout à la raison raisonnante, et quand ils prenaient le latin pour type de tout langage. Les mots sont des signes: ils n'ont pas plus d'existence que les gestes du télégraphe aérien ou que les points et les traits (.-) du télégraphe Morse. (BRÉAL 1924:255)

Für Condillac ist die Sprache ein privilegiertes Thema und ihr Verständnis als Zeichensystem immer latent vorhanden<sup>17</sup>. Viele philosophische Fragen finden eine Antwort im semiotischen System der Sprache<sup>18</sup>, und 1752 gibt Condillac sogar selbst zu, er habe „trop donné aux signes“<sup>19</sup>. Bréal verweist mehrfach auf die Sprache als System von Zeichen bei Condillac (cf. BRÉAL 1924:293, 303, 338, 340), erkennt aber

---

<sup>12</sup> Dass Saussures Linguistik nicht in erster Linie eine semantische Theorie darstellt, ist inzwischen ein Gemeinplatz, obwohl im *CLG* ohne Zweifel Bezüge auf eine Bedeutungstheorie zu finden sind.

<sup>13</sup> Cf. COSERIU 2000:41 N64.

<sup>14</sup> Cf. GODEL 1975:5.

<sup>15</sup> Bréal bildet zu seiner Zeit eine Ausnahme mit seiner positiven Referenz auf den Sensualismus. Bis Mitte des 20. Jahrhunderts wurde nur wenig von der *linguistique condillacienne* wieder aufgenommen, was noch als Nachwirkung der Kritik gegen die Ideologen (cf. ROUSSEAU 1986:16) und über sie gegen Condillac (seit Anfang des 19. Jahrhunderts) erklärt werden könnte.

<sup>16</sup> Cf. dazu KOERNER 1976b:411.

<sup>17</sup> Cf. ROUSSEAU 1986:20.

<sup>18</sup> Cf. ROUSSEAU 1986:15.

<sup>19</sup> Brief an Maupertuis (25.6.1752):536, cf. ROUSSEAU 1986:22.

auch, dass Condillac noch der Illusion unterlag, alle sprachlichen Zeichen seien motiviert (cf. BRÉAL 1924:180).

Taine als weiteres identifiziertes Vorbild von Bréal überschreibt den ersten Teil von *De l'intelligence* mit „Les signes“ und vertritt auch schon das Konzept eines sprachlichen Zeichens als psychische Einheit<sup>20</sup>. Mit dieser mentalen Komponente meint er abgeschwächte Abbilder der konkreten Wahrnehmungen, wobei nicht erklärt werden könne, auf welche Weise diese Abbilder an die Wörter gebunden seien. Die Wörter selbst seien eine Art besondere Abbilder, die durch Abstraktion aus einer „série de faits semblables“ oder „une classe d'individus semblables“<sup>21</sup> gewonnen würden.

Heute kann davon ausgegangen werden, dass die Theorie des sprachlichen Zeichens eine grundlegende Rolle in der Sprachtheorie spielt. Alle diejenigen, die eine Theorie der Sprache aufstellen, sprechen meist auch über das Zeichen<sup>22</sup>. Das Zeichen ist der Schlüssel zum Verständnis von Bedeutung in der Sprache und der Bedeutung von Sprache. Bréal akzentuiert wiederholt, dass das Zeichen nicht abbildet oder wiedergibt, ohne damit auf die Motiviertheit anzuspielen. Er betrachtet dabei vielmehr die Ebene der Semantik: „Le langage est une traduction de la réalité, une transposition où les objets figurent généralisés et classifiés par le travail de la pensée.“ (BRÉAL 1924:254).

Humboldt bricht in seiner Sprach- und Zeichentheorie mit der traditionellen Ansicht, dass Zeichen Vorstellungen repräsentieren und dass Sprache selbst Gedanken repräsentiert. Wörter sind nicht nur Zeichen für Vorstellungen; die Verbindung zwischen beiden Einheiten ist komplexer<sup>23</sup>. Zeichen sind nicht auf arbiträre Weise mit vorgeformten Bedeutungen verbunden; sie entstehen vielmehr beide erst im Sprechakt.

Ähnlich ist für Bréal das Zeichen eine Art Handlungsanweisung in einer Kommunikationssituation. Es gibt den Kommunikationspartnern Instruktionen für die Sinnkonstruktion, die erst im Sprechakt stattfindet und somit immer neu erfolgen muss. Infolgedessen kann ein sprachliches Zeichen niemals mehr leisten als das, was die Sprecher „hineingeben“. Die sprachlichen Zeichen geben nur das Echo der menschlichen Gedanken, mit all deren Vorurteilen und Irrtümern. Sinnkonstruktion und Bedeutungswandel werden später bei Busse ebenfalls als pragmatische Phänomene, die über eine Vielzahl von Sprechakten ablaufen, thematisiert werden.

---

<sup>20</sup> Cf. AARSLEFF 1979b:36.

<sup>21</sup> TAINE 1870, vol. 2:259.

<sup>22</sup> Cf. ANDRESEN 1983:259. Mit Ausnahme von Chomsky.

<sup>23</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:261.

### 1.10.1 Die Disproportion zwischen Zeichen und Bezeichnetem

Bréal hat gewissermaßen den Startschuss gegeben für die Entdeckung der Zweiseitigkeit des Zeichens und der Arbitrarität<sup>24</sup>, die aber erst von Saussure wirklich im modernen Sinn entwickelt werden. Für Bréal muss hervorgehoben werden, dass er oft noch von der Beziehung zwischen *mot* und *chose* spricht. Nur manchmal lässt sich ein gewisses Bewusstsein für ein Konzept der Referenz ausmachen. Trotzdem ist Bréal der erste, der von den Wörtern als „constructions intellectuelles“ spricht, so wie *signifiant* und *signifié* bei Saussure beide als psychische Einheiten aufzufassen sind, was auch heute noch oft überlesen wird (so wie es bei Busse der Fall ist). Das Zeichen basiert auf einer Assoziation „entre deux choses très différentes, mais qui sont toutes psychiques et dans le sujet: une image acoustique associée à un concept“<sup>25</sup>. Die *image acoustique* ist eine *image intérieure*, der psychische Abdruck der Lauterscheinung. Erst Saussure beschreibt ganz deutlich die enge Verbindung zwischen Sprache und psychologischen Phänomenen. Das sprachliche Zeichen vereint für Saussure *concept* und *image acoustique* und nicht eine Sache und einen Namen<sup>26</sup>.

De Palo scheint Bréal vorwerfen zu wollen<sup>27</sup>, dass seine Auffassung vom sprachlichen Zeichen weniger klar sei als Saussures saubere Einteilung in *signifiant* und *signifié*. Es darf aber nicht vergessen werden, dass Bréal in der Tradition des 18. Jahrhunderts steht und sich die Vorstellung von der Zweiseitigkeit des Zeichens erst relativ spät entwickelt. Im 18. Jahrhundert dient die Sprache den Philosophen, um die Realität besser zu verstehen. Das Erkenntnisinteresse ist noch ein ganz anderes: „in the eighteenth century the sign was the key to man’s understanding, while in the twentieth it is the key to understanding of man“<sup>28</sup>. Bei Saussure ebnet das sprachliche Zeichen dann nicht mehr den Übergang zu einer höheren Bewusstseinsstufe, denn er „psychologisiert“ schon auf Zeichenebene.

---

<sup>24</sup> Cf. CAPT-ARTAUD 2000a:45.

<sup>25</sup> ENGLER 1968:148s.

<sup>26</sup> „[...] l’arbitraire même du signe met la langue à l’abri de toute tentative visant à la modifier. [...] le symbole a un rapport rationnel avec la chose signifiée; mais pour la langue, système de signes arbitraires, cette base fait défaut, et avec elle se dérobe tout terrain solide de discussion.“ (SAUSSURE 1973:106s.). De Palo charakterisiert seinen Ansatz deswegen als anti-referenzialistisch (cf. DE PALO 2001a:63): „Il segno dunque non ha più la funzione di rappresentare qualcosa id esterno a sé, ma è un’entità a due facce che non prevede alcuna triangolazione su un referente extralinguistico.“ (62).

<sup>27</sup> Cf. DE PALO 2001a:61.

<sup>28</sup> ANDRESEN 1983:279.

Wie Saussure, aber auch Taine oder Humboldt, ist Bréal gegen die Konzeption der Sprache als Nomenklatur. Er ist überzeugt, dass die Wörter die Vorstellungen repräsentieren, die wir uns von den Dingen machen und nicht die Dinge selbst. Bréal ist noch nah an Condillacs Verständnis von *sons* und *idées*: „les signes artificiels sont nécessaires pour décomposer les opérations de l'âme“<sup>29</sup>. Die *sensation* verweist nicht auf ihr Referenzobjekt, sondern auf Zeichen, die die Sprecher für reale Tatsachen halten. Locke dagegen scheint fast losgelöst von der referenziellen Welt:

Les hommes sont si enclins à supposer que les idées abstraites qu'ils ont dans l'esprit s'accordent avec les choses qui existent hors d'eux-mêmes, et auxquelles ils apportent ces idées, et que ce sont les mêmes idées auxquelles les noms qu'ils leur donnent appartiennent selon l'usage et la propriété de la langue dont ils se servent: car ils voient que sans cette double conformité, ils n'auraient point de pensées justes sur les choses mêmes, et ne pourraient en parler intelligiblement aux autres.<sup>30</sup>

Locke formuliert noch eindeutiger als Bréal die Vorstellung eines Konzepts, das die Verbindung zwischen dem sprachlichen Zeichen und dem Referenzobjekt schafft<sup>31</sup>.

Noch einen anderen Schwerpunkt setzt Taine, der v.a. eine Verbindung zwischen Referenzobjekt (*événement physique*) und mentaler Repräsentation sieht; bei ihm bleibt gar das eigentliche sprachliche Zeichen sekundär. Objekt und dessen geistiges Konzept sind für Taine nicht zwei verschiedene Dinge, sondern ein und dasselbe unter verschiedenen Blickwinkeln, „l'une accessible à la conscience, l'autre accessible aux sens“<sup>32</sup>. Die zwei Perspektiven dürfen jedoch auf keinen Fall mit der Papier-Metapher Saussures verwechselt werden, die keineswegs auf die realen Objekte referiert<sup>33</sup>.

Saussure warnt vor der Gefahr, die Sprache als einfache Nomenklatur aufzufassen: „Pour certaines personnes la langue, ramenée à son principe essentiel, est une nomenclature, c'est-à-dire une liste de ter-

---

<sup>29</sup> CONDILLAC 1798: *La Grammaire*:23, 45. Cf. ENGLER 1967-1974:26.

<sup>30</sup> LOCKE 1700: livre 2, ch. 32, par. 8.

<sup>31</sup> „Cette idée abstraite étant quelque chose dans l'esprit qui tient le milieu entre la chose qui existe et le nom qu'on lui donne, c'est dans nos idées que consiste la justesse de nos connaissances et la propriété ou la netteté de nos expressions.“ (LOCKE 1700: livre 2, ch. 32, par. 8).

<sup>32</sup> TAINÉ 1870, vol. 1:329.

<sup>33</sup> „La langue est encore comparable à une feuille de papier: la pensée est le recto et le son le verso; on ne peut découper le recto sans découper en même temps le verso; de même dans la langue, on ne saurait isoler ni le son de la pensée ni la pensée du son“ (SAUSSURE 1973:157).

mes correspondant à autant de choses“<sup>34</sup>. Ihn wird vielmehr die Funktionsweise des sprachlichen Zeichens interessieren als die Verbindung zwischen Sprache und Objektwelt. Im Sensualismus gelangt man über die sinnliche Wahrnehmung zum Zeichen<sup>35</sup> und über das Bewusstsein vom Objekt zum Objekt selbst<sup>36</sup>.

Valéry setzt in seiner Besprechung einen Akzent auf Bréals Zeichenkonzeption: „La sémantique nous rappelle que les mots ont des significations; ils constituent un groupe de deux membres, l'un physique, l'autre mental“<sup>37</sup>. Bréal scheint teilweise das *signifiant* (*signe* bei ihm) direkt mit dem Referenzobjekt (*chose*) zu verbinden. Die psychische Existenzform der Ausdrucksseite findet dann keine Berücksichtigung<sup>38</sup>. Die These, dass *signifiant* und *signifié* einander arbiträr zugeordnet seien – „les signes du langage sont absolument distincts de leur sens; aucun chemin rationnel ou empirique ne peut mener du signe au sens“<sup>39</sup> – stammt eher von Valéry selbst als aus den Schriften Bréals.

Ein Hauptgegenstand von Bréals Forschungen sind aber die „idées latentes“ (v.a. BRÉAL 1868b) oder auch die „ellipse intérieure“ (BRÉAL 1868b:9)<sup>40</sup>, denen die Auffassung über das Funktionieren von Sprache zugrunde liegt, dass Form und Bedeutung in keiner kausalen Beziehung<sup>41</sup> zueinander stehen. Mehr noch besteht oft eine regelrechte Diskrepanz zwischen dem sprachlichen Zeichen und dem bezeichneten Gegenstand. Bréal wird nicht müde zu betonen, dass das Zeichen keine Realität direkt abbildet oder wiedergibt<sup>42</sup>, sondern als eine Transposition zu begreifen ist:

Une fois qu'un signe a été trouvé et adopté pour un objet, il devient adéquat à l'objet. Vous pouvez le tronquer, le réduire matériellement: il gardera toujours sa valeur. À une condition toutefois, savoir, que

---

<sup>34</sup> SAUSSURE 1973:97.

<sup>35</sup> Cf. AARSLEFF 1979b:37.

<sup>36</sup> Aarsleff geht trotzdem so weit anzunehmen, dass Saussure Taine folge (und somit Condillac), da eine gewisse Abneigung gegenüber dem Referenzobjekt bestehe, das zumindest selbst unerkant bleibe und nur seine Wirkung auf die Sinne entfalte. Saussure operiere dann weiter mit dem Abbild „im Gehirn“ (das aber kein Resultat eines Sinneseindrucks mehr ist); er semantisiere damit noch einen Schritt weiter als Bréal. – Cf. AARSLEFF 1979b:38.

<sup>37</sup> VALÉRY 1898:255.

<sup>38</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:206.

<sup>39</sup> VALÉRY 1898:259.

<sup>40</sup> Die Frage, ob es eine natürliche Beziehung zwischen Dingen und ihren Bezeichnungen gibt, formulierte bereits Plato im Kratylos-Dialog (cf. auch BRÉAL 1877b:400, 1879:1005b und 1924:179).

<sup>41</sup> Beziehung, die bei Saussure teilweise ausgerechnet als *signification* bezeichnet wird.

<sup>42</sup> Diese Argumentation hat allerdings nichts mit Motiviertheit zu tun; Bréal bewegt sich hier auf semantischem Argumentationsniveau.



l'usage qui attache le signe à l'objet signifié reste ininterrompu. (BRÉAL 1924:301)

Das Missverhältnis zwischen Sprache und Dingen ist naturgegeben: „Les noms donnés aux choses sont nécessairement incomplets et inexacts“ (BRÉAL 1924:177). Die Sprache kann keine den Dingen „angemessene“ Termini produzieren; „le langage désigne les choses d'une façon incomplète et inexacte“ (BRÉAL 1924:177). Zunächst einmal beschreibt die Sprache die Dinge unvollständig, weil sie einfach eine Auswahl treffen muss: „on n'a pas épuisé tout ce qui peut se dire du soleil quand on dit qu'il est brillant, ou du cheval quand on dit qu'il court“ (BRÉAL 1924:177). Wörter sind ungenau und müssen es sogar sein, da die Sprache Gedanken gar nicht genau wiedergeben kann (cf. BRÉAL 1924:335; 1868b:8s.)<sup>43</sup>. Wörter sind meist zuerst überproportioniert<sup>44</sup>; erst im Gebrauch passen sie sich ihrer Bedeutung an: „nos langues [...] sont condamnées à un perpétuel manque de proportion entre le mot et la chose“, denn „par rapport aux choses, l'expression est tantôt trop large, tantôt trop étroite“ (BRÉAL 1924:107). Die Sprache versucht erst gar nicht, die Welt zu imitieren; erst im Gebrauch können sich die Wörter an die Realität, die sie repräsentieren, anpassen. „One of the basic credos of Bréal was his postulate that words are necessarily disproportionate to things and that this forces the mind to readjust this disproportion constantly.“<sup>45</sup>

Chaque mot représente bien une portion de la réalité, mais une portion découpée grossièrement, comme si l'humanité avait taillé selon sa commodité et ses besoins, au lieu de suivre les articulations du réel (BRÉAL 1924:250).

Ebenso ist bei Condillac das Zeichen „imparfait par nature“. Er rechtfertigt diese Ungenauigkeit mit einer vergleichbaren Ungenauigkeit im Denken der Sprecher, „parce que nous ne pouvons jamais être entièrement sûrs que deux interlocuteurs employant le même mot, ont aussi des idées identiques“<sup>46</sup>. Bréal befindet sich auch in der Nachfolge von Voltaire<sup>47</sup>, für den ein sprachliches Zeichen nie genaues Abbild der auszudrückenden Empfindung sein kann, sondern immer nur approxima-

---

<sup>43</sup> DE PALO unterstellt Bréal, er vermute eine universelle Struktur in allen Sprachen, die die Ungenauigkeit der Sprache kompensieren könnte (2001a:53). Dies spricht aber eindeutig gegen Bréals These, dass jede einzelne Sprache die Realität auf ihre besondere Weise einteilt (cf. Kapitel 1.7.8).

<sup>44</sup> Cf. BRÉAL 1901:113 oder 1924:14: „Les mots sont trop significatifs“.

<sup>45</sup> NERLICH 1990a:122. – Cf. auch AARSLEFF 1979a:83, CHOUL 1982 (v.a. 378-93), 1984:473 und NERLICH/CLARKE 1996:245.

<sup>46</sup> AARSLEFF 1982c:165.

<sup>47</sup> Cf. STANCATI 2000:169.

tiv operiert. Genau diese Vagheit des sprachlichen Zeichens macht es aber flexibel und zum nützlichen Werkzeug.

Die Sprecher empfinden diese Disproportion normalerweise nicht. Sie glauben sogar, dass sie die ursprüngliche Vorstellung klar und präzise abrufen können; im Gebrauch reichen die Zeichen aus (cf. BRÉAL 1924:250). Der Grund für die Disproportion zwischen Wort und Sache – oder besser: zwischen Zeichen und Bezeichnetem (auf jeden Fall für Bréal nicht zwischen *signifiant* und *signifié*) – liegt nach Bréals Auffassung in der Tatsache begründet, dass unsere Sprachen auf dem Verb basieren. Das Verb sei die Wortart mit der allgemeinsten Bedeutung, die noch in keiner Weise limitiert sei. Leite man ein neues Substantiv oder Adjektiv ausgehend von einem Verb ab, so hätten diese Neuschöpfungen auch zuerst eine relativ allgemeine Bedeutung: „Il faudra que par l’usage on le[s] limite“ (BRÉAL 1924:108)<sup>48</sup>.

Bréals Behauptung, das Verb bilde die ursprünglichste Form der Sprache, lässt sich natürlich nicht beweisen. Andere Theorien gehen vom Substantiv aus, wenn sie sich überhaupt zu den Wortarten äußern. Haltbar ist aber die Erklärung Bréals, dass die allgemeine Bedeutung sich durch den Sprechakt einschränke und spezifiziere. Dies bedeutet, dass sie sich in eine gewisse Richtung verändert, also dass sie sich sukzessive verschiebt. Dies ist nur möglich durch die Flexibilität der Zeichen im Gebrauch<sup>49</sup>. Bedeutungsentwicklung ist also möglich und erklärt sich durch die „labilité de la valeur des signifiés“<sup>50</sup>. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts erkennt Cournot den Vorteil der Elastizität des sprachlichen Zeichens – wenn auch im Zusammenhang mit der verfänglichen Charakterisierung der Ungenauigkeit als Defektivität der Sprache<sup>51</sup>.

Gerade die Diskrepanz zwischen dem sprachlichen Zeichen und dem Gegenstand macht die Sprache zu einem nützlichen Instrument: „c’est parce que le langage laisse une part énorme au sous-entendu, qu’il est capable de se prêter au progrès de la pensée humaine“ (BRÉAL

---

<sup>48</sup> Solche Textstellen erinnern unweigerlich an Wittgensteins Definition von der Bedeutung eines Zeichens als sein Gebrauch. – Cf. NERLICH 1986:35.

<sup>49</sup> Zur Flexibilität des sprachlichen Zeichens cf. NERLICH 1986:24.

<sup>50</sup> CAPT-ARTAUD 2000b:152.

<sup>51</sup> „Pour remédier à la déféctuosité essentielle du langage, à celle qui résulte de l’impossibilité d’exprimer rigoureusement, par des combinaisons de signes artificiels distincts, des idées susceptibles de modifications continues, l’expédient le plus vulgaire consiste à multiplier les signes ou à créer des mots nouveaux [...] la raison, d’accord avec le goût, reconnaît que les vraies ressources du langage consistent dans cette élasticité des éléments qui fait qu’ils se prêtent à plus ou moins d’extension, et dans la réaction qu’ils exercent les uns sur les autres pour la juste détermination de leurs valeurs individuelles“ (COURNOT 1851:10).

1868b:9)<sup>52</sup>. Eine Sprache, in der die Zeichen exakt das wiedergeben würden, was in dem jeweiligen Moment der Anwendung gemeint ist, wäre unpraktisch und umständlich. Die Sprecher müssten entweder ihre Gedanken in die vorhandene Form pressen, oder aber ständig neue Wörter erfinden und definieren. Gerade die „imperfection même du langage“<sup>53</sup> ist der Motor ihrer Weiterentwicklung.

Dass die Sprecher trotz der Unangemessenheit der Sprache verstehen, was gemeint ist, bzw. sogar das Wort mit der Sache identifizieren (und hier wird ansatzweise deutlich, dass Bréal zusätzlich zum Wort und zur Sache doch die Vorstellung eines Konzepts haben muss), ist auf die Gewohnheit zurückzuführen. „Si nous croyons en écoutant, apercevoir les choses elles-mêmes, c’est que notre tête a été familiarisée depuis l’enfance avec les mêmes signes.“ (BRÉAL 1891b:629). Wie auch bei Busse zu zeigen sein wird, legt Bréal großen Wert auf die Sinnkonstitution innerhalb der kommunikativen Interaktion. Eine Bezeichnung

[...] se proportionne d’elle-même à la chose, grâce à l’ensemble des circonstances, grâce au lieu, au moment, à l’intention visible du discours, et parce que chez l’auditeur, qui est de moitié dans tout langage, l’attention, allant droit à la pensée, sans s’arrêter à la valeur littérale du mot, la restreint ou l’étend selon l’intention de celui qui parle. (BRÉAL 1924:107)

Situation und Kontext sind allein verantwortlich für das richtige Verständnis zwischen den Kommunikationspartnern, „[o]n n’a même pas la peine de supprimer les autres sens du mot: ces sens n’existent pas pour nous, ils ne franchissent pas le seuil de notre conscience“ (BRÉAL 1924:145)<sup>54</sup>. Andere mögliche Bedeutungen werden in dem Moment erst gar nicht aktiviert. Valéry lobt Bréal, gerade weil dieser die Sprache dort ansiedle, wo sie hingehöre. Bis dahin sei primär Lautwandel untersucht worden, was alleine nicht ausreichen könne, denn „le langage est une fonction, dérivée de l’action ou du pouvoir d’action“<sup>55</sup>.

Neben dem Handlungscharakter besteht Bréal erstaunlicherweise schon auf der nicht unerheblichen Rolle des Hörers:

Ce que nous disons de celui qui parle n’est pas moins vrai de celui qui écoute. Il est dans la même situation: sa pensée suit, accompagne ou précède la pensée de son interlocuteur. Il parle intérieurement en même temps que nous: il n’est donc pas plus exposé que nous à se laisser

---

<sup>52</sup> Eine „expression adéquate“ gibt es nicht, nur eine „suffisante de la pensée“ (BRÉAL 1924:7).

<sup>53</sup> NERLICH 1993:22. Bréal unterscheidet sich in diesem Punkt von Locke oder de la Grasserie, die von einer perfekten Sprache träumen.

<sup>54</sup> Cf. auch SCHOGT 1990:29.

<sup>55</sup> VALÉRY: *Cahiers*, vol. 23 (1940):319.

troubler par des significations collatérales qui dorment au plus profond de son esprit. (BRÉAL 1924:146)<sup>56</sup>

Nicht die Lautkette produziert Sinn, sondern „l’association des idées se fai[t] d’après le fond des choses“ (BRÉAL 1924:146). Deswegen bereiten auch Ellipsen keine Kommunikationsprobleme. Die Verständigung bleibt gesichert, auch wenn nicht genau spezifiziert wird, denn die Situation schränkt Bedeutungsmöglichkeiten ein. „En toutes les situations, en tous les métiers, il y a une certaine idée si présente à l’esprit, si clairement sous-entendue qu’il semble inutile de l’énoncer dans le discours.“ (BRÉAL 1924:154). Was die Sprecher ergänzen müssen, wissen sie durch die *idées latentes* (cf. BRÉAL 1868b:11), die natürlich einzelsprachlich differieren<sup>57</sup>.

Auch polyseme Wörter werden in der Situation automatisch eindeutig: „En employant ces mots, personne ne songe au manque de proportion. Ils sont, sur le moment, bien réellement adéquats à l’objet.“ (BRÉAL 1924:111). Damit die Sprache ein flexibles Kommunikationswerkzeug bleibt, müssen ihre Elemente (Wörter) in Form und Bedeutung elastisch sein, was sich auch bei Whitney finden lässt<sup>58</sup>. In der kommunikativen Interaktion ist der Wandel von Bedeutung nicht nur möglich, sondern notwendig<sup>59</sup>.

Auch bei A. Darmesteter findet man den Gedanken der Disproportion: „le moindre signe, le plus imparfait, le plus incomplet suffit, du moment qu’il est établi, entre les gens parlant la langue, qu’un rapport existe entre le signe et la chose signifiée“<sup>60</sup>. Darmesteter sieht im Gegensatz zu Bréal in der Flexibilität des sprachlichen Zeichens aber keinen Gewinn, sondern eine Schwäche.

Bréal benutzt für das Sprachbewusstsein die Metapher der Türschwelle, über die die gemeinte Bedeutung hinaustritt (BRÉAL 1924:145); Darmesteter spricht von einer Art Schlaf, aus der eine Bedeutung jederzeit erwachen könne: „le lexique entier que chacun de nous porte en sa tête demeure presque totalement latent et comme endormi dans notre pensée.“<sup>61</sup>; womit beide ein latentes Vorhandensein

---

<sup>56</sup> Cf. DELESALLE 1987:297 zum „rapport locuteur-auditeur“. Bréal lässt in diesem Zitat wirklich an das Konzept der Sinnkonstanz bei Hörmann denken (cf. Kapitel 2.4.3).

<sup>57</sup> Cf. DE PALO 2001a:54.

<sup>58</sup> Cf. WHITNEY 1867:105.

<sup>59</sup> Damit erhebt Valéry die Sprache zum künstlerischen Werkzeug: „Les sens des mots du langage ordinaire sont déformables. Ce qui fait de ce langage une quasi-poésie perpétuelle. La compréhension y demande les déformations. Ce ne sont que «figures».“ – VALÉRY: *Cahiers*, vol. 18 (1935-1936):446.

<sup>60</sup> DARMESTETER 1887:43, cf. auch 5s.

<sup>61</sup> DARMESTETER 1887:39.

und damit ständiges Bereitstehen der lexikalischen Einheiten beschreiben.

Konventionalität und Arbitrarität sind Ende des 19. Jahrhunderts keine neuen Themen; sie können schon auf eine Tradition seit Aristoteles zurückblicken. Vor Saussure<sup>62</sup> haben auch Condillac<sup>63</sup>, Leibniz, Locke und die Denker von Port-Royal die Arbitrarität in der Sprache behandelt. Bréal ist im 19. Jahrhundert in einer Zeit zu situieren, in der sich die Arbitrarität in Frankreich auch zum großen philosophischen Thema entwickelt<sup>64</sup>.

Die Grundidee der Arbitrarität ist bei Condillac und Saussure vergleichbar: „En effet, qu'est-ce que des signes arbitraires? Des signes choisis sans raison et par caprice.“<sup>65</sup> Die Verbindung zwischen *image acoustique* und *concept* ist arbiträr. Wenn Bréal auch noch nicht von der Beziehung zwischen *signifiant* und *signifié* ausgeht, so meint sein Begriff der Arbitrarität keineswegs die Unzulänglichkeit der Sprache, wie de Palo annimmt<sup>66</sup>. Bréal sagt zwar, ein sprachliches Zeichen müsse am Anfang „quelque chose de frappant et de juste“ (BRÉAL 1924:178) haben, um sich zu etablieren, doch bezieht er sich hier sicher eher auf dessen Funktionsweise. Aus was genau die „giustezza“<sup>67</sup> bestehen muss, erklärt er nicht. Wahrscheinlich handelt es sich für ihn dabei eher um eine gewisse Durchsichtigkeit. Diese kann mit der Zeit verloren gehen; deswegen wird das Zeichen aber nicht erst dann arbiträr. Bréal scheint nicht von weniger Arbitrarität im Ursprung auszugehen und noch weniger ist er als anti-arbiträr<sup>68</sup> einzuschätzen!

Wie seine Zeitgenossen A. Darmesteter oder Whitney versteht Bréal das sprachliche Zeichen arbiträr und konventionell<sup>69</sup>. Zeichen

---

<sup>62</sup> Cf. COSERIU 1967 und ANDRESEN 1983:259.

<sup>63</sup> Für Condillac spricht Andresen sogar von einer Art *préstructuralisme* (cf. ANDRESEN 1983:260). Condillac definiert *mot* als „sons articulés ou inarticulés choisis arbitrairement pour être le signe de quelque idée“ (CONDILLAC 1947-1951, vol. 3: *Dictionnaire des synonymes*). Ähnlich erläutert auch Valéry noch die Tragweite der sprachlichen Arbitrarität: „les signes du langage sont absolument distincts de leur sens: aucun chemin rationnel ou empirique ne peut mener du signe au sens“ (1898:259). Angenot sieht Bréal als Vermittler auf dem Weg von Condillac zu Saussure: „On pourrait en outre essayer d'établir le rôle médiateur qu'a pu avoir la pensée «rationnaliste» de Bréal sur le maître genevois.“ (1971:127).

<sup>64</sup> Cf. CHERVEL 1979. Z.B. schon bei Cournot unter dem Aspekt der Elastizität der sprachlichen Zeichen.

<sup>65</sup> CONDILLAC 1798: *La Grammaire*:10s.

<sup>66</sup> Cf. DE PALO 2001a:19, 48.

<sup>67</sup> Cf. DE PALO 2001a:56.

<sup>68</sup> De Palo erklärt sich die Intersubjektivität der Sprache aus der „matrice anti-arbitrarista della semantica di Bréal“ (2001a:173).

<sup>69</sup> Cf. WHITNEY 1875a:19. So auch bei Valéry, für den der „rapport entre le côté physique et mental du signe est arbitraire et conventionnel“ – *Cahiers*, vol. 10 (1924-1925):220.

haben keine natürliche Verbindung zur Vorstellung oder zum Referenten, sie müssen etabliert werden. Sie sind arbiträr, weil nichts ein Wort mehr als ein anderes berechtigt, eine Vorstellung zu repräsentieren, und konventionell, weil die Begründung für ihren Gebrauch in der Sprachgemeinschaft verankert ist.

### 1.10.2 Verbreitung und Überleben neuer Bedeutungen

Aufgrund der Flexibilität, Elastizität oder Vagheit des sprachlichen Zeichens bei Bréal kann sich die Bedeutung im Sprechakt sukzessive verschieben. Da die Sinnkonstitution erst im Sprechakt stattfindet, ist immer eine Variation denkbar. Eine Veränderung im Gebrauch bewirkt eine Veränderung der Bedeutung. Fast wie bei Wittgenstein scheint hier die Vorstellung durch, dass die Bedeutung des Zeichens sein Gebrauch ist. Sinnkonstruktion und Bedeutungswandel sind für Bréal jedenfalls Phänomene, die über eine Vielzahl von Sprechakten ablaufen.

Der Hauptakzent von Bréals Vorstellung über die Entstehung und Ausbreitung neuer Bedeutungen liegt notwendigerweise beim interagierenden Sprecher, dessen „volonté à demi consciente et opérant à tâtons“ (BRÉAL 1924:60 N1)<sup>70</sup> die gesamte Sprachentwicklung vorantreibt.

Comment faut-il se représenter cette volonté? Je crois qu'il faut se la représenter sous la forme de milliers, de millions, de milliards d'essais entrepris en tâtonnant, le plus souvent malheureux, quelquefois suivis d'un quart de succès, d'un demi-succès, et qui, ainsi guidés, ainsi corrigés, ainsi perfectionnés, vinrent à se préciser dans une certaine direction. Le but, en matière de langage, c'est d'être compris [...] Que de constructions maladroites, incorrectes, obscures, avant de trouver celle qui sera l'expression non pas adéquate (il n'en est point), mais du moins suffisante de la pensée! En ce long travail, il n'y a rien qui ne vienne de la volonté (BRÉAL 1924:7).

Auch im Zusammenhang mit der *loi de spécialité* beschreibt Bréal die Geschichte der Sprachentwicklung als eine Serie von teils missglückten, teils erfolgreichen Entwicklungsansätzen: „L'histoire des langues est semée de tentatives manquées et de demi-réussites.“ (BRÉAL 1924:23).

Der Übergang in eine neue Bedeutung stellt sich als Ausbreitung vom Individuum auf eine immer größer werdende Sprechergruppe bis hin zur ganzen Sprechergemeinschaft dar. Wesentliches Mittel ist dabei die Imitation, denn die Sprecher verfolgen das Ziel, in der Kommunikation verstanden zu werden. Zudem herrscht ein allgemeines Bestreben, sich mit den anderen Mitgliedern einer sozialen Gemeinschaft konform zu zeigen.

Si la langue se modifie simultanément dans la bouche de tout un groupe d'hommes, cela ne tient pas à ce que les organes de la parole subissent au même moment, dans toute la population, un changement identique. Il y a à cette marche simultanée une raison plus humble et

---

<sup>70</sup> Zur Sprachgeschichte als unendlich viele Versuche cf. auch BRÉAL 1877b:387.

plus commune, qui est, d'une part, l'instinct de l'imitation, et, d'autre part, le besoin de se comprendre et d'être compris. (BRÉAL 1891b:625)

Die intern gegebene Struktur der Sprache „blockiert“ gewisse Veränderungen, so dass die *lois intellectuelles* nicht ausnahmslos und absolut greifen können. Da die Wörter einer Sprache nicht einfach „un assemblage de mots“ (BRÉAL 1924:296s.) darstellen, können sie sich auch nicht unabhängig voneinander in jede beliebige Richtung entwickeln.

Oft bestehen alte und veränderte Formen gleichzeitig. Eine direkte Ablösung ist kaum denkbar, da ein Prozess, an dem viele Sprecher beteiligt sind, impliziert, dass diese Individuen sich über einen Gebrauch einigen, ohne dabei eine konkrete Absprache zu treffen<sup>71</sup>. Die Übergänge sind demnach auf jeden Fall graduell und niemals sprunghaft. Die Sprecher bedienen sich immer bereits vorhandener Vorbilder und gegebenen Materials: „c'est nous qui les créons d'après les modèles qu'elle [la langue] nous a fournis“ (BRÉAL 1891b:628). Selbst eine relativ spontane Entwicklung wie die *acquisitions nouvelles* schöpft ihr Material aus bereits vorhandenen Quellen. Der Gebrauch ändert sich, aber die *matière* bleibt dieselbe (cf. BRÉAL 1924:79); es gibt keine Kreation *ex nihilo*.

Dazu ist es gar nicht sinnvoll, für jede Vorstellung ein neues Zeichen zu schaffen. Auch A. Darmesteter erkennt, dass die Sprache dafür nicht genügend Ressourcen bereithält und dass eine solche Sprache sich im Gebrauch als äußerst unhandlich erweisen würde: „la mémoire serait écrasée sous le poids des mots“<sup>72</sup>. Aus Ökonomiebestreben werden demselben Wort mehrere Bedeutungen gegeben<sup>73</sup>.

Als eine weitere Parallele zu Darmesteter (aber auch zu anderen Zeitgenossen) im Hinblick auf den Erhalt älterer Bedeutungen erweist sich bei Bréal die These von der Wichtigkeit des Vergessens der etymologischen Bedeutung<sup>74</sup>. Nerlich geht so weit, diese Maxime als die theoretische Begründung für eine synchronische Semantik zu werten<sup>75</sup>. Die Etymologie eines Wortes ist nach Bréal zwar interessant als Ausgangspunkt für die weiteren Entwicklungen, aber „[l]e progrès pour le langage

---

<sup>71</sup> In diesem Punkt erinnert Bréal unweigerlich an die invisible-hand-Prozesse, die KELLER 1994 beschreibt. Diese Parallele sehen auch STORK 2001:472 und NERLICH 1990a:105.

<sup>72</sup> DARMESTETER 1887:38.

<sup>73</sup> „On doit à bon droit admirer cette puissance du langage qui, avec de si faibles matériaux, arrive à construire de si vastes édifices.“ (DARMESTETER 1887:85s.).

<sup>74</sup> Auch bei Whitney wird die Kenntnis der Etymologie als hinderliche Last beschrieben. In der Bedeutungsbeschreibung ist die etymologische Bedeutung für A. Darmesteter nicht unbedingt die interessanteste: „Déterminer la vie d'une signification, c'est remonter non à l'origine première du mot, mais au sens antérieur qui l'explique“ (DARMESTETER 1887:26). Mehr noch sei das Vergessen der etymologischen Bedeutung die „condition fondamentale de toute transformation de sens“ (45).

<sup>75</sup> Cf. NERLICH 1992a:148.



consiste à s'affranchir sans violence de ses origines“ (BRÉAL 1924:123). Es sei unsinnig, bei jedem Gebrauch nach der etymologischen Wurzel zu suchen, denn die Etymologie erweise sich oftmals als „le guide le plus trompeur“ (BRÉAL 1924:155); im Gegenteil, „[p]lus le mot s'est détaché de ses origines, plus il est au service de la pensée“ (BRÉAL 1924:181). Schon 1866 relativiert Bréal die Rolle der oft so hochgehaltenen etymologischen Bedeutung:

Il n'y a donc pas un lien nécessaire entre la dégradation des mots et celle de la pensée. Souvent même ma pensée gagne à se détacher de la matière et à s'affranchir de la signification étymologique (BRÉAL 1866a:68).

Deswegen kann die lautliche Veränderung einem Zeichen auch nichts anhaben. Im Gegenteil: das Zeichen wird funktionstüchtiger, wenn die Beziehung verdunkelt wird, die es mit anderen Wörtern hatte, die vielleicht noch näher an der etymologischen Bedeutung geblieben sind oder aber die sich in eine ganz andere Richtung weiterentwickelt haben: „la valeur actuelle et présente du mot exerce un tel pouvoir sur l'esprit, qu'elle nous dérobe le sentiment de la signification étymologique“ (BRÉAL 1924:182).

Das Vergessen der Etymologie als notwendige Voraussetzung zum Bedeutungswandel (cf. BRÉAL 1924:303)<sup>76</sup> ist im 19. Jahrhundert ein weit verbreiteter Topos<sup>77</sup>.

Auch im Hinblick auf stark verkürzte oder vollkommen undurchsichtig gewordene Wortformen lobt Bréal das Vergessen der ursprünglichen Bedeutung:

Le langage rend d'autant plus de services qu'il est plus dégagé de ses origines premières. La perfection d'un mot est d'arriver à l'état de signe simple, laissant clairement voir l'idée sans trouble ni réfraction. (BRÉAL 1898a:5)

Bréal stellt fest, dass sich die gebrauchshäufigsten Wörter am leichtesten verändern würden. Dank ihrer Frequenz können sie weiter ihre Funktion erfüllen, auch wenn sie von der Norm abwichen oder gar un-

---

<sup>76</sup> Cf. DELESALLE/CHEVALIER 1986:285.

<sup>77</sup> Stork spricht von „Demotivierung“ (cf. STORK 2001:474) und scheint diese mit dem Vergessen der Etymologie gleichzusetzen. Das würde aber bedeuten, dass ein Wort vorher motiviert war, bzw. mehr noch, dass jedes Wort am Anfang durch seine Etymologie motiviert ist, was zu bezweifeln ist. – SCHLEICHER 1850:16 wertet genau diesen Prozess als Verfall.

grammatisch seien<sup>78</sup>. Den Verlust der etymologisch bedingten Durchsichtigkeit sieht Bréal eindeutig als positive Entwicklung, da mit geringer werdender Transparenz umso eher Bereitschaft zu Veränderungen der Form geschaffen werde.

---

<sup>78</sup> Solche Formen werden nach Schuchardt aufgrund von Imitations- und Analogiebestrebungen in die Norm und schließlich ins System aufgenommen (cf. WUNDERLI 1981a:164).

### 1.11 *Reader's Digest: Bréal*

Bréal führt die historisch-komparativen Methode in die französische Sprachwissenschaft ein. Wichtig ist ihm das Grundprinzip, dass sich Sprachen kontinuierlich entwickeln. Er strebt nicht mehr nach der Rekonstruktion einer idealen Urform, sondern nach der Beschreibung der vorwärtsgewandten Geschichte der Sprache.

Mit der Betonung des Menschen als Faktor in der Sprachentwicklung trägt Bréal mit zu der Herausbildung der Geisteswissenschaften in Frankreich bei. Die Sprachwissenschaft ist für ihn eine „historische“ Wissenschaft, die die Ansätze der griechischen und indischen Grammatik vereinen soll. Bréal fordert, die Beobachtungsprinzipien und die Sprachphilosophie der *grammaire générale* mit den neuen Ergebnissen der Vergleichenden Sprachwissenschaft zu verknüpfen.

Bréal ergänzt seine Bedeutungsforschung um eine echte Sprachtheorie. Sprachwandel kann man bei ihm quasi mit *changement sémantique* gleichsetzen. Bréals geistige Gesetze des Wandels sind allgemeine Gesetze der Sprachentwicklung, nicht nur der Semantik. Die Hauptaufgabe der Semantik sieht er darin, die Geschichte und den Grund jeder Veränderung aufzuzeigen und Varietät, Historizität und Zufälligkeit der sprachlichen Phänomene auf geistige Gesetzmäßigkeiten zurückzuführen.

Bréals *sémantique* liefert endlich das Gegenstück zur Phonetik, da nicht mehr nur reine Beschreibung der äußeren Form der Wörter betrieben werden soll. Bréal wendet sich gegen physiologischen Erklärungsversuch, denn für ihn ist der Hauptgrund des Sprachwandels im Geiste der Sprecher anzusiedeln. Sein Ziel ist es, die Beziehungen zwischen grammatischen Strukturen und den „opérations de l'esprit“ sichtbar zu machen und somit die das Funktionieren der Sprache offen zu legen.

Bréal setzt nach langer Zeit der Konzentration auf das sprachliche Material den Akzent auf den Sprecher, der der Schöpfer der Sprache ist. Er lehnt die Vorstellung eines ursprachlichen Zustandes ab, vor dem es keinen früheren Sprachzustand gegeben hätte. Bréal kritisiert die Organismus-Konzeptionen seiner Zeitgenossen, denn die Sprache hat keine autonome Existenz außerhalb der Sprecher. Der wichtigste Sprachwandelmotor ist das kollektive (Halb-)Bewusstsein der Sprecher. Die *volonté humaine* als treibende Kraft aller Sprachentwicklung ist nur eingeschränkt durch die Notwendigkeit der Verständigung. Bréals *volonté intelligente* bedeutet niemals willentliche Veränderung der Sprache, sondern das Bedürfnis, sich möglichst ökonomisch mit anderen zu

verständlich. Veränderungen der Bedeutung, die auf dem permanenten Streben nach Anpassung an die Ausdrucksbedürfnisse beruhen, interpretiert Bréal grundsätzlich als fortschrittlich.

Im Gegensatz zu den Lautgesetzen bei den Junggrammatikern sind die *lois* von Bréal allgemeine Prinzipien des Sprachwandels, die auch Ausnahmen zulassen und geographisch, sozial und generationell gebunden sind. Bréal systematisiert seine Detailbeobachtungen zu Tendenzen, ohne auf seine Systematisierung Absolutheitsanspruch zu erheben. Es sind weder Naturgesetze noch den Menschen auferlegte Gesetze, sondern sie gleichen all den Gesetzmäßigkeiten, die das soziale Leben ordnen. Sie sollen keine Prognoseinstrumente sein und sie sollen primär deskriptiv verstanden werden.

Das Grundprinzip der Analogie ist ein Mittel und kein Auslöser. Sie sorgt für Ordnung in der Sprache ohne dabei ausnahmslos zu regulieren. Sie unterstützt die innovative Kreativität der Sprecher.

Die *loi de répartition* oder *loi de différenciation* ist eines der produktivsten und notwendigsten Verfahren, da echte Synonyme die Sprache nicht effizienter machen würden. Feinste Unterscheidungen dagegen (Beinah-Synonyme) machen die Sprache zu einem immer besser angepassten Kommunikationsinstrument.

Die *loi de spécialité* vereinfacht den Sprachgebrauch und ist meist eine Ausführung des Prinzips CUM HOC, ERGO PROPTER HOC. Sie bereitet den Weg für die Untersuchung von Grammatikalisierungsprozessen.

Bréals Werk geht über reine Wortsemantik hinaus; unter „Syntax“ fallen für ihn all die Abhängigkeit von Wörtern, die oft gekoppelt auftreten. „Syntaktische“ (also auch die *syntaxe interne* betreffende) Phänomene sind für Bréal Bedeutungsträger, wenn „Bedeutung“ bei ihnen auch als abstrakte, relationale Bedeutung zu verstehen ist.

Neben den Bedürfnissen der Sprecher sind spracheigene Strukturen und gewisse äußere Einflüsse auch Motoren im Bedeutungswandel. Vom menschlichen Willen unabhängige Faktoren wie historisch-politische Entwicklungen, wirtschaftliche und soziale Veränderungen, kulturelle Ereignisse und die Heterogenität der Sprechergemeinschaft lässt Bréal ebenfalls als Ursachen von Bedeutungswandel gelten.

Für Bréal ist das Lexikon ein strukturiertes Ganzes, ein System, mit dem er schon die strukturalistische Perspektive vorbereitet.

Die Besprechung der konkreten Prozesse des Bedeutungswandels stellt laut Bréal die eigentliche „*Sémantique* ou science des significations“ dar. In Anlehnung an die antike Rhetoriklehre bespricht Bréal die Wandelphänomene, wobei deskriptiver und explikativer Ansatz unweigerlich miteinander verwoben sind. Je nach gewählter Perspektive kann

eher der Prozess selbst oder aber sein Ergebnis hervorgehoben werden; eigentlich sind aber beide untrennbar.

Ein Schlüsselkonzept von Bréals Konzeption, die Polysemie, illustriert die natürliche Flexibilität und Elastizität der Sprache und bereichert die traditionelle Unterscheidung zwischen Synonymie und Homonymie.

Bréals erstaunliche zeichentheoretischen Aussagen ergänzen seine Theorie des Bedeutungswandels und führen ihn bis zu einer allgemeinen Sprachtheorie. Bréal steht für Arbitrarität und Konventionalität des sprachlichen Zeichens ein und bereitet das Terrain für die Entdeckung der Zweiseitigkeit des Zeichens. Auch wenn seine Konzeption vom *signe* teilweise noch direkt auch ein Referenzobjekt zu verweisen scheint, lehnt er eine Sprache als Nomenklatur strikt ab. Bréal muss aber schon eine Art *concept* vorgeschwebt haben, da er die Diskrepanz zwischen dem sprachlichen Zeichen und dem bezeichneten Gegenstand als essentiell für die menschliche Sprache hervorhebt. Bréal hat sich längst von einer Abbildtheorie getrennt und versteht das Missverhältnis zwischen Sprache und Dingen als notwendige Voraussetzung für Bedeutungswandel. Erst durch diese Flexibilität wird eine allmähliche (oder teilweise auch plötzliche) Bedeutungsverschiebung möglich. Als Garantie der Verständigung fungieren Situation und Kontext.

Neben der Sicht von sprachlicher Verständigung als Handeln besteht Bréal erstaunlicherweise schon auf der entscheidenden Rolle des Hörers. Dieser dekodiert nicht nur, sondern hat einen ganz selbständigen Part der Sinnkonstitution in der Kommunikation. Was nicht direkt durch die benutzten Wörter ausgedrückt wird, liegt den Kommunikationsbeteiligten in Form der *idées latentes* vor.

Bedeutungswandel läuft für Bréal über eine Fülle von Sinnkonstitutionen in Sprechakten ab. Vorherrschendes Mittel bei der Verbreitung von Wandelerscheinungen ist die Imitation, denn die Sprecher verfolgen das Ziel, verständlich zu bleiben.

Bréal geht weiter als seine Zeitgenossen, indem er den geistigen Begründungen für sprachliche Formen auf die Schliche kommen will. Die Sprache ist für ihn nicht nur einfaches Instrument zum Transport von Information. Sie trägt das kulturelle Erbe verschiedener Epochen mit sich, erfüllt ungeahnte erzieherische Funktionen und beeinflusst die menschlichen Beziehungen oft mehr als den Sprechern bewusst ist.



## 2. Dietrich Busse

### 2.1 Biographisches

Dietrich Busse wurde 1952 geboren<sup>1</sup> und ist heute Professor an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Er studierte Germanistik, Philosophie und Politische Wissenschaften an den Universitäten Bonn, Bielefeld und Heidelberg bis 1980 und promovierte 1984 in Heidelberg. Seine Dissertation erschien 1987 unter dem Titel *Historische Semantik*<sup>2</sup>. Er habilitierte sich 1990 an der TU Darmstadt (*Venia legendi*: Germanistische Linguistik) und übernahm Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten Düsseldorf und Köln, bis er 1993 den Ruf an die Universität zu Köln erhielt. Im Wintersemester 2001/02 vertrat er den Lehrstuhl für Germanistische Sprachwissenschaft in Düsseldorf (Prof. Dr. Georg Stötzel) und ist seit dem Wintersemester 2002/03 dessen Inhaber.

Seine Forschungsschwerpunkte sind Sprachtheorie und Sprachgeschichte, Semantik und Lexikologie, Morphologie und Wortbildung, Textlinguistik und Variationslinguistik, Fach- und Institutionensprachen, sowie Verstehenstheorie und Diskursanalyse.

Nach der Dissertation sind drei weitere Monographien aus Busses Habilitationsschrift entstanden<sup>3</sup>. *Recht als Text* (BUSSE 1992b) erscheint schon 1990, mit der Ankündigung, es werde insgesamt drei Bände geben. *Textinterpretation* (BUSSE 1992a) wird von manchen Bibliotheken als 1991 verzeichnet; *Juristische Semantik* erscheint 1993.

Dietrich Busse ist (Mit-)Herausgeber von vier Sammelbänden: *Konzeptuelle Strukturen in der Sprache des Vorurteils* (BATZ, W.-D. et al. 1987), *Diachrone Semantik und Pragmatik* (BUSSE 1991a), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte* (BUSSE/HERMANN/TEUBERT 1994) und *Brisante Semantik* (BUSSE/NIEHR/WENGELER 2005).

Themenschwerpunkte seiner unselbständigen Veröffentlichungen sind Bedeutung und Bedeutungswandel (1986b, 1988a, 1991b, 1991e, 1998a, 2005c), im Besonderen der Bedeutungswandel des Begriffs *Gewalt* (1987b, 1989a, 1991c), Wittgensteins Regelbegriff und dessen Anwendung in der juristischen Methodenlehre (1988b, 1988d). Seit den achtziger Jahren bis in die Gegenwart ist das Hauptarbeitsfeld die juristische Fachsprache (1988c, 1989c, 1991d, 1994e, 1998b, 1999a,

---

<sup>1</sup> Informationen aus dem Internet: <http://www.uni-koeln.de/phil-fak/ids1/dozenten/busse.html> und <http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse/vita.html> (14.7.2005).

<sup>2</sup> Allerdings sollte sie zuerst heißen: *Sprachwissenschaftliche Grundlagen der historischen Semantik*.

<sup>3</sup> Was Busse seinen Lesern jedoch nicht verrät (cf. STICKEL 1994:112).

2000a, 2000c, 2000d, 2001b, 2002a, 2002c, 2004, 2005b). Seit Mitte der neunziger Jahre häufen sich die Artikel zu öffentlichem Sprachgebrauch und Diskursanalyse (1996a, 2001a, 2002d, 2002b, 2003b, 2003c). Daneben erörtert Busse Kommunikationsmodelle (1994c, 1995c) und das Sprachverstehen (1994b, 1995b, 1997b). In Ergänzung zur Diskursanalyse widmet er sich in den letzten Jahren verstärkt der Epistemologie (2000b, 2003a, 2005a).

Dietrich Busse kann man zur Heidelberger/Mannheimer Gruppe zählen (wie Wolfgang Teubert)<sup>4</sup>. Die Heidelberger/Mannheimer Gruppe vertritt eine Form der Diskursanalyse, die der historischen Semantik verpflichtet ist und ihre Wurzeln in der Auseinandersetzung mit der Begriffsgeschichte hat, zu der sie sich als Ergänzung und Alternative versteht.

---

<sup>4</sup> BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet):N1.



## 2.2 Der Gegenstand seines Ansatzes

Dietrich Busses *Historische Semantik* ist nun bald zwanzig Jahre alt, doch bringen seine neueren Veröffentlichungen keine tiefgreifenden Veränderungen seiner theoretischen Fundamente, sondern lediglich eine Erweiterung. In den Grundzügen sind seine Positionen dieselben geblieben, wenn sich vielleicht auch das Erkenntnisinteresse mehrmals leicht verlagert hat. In den achtziger Jahren ging Busse von einem Arbeitsvorhaben aus, das er selbst allgemein mit „Bedeutungssysteme“ (BUSSE 2003a:18) betitelt.

Erster Anlass zur Beschäftigung mit den Möglichkeiten und theoretischen wie methodischen Grundlagen einer linguistisch-semantisch reformulierten Diskursanalyse war für mich ein Arbeitsprojekt, welches die Überschrift „Bedeutungssysteme“ trug. Dieses Stichwort zielte auf eine Semantik, welche sich aus den Beschränkungen einer eng gefassten Wortsemantik befreien sollte, wie sie im linguistischen Mainstream der siebziger Jahre vorherrschend war. (BUSSE 2003b:176)

Seine Semantik (BUSSE 2003a:18) wendet sich vor allem gegen die Merkmalssemantik und prototypensemantische Ansätze, die von der Wortebene ausgehen und dafür eine bis zu einem gewissen Grad konstante Bedeutung annehmen:

Gemeint war eine „reiche“ Semantik, welche die methodologischen Grenzen einer isolierten Betrachtung von Einzelwortbedeutungen und einer reduktionistischen Komponentensemantik überschreiten sollte, und die deshalb programmatisch und theoretisch gegen die linguistisch-semantischen Hauptströmungen formuliert werden und sich durchsetzen musste. (BUSSE 2003b:176)

Während die Begriffsgeschichte Einzelwortbedeutungen untersucht, geht es den Vertretern der Heidelberger/Mannheimer Gruppe um eine „reiche“ Semantik, deren Bedeutungskonzept wegen der Situations- und Kontextabhängigkeit ihrer sprachlichen Verwendungen die Vielfalt kommunikativer Sinnmöglichkeiten sprachlicher Zeichen in ihr Erklärungsmodell mit einbezieht. Busse räumt jedoch ein, dass er nicht der erste gewesen sei, der die Einzelwortebene verlassen wollte:

Eine solche „reichere“ Semantik ist im Übrigen schon 1934 von Karl Bühler in seiner „Sprachtheorie“ im Grundsatz vertreten und vom Germanisten Peter von Polenz 1985 in seiner „Satzsemantik“ – allerdings ohne diskursanalytischen Bezug – exemplarisch ausformuliert worden. (BUSSE 2003b:177)

Busse erweitert 1992 seine theoretischen Konzepte von der Wortsemantik auf die Textinterpretation<sup>1</sup>. Schon 1987 verteidigt er seine Form der Diskurssemantik mit den Prämissen, dass lexikalische Bedeutung nur im diskursiven Akt existiere und dass für die historische Semantik nur größere kommunikative Einheiten bis hin zu ganzen Texten die methodische Basis sein könnten<sup>2</sup>. Schon an dieser Stelle kann gesagt werden, dass Busse einfach systematisch übersieht, dass sich der kontextunabhängige Grundwert eines sprachlichen Zeichens von seinem kontextabhängigen Nutzwert unterscheidet:

[...] jede sprachliche Einheit bringt aus dem System ihren *Grundwert* mit, der in der Rede aufgrund von Kontext, Situation, Kombination mit anderen sprachlichen Einheiten zum Nutzwert wird (Monosemierung, Semneutalisierung, Spezifikation, syntaktische Position usw.).<sup>3</sup>

Was genau den „Reichtum“ seiner Semantik ausmacht, zeigt sich erst in der Fülle der zusätzlichen Theorien, die er heranzieht, um seine Überlegungen zu stützen. In seiner *Historischen Semantik* versucht Busse, aus (mehr oder weniger) „neueren Modellen v.a. der Sprachwissenschaft Konsequenzen zu ziehen für das, was nach seiner Meinung historische Semantik sein könnte“<sup>4</sup>.

Zur Verwirklichung dieses Ziels schienen mir theoretische Anschlüsse nützlich, die es erlaubten, gesellschaftliche Semantik als Wirklichkeitskonstitution mittels Sprache zu deuten und in den epistemischen Voraussetzungen und Netzwerken die Grundlagen eines je kontingenten gesellschaftlichen Wirklichkeitsbewusstseins zu sehen. (BUSSE 2003a:18)

Busse bedient sich also eklektisch diverser anderer Ansätze, um nach und nach seine eigenen Überlegungen in verschiedene Denkrichtungen zu öffnen und zu bereichern. Er entdeckt in ihnen nicht Ausgangspunkte für Weiterentwicklungen, sondern er fügt sie seinen unabhängig entstandenen vorangegangenen Entwürfen an. Man sollte wirklich eher

---

<sup>1</sup> Außerdem beleuchtet er in *Textinterpretation* (1992a) hermeneutische und rezeptionsästhetische Gesichtspunkte der lexikalischen Semantik.

<sup>2</sup> Cf. GEERAERTS 1989b:166.

<sup>3</sup> Cf. WUNDERLI 1982:367. Wunderli vergleicht die Sprache mit dem Schachspiel: „[...] dem allgemeinen, prinzipiellen Wert der Einheiten des Schachspiels entspräche der Systemwert (Grundwert) der sprachlichen Einheiten, dem konkreten Wert im Rahmen einer gegebenen Spielsituation, der auf der Selektion der Figuren, ihrer Stellung zueinander usw. beruht, der Nutzwert im Rahmen einer bestimmten Redesituation“ (368).

<sup>4</sup> LENSCHEN 1991:77.

von „Anschlüssen“ als von Inspirationsquellen sprechen<sup>5</sup>. Busse liefert kein abgeschlossenes Instrumentarium, sondern eher einen Modellkomplex zur Untersuchung von Bedeutungswandel, in den er einige bestehende Theorien und Modelle integriert, die in dieser Kombination vorher noch nicht bemüht worden sind<sup>6</sup>. Dazu gehören z.B. Wilhelm von Humboldts und Wittgensteins Sprachphilosophie, Ansätze aus der Psychologie (Hörmann, Grice), aus der Soziologie, Lewis' Begriff der Konvention und diskursanalytische und epistemologische Erkenntnisse (Foucault)<sup>7</sup>.

Die Grundlagen von Busses semantischen Theoriebildungen bilden auch in den neuesten Artikeln noch immer die ursprünglichen Fragenkomplexe. Der erste Fragenkomplex betrifft die allgemeinen theoretischen Grundlagen einer (historischen) Epistemologie. Busse nennt seinen Orientierungsrahmen bezeichnenderweise das „magische Dreieck“ Humboldt – Wittgenstein – Foucault (BUSSE 2003a:19). In Humboldts Sprachtheorie bedient er sich der Verknüpfung von Sprache und Wirklichkeitskonstitution. Auf Wittgensteins Sprachspiel- und Regelmodell basierend erläutert er das Zusammenspiel von Bedeutungskonstitution, -tradierung und -veränderung. Foucaults Diskursanalyse bildet das Verbindungsstück von den theoretisch-philosophischen Grundlagenfragen zur konkreten historischen Epistemologie, die immer mehr auch machtanalytische Aspekte berücksichtigt<sup>8</sup>.

Der zweite Fragenkomplex rankt sich um die soziologische Grundlegung der für Busse immer wichtiger werdenden historischen Epistemologie (cf. BUSSE 2003a:19). Da er Öffentlichkeit als Raum gesellschaftlichen Wissens voraussetzt, beeinflusst diese die Entwicklung einer gesellschaftlichen Semantik. Mit Busses soziolinguistischer Verankerung verbindet sich ein kognitiver Ansatz. Da er Sprache als bewusstseinskonstitutiv definiert, muss er sich

---

<sup>5</sup> Im Gegensatz zu z.B. Putnam, der sich bewusst ist, dass in der Philosophie fast alles mit allem zusammenhängt (wie Erkenntnistheorie, Wissenschaftstheorie, Philosophie der Mathematik, der Physik) und die Sprachphilosophie nur einen Schwerpunkt unter anderen darstellt (cf. PUTNAM 1990a:7).

<sup>6</sup> HOFFMANN 1994 sieht allerdings nicht viel mehr als eine praktische Semantik als Gebrauchstheorie der Bedeutung in Verbindung mit einer semantisch ausgerichteten Sprechakttheorie von Searle (oder besser: den Konversationsmaximen nach Grice). Das sei „nicht alles [...] also so neu, wie man vielleicht glauben könnte“ (299).

<sup>7</sup> Cf. z.B. BUSSE 1987a:115-44, 176-237, 309s. – LENSCHEN 1991 betont unverständlicherweise mehrfach explizit das Zugrundelegen *sprachwissenschaftlicher* Theorien, dabei stellt just die Auswahl der *nicht* rein linguistischen Modelle den „dernier cri“ an Busses Arbeit dar.

<sup>8</sup> Hierin zeigt sich auch eine gewisse Anpassung an die Arbeit von Prof. em. Dr. Georg Stötzel, der die Ausrichtung des Lehrstuhls für germanistische Sprachwissenschaft in Düsseldorf nachhaltig geprägt hat (und immer noch prägt); cf. das derzeitige DFG-Projekt unter seiner Leitung: „Belastete“ Vokabeln im öffentlichen Sprachgebrauch nach 1945 und „Sprachliche Vergangenheitsbewältigung nach 1945“.

wusstseinskonstitutiv definiert, muss er sich fragen, was genau im Bewusstsein des Sprechers durch die Verwendung von Sprache entsteht. Das Bewusstsein ist Zeuge des Wandels des sozialen und politischen Umfeldes und beeinflusst gleichzeitig dieses Umfeld.

Er will außerdem Anregungen der historiographischen Begriffsgeschichte aufnehmen (cf. BUSSE 1987a:302; cf. auch die Herausgabe des Sammelbands *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte*), um die Sprachwissenschaft aus der (von ihm empfundenen) Isolierung herauszulösen und in einen größeren Zusammenhang einzubetten, da Veränderungen im sozialen Umfeld die Entwicklung der Sprache beeinflussen und sich umgekehrt Sprachwandel in gesellschaftlichen Strukturen niederschlägt. Es geht Busse um die Frage, wie sich gesellschaftliche Sinnkonstitution ereignet. Die Antwort darauf soll die Grundlage bilden für die Erforschung des „Warum“ der „epochenspezifischen Weltdeutung“<sup>9</sup> (BUSSE 1986b:52).

Wenn er Bedeutungswandel untersucht, so sieht er „Bedeutungsgeschichte als Teil einer [...] Bewusstseinsgeschichte im Rahmen einer epistemisch orientierten Sozialgeschichte“ (BUSSE 1986b:52). Neben dem soziolinguistischen Aspekt richtet er also sein besonderes Augenmerk auf die bewusstseinskonstitutive Komponente der Sprache, um herauszufinden, in welcher Weise die Verwendung von Sprache zur Konstitution historischen Wirklichkeits-Bewusstseins beiträgt (cf. BUSSE 1987a:166).

Ein dritter Fragenkomplex schließlich erforscht die sprachtheoretischen Grundlagen der historischen Semantik im engeren Sinne, wobei Busse von einem handlungstheoretischen Sprachkonzept ausgeht. Gerade weil Sprache ein soziales Faktum ist<sup>10</sup>, ist Sprachgeschichte für Busse unter handlungstheoretischem Aspekt interessant. Busses Ziel ist es auf diesem Niveau, die Bedingungen für und das Funktionieren von Bedeutung in ihren Aspekten Konstitution, Tradierung und Veränderung zu ermitteln, wobei er „Bedeutung“ durchweg mit sprachlich vermitteltem Sinn gleichsetzt (cf. BUSSE 2003a:19).

Im Mittelpunkt seiner Untersuchungen steht von Beginn an nicht das „Objekt «Zeichenbedeutung»“, sondern der „Akt der kommunikativsprachlichen Sinnsetzung“ (BUSSE 1986b:53). Dieser Akt wird getragen durch ein „Wechselspiel von situationsgestützter subjektiver Sinnkonstitution und intersubjektivem Regelverfügen“ (BUSSE 1986b:53).

---

<sup>9</sup> Ein äußerst ambitioniertes Unterfangen.

<sup>10</sup> Mit Bezug auf bestehende Bedeutungstheorien (die meist Saussure anvisieren) macht Busse oft den Vorwurf, dass dort die soziale Komponente fehle. Allerdings sieht Saussure selbst die Sprache bekanntlich als *fait social*.

Schon in der Beschreibung des Gegenstandes seines Ansatzes fällt immer wieder auf, dass Busse sich permanent in einer Argumentationsstruktur bewegt, die sehr stark von Extremen geprägt ist, was darin begründet ist, dass er sich ganz bewusst gegen bestehende Theorien absetzen will. Ihn stören Bedeutungsabstraktionen, die aus der Verwendung von Wörtern heraus hypostasiert werden. Damit würden situative Komponenten marginalisiert, die an der Sinnkonstitution mitbeteiligt seien. Dass sich der Gegenstand in der Linguistik erst aus der gewählten Perspektive ergibt<sup>11</sup> und dass folglich unterschiedliche Gegenstandsdefinitionen vertretbar sein können, lässt Busse nicht gelten.

Das „Kennen der Zeichenbedeutung“ (Verfügen über ein Lexikon) der essentialistischen Bedeutungskonzepte und das „Beherrschen der Verwendungsregeln der Zeichen“ der pragmatischen Theorien sind Reduktionen, die aus dem Spektrum der für das Gelingen einer kommunikativen Handlung (einschließlich des Verstehens) notwendigen epistemischen Voraussetzungen nur einen Teil ausgrenzen. Dieser Ausschnitt wird zu einem konsistenten Bedeutungskern hypostasiert, welchem situative und kontextuelle Bedeutungselemente lediglich zusätzlich (qua „Konnotationen“) affiziert seien. Damit wird die Fiktion einer durch sämtliche Zeichenverwendungsfälle identischen „Wortbedeutung“ konstruiert, welche den sinnkonstitutiven Charakter jeder Verwendungsinstantz (d.h. sprachlichen Äußerung) leugnet. (BUSSE 1986b:53)

Eine in sämtlichen Verwendungen starre, identische Bedeutung ist natürlich rundweg übertrieben. Niemand behauptet ein Bedeutungsmodell, in dem die Bedeutungselemente, die nicht der Grundbedeutung angehören, wahllos herumschwirrenden Assoziationen sind. Es handelt sich vielmehr um ein Zusammenspiel von Grundbedeutung und kontextuellen Komponenten.

Die lexikalische Bedeutung sei ein wissenschaftliches Konstrukt, dessen kognitive Realität nicht nachweisbar sei. Im selben Absatz bestätigt Busse, dass Bedeutung als kognitive Realität aufzufassen sei (cf. BUSSE 2002d:36 N11), was für sich genommen nicht viel handfester scheint als ein abstraktes Konzept. Die Nützlichkeit dieses Konstrukts kann aber auch Busse nicht von Grund auf leugnen. Es stellt sich außerdem die Frage, welche kognitive Realität überhaupt als nachweisbar gelten darf!

Zeichen mit stabiler Bedeutung wären nach Busse gar nicht in der Lage, Kommunikation zu ermöglichen. Er bezeichnet es als das Missverständnis der „essentialistischen“<sup>12</sup> Bedeutungstheorie,

---

<sup>11</sup> Cf. SAUSSURE 1973:22.

<sup>12</sup> Diesen Ausdruck entlehnt Busse bei BILLING 1980:33.

[...] die sinnstiftende Leistung sprachlicher Verständigung den als feststehend, identisch und wesenhaft aufgefassten Bedeutungen der einzelnen sprachlichen Zeichen einer kommunikativen Äußerung zuzuschreiben. (BICKES/BUSSE 1986:235)

Der (starre) Bedeutungsbegriff, der der Theorie angehöre, lasse keinen Platz für situationsbedingte Anpassung, die durch weitere Konstrukte beschrieben werden müsse.

Eine essentialistische Bedeutungstheorie kommt immer dann in Schwierigkeiten, wenn sie die Bedeutungsvielfalt erklären soll; Hilfskonzepte wie „Nebenbedeutung“, „Konnotation“, „Präsupposition“, „Polysemie“ etc. verschleiern nur das Unvermögen, das Funktionieren kommunikativer Sinnkonstitution analytisch zu erhellen. (BICKES/BUSSE 1986:235)

Busse reduziert sein Beschreibungsinstrumentarium auf sinnkonstitutive Momente, die schlicht nicht mehr zwischen Grundbedeutung und variierenden Nutzwerten unterscheiden. Ganz ohne beschreibende Hilfskonzepte kann Busse allerdings auch nicht auskommen. Er geht noch weiter in seiner kategorischen Ablehnung bestehender Ansätze, indem er ihnen grundsätzlich abspricht, sich überhaupt für Bedeutungsveränderungen zu interessieren (womit er eindeutig wieder Saussure angreift, was vollkommen ungerechtfertigt ist, cf. Kapitel 3.3.1).

Des Weiteren kann eine solche Bedeutungstheorie das Entstehen und den Wandel von Bedeutungen nicht erklären; es überrascht deshalb nicht, daß diese theoretische Richtung (wie der gesamte nachsaussure-sche Strukturalismus) bis heute keine Theorie des Bedeutungswandels hervorgebracht hat. (BICKES/BUSSE 1986:235s.)

Auch gegen Saussure geht Busses Absage an die linguistische Systemebene. In seinem Ansatz möchte er sich auf die *parole* beschränken (cf. BUSSE 1987a:109, 305)<sup>13</sup>. Die Ebene der *langue* sei irrelevant, da auf ihr kein Sinn konstituiert werde (cf. ausführlicher dazu die Kapitel 2.4.2 und 3.3.2).

Busse möchte noch früher ansetzen als die meisten Semantiker. Ihn stört, dass semantische Theorien einfach unterstellen, dass ein einheitliches Phänomen „Bedeutung“ existiere (cf. BUSSE 1998a:531). Allein die Frage „Wie und warum wandeln sich Bedeutungen?“ setze voraus, dass es so etwas wie eine konsistente Bedeutung gebe. Er schlägt vor, dieser „Voraus-Festlegung“ (BUSSE 1986b:52) zu entgehen, indem er

---

<sup>13</sup> Mit dieser Einschränkung übt er Kritik am Strukturalismus, der sich auf ein „statisch aufgefaßte[s] Forminventar und Strukturgefüge des Sprachsystems“ konzentrierte (BUSSE 1987a:113).

noch früher ansetzt. Die eigentliche Ausgangsfrage müsste laut Busse vielmehr sein, ob überhaupt so etwas existiert wie das, was gemeinhin Bedeutung genannt wird. Es werde davon ausgegangen, dass Bedeutung etwas Homogenes sei, wobei Busse dieses Homogenitätskonzept als „naturwissenschaftelnd motiviertes Ideal theoretischer Begriffsbildung“ (BUSSE 1998a:532) verurteilt. Semantische Modelle würden „Grammatisches“ und „Semantisches“ (Funktion und Bedeutung) trennen und verkennen, dass beides Teil des semiologischen Funktionierens sei.

Trotz der Schwierigkeiten, Bedeutung als Untersuchungsgegenstand zuzulassen, gesteht Busse ein, dass die linguistische Semantik ihren Gegenstand selbst bestimmen müsse; es wären also auch mehrere Gegenstandsbestimmungen je nach Sichtweise möglich. Aufgabe und Ziel der Semantik bleibt es jedenfalls, die Vielgestaltigkeit von Bedeutung ausdiskutieren (cf. BUSSE 1998a:533).

Zwei von Busse in Erwägung gezogene Perspektiven wären die holistische und die atomistische (cf. BUSSE 1988c:28). Die holistisch gehe von der Handlung aus, um die Bedeutung der Wörter und ihre Beziehungen zueinander zu analysieren. Die atomistische gehe von den Zeichen aus, um über die Verwendungsregeln und die Syntax die Gesamtbedeutung der Äußerung zu erschließen. Busse legt sich aber auf keine der beiden Perspektiven fest. Ungeachtet der Perspektive sträubt er sich gegen jegliche Art der Ontologisierung.

Zur Erforschung des Bedeutungswandels biete sich zunächst ein Ausgehen von der Form an, die Kontinuität aufweise. Busse fürchtet jedoch Fälle, in denen zwei weit auseinander liegende Zeichenverwendungen inhaltlich gar nichts mehr gemeinsam haben (was wohl eher einen Ausnahmefall darstellt). Die Identität des Zeichenkörpers sei demnach ein „unsinniges Kriterium für die Identität eines Zeichens“ (BUSSE 1986b:64). Busse ist sich aber sehr wohl bewusst, dass es für eine rein inhaltliche Abgrenzung kaum Kriterien geben kann und eine solche in Beliebigkeit ausarten würde. Schließlich stimmt er dann doch zu, den Zeichenkörper als Ausgangspunkt für eine historisch-semantische Analyse anzusetzen, schränkt dann aber wieder ein, dass dessen Identität durch einen „interpretativ zu gewinnenden“ eingeschränkten Sinnbereich ergänzt werden muss. Da der Zeichenkörper also doch als Indiz für Identität gelten darf (allerspätstens wenn die Verwendungen kein erkennbares gemeinsames Sinn-Moment mehr

aufweisen), müsste Busse auch eingestehen, dass dies auch für eine gewisse Kontinuität einer Grundbedeutung spricht<sup>14</sup>.

Busse meint, die einseitige Betrachtung der Form entspreche für die historische Semantik reiner Semasiologie; erst durch den Bezug auf die Onomasiologie werde der Prozesscharakter des zu untersuchenden Gegenstandes deutlich (cf. BUSSE 1987a:172). Es scheint, als verkenne er, dass eine semasiologische Betrachtungsweise sich nicht auf den Lautkörper des Zeichens beschränkt, sondern gerade die verschiedenen damit verbundenen *signifiés* untersucht. Es bleibt für den Leser schleierhaft, warum er nicht umgekehrt argumentiert und für die Analyse des Bedeutungswandels die Onomasiologie ausschließt.

Es wird klar, dass Busse unermüdlich nach einer Methode sucht, die eine zweifelsfreie Bedeutungsfeststellung erlaubt (cf. BUSSE 1992a:7). Und mehr noch: sein Ziel ist nicht nur eine deskriptive, sondern eine explikative Semantik. Für die Textebene ist Busse überzeugt, dass Textinterpretation bisher als linguistisches Problem kaum betrachtet worden ist. Dabei stößt er immer wieder auf altbekannte Grundsatzprobleme wie die Fragen, bis zu welchem Grad eine Textbedeutung objektiv interpretiert werden kann (ob wirklich die Absicht des Autors herausgearbeitet wird oder ob subjektive Momente des Rezipienten eine Rolle spielen) oder ob Auslegungsergebnisse als Bedeutungsfestsetzung oder als Bedeutungsfeststellung verstanden werden sollen.

Über die Ausweitung vom Text bis zum Diskurs sucht Busse eine Verknüpfung mit der modernen kognitiven Linguistik, indem er auch noch eine Epistemologie des Wissens für seine Modellansammlungen bemüht. Er sieht

[...] überraschende Anknüpfungspunkte zwischen dem vor über zwanzig Jahren von [ihm] anvisierten Ziel der Analyse von „Bedeutungssystemen“ und der linguistischen Avantgarde von heute: es erscheint ein direkter Anschluss möglich an die Analyse „semantischer Netze“ und „Wissensrahmen“ (frames) der heutigen kognitiven Semantik, die (aus anderen Motiven) ebenfalls die Konzeption einer „reichen“ Semantik über die Komponentenanalyse und wortsemantischen Beschränkungen der traditionellen Linguistik hinaus vertritt. (BUSSE 2003a:18)

Im Unterschied zu kognitiven Ansätzen, die in erster Linie Beschreibungen von „Momentaufnahmen“ anvisieren, beteuert Busse, dass es von Beginn an seine Intention war, seinen Forschungen eine diachronische Dimension zu geben (zum tatsächlichen diachronischen Gehalt cf. Kapitel 3.3.1).

---

<sup>14</sup> Zumindest scheint er eine solche inhaltliche Kontinuität doch instinkthaft zu suchen.



Während die Analyse „semantischer Netzwerke“ und „Wissensrahmen“ in der heutigen kognitiven Linguistik auf die Rekonstruktion der synchronen kognitiven Landschaft von Individuen oder Sprachgemeinschaften zum Zwecke der Implementierung bzw. Nachbildung von Sprachverarbeitungsprozessen auf Rechenmaschinen zielt, waren meine Überlegungen zur Analyse von „Bedeutungssystemen“, die am Anfang der Beschäftigung mit Fragen der historischen Semantik im allgemeinen und der Diskursanalyse im besonderen standen, von Beginn an sowohl diachron als auch epistemologisch orientiert, d.h. sozialhistorisch und kulturhistorisch motiviert. (BUSSE 2003b:177)

Diese prinzipielle Ablehnung einer stabilen Bedeutung des sprachlichen Zeichens weicht spätestens in der Analyse einer konkreten Kommunikationssituation auf. Busse ist dann gezwungen, eine regelbedingte Bedeutung (cf. Kapitel 2.6) zuzulassen (cf. BUSSE 1986b:53), die die Kommunikation zwischen Individuen möglich macht. Generell will er die Existenz einer übersituationell gültigen Zeichenbedeutung nicht wahrhaben, muss seine Position aber relativieren und sich sozusagen eine „Hintertür offen halten“, da er nicht ganz ohne eine bestimmte Bedeutung zu einem gewissen Zeitpunkt auskommen kann.

All diese theoretischen Vorgaben lassen natürlich in der Praxis einige Fragen offen. Gerade ein Semantiker, der sich bis auf wenige Ausnahmen auf höchst abstrakter Theorie-Ebene bewegt, und so (unverhältnismäßig) viele andere Theorien heranzieht, um sein immenses Theoriegebäude ständig zu erweitern, müsste zwischen Theorie und Praxis trennen können und zugeben, dass gewisse hypothetische Konstrukte durchaus geeignet sind, Dinge zu beschreiben, die anders nicht fassbar gemacht werden können. Es ist eine an sich nicht anfechtbare Aussage, dass Bedeutung im Gegensatz zu Sinn im konkreten Sprechakt ein abstrakteres (oder reduziertes) Konzept darstellt. Trotz jeglicher theoretischer Bestrebungen, keine willkürlichen Einschränkungen an einem an sich schon schwer fassbaren Gegenstand vorzunehmen, müsste aber auch der Theoretiker daran interessiert sein, sich der Realität anzupassen und in diesem Sinne notwendige „Ontologisierungen“ hinnehmen, was letztlich auch jeder Sprecher tut.

### 2.2.1 Spezialgebiet Sprache und Recht

In diesem Kapitel soll kurz eines der größten Interessengebiete von Dietrich Busse, die Sprache des Rechts, genauer unter die Lupe genommen werden.

Dietrich Busse geht von der Frage aus, wo überall Semantik im weitesten Sinn betrieben wird. Da Auslegung von Texten immer auch Interpretation von Bedeutungen beinhaltet, könne auch die semantische Interpretation von Gesetzestexten als hermeneutische Tätigkeit verstanden werden (cf. BUSSE 1988c:23). Die älteste Wissenschaft der Textauslegung sei die Theologie, für die die Bibelexegese nichts anderes darstelle als die Suche nach dem „ursprünglichen“, „wahren“, „richtigen“ Sinn (BUSSE 1992a:7). Neben der Bibelexegese sei die Gesetzesauslegung eine der ältesten „Philologien“ (cf. BUSSE 1991b:48). Erst im 19. Jahrhundert komme die „traditionelle“ Philologie dazu<sup>15</sup>.

Aus der Sicht der Rechtswissenschaften stellt die Nutzung sprachwissenschaftlicher Hilfe eine neue juristische Richtung dar. Die juristische Interpretationstheorie sei bemüht, „von der Sprachphilosophie (weniger von der Sprachwissenschaft)“ (BUSSE 1992a:8) Klarheit zu bekommen, gehe aber konkreter auf spezifische Bedürfnisse der Institution Recht ein. Für alle „Philologien“ müsse natürlich eine besondere Bedeutungsdefinition angenommen werden. Die Bibelexegese wolle alte Texte verständlich machen, mit Sinn „füllen“ (cf. BUSSE 1991b:48). Busse geht sogar so weit anzunehmen, dass der Text (und nicht seine Interpretation!) den jeweiligen Bedürfnissen angepasst werden müsse (cf. BUSSE 1991b:48). Die religiöse Funktion des Bibeltextes sei es nicht, eine gleichbleibende Bedeutung zu überliefern; die Bedeutung alter Texte könne sich mit der Zeit ändern. Es ist nicht sicher, ob Bibelexegeten mit der Sichtweise einverstanden wären, dass sich Interpretationen grundlegend ändern, aber Busse geht es in erster Linie darum, den Unterschied zur juristischen Textauslegung zu zeigen, bei der der Zwang zur objektiven „Feststellung“<sup>16</sup> (BUSSE 1992a:8) noch stärker sei<sup>17</sup>.

---

<sup>15</sup> Was schlichtweg falsch ist. Nach der klassischen Philologie entwickeln sich die Neuphilologien (Anglistik, Germanistik, Romanistik) v.a. während der Aufklärung und der Romantik. Aber auch schon die mittelalterliche Scholastik (und Übersetzungen) und die Arbeiten zu Zeiten von Humanismus und Renaissance sind nicht zu vernachlässigen.

<sup>16</sup> Und nicht Bedeutungsfestsetzung!

<sup>17</sup> Bei allem Willen zur Objektivität räumt Busse ein, dass in der Rechtssprechung wie in anderen Situationen der Textinterpretation sich nicht der Text die passende Bedeutung sucht, sondern die Deutung den Text „zurechtinterpretiert“. Er mag seine „Hand nicht dafür ins Feuer legen“, dass ein Primat des Textes über die Deutung herrsche (cf. BUSSE 2002c).

Bibelexegeten, Juristen und Literaturwissenschaftler betreiben für Busse Semantik im Verborgenen (cf. BUSSE 1991b:49); im Unterschied zu Politikern, die dagegen öffentlich versuchen würden, relevanten Begriffen neue Bedeutungen zuzuweisen<sup>18</sup>. Rechtsprechung verlange semantische Arbeit, allerdings fragt man sich als Leser, ob diese „Unterart“ der semantischen Arbeit wirklich in den genuinen Aufgabenbereich des Linguisten fällt. Es gibt sicherlich Berührungspunkte der juristischen Bedeutungsdefinition mit den Verwendungsregeln der Alltagssprache, allein aus der Tatsache heraus, dass der Rechtssprechung gar kein anderes Mittel als die Sprache zur Verfügung steht. Doch scheint es auf den ersten Blick, dass die „Normalsprache“ größere oder zumindest anders geartete Spielräume offen lässt, die erst durch die Monosemierung im aktuellen Kommunikationskontext eingegrenzt werden<sup>19</sup>.

Man kann Busses Aussage „wer ein Wort der deutschen Sprache anders verwendet als der BGH, dem kann das potentiell strafverschärfend zur Last gelegt werden“ (BUSSE 1991b:57) nicht einfach stehen lassen<sup>20</sup>. Das würde bedeuten, dass eine Minderheit eine Spezialsprache erfinden und dann den Anspruch erheben könnte, dass diese Neudefinitionen die natürliche Sprache außer Kraft setzen können! Das Recht ist schließlich „eine Institution, die auf Sprache gebaut ist“ (BUSSE 1994f:278) und nicht umgekehrt. Die Rechtssprache beschreibt nur Ausschnitte von dem, was die „natürliche“ Sprache vermittelt und tut dies ja auch nur mit den dort „entliehenen“ Mitteln. Sie ist das Medium, in dem sich das ganze rechtliche System manifestiert, doch erfindet sie kein umfassendes Weltbild.

Ein großes Problemfeld ist die Definition der Rechtssprache (im Vergleich zur Alltagssprache) über ihre Eindeutigkeit (oder Uneindeutigkeit). Je nach Interpretation von Eindeutigkeit können beide Sprachen teilweise als eindeutiger als die andere, teilweise als bedeutungssof-

---

<sup>18</sup> Die „semantische“ Arbeit der Politiker ist jedoch nicht weniger „verborgener“ als die der Bibelexegeten, Juristen und Literaturwissenschaftler. Allerdings ist ihre öffentliche Wirkung vielleicht eingeschränkter.

<sup>19</sup> So muss z.B. eine juristische Bedeutungsexplikation im Gegensatz zur Alltagssprache genau ausdefiniert sein: es reicht nicht, *Diebstahl* als einen „Bruch fremden und Begründung neuen Gewahrsams“ (BUSSE 1991b:53) zu beschreiben. Dies beinhaltet, dass auch Gewahrsam noch genauer definiert ist und dass in letzter Instanz der Bedeutung des Begriffs konkrete Fälle zugeordnet werden können. Der Normalsprecher geht nicht unbedingt so weit, bzw. er wäre sich gar nicht bewusst, wann die letzte Definitionsebene erreicht ist.

<sup>20</sup> Hier scheint durch: „Unwissenheit schützt vor Strafe nicht“. Man müsste konkretisieren: Wer einen Terminus der Rechtssprache (und nicht der deutschen Alltagssprache!) anders verwendet als der BGH, dem kann das potentiell strafverschärfend zur Last gelegt werden.

feiner als die andere charakterisiert werden. Busse geht allgemein davon aus, dass bei Gesetzesbegriffen, anders als bei normalsprachlichen, „die Uneindeutigkeit oder Vieldeutigkeit strategisches Ziel der Wortverwendungen“ (BUSSE 1998b:28) sei<sup>21</sup>.

Aber muss ein Gesetzesbegriff nicht gerade viel fester umschrieben sein als ein Alltagswort? Sicher, man muss eine ganze Reihe von konkreten Fällen unter ihn subsummieren können, aber wenn er zu offen ist, wie soll dann entschieden werden, ob eine Handlung als ein bestimmter Tatbestand aufzufassen ist oder nicht? Abgesehen davon ist einem Rechtsbegriff ein metaphorisches Funktionieren vollkommen fremd (und muss es sein), was seine Anwendungsbreite schon enorm einschränkt. Die gewollte Uneindeutigkeit bei Gesetzesbegriffen erklärt Busse mit der Notwendigkeit, möglichst verschiedenartige Sachverhalte darunter fassen zu können (dabei müssen die Grenzen hier sehr exakt festliegen, sonst würde den Rechtsinstanzen ja ständig Willkür vorgeworfen werden können). Es steht aber nun einmal außer Diskussion, dass Rechtsbegriff nur in einem ganz begrenzten Bereich Anwendung finden und für diesen extra konzipiert sind. Juristische Texte müssen die Intention haben, möglichst präzise zu sein. Sie sind dazu aber nicht in der Lage, weil sie auf der Alltagssprache basieren. Sie leisten eine gewisse Einschränkung des potentiellen Sinnspektrums, aber sie sind nie von Anfang an wohldefiniert! Es wird allenfalls in der Anwendung versucht, ihnen eine exakte Definition beizumessen.

Sicherlich ist die Funktion des Rechtsbegriffs eine andere. Er muss für künftige Fälle anwendbar sein; doch kann man deswegen noch lange nicht nach Belieben in ihn hineininterpretieren, so offen ist er nicht. Er beschreibt einen gewissen Sachverhalt sogar äußerst präzise, sogar noch präziser als alltagssprachliche Begriffe (cf. das oft zitierte Beispiel *Eigentum*).

Busse stellt den traditionellen lexikographischen Bedeutungsbeschreibungen, die meist intensionale (Bedeutungsparaphrase) und extensionale (Beispielfälle) Elemente enthalten, die Vorgehensweise aus der juristischen Semantik gegenüber (wobei die Metapher von Kern und Hof nicht nur im Recht anzutreffen ist<sup>22</sup>):

---

<sup>21</sup> Widersprüchlich ist diesbezüglich in einem Artikel der Hinweis, das semantische Nahekommen an einen Sachverhalt sei im juristischen Sprachgebrauch irrelevant (cf. BUSSE 1989a:115). Es könne nur zwischen zutreffend oder nicht zutreffend entschieden werden, *tertium non datur*, was bedeuten müsste, dass ein rechtlicher Begriff im Gegensatz zu sprachlichen Zeichen der Alltagsverwendung bis ins Detail präzise definiert sein sollte.

<sup>22</sup> Sie ist eine Grundannahme der Prototypentheorie.

In der juristischen Semantik wird [...] gerne die Metapher von Kern und Hof eines Begriffsinhaltes verwendet. [...] Man geht davon aus, daß es in der Klasse aller für eine bestimmte Begriffsbedeutung stehenden Anwendungsfälle eines Wortes solche Fälle gibt, die den Kern des Begriffsumfangs darstellen, und solche Fälle, die eher zum Rand oder Hof des Anwendungsbereiches dieses Begriffs gehören. Die Kernelemente würden sozusagen die wesentlichen Bedeutungselemente verwirklichen, während die Hof- oder Randelemente eher unwesentliche Bedeutungsmomente enthalten. (BUSSE 1998b:30)

Diese Trennung von Wesentlichem und Unwesentlichem<sup>23</sup> ist für Busse vergleichbar mit der Aufteilung in inhaltliche Bedeutungsbeschreibung und Verwendungsbeispiele, da ja in Wörterbüchern meist mit der ersten begonnen werde und in den anschließenden Beispielen immer weitere Kreise gezogen würden, was so nicht stimmt: Meist folgen nach einer sehr allgemeinen Bedeutungsbeschreibung schon ebenso allgemeine Beispiele und dann jeweils nach spezifischen Bedeutungsbeschreibungen auch die entsprechenden spezifischeren Beispiele. Ein gutes Wörterbuch trennt nicht Intension und Extension, sondern bietet eine reflektierte Strukturierung der einzelnen Artikel vom Allgemeinen zum Besonderen oder z.B. Metaphorischen. Busse will darauf hinaus, dass es eigentlich keinen Unterschied zwischen Kern und Hof<sup>24</sup>, zwischen Bedeutungsbeschreibung und Verwendungsbeispielen geben kann:

Die Metapher vom Kern und Hof einer Begriffsbedeutung eröffnet jedoch das Problem der unscharfen Ränder des Kernbereichs. Genauer gesagt stellt sich die Frage, ob durch die Bedeutungsbeschreibung der Kernbereich mit seinen wesentlichen Bedeutungselementen auch wirklich trennscharf vom Randbereich mit seinen unwesentlichen Bedeutungselementen abgegrenzt werden kann. Dies ist nun, wie auch die meisten Juristen anerkennen, gerade angesichts der strategischen Uneindeutigkeit vieler Gesetzesbegriffe nicht möglich. (BUSSE 1998b:30)

Die Metapher von Kern und Hof darf aber nicht dahingehend interpretiert werden, als wäre der Kern „trennscharf“ vom Hof abgeschlossen. Der Kern hat weder scharfe noch unscharfe Ränder, er ist gar nicht von den anderen Bedeutungselementen getrennt, sondern sie gehen ineinander über! Diese Trennung von Kern und Hof ist laut Busse speziell für Rechtsbegriffe nicht haltbar. Dies müsste er aber in gleichem Maße für die Alltagssprache gelten lassen (und dafür spricht auch sein so oft vorgetragenes Plädoyer für die Abschaffung der lexikalischen Bedeu-

---

<sup>23</sup> Abgesehen davon sind Merkmale dadurch definiert, dass sie *wesentlich* sind. Ein „unwesentliches“ kann gar kein „Bedeutungselement“ sein!

<sup>24</sup> Cf. Olga Galatanu (Kapitel 2.5.4), die ebenso zwischen *stéréotype* und *possibles argumentatifs* unterscheidet und dazu noch eine Lösung für die „Überlappungen“ bereithält (in Form der „nuages topiques“).

tung)! Doch hält er die saubere Trennung von Kern und Hof für die Alltagssprache paradoxerweise für möglich (cf. BUSSE 1998b:30).

Busse räumt ein, dass es eine semantische Teilung in fachliche und alltagssprachliche Bedeutung zwar auch in vielen anderen Fachsprachen gebe. Doch handelt es sich dort ja gerade um echte Fachsprachen, die im Gegensatz zur Rechtssprache eine ganz sauber definierte Nomenklatur (wie z.B. in der Chemie) vorweisen können! Dass es ausgehend von der Rechtssprache in der Öffentlichkeit zu semantischen Konflikten kommen kann, ist ja gerade der willkommene Beweis dafür, dass das Funktionieren der Rechtssprache sich gar nicht so stark von dem der Alltagssprache unterscheidet und dass sich gerade deswegen verschiedene Meinungen aneinander reiben können. Dies wäre für echte Fachsprachen gar nicht zu befürchten: keiner würde um die Bezeichnungen für die chemischen Elemente einen Interpretationsstreit anfangen.

Busse schlägt vor, Alltagssprache und Gesetzessprache über ihre Funktion zu differenzieren. (cf. BUSSE 1998b:37s.). Die Alltagssprache ist aber nicht weniger „informationszentriert“ als die Rechtssprache (dies ist der Hauptzweck eines jeden Zeichensystems). Doch dient sie in erster Linie der zwischenmenschlichen Kommunikation! Die Rechtssprache dient in letzter Instanz natürlich auch der Verständigung, aber sie wird nicht zur selben Art der Kommunikation eingesetzt wie die Alltagssprache.

In einer der neuesten Veröffentlichungen stellt Busse in Frage, ob die „Anwendung bzw. das Wirken von Rechtstexten als Fall von (im weitesten Sinne) *Kommunikation* zu sehen ist“ (BUSSE 2005b:23). Eine mögliche leichte Uminterpretation von Kommunikation, die Busse nicht wagt, könnte die Sprechakttheorie liefern: es scheint, als sei die Rechtssprache in ihrer illokutiven Komponente stark eingeschränkt. Sie stellt keine Fragen, sie will nicht warnen oder Versprechen geben, sie wendet sich nicht an einen spezifischen Kommunikationspartner, von dem sie eine Reaktion erwarten würde. Ihr Ziel ist die „Nachgeschichte“ der sprachlichen Handlung. Im Idealfall ihres Funktionierens sollte sie direkt eine Folgewirkungen auslösen, d.h. nach mehr oder weniger Interpretationsbemühen festlegen, ob z.B. der Angeklagte für schuldig befunden wird oder nicht.

Busse erklärt die Besonderheit der Rechtssprache mit der Institutionalität des Rechts (cf. BUSSE 2005b:23)<sup>25</sup>. Gewisse Handlungen wer-

---

<sup>25</sup> HOFFMAN 1994 findet, dass die Diskussion von Institutionenkonzepten in *Recht als Text* „etwas aufgesetzt wirkt“ (300). „Hier finden sich Formulierungen (Rechtsinstitute als „Wissensrahmen“ einerseits, „Handlungsanweisungen“ oder „Handlungsregeln“ andererseits (302), Texte als „Institutionen“), die in ihrer Metapho-

den institutionalisiert und damit typisiert. In der alltäglichen Kommunikation gebe es solche festen Institutionalisierungen nicht<sup>26</sup>; „die Interpretationen können ausdiskutiert werden und es kann so versucht werden, die Abweichungen durch argumentative Überzeugung oder Überredung auszuschließen“ (BUSSE 2005b:37).

Busse legt ein Schwergewicht auf die Beschreibung vom Auslegen eines Normtextes als komplexen institutionell geregelten Vorgang, der über mehrere Stufen abläuft. Der „Entscheidungsalgorithmus“<sup>27</sup> besteht hauptsächlich in der Einordnung des Normtextes in das notwendige Netz von Texten, da davon ausgegangen werden kann, dass der Normtext selbst schon beim „ersten Lesen“ verstanden worden ist. Zur Einordnung bedarf es weiterer Texte, v.a. der Kommentare.

Nach all diesen Überlegungen kommt Busse auf die Frage zurück, ob es denn wirklich sinnvoll sei, Rechtsprechung als Fall von Kommunikation zu betrachten. Versteht man Kommunikation einfach nur als Äußerung von Zeichen, die von anderen gedeutet werden, so lässt sich diese Frage bejahen.

Es fragt sich aber, ob bei dieser Betrachtungsweise der Begriff der Kommunikation noch irgendetwas erklärt, oder ob er dann nicht auf einer so fundamentalen und zugleich allgemeinen Ebene angesiedelt ist, dass man genauso gut auf ihn verzichten könnte. (BUSSE 2005b:51)

Versucht man aber, etwas genauer zu definieren und bringt den Aspekt des Mitteilens ins Spiel, der für die Kommunikation konstitutiv ist, so kann die Anwendung von Rechtstexten nicht mehr unter diese Definition fallen. Dem Rechtstext<sup>28</sup> fehlt die illokutive Komponente, er will keinem „Kommunikationspartner“ den Handlungszweck einer „Äußerung“ mitteilen.

Was bringt den Juristen (und den Sprachwissenschaftlern) also seine Untersuchung der Rechtssprache? Der fruchtbringendste Ertrag einer Zusammenarbeit für die Juristen wäre, wenn man auf ein Verständlich-Machen von Rechtstexten hinwirken könnte, da der Rechtssprache gemeinhin vorgeworfen werde, ungenau, unverständlich oder

---

rik wie schon der Buchtitel nicht dem sonstigen sprachanalytischen Standard des Autors entsprechen und nach «Ockhams Rasiermesser» rufen.“ (300).

<sup>26</sup> Was allerdings seiner Anlehnung an das Wittgensteinsche Sprachspiel widerspricht.

<sup>27</sup> HOFFMANN 1994 verweist darauf, dass „der immer wieder verwendete Terminus «Algorithmus» [...] übrigens gar nicht in die sprachtheoretische Konzeption Busses [passt]“ (300). Denn es handelt sich ja in der Tat auch nicht wirklich um eine Algorithmus, sondern vielmehr eine (variable) Folge von Entscheidungsprozessen.

<sup>28</sup> Allenfalls für das Urteil könnte man eine gewisse perlokutive Komponente verantworten.

gar ideologisch zu sein<sup>29</sup>. Busse ist sich bewusst, dass es einfach nicht zu bewerkstelligen ist, regelmäßig die Gesetzestexte einer Neuformulierung zu unterziehen, sobald sich Verständnisschwierigkeiten ergeben<sup>30</sup>: Es werde wohl bei dieser „schönen Idee“ bleiben müssen (cf. BUSSE 1994e:46). Mehr noch ist er sogar sehr skeptisch, ob die Sprachwissenschaft überhaupt einen Beitrag leisten könne, der über sehr allgemeine Ratschläge hinausgehe. Man könne die Rechtssprache schon verständlicher gestalten, doch bestünde dabei immer die Gefahr, dass sie gleichzeitig an Leistungsfähigkeit einbüßen würde.

In jedem positivistischen<sup>31</sup> Rechtssystem wird jedes [...] Gesetz notwendig eine Rechtsdogmatik hervorbringen, die – je länger sie anwächst – desto undurchschaubarer und auch – vom semantischen Horizont her gesehen – sprachlich unverständlicher wird. (BUSSE 1994f:282s.)

Dies muss aber so sein, da sich auch die Komplexität der modernen Lebensverhältnisse im Recht niederschlägt. Anstatt einer sprachlichen Vereinfachung ist deswegen sogar im Gegenteil zu erwarten, dass das Recht und seine Sprache sich noch weiter in die angezeigte Richtung entwickeln.

Bei aller Offenheit ist das Recht nie universell oder ewig gültig. Es muss – nicht anders als die Alltagssprache – immer adaptiert werden, weil es der gesellschaftlichen Wirklichkeit nachkommen muss. Da sich die Gesellschaft wandelt, werden auch immer neue Anforderungen ans Recht gestellt. Gleichzeitig bleibt das Recht aber immer das Recht einer vergangenen Epoche, es hinkt seiner Realität praktisch ständig hinterher, es entspricht nie perfekt dem *status quo*; es wird ihm fortlaufend angepasst.

Das Recht bedient sich der Sprache und ist insofern eng mit ihr verbunden. Das Recht versucht, Großteile des gesellschaftlichen Lebens zu erklären oder wenigstens „abzudecken“, hat dabei aber nur gewisse Berührungspunkte mit dem Alltag. Die Sprache reflektiert das ganze Leben einer Gesellschaft, einer Epoche und mehr noch. Auf Rechtsniveau sind die Vernetzungen zum gesellschaftlichen Leben allerdings

---

<sup>29</sup> Busse begründet die fehlende Transparenz und das Starre der Rechtssprache mit der Tatsache, dass ein positives Rechtssystem auf komplexen geschriebenen Gesetzestexten beruht (cf. BUSSE 1994f:280) und dreht sich damit im Kreis (das Typische der Rechtssprache liegt daran, dass sie auf Rechtssprache beruht?).

<sup>30</sup> Warum dies in regelmäßigen Abständen immer wieder der Fall sein soll, bleibt unklar. Man wäre eher bestrebt anzunehmen, dass ein einmal verständlich gemachter Text ohne äußere Einwirkung auf längere Zeit verständlich bleiben müsste (es sei denn, der Sprachgebrauch ändert sich derartig, dass gewisse Formulierungen bis zur Unverständlichkeit hin veralten, was aber nur über einen extrem langen Zeitraum gesehen denkbar wäre).

<sup>31</sup> Es müsste „positiv“ heißen.



andere als in der Alltagssprache; es besteht keine Deckungsgleichheit. Dies ist allein deswegen schon nicht möglich, da das Recht nicht notwendig all das erklären muss, was man mit der Gemeinsprache ausdrücken kann. Diese gewisse Inkompatibilität erklärt sich ferner dadurch, dass die Alltagssprache mit ihrer illokutiven Komponente ganz andere Möglichkeiten besitzt als die Rechtssprache.

Man muss sich immer wieder vor Augen halten, dass die Sprache der Juristen sich der Alltagssprache bedient; die normale Sprache dagegen schöpft aus ihren eigenen Mitteln. Hätte das Recht einen eigenen Manifestationsmodus, gäbe es auch keinen Vergleich mit der natürlichen Sprache! Man gewinnt manchmal fast den Eindruck, dass der Manifestationsmodus Sprache für die Entwicklung des Rechts irgendwie ein unpassendes Gefährt ist.

Busse macht seit Jahrzehnten unermüdliche Versuche, der Sprache der Juristen auf die Schliche zu kommen. Entweder dienen ihm seine Resultate dazu, zu zeigen, dass die traditionellen Bedeutungskonzepte unbrauchbar sind, was seine Hypothese für die Alltagssprache stützt; oder er untersucht einfach aus persönlichem Interesse die Funktionsweise juristischer Entscheidungsfindung. Erstaunen muss bei all diesem Enthusiasmus für das Recht seine Feststellung: „Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen“ (BUSSE 1988c:38), was er ja seitdem offensichtlich nicht für sich selbst gelten lässt. Aber er nimmt sich als juristischer Laie mit diesem Wittgenstein-Zitat zurück und bittet seinen Leser um Verständnis, dass er kein Patentrezept liefern könne. Er gesteht mehrfach ein, dass Verstehen und Kommunikation im linguistischen Sinn der juristischen Tätigkeit nicht unbedingt dienlich seien (cf. BUSSE 1988c:38), und das nicht erst seit den letzten Jahren. Leider beschleicht einen aber hin und wieder das Gefühl, dass er sich nach langen Auseinandersetzungen aus der Verantwortung zu stehlen versucht, weil er zu keinem fruchtbringenden Ergebnis kommt. Meist ist er jedoch derjenige, der selbst die Anwendbarkeit linguistischer Theorie in diesem Rahmen aufgeworfen hat. In Einzelfragen zieht er sich am Ende oft (beinahe resignierend) zurück, sagt aber nicht abschließend, ob die linguistische Bedeutungstheorie jetzt für die Juristen relevant sein kann bzw. inwiefern die Beschäftigung mit Gesetzestexten der Sprachwissenschaft einen Nutzen bringt (cf. BUSSE 1988c:38).

Busse beschäftigt sich mit dem Thema der juristischen Fachsprache in der Hoffnung, den Juristen zu nützen. Man gewinnt fast den Eindruck, er müsse eine Art juristisches Zusatzstudium absolviert haben<sup>32</sup>, da er tief in die juristische Problematik eindringt. Busse interes-

---

<sup>32</sup> Cf. STICKEL 1994:112.

siert sich in Wirklichkeit einfach für den Zweck und die Funktionsweise der rechtlichen Institution. Die Konsequenzen für wissenschaftliche Überlegungen (Zeichentheorien, Kommunikationsmodelle) resümieren sich oft leider einfach in der zu starken Andersartigkeit der Funktionsweise sprachlichen Handelns im Recht.

## 2.2.2 Von der Begriffsgeschichte zur Diskurssemantik

Busse stellt die Begriffsgeschichte als eine von vielen Möglichkeiten dar, historische Semantik zu betreiben. Die Möglichkeiten und Grenzen der Begriffsgeschichte können als Ausgangspunkt aller neueren Ansätze zur historischen Semantik dienen (cf. BUSSE 2003a:20). Andere denkbare historisch-semantische Ansätze seien die Wortgeschichte traditioneller Prägung (mit Wurzeln in der Etymologie), die „normale“ historische lexikalische Semantik (z.B. im Kontext der historischen Lexikographie), die Ideengeschichte (als deren Teil auch die herkömmliche Epistemologie gelten kann, gegen die Foucault sein Programm der Diskursanalyse so heftig abgrenzte), die historische Bewusstseinsgeschichte (z.B. auch Geschichte der Mentalitäten oder des kulturellen Gedächtnisses), die politische Sprachanalyse und Sprachkritik und schließlich die Diskursgeschichte.

Jeder Ansatz habe für sich legitime Erkenntnisziele. All diese historischen Herangehensweisen haben (möglicherweise) eine gemeinsame sprachtheoretische Grundlage, allerdings keine einheitliche Methodik und empirische Praxis. Busse schließt aus dieser Mannigfaltigkeit, dass es nicht nur eine historische Semantik gebe und nicht geben könne.

Die Anfänge der Begriffsgeschichte liegen in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts; sie wurde in Deutschland durch Ritters *Historisches Wörterbuch der Philosophie* (1971-2004) vorangetrieben. Sie ist Teil der historischen Semantik<sup>33</sup>, die von Historikern, Sozialwissenschaftlern und Linguisten genutzt wird, und arbeitet im Spannungsfeld zwischen Sachbereichen und Sprache<sup>34</sup>. Busse übersetzt 1993 *historical semantics* quasi mit *Begriffsgeschichte* (cf. BUSSE 1993b:122).

Hauptprämisse von Busse ist, dass Begriffsgeschichte eine Bewusstseinsgeschichte des Individuums ist und nicht des Historikers. Die Sicht von Nicht-Spezialisten dürfe nicht vernachlässigt werden. Er kritisiert an der Begriffsgeschichte, dass sie Bedeutung nicht genau definiert und ihre oft schwammigen Beispiele meist eher der Sachgeschichte entspringen würden<sup>35</sup>. Weiter stört ihn, dass die Analysen sich meist auf Einzelwörter beziehen und nicht auf Texte. Die Bedeutungen seien also Abstraktionen, was Busse nicht akzeptieren kann, da er allgemein gegen die Isolation von Bedeutung ist. Die Erfahrung durchgeführter Analysen zeige, dass semantische Strategien erfolgreicher seien, wenn sie nicht nur auf Ereignisse, Dinge und Tatsachen, sondern auf

---

<sup>33</sup> Oft genug werden heute aber historische Semantik und Begriffsgeschichte auch einfach gleichgesetzt, wie z.B. von Glück im *Metzler Lexikon Sprache* (89, 246).

<sup>34</sup> Cf. KOSELLECK 1979:6-9.

<sup>35</sup> Cf. GEERAERTS 1989b:163.

„complete meaning-systems“ (BUSSE 1993b:122) referieren. Noch 2003 äußert Busse die Sorge, „die Begriffsgeschichte könnte – trotz ihres epistemologischen Interesses – auf die Beschränkungen eines isolierten Wortbedeutungsbegriffs zurückfallen und sich damit wichtige epistemologische Erkenntnismöglichkeiten verstellen“ (BUSSE 2003a:18).

Trotz aller Kritik scheint Busse – wie Geeraerts feststellt<sup>36</sup> – eher Begriffsgeschichte als historische Semantik zu betreiben (was seine regelmäßigen Referenzen auf Ritter stützen). Er versteht seine historische Semantik als historische Disziplin, die eine spezifische Weltsicht zu einem bestimmten Zeitpunkt rekonstruieren kann und nicht als kognitive Disziplin, die Mechanismen herausstellt, welche den Sprechern ermöglichen, neue Bedeutungen aus alten zu entwickeln. Busses eigene Definition von seinem Verständnis historischer Semantik macht deutlich, dass er automatisch Begriffsgeschichte „mitmeint“:

Historische Semantik im kulturwissenschaftlichen Interesse verfolgt also zwei Ziele: Zum einen richtet sich ihr Interesse auf die in sprachlichen Einheiten verschiedener Größe und Ebene (Wörter, Sätze, Texte) vermittelten Inhalte selbst, und zwar im Sinne eines Beitrags zu einer historischen Epistemologie, die die Entstehung, Formung, Tradierung und Veränderung gesellschaftlichen Wissens in der Form ihrer sprachlichen Gestaltung und Prägung beschreiben und historisch erklären will; zum anderen (und dies kann von Ersterem eigentlich nicht ernsthaft trennscharf abgeschieden werden) will sie die Beziehung bzw. Beziehungen zwischen epistemischen Gehalten einerseits und sprachlichen Mitteln andererseits mit dem Ziel erklären, die Gestalt und Funktionalität sprachlicher Ausdrucksmittel einer adäquateren Erklärung zuführen zu wollen. (BUSSE 2003c:18)

Hier zeigt sich, wie sehr die Begriffsgeschichte die historische Semantik bedingt, sie bringt sie sozusagen mit sich. Busse spezifiziert seine historische Semantik von vornherein als kulturwissenschaftlich geprägte. Sie gehe über die Wortebene hinaus<sup>37</sup> (was der Begriffsgeschichte nicht unbedingt eigen sei) und wolle auch gesellschaftliches Wissen beschreiben und sogar erklären.

Noch in der Tradition der 70er Jahre beschreibt Busse den „semantischen Krieg“ und versteht die Sprache als Herrschaftsmittel und Gegenstand des politischen Kampfes (cf. BUSSE 1989a:93)<sup>38</sup>. Das Beherrschen sprachlicher Möglichkeiten garantiere, auf andere Einfluss

---

<sup>36</sup> Cf. GEERAERTS 1989b:163.

<sup>37</sup> Einige Jahre später allerdings sagt Busse selbst, dass der erste Schritt einer Untersuchung immer in der Überprüfung der Wortsemantik besteht (cf. BUSSE 1993b:123).

<sup>38</sup> Cf. auch sein Vorgänger am Düsseldorfer Lehrstuhl Stötzel, der „Konfliktdiskurse“ (cf. Stötzel in der Einleitung zu STÖTZEL/WENGELER 1995:14) untersucht.

ausüben zu können. Die gesamte gesellschaftliche Wirklichkeit sei das Ergebnis semantischer Kämpfe. Der „Gewinner“ des semantischen Kampfes sei derjenige, der seinen Gebrauch (und damit eine bestimmte Deutung der Wirklichkeit) in der Sprachgemeinschaft (zu politischen Zwecken) durchsetze (cf. BUSSE 1993b:123).

Die Massenmedien würden das Machtinteresse stützen, das nicht nur auf die Verwendungsregeln von Einzelwörtern abziele, sondern auf die Umstrukturierung ganzer Bedeutungssysteme (cf. BUSSE 1989a:95). Die Medien geben nicht nur Informationen über politische Ereignisse weiter, sondern liefern Interpretationsangebote mit. Ihre wichtigste Funktion ist dabei die Selektion (cf. BUSSE 1996a:351). Busse fürchtet als Folge eine fortschreitende kulturelle Gleichförmigkeit, auch dadurch bedingt, dass durch die Massenmedien die Kommunikator- und Rezipientenrollen einseitig festgelegt würden. Eine somit unidirektional gewordene „Kommunikation“ führe fast unausweichlich zum „eindimensionalen Denken“ (BUSSE 1996a:352).

Wenn Sprachbeeinflussung auch überall anzutreffen sei, so trete gerade im politischen Sprachgebrauch der ideologische Charakter offener zu Tage als in anderen Bereichen. Hier werde der Sprachgebrauch des politischen Gegners oft als verzerrend angeprangert; dabei würden lediglich Deutungsmöglichkeiten angeboten, die andere überdecken.

Busse scheint dieser Strömung noch sehr stark verhaftet zu sein, da man als Leser den Eindruck gewinnt, fast alles sei machtrelevant. Er zeigt sich beinahe als „Moralapostel“:

Menschen, die sich im politischen Raum öffentlich äußern, [...] sollten, wenn sie ein echtes Interesse an der Demokratie haben, darauf achten, welche semantischen Assoziationen durch ihre Äußerungen hergestellt werden [...]. Einmal in den öffentlichen Diskurs eingeführte Verwendungsweisen könnten nämlich ein Eigenleben entwickeln, das den Intentionen der sie erfindenden Menschen völlig entgegensteht. (BUSSE 1989a:107)

Busse unterstreicht aber, dass er die Aufgabe der historischen Semantik nicht darin sehe, Sprachgebrauch als verhüllend oder verzerrend zu denunzieren (cf. BUSSE 1989a:108)<sup>39</sup>. Dies sei schon deshalb falsch, weil mit Enthüllungsabsicht eine Abbildtheorie der Bedeutung verbunden werden könne, die er strikt ablehne.

Der Sprachkritiker solle kein Sprachpolizist sein. Sprachkritik sei eher als eine Art Mitstreiten zu verstehen. Dabei seien die Linguisten trotzdem ständig der Gefahr ausgesetzt, allein durch ihre Materialaus-

---

<sup>39</sup> In einem Artikel von 1996 sieht er es aber als Aufgabe der historischen Semantik, Manipulationen zu entlarven (cf. BUSSE 1996a:352).

wahl Stellung zu nehmen, auch wenn sie sich mit einer reinen Beschreibung des „semantischen Kampfes“ begnügen wollen. Problematisch ist Busses Aussage, der Kommunikationskonflikt entstehe erst durch die Thematisierung des Sprachkritikers: er macht den Konflikt zwar offen sichtbar, aber unterschwellig ist er doch schon vorhanden, wenn er den Sprechern auch nicht unbedingt bewusst ist. Es lässt sich auch schwer aufrechterhalten, dass die Aufdeckung solcher Konflikte für die Rezipienten wichtiger als für die Produzenten sei (cf. BUSSE 1989a:111). Für beide Seiten bietet die Kritik Reflexionsanlässe und deckt (meist unbewusst laufende) Sprachlenkung auf. Ziel jeder Sprachkritik solle es sein, einen reflektierten Sprachgebrauch zu bewirken und den „Diskurs im Diskurs“ offen zu legen (cf. BUSSE 1989a:119).

Konkret kann sich Sprachlenkung auf zwei Weisen äußern: ein Einfluss auf die gesellschaftliche Wirklichkeit wird ausgeübt, indem entweder neue Wirklichkeiten konstituiert werden, oder aber indem die Realisierung bestimmter Sinnmöglichkeiten verhindert wird (z.B. indem gewisse Begriffe von bestimmten Gruppen „besetzt“ werden, cf. BUSSE 1993b:122). Konkurrierende Begriffe werden als falsch oder ideologisch denunziert; meist wird die Interpretation, die als erste „auf den Markt“ gekommen ist, als die offizielle gehandelt.

Über den Diskurs wird versucht, Wirklichkeit zu steuern, Öffentlichkeit zu beeinflussen: „semantic or semiotic constitution of public sense“ (BUSSE 1993b:121) bestimmt, welche soziale und politische Realität akzeptiert wird, und welche Konnotationen zugelassen werden. Sprache wird so zum Mittel politischen Handelns.

Busse grenzt Privatsprache von öffentlichen Kommunikationsformen ab, denn eine Neuerung im öffentlichen Sprachgebrauch habe stärkere Auswirkungen auf den Bedeutungswandel als eine im privaten Sprachgebrauch; Öffentlichkeit „fungiert als Entfaltungsraum von Sprachwandel“ (BUSSE 1996a:357).

Privater Sprachgebrauch ist allerdings auch nicht zu vernachlässigen. Gerade mit neuen Sprachgebrauchsformen (wie z.B. e-mail) eröffnet sich für den privaten Sprachgebrauch eine ganz neuartige Verbreitungsintensität. Abgesehen vom quantitativen Aspekt entwickeln sich mit neuen Medien oder neuen Umgangsformen auch ganz spezifische Arten des Bedeutungswandels, die die Sprachwissenschaft auch berücksichtigen muss:

Linguistische Analyse des Sprachgebrauchs hat sich stets den aktuellen Veränderungen in den Gebrauchssituationen von Sprache zu stellen, will sie Analyse der Sprache in ihrer wirklichen Funktionsweise und nicht bloß Gemälde einer wissenschaftlich konstruierten idealen Funktion sein. [...] Diese Entfaltungsräume können im philosophischen Sin-

ne als Möglichkeitsbedingungen von Sprache und Sprachwandel aufgefaßt werden; auch zu ihrer Aufklärung sollte Semantik beitragen. (BUSSE 1996a:358)

Busse möchte die Mängel der Begriffsgeschichte durch eine Verquickung mit dem Modell des gesellschaftlichen Diskurses ausgleichen. Die Diskursgeschichte stehe nicht in Opposition zur Begriffsgeschichte, wie teilweise behauptet werde (meist findet man beide Begriffe jedoch in nicht-oppositiver Verbindung).

Tatsächlich kann es aber nicht um einen Gegensatz gehen, sondern (wie ich – ohne dass dies immer beachtet worden wäre – auch in der Vergangenheit immer wieder hervorgehoben habe) eher um eine Ergänzung und Erweiterung des Methodenspektrums – weniger der Zielsetzungen! – der historischen Semantik. (BUSSE 2003a:17)

Begriffsgeschichte und linguistische Diskursanalyse haben beide eine historisch-epistemische Zielsetzung. Beide suchen nach größeren Zusammenhängen innerhalb der historischen Semantik. Busse sieht den Unterschied zwischen beiden Ansätzen in einer unterschiedlichen Perspektive, der Untersuchungsgegenstand sei jedoch derselbe (cf. BUSSE 2003a:22s.). Die Diskursanalyse brauche die Begriffsgeschichte, gehe aber über sie hinaus, indem sie noch intensiver die Querverbindungen der Begriffe zu erklären versuche.

Die Diskursanalyse sei eine Methode der Semantik unter vielen, wenn man Semantik als „Entfaltung von gesellschaftlich konstituiertem, historisch bedingtem und relativem Sinn“ (BUSSE 2003c:16) definiert. Von hier aus sieht Busse selbst in neueren Publikationen sogar einen möglichen Anschluss an die kognitive Semantik. Als epistemologische Methode sei die semantische Diskursanalyse notwendigerweise eine historische. Sie beschreibe diskursive Ereignisse und Vernetzungen innerhalb eines bestimmten zeitlichen Rahmens<sup>40</sup>.

Benachbarte Forschungsansätze wie Diskursanalyse, Ideengeschichte, Begriffsgeschichte oder derjenige der „Kontroversen Begriffe“ (STÖTZEL/WENGELER 1995)<sup>41</sup> ergänzen sich gegenseitig und schließen

---

<sup>40</sup> Busses Sammelband *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte* von 1994 stellt nach der Rezension von Pflug eine vorzügliche Einführung in die Diskurslinguistik dar (cf. PFLUG 1996:273). Hier werden Voraussetzungen, Reichweite, Methoden und Probleme an anschaulichen Beispielen dargestellt, und die Eigenständigkeit gegenüber Lexikologie, Semasiologie, Onomasiologie oder philosophischer Soziologie oder Begriffsgeschichte deutlich gemacht.

<sup>41</sup> Die Düsseldorfer Überlegungen zur Diskursgeschichte bauen auf den Arbeiten Busses, Teuberts und Hermanns auf, aber orientieren sich stärker an konkreten empirischen Forschungsprojekten. Die „Düsseldorfer Schule“ (cf. BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet)) wurde Mitte der achtziger Jahre von Georg Stötzel begründet und legt ihren Schwerpunkt auf die Sprachgeschichte nach 1945, ohne

sich nicht aus. Busse räumt aber ein, dass gerade die Diskursanalyse für Linguisten die befremdlichste Richtung sein mag.

Sicher sind Begriffsgeschichte, Ideengeschichte, politisch-historische Semantik von Leitvokabeln, Mentalitätsgeschichte usw. zunächst eingängigere, weil eingeführte und altbekannte methodische Konzepte. Demgegenüber erscheint die Diskursanalyse vielen (gerade auch Linguisten) zunächst als fremdartig, abstrakt, in ihrer Zielsetzung und Gegenstandskonstitution schwer nachvollziehbar. (BUSSE 2000b:50)

Die Diskursanalyse habe eine andere Zielsetzung und bringe somit andere Erkenntnisse. Ihr wahrer Wert gebe sich leider nur „projektbezogen“ zu erkennen, in der Anwendung. Für Busse hat sie v.a. den Vorteil, dass Texte nicht auf die Intention ihres Produzenten hin untersucht würden, sondern auf regelmäßig auftretende inhaltliche Versatzstücke (diskurssemantische Grundfiguren), die – wie er glaubt – den Zugang zu tiefensemantischen Strukturen besser ermöglichen würden als andere Methoden.

---

jedoch ideologie- oder machtkritisch arbeiten zu wollen. Zunächst spielt der Diskursbegriff keine wichtige Rolle, wird aber von jüngeren Anhängern wie Matthias Jung, Karin Böke und Martin Wengeler immer stärker für die Linguistik nutzbar gemacht.



### 2.3 Historiographische Einordnung

Um nicht zu sagen, dass v.a. die Anfänge Busses mit seiner Dissertation höchst eklektisch wirken, formuliert Lenschen in seiner Rezension: „Busse holt sich Rat bei verschiedenen Theoretikern“<sup>1</sup>. Insbesondere der zweite Teil der *Historischen Semantik* (Kapitel 5-11), aber auch diverse andere Veröffentlichungen Jahre später noch, basieren immer wieder auf Wittgenstein, Lewis, Foucault und Grice, um nur die wichtigsten zu zitieren. Lenschen lobt aber, die theoretischen Elemente würden in stimulierender Weise zusammengeführt<sup>2</sup>.

Kritisiert wird von anderer Seite jedoch, dass trotz des Titels gerade die historische Semantik überhaupt keine Beachtung finde: „the expected confrontation with linguistic historical semantics does not take place. There is, in fact, not a single historical semantician of a linguistic persuasion who is treated with more than a passing reference“<sup>3</sup>. Busse zitiert wenige Male Coseriu, dessen Konzeption er aber ohne weitere Argumentation ablehnt. Andere historisch-semantische Überlegungen, „the pre-structuralist linguistic approaches, or [...] present-day cognitive semantics“<sup>4</sup> werden einfach außer Acht gelassen.

Busse erläutert selbst Jahre später, dass seine Beschäftigung mit der älteren historischen Semantik erst „im Nachhinein“ stattgefunden habe. Sein verspätetes Interesse für die Fachgeschichte der Germanistischen Sprachwissenschaft habe ihm gezeigt, dass es vor dem Einsetzen der modernen Linguistik schon einmal Ansätze zu einer Wissens- und Bewusstseinsgeschichte im kulturhistorischen Sinn gegeben habe:

Die Entwicklung der älteren historischen Semantik in ihrer Blütephase etwa von den 1870er Jahren bis zu den 1920er Jahren zeigt anschaulich, wie sich die Überlegungen, Problemstellungen und Forschungsziele von einer anfänglichen Orientierung an der (damals noch nicht so genannten) Systemlinguistik in Form der angeblich ach so systematischen und erfolgreichen historischen Phonologie allmählich hin in Richtung auf eine Orientierung an dezidiert kulturwissenschaftlichen Zielsetzungen und Methoden fortentwickelten. (BUSSE 2003b:177)

---

<sup>1</sup> LENSCHEN 1991:78.

<sup>2</sup> Cf. LENSCHEN 1991:79.

<sup>3</sup> GEERAERTS 1989b: „His treatment of linguistic historical semantics is, in general, rather appalling.“ (165). Auch BLANK 1997:28s. kritisiert bei allen Bemühungen Busses um „Versprachwissenschaftlichung“, dass er die Tradition der historischen Semantik – trotz des vielversprechenden Titels seiner Dissertation – völlig unter den Tisch fallen lasse.

<sup>4</sup> GEERAERTS 1989b:165 – Damit schließt sich auch ein möglicher Verweis auf Bréal aus.

Dieser Rückblick unterstützt ein weiteres Mal Busses Ablehnung der modernen „formal orientierten“ Linguistikkonzeptionen, die solch nützliche Ansätze verdrängt und herabwürdigt hätten. Genauer gesagt liege die Aufgabe der kulturhistorischen Perspektive in der Konzentration auf die Sprache als System, und v.a. in der Orientierung am naturwissenschaftlichen methodischen Ideal.

Die Wende zu dem, was für Busse wirklich „Moderne“ bedeute, bestehe eher in der Tatsache, dass soziale Interaktion endlich in Betracht gezogen werde:

Betrachtet man die Entwicklung der Sprachwissenschaft jedoch in größeren historischen und systematischen Zusammenhängen, dann könnte deutlich werden, dass die eigentliche Wende zur Moderne nicht in der auch schon im 19. Jahrhundert verbreiteten systemlinguistischen Dominanz zu sehen ist, sondern in der Anerkennung der Tatsache, dass Sprachwissenschaft letztlich stets eine Wissenschaft von Aspekten sozialer Interaktion darstellt (BUSSE 2003b:178).

Busse übergeht die ältere historische Semantik nicht ganz. Er ist sich sehr wohl bewusst, dass sich die Sprachwissenschaft des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts „nahezu ausschließlich mit Fragen des Bedeutungs*wandels*“ (BUSSE 1992a:27) befasst. Das ist für ihn aber kein Grund, sich intensiver mit deren Hauptvertretern zu beschäftigen. Ihre Bedeutungsauffassung herrsche bis in die 70er Jahre vor, dann werde sie allmählich von der strukturalistischen Konzeption „überschattet“.

Busse wendet sich an zahlreichen Stellen radikal gegen eine traditionelle Auffassung von Bedeutungswandel und v.a. gegen den Strukturalismus Saussurescher Prägung und dessen Errungenschaften. Verschiedene Theorien der modernen Semantik werden von ihm auf ihre Eignung als Grundlage für eine explikative Semantik geprüft: Wortsemantik, praktische Semantik, Satz-, Text- und Kontextsemantik bis hin zur modernen Sprachpsychologie (cf. BUSSE 1992a:10)<sup>5</sup>.

Alle Modelle, die auf den Autor oder Textproduzenten Bezug nehmen, qualifiziert Busse als hilflose Versuche ab, Eindeutigkeit durch Urheberrecht begründen zu wollen (cf. BUSSE 1992a:10). Ihn stört, dass der Bedeutungsbegriff meist auf das Wort bezogen ist und nicht auf größere Einheiten. Seiner Ansicht nach entspreche es einem vortheorietischen, alltäglichen Sprachverständnis, das Wort als kleinste selbstän-

---

<sup>5</sup> Sein „Überblick über die gegenwärtig dominierenden Positionen in Begründung und Methodik der historischen Semantik“ (BUSSE 1987a:12) beschränkt sich allerdings auf den Strukturalismus.

dige sprachliche Einheit anzunehmen. Linguistische Gegenstände müssten vielmehr der Satz, der Text oder größere Kontexte sein.

An diversen modernen semantischen Ansätzen (Merkmalssemantik, Prototypen- sowie Stereotypensemantik) kritisiert Busse, dass immer von einer internen Struktur von Bedeutung (von Begriffen, Vorstellungen) ausgegangen werde. Ohne erklären zu können, was Bedeutung eigentlich sei, werde behauptet, Bedeutung sei in konstitutive Merkmale zerlegbar (cf. BUSSE 1992a:29). So ersetze jede Komponentensemantik aber immer wieder nur Bedeutung durch Bedeutungen (cf. BUSSE 1998a:535). Die Linguistik kommentiere das Wort mit Wörtern, den Satz mit Sätzen, den Text mit Texten, und das Ganze werde „wissenschaftlich“ indem man Begriffe, Definitionen und Schemata dazuliefere. Man seziere, ordne und konstruiere damit Bedeutung, die dann wahlweise lexikalische Bedeutung, Sem, Prototyp, Stereotyp, Referenz, Illokution oder *concept* genannt werde (cf. BUSSE 1998a:535).

Jede Merkmalsemantik sei eine Art Begriffstheorie der Bedeutung. Dabei sei der Begriff der konstitutiven Merkmale ein Beschreibungsbegriff, der keine Erklärung (über das Funktionieren sprachlicher Bedeutung) liefere. Nur die Praxis entscheide über die Bedeutung (denn angeblich nutzen wir die Sprache ohne sie zu beherrschen), so dass die einzige linguistische Richtung, die Busse Nutzen bringen kann, die Pragmatik zu sein scheint<sup>6</sup>.

---

<sup>6</sup> Cf. GEERAERTS 1989b:163.

### 2.3.1 Vorstrukturalistische Semantik

Busse kritisiert schon an den Anfängen semantischer Betrachtung die impliziten Prämissen der Semantik, nämlich dass erstens „Bedeutung“ existiere und dass zweitens alles was „Bedeutung“ sei<sup>7</sup>, in seiner Natur ähnlich oder identisch sei. Schon bei Platon treffe man auf die Existenzprämisse (cf. Kapitel 1.3.3). Das Vorhandensein einer Homogenitätsprämisse verrate sich schon in der Tatsache, dass Semantik eigentlich immer Wortsemantik sei. In mittelalterlichen semiotischen Modellen komme zwar das Konzept als drittes Element zu Zeichen und Bezeichnetem hinzu, doch sieht Busse hier immer noch ein Repräsentationsmodell, das zur Folge habe, dass Eigenschaften des Referenzgegenstandes mit semantischen Eigenschaften vermischt bzw. gleichgesetzt würden. Die Bedeutung werde immer noch mit dem Gegenstand selbst identifiziert, anstatt eine Vermittlung zu beschreiben (cf. BUSSE 1992a:28). Eine solche Abbildtheorie impliziere einen semantischen Platonismus, d.h. Bedeutung werde als eigenständige geistige Größe gehandelt. Wenn Wörter also nichts mehr als Namen für Gegenstände seien, und ihnen eins zu eins entsprechen, so müsse man davon ausgehen, dass die Welt restfrei in Einzeldinge zerlegbar sei, was nicht gehe.

Jede traditionelle Bedeutungstheorie setze Bedeutung eigentlich mit Begriff gleich (zur genaueren Diskussion von *Begriff* und *Bedeutung* cf. Kapitel 2.4.6). Schon seit der Antike sei Bedeutung als Begriff zu verstehen:

Das den Arbeiten der traditionellen Semantik zum Bedeutungswandel seit Mitte des 19. Jahrhunderts zugrundeliegende (meist implizite) bedeutungstheoretische Konzept kann unter dem Titel „Begriffs- oder Vorstellungstheorie der Bedeutung“ zusammengefasst werden. In der Regel wird das Phänomen Wortbedeutung als mit dem Terminus „Begriff“ hinreichend erläutert angesehen und der Terminus „Begriff“ wiederum ggf. mit dem Terminus „Vorstellung“ (einer Sache, eines Dings, eines Vorgangs usw.) erklärt. Dasselbe funktioniert auch umgekehrt; dann wird „Bedeutung“ mit „Vorstellung“ erklärt und „Vorstellung“ ggf. wiederum mit „Begriff“, so dass sich letztlich die terminologische Gleichung (und implizite Identitätshypothese) „Bedeutung = Begriff = Vorstellung“ ergibt. (BUSSE 2005c:1309)

Traditionelle Semantik entspreche eigentlich immer einer Beschreibung und Erklärung des Bedeutungswandels; lange seien Semantik und Bedeutungswandel „nahezu synonym“ gewesen (BUSSE 2005c:1306). Überraschenderweise würden auch neuere Theorien noch ohne Umschweife

---

<sup>7</sup> Lyons bezeichnet sie als Existenz- und Homogenitätsprämisse (cf. BUSSE 1992a:26).

an älteste semantische Ansätze anknüpfen, die das Primat der Deskription vertreten. Busse bedauert, dass

[...] kaum ein Autor der älteren Arbeiten zur Semantik es für nötig befunden hat, überhaupt Reflexionen zum Begriff „Bedeutung“ bzw. zu den theoretischen und methodischen Grundlagen der eigenen Arbeiten anzustellen. (BUSSE 2005c:1307)

Für ältere Ansätze beweise dies den „hohen Grad an Einverständigtsein, der die älteren Forschungsarbeiten zur Semantik hinsichtlich des zugrundegelegten Bedeutungskonzepts auszeichnet“ (BUSSE 2005c:1307). Deswegen sei es nicht einmal für nötig befunden worden, das Bedeutungskonzept in Frage zu stellen.

Diese Vorverständigung, die anscheinend nahezu alle expliziten Thematisierungen des Bedeutungsbegriffs überflüssig machte, kann möglicherweise auf die große Nähe des impliziten Bedeutungskonzepts der damaligen Forscher zu vortheoretischen (alltagsweltlichen) Bedeutungskonzepten zurückgeführt werden. (BUSSE 2005c:1307)

Für Busse reicht aber dieses alltägliche Bedeutungsverständnis, das er einfach global allen Semantikern unterstellt, nicht aus. Für die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts erklärt er das „Fehlen“ bedeutungstheoretischer Bemühungen (bei genauerem Hinsehen ließen sich schon einige finden) mit den Bemühungen um das Finden von Gesetzmäßigkeiten. Dieses Forschungsziel sei das Resultat einer Orientierung am naturwissenschaftlichen Leitideal (cf. BUSSE 2005c:1307). Die Anlehnung an die Methoden der Naturwissenschaften (cf. Kapitel 1.2, v.a. 1.2.6 zu den Junggrammatikern) habe weiter zur Folge, dass die Semantik zu einer „armen Verwandten“ der Linguistik degradierte worden sei (cf. BUSSE 2003c:10).

Mit den „von Anfang an zum Scheitern verurteilten Versuchen der Formulierung von «Bedeutungswandelgesetzen»“ (BUSSE 2003c:10) sollten laut Busse die Lautgesetze nachgeahmt werden. Hätte Busse jedoch als beispielhaften Vertreter nur Bréal gelesen, so hätte er sich selbst überzeugen können, dass gerade das Gegenteil erreicht werden sollte, nämlich eine Abkehr von Gesetzen, die sich am naturwissenschaftlichen Paradigma orientierten. Forschern des 20. Jahrhunderts wirft Busse vor, noch immer im Bann der Gesetzesformulierung zu stehen:

Die Suche nach „Gesetzen des Bedeutungswandels“ hat die ältere Semantik in so großem Ausmaß bestimmt, dass noch so reflektierte Berichterstatter wie Kronasser 1952/1968<sup>2</sup> und Ullmann 1967 [...] sich dieser Zielsetzung trotz aller, schon früh geübter Kritik an diesen Tendenzen offenbar nicht entziehen zu können meinten und sie als ernst-

hafte Aufgabe der Bedeutungswandelforschung kritisch reflektierten.  
(BUSSE 2005c:1317)

Die „verzweifelte Suche nach Bedeutungsgesetzen“ (BUSSE 2005c:1317s.) sei ein Versuch gewesen, den eigenen Bemühungen den Charakter strenger Wissenschaftlichkeit und Systematizität zu verleihen – ein Versuch, der „geradezu notwendig scheitern“ (BUSSE 2005c:1318) musste. Busse geht stillschweigend davon aus, dass es keine Kritik an einem unfehlbar definierten Gesetzesbegriff gegeben hat. Er bleibt auf dem Niveau des oft bemühten Topos, die Semantiker einer ganzen Epoche hätten den scheinbar „weichen“ Forschungsbereich der Semantik der linguistischen Leitdisziplin der Phonologie gleichmachen wollen.

Obwohl Busse Schuchardt zitiert (cf. BUSSE 2005c:1319) und demnach die frühe und heftige Kritik an den Lautgesetzen kennen müsste, stellt er sich vor, es hätte eine Gefahr für die Lautgesetze bedeuten können, wenn man die „Bedeutungsgesetze“ „kritisch hinterfrag[t]“ (BUSSE 2005c:1318) hätte. Umgekehrt hat vielmehr die Kritik an den zu starren Gesetzen des Lautwandels bewirkt, dass z.B. Bréal seine *lois* für die historische Semantik ganz anders konzipiert.

Stattdessen verfiel man auf den bequemeren [...] Ausweg, wonach das, was den anderen erlaubt ist (den Phonologen mit ihren „Lautgesetzen“), einem selbst, wenn man sich in einer vergleichbaren Lage befindet, auch erlaubt sein muss (eben dann als „Bedeutungsgesetze“). (BUSSE 2005c:1318)

Und erstaunlicherweise zitiert Busse in einer Aufzählung als ersten Vertreter dieser älteren, verdammungswürdigen Semantik Bréal, der wie seine Kollegen blind an einen naturwissenschaftlich gemeinten Begriff des Bedeutungsgesetzes geglaubt habe!

Viele, gerade auch die bedeutenderen älteren Semantiker (wie Bréal, Wundt, Sperber, Stern u.a.) haben ernsthaft mit der Möglichkeit der Formulierung von Bedeutungsgesetzen gerechnet (BUSSE 2005c:1318).

Busse schlägt vor, was Bréal in seinem *Essai* zum Gesetzesbegriff gleich vorausschickt: man könne doch besser von Gesetzmäßigkeiten oder „Tendenzen“ (BUSSE 2005c:1319) sprechen.

Busse möchte mit seiner Kritik an der Suche nach „Gesetzen“ im Bedeutungswandel seit Ende des 19. Jahrhunderts zeigen, dass theoretische Modelle der Bedeutung und des Bedeutungswandels viel weniger Adepten hatten als die konkrete Analyse von Bedeutungswandel:

Diese Übersicht zeigt, dass Fragen wie: Wie ist das Verhältnis zwischen alter und neuer Bedeutung? Warum kommt Bedeutungswandel überhaupt zustande? gegenüber der Frage: Was ist die Bedeutung? und wohl auch: Wie kann der Vorgang des Bedeutungswandel theoretisch erklärt werden? in der älteren Semantik stark in den Vordergrund traten. (BUSSE 2005c:1321)

Die Untersuchung des Bedeutungswandels sei lange nur „als Hilfswissenschaft der Etymologie“ (BUSSE 2005c:1308) zu verstehen (cf. dazu Kapitel 1.3.2) und habe trotzdem keine sicheren Ergebnisse geliefert:

Eine Bewertung der Ergebnisse der traditionellen Semantik aus heutiger Sicht muss zwiespältig ausfallen. Zum einen ist der älteren Forschung eine Fülle von Daten, etymologischen, wort- (laut- und bedeutungs-)geschichtlichen Herleitungen, Bedeutungsbeschreibungen, Feldanordnungen u.a. zu verdanken ohne Rückgriff auf die (als ein mittelbares Belegkorpus von unschätzbarem Wert) auch heutige historisch-semantische Forschung bedeutend ärmer wäre. Zum anderen ist die Validität der vorliegenden Ergebnisse auf der Basis heutiger methodischer Standards mit großer Vorsicht zu beurteilen. (BUSSE 2005c:1322)

Ganz entgegen seiner Behauptungen ist auch das Problem der Rekonstruktion von älteren Sprachstufen, wie sie die indogermanische Forschung betrieb (cf. BUSSE 2005c:1322), sehr wohl gesehen worden (cf. Kapitel 1.2.4). Eine einzige positive Errungenschaft in der älteren Forschung sieht Busse in der Wende zur psychologischen Betrachtungsweise:

Ein Bogen zu neuesten Tendenzen der Semantikforschung an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert ließe sich vom eklatanten Psychologismus in der historischen Semantik um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert schlagen. Wie heute in der kognitivistischen Forschung wieder werden in der älteren Semantik Phänomen und Begriff „Bedeutung“ psychologisch definiert. (BUSSE 2005c:1309)

Als weiterer Schritt fehlen Busse aber Aussagen über Konventionalisierung und Verbreitung neuer Bedeutungen. Es konnte aber bereits gezeigt werden, dass Konventionalisierung schon in der Antike thematisiert wurde (cf. Kapitel 1.10.1) und dass z.B. Bréal sich sehr wohl zu Bedingungen der Verbreitung gewandelter Bedeutungen geäußert hat (cf. Kapitel 1.10.2). Auch die Beschreibung von Stadien des Bedeutungswandels ist kein so seltener Gegenstand (cf. BUSSE 2005c:1316) und wird bei Bréal oft metaphorisch beschrieben und an zahlreichen Beispielen illustriert.

Als letztes Manko der traditionellen Semantik nennt Busse das Nichtvorhandensein sozialtheoretischer und sprachnormtheoretischer Grundlegendiskussionen. Für erstere sollte wenigstens Meillet ein glän-

zendes Beispiel sein, für letztere kann beispielhaft auf Bréals Referenzen auf die Normierungspolitik der Grammatiker im 17. Jahrhundert verwiesen werden (cf. Kapitel 1.3.4).



### 2.3.2 Kritik am Strukturalismus und seiner Merkmalssemantik

Erst in allerneuesten Veröffentlichungen geht Busse auf die Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ein. Vorher kritisiert er in den meisten Arbeiten pauschal alle existierenden Ansätze der diachronen Semantik; nur auf den Strukturalismus geht er besonders ein, der für ihn ein wahres „rotes Tuch“ darzustellen scheint: „the historian of ideas does not have much to expect from theoretical linguistics, at least not in its mainstream structuralist form“<sup>8</sup>. Der Strukturalismus scheint ihm – kurz gesagt – wegen der Dichotomie Synchronie/Diachronie für eine historische Semantik unbrauchbar zu sein.

Innerhalb des Strukturalismus differenziert Busse nicht viel: neben Saussure, der ständig attackiert wird, zitiert er lediglich Coseriu (in *Historische Semantik* fünf Mal, und das auch nur in Fußnoten). Die Franzosen (in der Semantik z.B. Guiraud, Mounin, Pottier), der Prager, der Kopenhagener und der amerikanische Strukturalismus fallen größtenteils unter den Tisch. Nachdem Coserius Verdienst, für eine historische Semantik innerhalb der strukturalistischen Sprachwissenschaft zu plädieren, aufgezeigt worden ist, werden seine Überlegungen als unnütz abgetan, wofür Busse leider keine weiteren Argumente liefert:

Es ist das Verdienst von Coseriu, die Notwendigkeit und Möglichkeit einer diachronen Semantik auf Seiten der strukturalistischen Linguistik stets betont zu haben (u.a. in Coseriu 1964). Für eine historische Semantik in wissenschaftsgeschichtlichem Interesse können seine Überlegungen freilich nicht als Grundlage dienen. (BUSSE 1987a:20 N21)

Weiter gehört zur strukturalistischen Semantik aber auch die Wortfeldforschung (Ipsen und Trier, dann Porzig, Dornseiff und Weisgerber), die Busse nicht nutzt. Sie ist zwar auch von Saussure beeinflusst (denn nichts ist in der Sprache isoliert, jedes Wort hat seinen Wert nur im Zusammenhang im Wortfeld), basiert aber auf der Ansicht Humboldts, die Sprache ordne die Welt. Auch sucht man Hinweise auf Baldinger, Gekeler, Heger, Ducháček und Heidegger vergeblich.

Busse greift eine Semantik an, die er die „reduktionistischen Bedeutungsmodelle der linguistisch-semantischen Zwischenphase der 60er-80er Jahre“<sup>9</sup> (BUSSE 2003a:22) nennt. In einer Fußnote erläutert er jedoch, er meine mit „Zwischenphase“ die Zeit vor der Rezeption von Saussures *Cours de linguistique générale*, d.h. vor 1920. Vor Saussure gebe es Modelle, die „durchaus als Vorstufe einer semantischen Epistemologie bzw. «Tiefensemantik»“ gelten könnten (BUSSE 2003a:22 N10),

---

<sup>8</sup> GEERAERTS 1989b:163.

<sup>9</sup> Des 19. Jahrhunderts?

an die sich heute Begriffsgeschichte, Diskursanalyse oder Mentalitätsgeschichte anlehnen.

Die strukturalistische Welle wird 1916 durch das Erscheinen des *CLG* ausgelöst, der nicht nur einen Impuls für die Linguistik gibt, sondern die Geisteswissenschaften allgemein prägt<sup>10</sup>. Immerhin ist sich Busse prinzipiell bewusst, dass der *CLG* einige Verfälschungen erfahren hat, so dass man nicht alles als tatsächliches Geistesgut von Saussure persönlich betrachten kann:

L. Jäger (1975, 1976) hat inzwischen überzeugend nachgewiesen, daß der von Bally und Sechehaye<sup>11</sup> edierte Text des „Cours de linguistique générale“ die Sprachidee F. de Saussures erheblich verfälscht hat. Wenn im folgenden von „Saussure“ die Rede ist, so ist damit stets der „Cours“ gemeint, der das Paradigma der strukturalistischen Linguistik entscheidend geprägt hat. (BUSSE 1987a:18 N7)<sup>12</sup>

Busse geht nicht so weit, im Einzelnen nachzuprüfen, ob sich etwa ein Argument in anderen (authentischen) Quellen Saussures wiederfindet, oder ob er es mit der Weiterinterpretation einer der Herausgeber zu tun hat.

Wie verschiedentlich behauptet wird, so gibt auch Busse an, im Strukturalismus habe es keinen semantischen Ansatz gegeben. Mehr noch: die Semantik werde nicht nur vernachlässigt; Busse spricht gar von einem „Semantikverbot des klassischen Strukturalismus“ (BUSSE 1996b:70). Jedoch finden sich bei Saussure zahlreiche Ansätze für eine moderne Definition der Semantik. Bei ihm ist die Semantik auch als synchronische Disziplin denkbar, mit der Systemhaftigkeit der Sprache findet alles seinen Platz und das *valeur*-Konzept erweist sich bis heute als fruchtbar. Auch der Vorschlag einer *sémantique structurale* von Hjelmslev<sup>13</sup> findet bei Busse keinerlei Erwähnung.

In der vorstrukturalistischen Sprachwissenschaft gilt das Wort als der kleinste (relativ) selbständige Bedeutungsträger; für Saussure bezieht das Zeichen seine Bedeutung erst aus seiner *valeur* im System,

---

<sup>10</sup> Cf. WUNDERLI 1992a:251.

<sup>11</sup> Riedlinger gibt Busse übrigens nicht als Herausgeber an.

<sup>12</sup> Busse führt Jäger als „Entdecker“ der Bedenken an der Bally/Sechehaye-Ausgabe des *CLG* an und versäumt es, z.B. eher Godel, Engler oder de Mauro zu nennen. Auch Jäger kommt nur in zwei Fußnoten auf die Problematik zu sprechen (1975:13s. N76, 77); er beruft sich allerdings auf die genannten drei Vorgänger. Godel und Engler haben nachdrücklich darauf hingewiesen, dass eine kritische Ausgabe durch die handschriftlichen Quellen ergänzt werden muss (cf. z.B. GODEL 1969 und ENGLER 1959). In der nächsten Anmerkung wirft Jäger allerdings den genannten Kommentatoren vor, eine widersprüchliche Haltung zu zeigen: bei aller Kritik würden sie doch die Arbeit der ersten Herausgeber bewundern (ENGLER 1962:61 und 1968:10, GODEL 1961:295 und 1969:11).

<sup>13</sup> Cf. HJELMSLEV 1971:105-21 [1957].

was Busse sogar befürworten müsste. Und gerade darin liegt das strukturalistische Charakteristikum! Es wird nicht nur die Bedeutung des Einzelzeichens isoliert betrachtet, sondern Wörter in strukturierten Zeichensystemen. Busse wehrt sich besonders dagegen, die System- oder Struktur-Hypothese der ganzen Sprache auf das Zeichen selbst zu übertragen. Es sei nicht strukturalistisch genug, das Zeichen als die kleinste semantische Einheit anzusehen, sogar die Bedeutung sei in sich strukturiert (cf. BUSSE 1992a:30)<sup>14</sup>.

Zudem glaubt Busse – dies ist sein Verständnis der *double articulation* von Martinet – dass die semantische Gliederung des Zeichens der phonologischen „entspreche“ (cf. BUSSE 1992a:30)!<sup>15</sup> Die *double articulation* ist bei Martinet aber die strukturelle Eigenschaft natürlicher Sprachen, die sie von anderen Kommunikationssystemen unterscheidet. Danach lassen sich sprachliche Ausdrücke auf zwei unterschiedlichen Gliederungsebenen zerlegen: einerseits in kleinste bedeutungstragende Einheiten (= Morpheme bzw. bei Martinet Moneme), die aus „Form“ und Bedeutung bestehen, und andererseits in kleinste bedeutungsunterscheidende Einheiten (= Phoneme), die nur ausdrucksseitig existieren<sup>16</sup>, aber keine Bedeutung aufweisen.

Sprachliche Zeichen sind eine Art strukturierte Minisysteme, mit denen die Semantik zur Komponentenanalyse wird. Busse stört daran, dass man automatisch davon ausgehe, dass die Bedeutung eines Wortes restfrei zerlegt werden könne (cf. BUSSE 1992a:30). Eine Merkmalsangabe gibt aber nicht unbedingt vor, exhaustiv zu sein. Als Idealkonzeption der strukturalistischen Merkmalssemantik gibt sie den Merkmalen eine Struktur<sup>17</sup> und kann sich durchaus bewusst sein, dass auch (auf diese Weise) unanalysierbare Elemente eine Rolle spielen<sup>18</sup>.

---

<sup>14</sup> Was die strukturalistische Semantik aber keinesfalls negiert.

<sup>15</sup> Allenfalls wäre noch vertretbar gewesen, nach von der Gabelentz anzunehmen, dass die Sprache der gegliederte Ausdruck des Gedankens durch Laute sei.

<sup>16</sup> So wie die *substance* bei Hjelmslev *valeur*-unabhängig ist, cf. HJELMSLEV 1971:115 [1957].

<sup>17</sup> GAUGER 1972b hält es aber z.B. nicht für notwendig, Seme hierarchisch zu ordnen (34). Es genüge, wenn möglichst viele Seme herausgearbeitet werden und zwischen allgemeineren und spezifischeren Merkmalen unterschieden wird.

<sup>18</sup> Cf. die Diskussion von Hilty und Gauger in der *Vox Romanica*. Laut HILTY 1972 lassen sich „Semantemsignifikate ohne Restwerte analysieren“ (48 N16). Er zitiert Gauger: „Alle Seme, in welcher Weise auch immer zusammengenommen, reichen an die umgreifende Einheit des Wortinhalts nicht heran: *das Ganze ist mehr und ist anderes als die Summe seiner Teile.*“ (GAUGER 1972b:32s. nach BLOCH 1964:120s.). Damit kann Hilty sich einverstanden erklären; auch für ihn ist das „Semantem-Signifikat [...] nicht gleich der Summe der Seme“ (48), denn diese Summe ergibt nur die „*substance du contenu*“. Daneben besteht in der Semstruktur eine „*forme du contenu*“ (cf. HJELMSLEV 1971:115). Gauger hält das „Prinzip der Kompositionalität, das Bauklötzchenprinzip“ eindeutig für zum Scheitern verurteilt (33). Hilty bleibt aber sehr skeptisch: in seinen Analysen sei er nie auf einen nicht analysierbaren Rest gestoßen.

Die strukturalistische Merkmalssemantik oder „Komponentensemantik“<sup>19</sup> verwirft Busse als ein atomistisches Merkmalskonzept (cf. BUSSE 2003a:21). Sie könne Bedeutungen in einem begrenzten Vorkommensrahmen beschreiben, jedoch keine abstrakten Bedeutungsbeschreibungen liefern:

Mit der merkmalsemantischen Methode kann man daher zwar feststehende Bedeutungsdefinitionen in einem abgegrenzten Textkorpus beschreiben; man kann mit ihr jedoch gerade nicht (oder wenigstens nicht immer) eine abstrakte Beschreibung aller möglichen Wortverwendungen leisten, die auch noch alle denkbaren Bedeutungsfestlegungen [...] mit erfasst. (BUSSE 1998b:31)

Damit wäre die strukturalistische Merkmalssemantik eigentlich die ideale Methode für Busse, der ja immer mehr auf eine Diskursanalyse in begrenztem Korpus hinarbeitet und abstrakte Bedeutungsbeschreibung ablehnt<sup>20</sup>!

Busse stellt sich drei Fragen zur strukturalistischen Semantik (cf. BUSSE 1992a:30-37), vermischt in seinen Antworten jedoch mehrere Ansätze. Er fragt sich als erstes, welchen Status Seme haben, und wozu sie geeignet sein können. Der Feststellung von Semen liege die Auffassung zugrunde, gewisse Wörter hätten etwas gemeinsam, was sich als semantische Merkmale herausfiltern lasse. Man könne diese intuitiv gewonnenen Merkmale als Werkzeuge der Beschreibung (Metasprache) sehen. Ganz intuitiv gehen die Seme natürlich nicht aus einer Merkmalsanalyse hervor; auch übernimmt nicht der ganze Strukturalismus die These der Generativisten (Busse zitiert Chomsky und Katz), Seme seien als universale Eigenschaften des menschlichen Geistes angeboren<sup>21</sup>. Dass die Seme „nur“ metasprachliche Werkzeuge der Beschreibung sind, klingt wie ein Vorwurf, kann aber keiner sein. Natürlich sind es keine real existierenden Einheiten. Busse schließt aus diesen kurzen Statements, es sei fraglich, ob Seme „überhaupt irgendeine Funktion bei der Produktion und Rezeption sprachlicher Äußerungen haben“

---

Einen Gegenbeweis finde er auch bei seinem Kollegen Gauger nicht. Nur die Praxis könne zeigen, ob sich „bei der Analyse eines Semantems ein nicht analysierbarer Rest ergibt“ (49).

<sup>19</sup> Geläufiger ist eigentlich der Begriff Komponentialsemantik.

<sup>20</sup> Allgemein stören Busse gerade die abstrakten Bedeutungsbeschreibungen, die nach Saussure gar nicht so abstrakt ausfallen können, da seine Zeichentheorie eine psychologische Basis hat (cf. DE PALO 2001a:42). Der Charakter der Sprache geht auf die Psychologie des Sprechers zurück und auf die Dynamik der Kommunikation, so dass Saussure gerade der psychologischen Fähigkeit zur Assoziation einen wichtigen Platz einräumt.

<sup>21</sup> HEGER 1969a trifft extra eine Unterscheidung: Seme sind im Unterschied zu Noemen nicht universell (55). Noch weniger sind beide aber angeboren.

(BUSSE 1992a:32). Sicherlich haben sie eine, die es zu definieren gilt, aber v.a. haben sie eine wertvolle Funktion in der Beschreibung der Bedeutung sprachlicher Äußerungen. Für eine ideale exhaustive Merkmalbeschreibung (die schlicht nicht realisierbar ist) würde Busse ein endliches und allgemein akzeptiertes Merkmalinventar verlangen (cf. BUSSE 1992a:36), was es aber in der Semantik nicht gibt und nicht geben kann<sup>22</sup>.

Seine zweite Frage zielt auf die Beziehung zwischen einzelnen Semen und der Wortbedeutung. Alle Merkmale der Gesamtbedeutung eines Wortes müssen in einer gewissen (organisierten) Beziehung zueinander stehen, wenn man von einer Bedeutungsstruktur sprechen will. Wenn Seme aber hierarchisch geordnet seien, wie könne man dann entscheiden, ob ein Sem zu einer über- oder untergeordneten Ebene gehöre (cf. BUSSE 1992a:33)? Da es allein schon schwierig sei, notwendige und unwesentliche Merkmale auszumachen, sieht Busse ein noch größeres Problem darin, begriffskonstituierende von zusätzlichen Merkmalen zu unterscheiden (cf. BUSSE 1992a:34). Die Kriterien für eine solche Unterscheidung seien ebenso wenig gegeben wie die Merkmale selbst, es müsse immer im einzelnen Fall entschieden werden. Da sich die Kriterien wie die Merkmale aber aus dem Vergleich innerhalb größerer (tatsächlich auffindbarer) Strukturen ergeben, rechtfertigen sie sich für die metasprachliche Beschreibung.

Für Busse wurzeln alle Probleme in der Frage, was die Merkmalskonzeption leisten kann, um Bedeutung zu beschreiben und zu erklären. In Anlehnung an Greimas hebt Busse richtig hervor, dass semantische Merkmale Beschreibungsgrößen seien, die man nicht auf Objektenebene ansiedeln dürfe. Das empirische Vorgehen der Bedeutungsanalyse könne (nach Wunderlich) immer nur eine Paraphrase sein, d.h. ein Ausdruck x wird durch andere Ausdrücke a, b, c beschrieben (cf. BUSSE 1992a:35). Merkmalssemantik kann für Busse also nur Bedeutungen mit Hilfe von anderen Bedeutungen beschreiben, was noch nicht das Verstehen von Bedeutung erkläre. Nur kann man davon ausgehen, dass eine gute Beschreibung, wie Bedeutung konstituiert ist, schon einiges darüber aussagt, wie sie funktioniert, d.h. wie sie konstruiert sein muss und wie sie dementsprechend verstanden wird. So rechtfertigt auch

---

<sup>22</sup> Ein solches, „festes Inventar“ sieht Busse in der Phonologie, was es selbst dort nicht gibt, beschränkt man sich nicht auf eine Einzelsprache. Und sogar das Phoneminventar einer Einzelsprache ist vor „Verlusten“ und „Zugewinnen“ von Elementen nicht sicher (cf. die Reduktion des Systems der Nasalvokale im modernen Französisch und die Spaltung der Vokale durch Umlaut vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen).

Gauger die Merkmalanalyse, die immerhin besser ist als gar keine Analyse:

Es muß vielmehr analysiert, zergliedert, auseinandergenommen werden, weil rational anders nicht vorgegangen werden kann und weil sorgfältige Analyse, wenn sie sich selbst recht versteht, immer ein beträchtliches Stück weit führt.<sup>23</sup>

Busses große Sorge ist, dass eine solche Ermittlung von Bedeutung nicht objektiv genug ausfalle. Der Semantiker lege immer nur das offen, was er vorher schon intuitiv gewusst habe und bewerte immer ausgehend von Ähnlichkeitsurteilen. Jede Paraphrasierung beruhe auf der Annahme, dass Merkmale von zwei oder mehr Wörtern ähnlich oder gleich seien. Solche Intuition hänge aber immer vom Sprachgefühl des Semantikers ab. Die Merkmale ergäben sich dann aus der Interpretation und könnten demnach nur der Beschreibung von gewissen Lesarten dienen (cf. BUSSE 1992a:37). Busse hat sicher Recht damit, dass es nur eine Annäherung geben kann an das, was wirklich im Kopf der Sprecher geschieht, die Sprache benutzen. Deswegen muss man aber nicht das Beschreibungsinstrumentarium in Frage stellen. Ideal wäre es natürlich, direkt und ohne hypothetische Modelle die Mechanismen der Bedeutungskonstitution und des Bedeutungsverstehens beobachten zu können. Dazu sind aber leider bis heute weder Kognitivisten noch Neurolologen in der Lage.

Busses Hauptkritik gegen den Strukturalismus zielt auf die Dichotomie Synchronie versus Diachronie (cf. Kapitel 3.3.1)<sup>24</sup>. Diese „strukturalistische Erblast“ (BUSSE 1986b:51) trägt aus seiner Sicht die Schuld daran, dass die Sprachwandelforschung bis jetzt keine zufriedenstellenden Ergebnisse geliefert hat, da die Pragmatik durch die „allgemeine Enthistorisierung der Linguistik“ (BUSSE 1986b:51) nicht historisch arbeiten können. Der „Niedergang“ der historischen Semantik stehe in Verbindung mit der Wirkungsgeschichte des *CLG*<sup>25</sup>, der eine synchronistische Wende verursacht habe, durch die die wertvollen soziohistorischen und kulturgeschichtlichen Orientierungen der älteren Semantik abgeschnitten worden seien (cf. BUSSE 2005c:1322). Daraus ergebe sich eine „auffällige Lücke in der linguistischen Diskussion, die sich um geschichtliche Fragestellungen kaum mehr gekümmert hat“ (BUSSE 1987a:12).

---

<sup>23</sup> GAUGER 1972b:34. Er zitiert daraufhin Sapir: „There is perhaps no better way to learn the essential nature of speech than to realize what it is not and what it does not do.“ (SAPIR 1949:219).

<sup>24</sup> Außerdem auch *langue* und *parole*, cf. dazu Kapitel 3.3.2.

<sup>25</sup> Cf. STIERLE 1979:158.

Genauer gesagt sei es Schuld der strukturalistischen Unterscheidung zwischen *langue* und *parole*, dass die historische Semantik vernachlässigt wurde. Die Systemebene erachtet Busse überhaupt als unnötig (cf. BUSSE 1996b:64); die Synchronie sei wiederum Schuld an der Konzentration auf die *langue*:

Für die Sprachwissenschaft muß, nach Saussures Unterscheidung von synchronischer und diachronischer Sprachbetrachtung und der folgenden Beschränkung auf den (synchronischen) System-Aspekt der Sprache das Interesse an der Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung erst wieder neu geweckt werden. (BUSSE 1987a:17)

Eigentlich widerstreben ihm aber beide Dichotomien gleichermaßen, da nicht nur die Konzentrierung auf die Synchronie, sondern auch diejenige auf die *langue* den beiden Gegenaspekten Diachronie und *parole* geschadet hätte:

Sprachtheoretische, methodische und wissenschaftstheoretische Weichenstellung war Saussures Einteilung der Sprachwissenschaft in synchronische und diachronische Betrachtungsweise und seine Aufteilung ihres Gegenstandes in *langue* und *parole*, welche in seiner Nachfolge zur Vernachlässigung von Diachronie und *parole*, bei Beschränkung der Forschung auf *langue* und Synchronie führte. (BUSSE 1987a:18)

Nicht nur die Hervorhebung jeweils eines Aspektes missfällt Busse, sondern sogar die Trennung an sich. Der „Verzicht“ auf die historische Betrachtung der Sprache sei dadurch begründet, dass man in der Diachronie kein System festmachen könne:

Die diachronische Perspektive auf die Sprache mußte wegfallen, da nach Saussure die diachronischen Momente weder in einem systematischen Zusammenhang untereinander, noch in einer systematischen Beziehung zum Sprachsystem stehen. Da in der Dichotomie von Synchronie und Diachronie der System-Aspekt immer mitgedacht ist, sind beide Begriffe ungeeignet zur Behandlung von sprachlichem Wandel. Der darin behauptete „Ergon“-Charakter der Sprache ist mit einer genetischen Sichtweise unvereinbar. (BUSSE 1987a:20)

Hier werden einige Dinge vermischt, die dann sogar dazu führen, Saussure zu unterstellen, er verstehe die Sprache als ein statisches Werk:

Mit der System-Hypothese (d.h. dem Mißverständnis der Sprache als Ergon) wurde Sprachgeschichte auf die Beschreibung des Wandels von Formen und als statisch aufgefaßten Strukturen beschränkt; die Geschichte der Bedeutungshaftigkeit der Sprache wurde, aufgrund ihres dynamischen Charakters, ausgegrenzt. (BUSSE 1987a:21)

Es muss einmal eines gesagt werden: Saussures Dichotomien verstehen sich als methodische Unterscheidungen, die dem Sprachwissenschaftler die Arbeit erleichtern sollen. Auf keinen Fall kann gemeint sein, dass die Sprache nur als System oder nur in der Synchronie existiert! Wäre dies der Fall, wie unsinnig wäre es dann, Dichotomien zu formulieren! Dann hätte es ja gereicht, ein für allemal festzusetzen, dass die Sprache ein statisches System ist und um Vorstellungen von Diachronie und *parole* hätte man sich nie Gedanken machen müssen!

Es ist nicht falsch, dass synchronische Fakten als systemgebunden zu verstehen sind, diachronische dagegen nicht<sup>26</sup>. Trotzdem durchdringen sich Synchronie und Diachronie in der Realität gegenseitig. Für die Sprachwissenschaft stellen sie zwei unterschiedliche Perspektiven dar, die aber unlösbar miteinander verbunden sind. Die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie bezieht sich nicht auf das Objekt Sprache, sondern stellt eine methodologische Unterscheidung auf einem Meta-Niveau dar<sup>27</sup>. Die Synchronie privilegiert Saussure nicht, weil sie ihm besser gefällt, sondern aus strategischen Gründen<sup>28</sup>. Erst wenn man eine Serie von Synchronien untersucht hat, kann man diese zueinander in Beziehung setzen und Entwicklungen herausarbeiten. Außerdem rechtfertigt sich der Vorrang der Synchronie mit dem Sprecherbewusstsein, das wie ein Filter arbeitet, denn der Normalsprecher handelt nie in mehreren Synchronien gleichzeitig:

En se plaçant au point de vue du sujet parlant: la suite des faits dans le temps est une chose inexistante. Le sujet parlant est devant un état. De même, le linguiste doit faire table rase de ce qui est diachronique [...] Il ne peut entrer dans la conscience des sujets parlants qu'en adoptant le point de vue de l'ignorance <des sources><sup>29</sup>.

Die Synchronie besagt also nicht, dass die Sprache ein Zustand sei, sondern sie ist eine Abstraktion, ein momentaner Ausschnitt, ohne den sprachliche Analysen gar nicht zu bewerkstelligen wären. Der Sprachzustand ist eine Illusion<sup>30</sup>, denn die Sprache verändert sich ständig. Die Dichotomie ist eine methodologische Konstruktion des Linguisten; die Sprache selbst ist ständiges Werden:

[...] tout dans la langue est histoire, c'est-à-dire qu'elle est un objet <d'analyse historique>, et non <d'analyse> abstraite, qu'elle se compose

---

<sup>26</sup> Cf. WUNDERLI 1990:9.

<sup>27</sup> Cf. WUNDERLI 1990:26.

<sup>28</sup> Cf. WUNDERLI 1990:3.

<sup>29</sup> ENGLER 1967-74:1349-51 IIIC.

<sup>30</sup> Cf. WUNDERLI 1990:15.



de faits, et non de lois, que tout ce qui semble organique dans le langage est en réalité contingent et complètement accidentel.<sup>31</sup>

Jeder synchronische Abschnitt ist gleichzeitig aber ein historisches Produkt und hängt damit von der Diachronie ab: „Nous formons dans l’histoire de la langue un anneau <de la chaîne>, nous voyons cet anneau, mais non la chaîne“<sup>32</sup>. Die Diachronie hat trotz aller bekannten Pauschalisierungen eine sehr wichtige Stellung im *Cours*; sie überwiegt sogar mengenmäßig<sup>33</sup>.

So wie es mehrfach bei Bréal festgestellt werden konnte, ist Saussures Herangehensweise auch durch seine Epoche bedingt. Er strebt nach einem zukünftigen Ausgleich, reagiert aber zunächst einmal auf die stark historisierende Betrachtungsweise seiner Vorgänger und Zeitgenossen: „[...] les réflexions générales, la partie synchronique semblaient inédites par rapport à la linguistique telle qu’on la pratiquait au début du xx<sup>e</sup> siècle“<sup>34</sup>.

Genau deswegen wäre Saussure auch nicht dafür, es bei einer reinen Wortgeschichte zu belassen, die sozio-historische Aspekte vollkommen ausklammert. Busse unterstreicht aber, wie wichtig es sei,

[...] die Bezüge auf das allgemeine historische Welt-Wissen in jeder einzelnen kommunikativen Handlung aufzudecken. [...] Ein Modell, das diese Bezüge als für Kommunikation wesentlich in das Modell der kommunikativen Interaktion mit einbezieht, ist deshalb als Grundlage der historischen Semantik nützlicher, als eine Auffassung, die eine situationsunabhängige „Bedeutung“ der Begriffe nachträglich auf die sprachunabhängig rekonstruierten Bewußtseins-Gehalte zu beziehen versucht. Letztere Methode verbleibt im Bereich reiner Wort- oder Ideen-Geschichte, während unser Modell der Kommunikation es erlaubt, beides in der Rekonstruktion der bewußtseinsmäßigen Voraussetzungen kommunikativen Handelns und der kommunikativen Entstehung des Bewußtseins zu vereinen. (BUSSE 1987a:166)

Auch hier scheint sich ein impliziter Angriff auf Saussure, bzw. den Schlusssatz des *CLG* („la linguistique a pour unique et véritable objet la

---

<sup>31</sup> ENGLER 1967-74:3283.15 N1.1.

<sup>32</sup> ENGLER 1967-74:2002 IR.

<sup>33</sup> Cf. WUNDERLI 1990:2.

<sup>34</sup> WUNDERLI 1990:146. Dabei will Saussure die Sprachwissenschaft nicht revolutionieren; er will sie weiterbringen, indem verschiedene Untersuchungsmodi harmonisiert werden, die sich in der Vergangenheit abgewechselt hatten. Sein Ziel ist es nicht, den einen oder anderen Aspekt des komplexen Phänomens Sprache zu privilegieren, sondern aufzuzeigen, dass die verschiedenen Aspekte voneinander abhängig sind und dass die verschiedenen Disziplinen alle ihre Daseinsberechtigung haben. Man kann nur zu validen Ergebnissen kommen, wenn man eine Art innerlinguistische „Interdisziplinarität“ betreibt (cf. WUNDERLI 1990:146).

langue envisagée en elle-même et pour elle-même“<sup>35</sup>) zu verbergen; allerdings ist der Schlusssatz eine Beifügung der Herausgeber Bally und Sechehaye und stammt nicht von Saussure selbst. Dieser Kritikpunkt ist nicht ganz unberechtigt, aber in dieser Schärfe unangebracht, da auch Saussure zwischen *linguistique interne* und *linguistique externe* unterscheidet<sup>36</sup>. Die *linguistique interne* beinhaltet dabei die Konzentration auf das Sprachinventar, das Sprachsystem; die *linguistique externe* dehnt sich auch auf sämtliche denkbare Nachbardisziplinen, die sogenannten „Bindestrich-Linguistiken“ (wie z.B. Soziolinguistik, Psycholinguistik, Pragmalinguistik, etc.) aus. Die Einbettung in den sozialen Rahmen und den Bewusstseinskontext ist demnach keine Neuerung von Busse; er ruft lediglich in Erinnerung, was für Saussure bereits selbstverständlich war.

Saussure will nur deutlich machen, dass jede Teilwissenschaft ihre eigenen Methoden hat und dass v.a. die *linguistique interne* eine besondere ist, da die *langue* ihre eigene Ordnung hat<sup>37</sup>. Die *linguistique externe* stellt einen anderen Untersuchungsbereich dar, der Berührungspunkte mit der Ethnologie hat<sup>38</sup>, mit Sitten und Politik und mit Spezialsprachen (wie die wissenschaftlichen oder die juristische).

Trotz aller Kritik an einzelnen Elementen der Merkmalssemantik und bei den methodologischen Missverständnissen hätten einige Grundideen des Strukturalismus Busse sogar hilfreich sein können. Die grundlegendste Vorstellung des Strukturalismus ist, dass Einheiten (oder Individuen) immer Teil eines Ganzen sind und eine Funktion haben<sup>39</sup>. Somit ist der Wert einer Einheit immer durch ihr Verhältnis zu den sie umgebenden Einheiten bedingt. Von den drei Grundaxiomen des Strukturalismus Ganzheitlichkeit (*totalité*), Veränderlichkeit (*transformation*) und Selbstregulierung (*autoréglage*)<sup>40</sup>, sind v.a. die beiden ersten der Grundtendenz von Busses Überlegungen nicht fremd.

Die Ganzheitlichkeit besagt, dass alle (wenn auch autonomen) Elemente einem Ganzen untergeordnet sind. Die einzelnen Elemente bilden keine rein additiven Konglomerate, sondern ein Ganzes mit eigenen

---

<sup>35</sup> SAUSSURE 1973:317 und N305.

<sup>36</sup> Eine solche Kritik findet sich allerdings schon bei Schuchardt, der einer externen Linguistik mehr Bedeutung beimessen würde (cf. sein Interesse für *Wörter und Sachen*) – Cf. WUNDERLI 1981a:166-69.

<sup>37</sup> Cf. SAUSSURE 1973:43. Und hier zieht Saussure den berühmten Schachspielvergleich heran: intern ist alles, was die Spielregeln betrifft, die „Grammatik“ des Spiels. Dieses System muss für sich untersucht werden, denn es ist unabhängig von äußeren Umständen in dem Sinne, dass sich an den Regeln nichts ändert, wenn z.B. die Spielfiguren aus einem anderen Material hergestellt sind.

<sup>38</sup> Cf. SAUSSURE 1973:40.

<sup>39</sup> Cf. WUNDERLI 1992a:253.

<sup>40</sup> Cf. WUNDERLI 1992a:254-56.

Gesetzen. Dabei lassen sich die einzelnen Elemente vom Ganzen eigentlich nicht trennen, das eine besteht ohne das andere nicht. Sie befinden sich in einem permanenten gemeinsamen Strukturierungsprozess, der nie zum Stillstand kommt. Trotzdem kann man für den Moment von einem gewissen Gleichgewicht ausgehen, wenn es auch immer zu einer Neuorganisation des Systems kommen kann. So definiert könnte Busse vielleicht auch eine abstrakte Bedeutungsbeschreibung akzeptieren, die immer nur einen Ausschnitt der Realität darstellen kann. Seine Wissensrahmen sind genau genommen auch nichts anderes als Komplexe mit jeweils eigenen Gesetzmäßigkeiten.

Das zweite Prinzip hängt eng mit dem ersten zusammen, bzw. folgt aus ihm. Die permanente Veränderlichkeit ist notwendig, um auf einen permanenten Anpassungsdruck zu reagieren. Keine Struktur kann je allen Bedürfnissen hundertprozentig gerecht werden, kein System ist perfekt. Außerdem ändern sich die Anforderungen ständig.

Durch Selbstregulierung bleiben die Strukturen immer in einem gewissen Gleichgewicht. Anpassungen werden nach systemeigenen Gesetzen realisiert, welche selbst auch nur bedingt stabil sind. Auch die Gesetze können sich mit der Zeit verändern. Solch einen flexiblen Gesetzesbegriff würde Busse sicher ohne weiteres zulassen.

### 2.3.3 Prototypensemantik

Auch die Prototypensemantik ist eine Merkmalssemantik<sup>41</sup>. Allerdings spielen die Merkmale jeweils eine andere Rolle: in der klassischen Merkmalssemantik haben die Merkmale teilweise den Status notwendiger und hinreichender Bedingungen (NHB). Auch die Prototypensemantik kommt nicht ohne Merkmale aus, stellt sie aber nicht so sehr in den Vordergrund. Kleiber beschreibt, dass sich beide Ansätze nicht widersprechen, sondern ergänzen<sup>42</sup>. Kleiber hebt hervor, dass ältere Ansätze wie die der notwendigen und hinreichenden Bedingung (klassische Merkmalssemantik) und des europäischen Strukturalismus auch noch nützlich sein können<sup>43</sup>.

Die Merkmalssemantik ermittelt Ähnlichkeiten (und Unterschiede) zwischen lexikalischen und morphosyntaktischen Einheiten aufgrund von gemeinsamen (und unterschiedlichen) Semen. In der PTS werden aber keine sauber umgrenzten Kategorien festgesetzt, sondern vielmehr Schwerpunkte (Kerne) und Übergangsbereiche (Peripherien) innerhalb der semantischen Felder (Wortfelder)<sup>44</sup> definiert. Die PTS nimmt statt exakten Grenzen eher zentrale und marginale (transitionelle) Bereiche an: zentrale sind konstitutiv, marginale sind nur assoziierte Elemente, die auch in Gravitationsfeldern anderer Kerne vorhanden sein können<sup>45</sup>.

Zweifler können immer noch fragen, ob man von einer durchgängigen Strukturiertheit des Lexikons ausgehen kann<sup>46</sup> und ob Strukturen überhaupt objektiv und zuverlässig beschreibbar sind. Die Prototypensemantik versucht hier eine bessere Lösung zu finden als die strukturelle Semantik. Sie geht von drei Ebenen aus: einer Basisebene, einer untergeordneten und einer übergeordneten Ebene<sup>47</sup>. Die mittlere Ebene

---

<sup>41</sup> Oder eine Weiterentwicklung der Merkmalssemantik (cf. BUSSE 1992a:37).

<sup>42</sup> In seiner Einführung in die Prototypensemantik (PTS) zeigt er Innovationen und Vorteile der PTS, aber auch ihre Schwächen. Cf. KLEIBER 1993 und WUNDERLI 1994b.

<sup>43</sup> Galatanu versteht auch den französischen Strukturalismus als ein Modell, das die lexikalische Bedeutung mit Hilfe von notwendigen und ausreichenden Bedingungen definiert, damit ein Exemplar einer Kategorie diesen Namen tragen kann (cf. auch Russell, Frege und Carnap). Sie weist darauf hin, dass die Vorstellung von zutreffenden Bedingungen nicht nur von der Prototypensemantik in Frage gestellt wurde (Kleiber, Rosch, Givon), sondern auch von der *sémantique du stéréotype* (Putnam), der interpretativen Semantik (Rastier) und schließlich von der *sémantique argumentative* (Ducrot, Anscombe, etc.). – Cf. GALATANU 2000c:28.

<sup>44</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:262.

<sup>45</sup> Man kann sie sich ähnlich wie Dialektgrenzen vorstellen, so wie Schuchardt sie definiert: es gibt Konzentrationen, Bündel von Isoglossen und Übergangszonen.

<sup>46</sup> Cf. WUNDERLI 1995b:794.

<sup>47</sup> Cf. WUNDERLI 1995b:800.

soll diejenige sein, auf die die Sprecher in der Regel zugreifen. Man fragt sich natürlich schnell, ob man immer von exakt drei Ebenen ausgehen kann, bzw. welche als die Basisebene identifiziert wird, wenn es nur zwei oder mehr als drei gibt (z.B. Pflanze – Blume – Rose – Heckenrose)<sup>48</sup>. Außerdem bestimmt der Kontext, wessen der Sprecher sich bedient.

Die Gültigkeit eines nach dem NHB-Prinzip entstandenen strukturierten Merkmalsbündels ist leider nicht überprüfbar<sup>49</sup> (was aber für alle Merkmalmodelle gilt), und auf die Frage, warum die eine und nicht die andere Kategorie gewählt wird (Tier/Säugetier/Hund), scheint es keine Antwort zu geben<sup>50</sup>. Busse wirft der Merkmalssemantik vor, Analogieschlüsse implizit vorauszusetzen, dagegen wende die Stereotypen-Semantik Ähnlichkeit offen an (cf. BUSSE 1992a:38). Trotzdem muss man festhalten, dass in beiden das Kriterium der Ähnlichkeit wirksam wird, ohne dass dies nachgewiesen werden kann.

Die PTS geht auf Eleanor Rosch zurück. Hier wird durch Sprechertests die Struktur von Kategorien horizontal und vertikal untersucht (innere und äußere Struktur). Kleiber unterscheidet als erster die „Standardversion“ der Prototypentheorie von der erweiterten Version<sup>51</sup>. In der Standardversion werden die Kategorien über den Vergleich mit dem Prototyp ermittelt; die erweiterte Version arbeitet mit Familienähnlichkeit (nach Wittgenstein), d.h. sie braucht keine Merkmale, die allen Exemplaren einer Kategorie gemeinsam sind. Die erweiterte Version der Prototypentheorie modifiziert die horizontale (kategorie-interne) Dimension<sup>52</sup>: die wichtigsten Eigenschaften müssen nicht immer präsent sein. In der erweiterten Version bleibt der Prototyp das beste Exemplar, ist aber nicht mehr strukturierendes Prinzip. Er verliert so seine Erklärungskraft für die Zugehörigkeit zur Kategorie. Die These wird aufgegeben, dass Zugehörigkeit auf Ähnlichkeit mit dem Prototypen beruht.

Im Vergleich zur ursprünglichen Version bleiben nur noch zwei Charakteristika übrig: der Prototyp als Oberflächenphänomen und die Unmöglichkeit einer NHB-Beschreibung. Nicht zu leugnende NHB-Fälle werden als Sonderfälle der Familienähnlichkeit behandelt; sie haben

---

<sup>48</sup> Cf. WUNDERLI 1995b:801.

<sup>49</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:264.

<sup>50</sup> Eine mögliche Antwort sind immerhin die für sich selbst sprechenden Ergebnisse von BERLIN/KAY 1969: die basic color terms ergeben sich aus ihren Versuchen einfach als universell: „although different languages encode in their vocabularies different numbers of basic color categories, a total universal inventory of exactly eleven basic color categories exists“ (2).

<sup>51</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:263. Die Standardversion basiert vor allem auf den früheren Arbeiten von Eleanor Rosch und die erweiterte Version auf ihren Arbeiten ab Ende der 70er Jahre (cf. KLEIBER 1993:29).

<sup>52</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:269.

„zufällig“ alle die gleichen Merkmale<sup>53</sup>. Die erweiterte Fassung trennt sich also nicht gänzlich von den Zielen der Standardversion.

Das Prototypen-Modell kann als Prototypizitätsskala verstanden werden: es gibt ein Zentrum (Prototyp) und eine Peripherie<sup>54</sup>. Die Grenzen zu den Nachbarkategorien sind unscharf. Es fällt auf, dass die prototypische Struktur nicht gleich funktioniert wie eine Familienähnlichkeitsstruktur: die Familienähnlichkeitsstruktur braucht keinen Kern.

Als Prototyp können mehrere Exemplare gelten (*Spatz* und *Adler* für *Vogel*); die Exemplare sind nur Erscheinungsformen des Prototyps. Der Prototyp ist eine abstrakte Einheit, die den höchsten Grad an Familienähnlichkeit und die wenigsten Merkmale mit anderen Kategorien gemeinsam hat. So lassen sich auch Merkmale berücksichtigen, die nicht immer auftreten.

Für die vertikale Dimension stellt die PTS sich die Fragen, warum unterschiedliche Kategorisierungen ein und desselben Dings möglich sind und warum ein Zuordnungstyp privilegiert wird<sup>55</sup> (warum ist Bello ein Hund und nicht ein Boxer oder ein Lebewesen?). Je nach Modell ergeben sich eine Basisebene und jeweils eine oder mehrere über- und untergeordnete Ebenen (drei Ebenen bei Rosch, fünf bei Berlin).

Die PTS ist leistungsfähiger als der NHB-Ansatz; z.B. sind bei ihr einzelne Gegenbeispiele nicht störend. Sie ist relativ flexibel, sich wandelnden Gegebenheiten anzupassen, weil die Eigenschaften nicht mehr notwendig sein müssen, sondern nur noch semantisch relevant<sup>56</sup> (allerdings auch intersubjektiv). Die PTS kann den Wortschatz hierarchisch strukturieren, was das NHB-Modell kaum leisten konnte<sup>57</sup>.

Die Sprecher haben eine Tendenz, auch atypische Exemplare einer Kategorie zuzuweisen (z.B. einen Stuhl mit einem Bein zur Kategorie Stuhl, obwohl der Prototyp mit vier Beinen definiert ist). Es lässt sich nicht leugnen, dass es notwendige gemeinsame Kriterien für alle Exemplare einer Kategorie geben muss, sonst negiert man die Existenz einer jeglichen Kategorie. Ein einziges Merkmal reicht nicht aus, um eine Kategorie zu konstituieren. Da das Merkmal auch außerhalb der Kategorie existiert, lässt sich nicht begründen, warum gewisse Elemente zur Kategorie gehören und andere nicht. Auch ein *default reasoning* hilft hier nicht weiter (indem man jeweils gewisse Elemente durch neue ersetzt), denn dies würde schon eine Kategorisierung voraussetzen. Ei-

---

<sup>53</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:270.

<sup>54</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:266.

<sup>55</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:267.

<sup>56</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:268.

<sup>57</sup> Dagegen ist die europäische strukturelle Semantik noch leistungsfähiger, die aber die privilegierten Ebenen auch nicht erklären kann.

nen Ausweg bietet die erweiterte Version der Prototypentheorie, die das Problem der Unschärfe berücksichtigt. Die Prototypizität stellt Kategorien nicht in Frage, denn sie lässt unscharfe Grenzen zu. (Allerdings gibt es auch scharf ausgegrenzte Kategorien, wie z.B. die ungeraden Zahlen.)

Busse setzt die PTS praktisch mit der Stereotypen-Semantik gleich und fragt nach ihrer Nützlichkeit für die Untersuchung rechtssprachlicher Begriffe:

Man könnte schließlich fragen, ob nicht die neueste Variante der linguistischen Bedeutungstheorie, die sog. Stereotypen-Semantik (bzw. Prototypen-Semantik), für das rechtssemantische Beschreibungsproblem eine Lösung bereitstellt. Diese Theorie ist ja gerade aus einer Kritik und dem Versuch einer Weiterentwicklung der Merkmalsemantik hervorgegangen. Die Stereotypentheorie geht bekanntlich davon aus, daß es bei Wortbedeutungen nicht so sehr auf die wesentlichen Merkmale ankommt; sie anerkennt damit die vor allem theoretisch begründete Kritik am Begriff des „wesentlichen“ Merkmals. Sie schlägt statt dessen vor, statt von wesentlichen Merkmalen nur noch von stereotypischen oder prototypischen semantischen Merkmalen zu sprechen. (BUSSE 1998b:32)

Busse setzt sich 1992 ausführlicher mit dem Stereotypen-Modell Putnams auseinander, macht hier aber keine weitere Unterscheidung zwischen Stereotyp und Prototyp. Er sieht beide im Gegensatz zu „wesentlichen“ Merkmalen, was eine ähnliche Gegenüberstellung bedeute wie Hof und Kern einer semantischen Beschreibung (cf. BUSSE 1998b:32):

Der Vorteil der Stereotypen-Semantik ist für Busse der Wegfall wesentlicher Merkmale. Allerdings wirft er ihr vor, bisher immer nur anhand von Konkreta gearbeitet zu haben und andere Teile des Wortschatzes zu vernachlässigen (cf. BUSSE 1998b:32), weshalb in dieser Hinsicht kein Gewinn gegenüber der strukturalistischen Semantik zu verzeichnen sei.

Auch verspreche die PTS für die Analyse der Rechtssprache gewinnbringend zu sein, da sie von psychologischen Forschungen ausgehe und eine Summe von Wissens-elementen berücksichtige, die bei der Verwendung eines Begriffs eine kognitive Einheit bilden. Busse besteht aber weiter darauf, dass das Netz von Merkmalen bei Rechtsbegriffen komplexer und heterogener sei als bei Alltagssprachlichen Begriffen und deswegen keine geschlossene Einheit bilde (cf. BUSSE 1998b:33).

Die Stereotypen- oder Prototypen-Semantik gilt für Busse als die derzeit fortgeschrittenste Semantiktheorie (cf. BUSSE 1992a:37), da sie von der Grundannahme ausgehe, dass Wortbedeutung nicht durch eine

exhaustive Merkmalliste erfasst werden könne (wobei traditionelle Merkmalkonzepte auch nicht unbedingt Exhaustivität beanspruchen).

Insgesamt fällt in Busses Kritik an neueren Merkmalmodellen wieder auf, dass er den Modellcharakter unterschätzt. So insistiert er in Bezug auf Putnams Theorie darauf, dass kollektive Bedeutungen eher dynamische Prozesse seien (cf. BUSSE 1992a:39), und dass Bedeutung damit ständiger Veränderung unterliege<sup>58</sup>. Da jeder Sprecher unterschiedliche Kommunikationserfahrungen habe, entwickle sich ein Stereotyp bei verschiedenen Individuen unterschiedlich (cf. BUSSE 1992a:40). Busse schlägt dann vor, man könne ebenso gut von Wittgensteins Modell der Familienähnlichkeit ausgehen (cf. BUSSE 1992a:41), was bezeugt, dass er scheinbar nicht zwischen der Standardversion und dem erweiterten Ansatz der PTS unterscheidet, bzw. dass er den erweiterten nicht zur Kenntnis nimmt, in dem die Familienähnlichkeit ja erst zum Tragen kommt.

Busses Bilanz der Diskussion neuerer Merkmalmodelle läuft darauf hinaus, dass er erkennt, dass auch Stereotypen nur Beschreibungskategorien sind. Sie müssen nicht „korrekt“ oder kollektiv über lange Zeit garantiert sein; Gegenstände gehören oft mehr oder weniger zu den typischen Vertretern einer Klasse. Da sich nicht festlegen lasse, wie genau letzten Endes über ihre Zugehörigkeit entschieden werden könne und die Stereotypentheorie keine definitiven Zuordnungen erlaube, erweist sie sich für Busse als unbrauchbar für seine explikative Semantik. Gewissermaßen setzen auch Putnam und Rosch wieder zentrale, wesentliche Merkmale voraus und die Kenntnis der Bedeutung eines Wortes ist Voraussetzung, um Stereotypen zu beschreiben. Somit nützt laut Busse eine Stereotypen-Semantik bei der Textinterpretation (und Bedeutungserschließung) genau so wenig wie eine (traditionelle) Merkmalssemantik (cf. BUSSE 1992a:42).

Auch in der PTS ist immer ein vorangegangenes Verständnis notwendig, von dem Busse sich gerne befreien würde. Merkmalssemantik und PTS basieren auf Analogieschlüssen, die sich nicht erklären, sondern lediglich beschreiben lassen. Busse zieht daraus den Schluss, dass – wenn Sprachkompetenz wirklich auf Analogie basiert – die Suche nach einer objektiven Bedeutung hinfällig sei.

Dass die PTS den neuen Aspekt der Vagheit für die lexikalische Semantik einführt, bringt für Busse keinen Gewinn. Wenn alles als vage beschrieben werde, verliere „dieses Prädikat jegliche sinnvolle Funktion“ (BUSSE 1992a:44). Da natürliche Sprache einer prinzipiellen Unbe-

---

<sup>58</sup> Es handelt sich hier um dasselbe Missverständnis wie bei dem Vorwurf an Saussure, sich auf die Synchronie zu beschränken.



stimmtheit unterliege, müsse das Verfügen über Bedeutung vollkommen subjektiv sein. Dass Kommunikation trotzdem funktioniere, müsse daran liegen, dass die Kommunikationspartner die gemeinte Bedeutung des jeweils anderen rekonstruieren können (was dann doch wieder für eine nicht allzu subjektive Bedeutung sprechen würde!). Die natürliche Sprache sei weder vage noch wohlbestimmt, sie sei vielmehr „schlechtbestimmt“ (cf. BUSSE 1992a:45) (was aber keinen großen Unterschied zu „vage“ ausmacht).

Busse räumt ein, dass diese „Schlechtbestimmtheit“ für das Funktionieren von Sprache konstitutiv sei. Er geht sogar so weit vorzugeben, der Bedeutungskern spiele im Alltag kaum eine Rolle, er antworte nur auf ein Bedürfnis der Lexikographie (cf. BUSSE 1992a:46), was so sicherlich übertrieben ist. Damit rechtfertigt er zum wiederholten Male die Überflüssigkeit eines Bedeutungsmodells für seine explikative Semantik, die mit anderen Mitteln weiter gehen will als es für lexikographische Zwecke mit den bestehenden Modellen möglich sei:

Jede linguistische Beschreibungsebene [...] bedarf eines eigenständigen theoretischen und deskriptiven Zugriffs. Was für die Zwecke des Schreibens von Wörterbuch-Artikeln gut ist, muß nicht automatisch gut sein für eine explikative Semantik (BUSSE 1992a:48).

Die lexikalische Bedeutung ist für Busse ein idealisierendes Konstrukt der Sprachtheorie, und damit ist für ihn eigentlich jede Diskussion merkmalssemantischer Beschreibungsmodelle hinfällig.

#### 2.3.4 „Praktische Semantik“

Mit „praktischer Semantik“ bezeichnet Busse eine neuere Richtung der jüngeren germanistischen Linguistik seit Mitte der 70er Jahre, deren Hauptvertreter er in Heringer, Wimmer, Öhlschläger und Strecker sieht (cf. BUSSE 1991b:42). Sie beziehen sich auf Wittgenstein und bilden eine handlungstheoretisch begründete und praktisch gewendete Bedeutungs- und Sprachtheorie aus. Busse stützt sich für seine Betrachtungen eher auf die Verstehensmaximen von Grice als wirklich auf die Sprechakttheorie nach Austin und Searle<sup>59</sup>. Trotzdem klingt seine Definition sprachlich-kommunikativer Interaktion nach einem Resümee der Sprechakttheorie:

Ausgehend von Überlegungen, die erstmals von Grice angestellt wurden, kann sprachlich-kommunikative Interaktion als Prozeß der intersubjektiven Konstitution von Sinn in einem Modell beschrieben werden, das die Rolle des Sprechers, die des Hörers und die Voraussetzungen des Gelingens der kommunikativen Handlung rekonstruiert. (BUSSE 1986b:54)

Wegweisend sind für Busse im Kommunikationsakt der Handlungscharakter und die aktive Rolle des Hörers. Ohne dies anfänglich klar zu benennen, bedenkt er die verschiedenen Komponenten des Sprechakts: Lokution, Illokution und Perlokution.

Vereinfacht gesprochen: Ein Sprecher hat die Intention, bei einem Publikum einen Sinn (eine kognitive Vorstellung) hervorzurufen; er bringt eine als Zeichenfolge interpretierbare Lautfolge hervor, welche (als materielles Substrat) dem Publikum die Realisierung des intendierten Sinns ermöglichen soll [...]. Die Äußerung der Zeichenfolge ist ein Vorgang, welcher von den Kommunikationspartnern wahrgenommen und als intentionale Handlung interpretiert wird. [...] Der intendierte Sinn ist kommunikativ konstruiert, wenn der Kommunikationspartner die kommunikative Handlung (das Äußern einer Zeichenfolge in einer konkreten Interaktionssituation und vor einem epistemischen Hintergrund) verstanden hat. (BUSSE 1986b:54s.)

Obwohl er es nicht so kennzeichnet, ist für Busse der kommunikative Akt geglückt, wenn die Perlokution erreicht ist. Er beschreibt, dass die linguistische Pragmatik aus der Sprechakttheorie hervorgegangen sei.

---

<sup>59</sup> Zum Vergleich: in der *Historischen Semantik* (1986) zitiert er Austin gerade ein einziges Mal und Searle zwei Mal gegenüber einer großen Anzahl von Verweisen auf Grice. In der Bibliographie (so auch in BUSSE 1992a) finden sich zwar Austins *Zur Theorie der Sprechakte* (*How to do things with words* 1962) und Searles *Sprechakte* (*Speech acts* 1971), aber v.a. sechs Artikel von Grice (1957, 1968, 1969, etc.).

Seinen persönlichen Hintergrund bildet aber Wittgenstein (cf. BUSSE 1992a:49).

Für die Pragmatik bedeute jede sprachliche Äußerung ein Handeln nach Regeln. Die Vorstellung der Interaktion charakterisiert Busse als neu im Gegensatz zu Saussures *langue* und *parole* (cf. BUSSE 1992a:49). Warum er die handlungstheoretische Begründung gerade als Gegensatz zu dieser Dichotomie sieht, wird nicht ganz klar. Wenn die starke Betonung auf diesen Aspekt auch neu ist, so ist sie mit Saussures Verständnis von sprachlicher Kommunikation nicht unvereinbar.

Busse fasst die Konsequenzen der Philosophie Wittgensteins für die linguistische Semantik als neue Grundannahmen für den Umgang mit sprachlichen Zeichen zusammen (cf. BUSSE 1992a:49 und 1991b:42): Die Bedeutung von sprachlichen Zeichen zu kennen heiße, zu wissen, wie man sie verwende, d.h. welche Regeln für ihren Gebrauch gelten. Da das Wissen um die Bedeutung einem Kennen von Verwendungsregeln gleichkomme, beruhe das Verstehen sprachlicher Handlungen auf der Kenntnis von Regeln. Missverständnisse seien in unterschiedlichem Regelverständnis der Kommunikationspartner begründet. Ein Streit über Bedeutungen könne demnach ein Streit über Regeln sein, denn jeder wolle seine Regel als die allgemein gültige durchsetzen, was man als Normierungsversuche einstufen könne. Bedeutung stehe immer in Zusammenhang mit lebenspraktischen Interessen und Handlungskontexten (Sprachspiele nach Wittgenstein); deswegen müsse Bedeutungsbeschreibung auch soziale Lebensformen berücksichtigen.

Das Schwergewicht auf der Kontextbezogenheit verbiete dabei die Vorstellung einer „homogenen“ Bedeutung (cf. BUSSE 1991b:42). Außerdem verstehe die Sprechakttheorie die Sprache als Instrument, das viele Zwecke, Aufgaben und Funktionen erfülle (cf. BUSSE 1991b:47). Die erste Einsicht der praktischen Semantik sei nun auch, dass Bedeutung nichts Einheitliches sei, denn die aktuelle Bedeutung hänge immer von Kontext- und Situationsfaktoren ab (cf. BUSSE 1992a:56). Da die Sprecher gar nicht alle Verwendungsmöglichkeiten überblicken können, seien sogar Kommunikationsprobleme vorprogrammiert. Die vielen Verwendungsmöglichkeiten eines Wortes seien so uneinheitlich, da der aktive Umgang mit Sprache ein Spielen mit verschiedenen Verwendungsebenen erlaube und weil durch soziale Gruppen Regel-Unterschiede begründet seien.

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ist es Busse wichtig, zu definieren, wie Bedeutung beschrieben und erklärt werden kann (cf. BUSSE 1992a:51). Meist würden Bedeutungen durch Paraphrasen er-

klärt. Paraphrasen seien nun nichts anderes als Beispiele, was sich darin beweise, dass im Wörterbuch die Beispiele oft die wichtigsten Informationen zum Bedeutungsverständnis liefern würden. Trotzdem sind Paraphrase und Beispiel nicht auf derselben Ebene anzusiedeln: eine Paraphrase ist allgemeiner. Da Busse den Wert von Beispielen zum Verständnis höher einschätzt und es für ihn sowieso keine allgemeine Bedeutung eines Begriffs geben kann (oder soll), lässt er die Paraphrase praktisch unter den Tisch fallen. Sicherlich kann ein Beispiel im Wörterbuchartikel in gewissen Situationen nützlicher sein als die allgemeine Bedeutungsbeschreibung, doch kann der Lexikograph deswegen nicht auf die Paraphrase verzichten, die einem anderen Nutzer vielleicht wichtigere Informationen vermittelt als ein konkretes Beispiel.

Für Busse kann es eigentlich gar keine Bedeutungsbeschreibung geben (da er keine Bedeutung zulässt). Er räumt zwar ein, dass die Paraphrase eine Funktion haben könne – denn nach Wittgenstein sei die gewisse Gleichheit von paraphrasiertem und paraphrasierendem Ausdruck wichtig für das Erlernen eines Wortes –, doch warnt Busse davor, Bedeutungsbeschreibungen mit der Bedeutung selbst gleich zu setzen. Unter gewissen Bedingungen lässt Busse schließlich aber Bedeutungsbeschreibung zu (was voraussetzt, dass so etwas wie Bedeutung existiert): Wortbedeutung sei keine existierende Einheit in der Sprache, sondern „Teil der wissenschaftlichen Tätigkeit der Bedeutungsbeschreibung“ (BUSSE 1992a:57), womit auch der Begriff Wortbedeutung einen rein deskriptiven Status erhalte.

Nach der Ablehnung einer Einheitlichkeit der Bedeutung sei die zweite Einsicht der praktischen Semantik die Tatsache, dass ein sprachliches Zeichen nie isoliert vorkomme (cf. BUSSE 1992a:57). Es finde sich immer eingebettet in Texte, Situationen, Kontexte und ganze Handlungszusammenhänge. Mit der Verschiebung der Bedeutungserklärung auf Satzebene, Textebene und Kontext nähere sich die Semantik psychologischen Ansätzen an, denn sie müsse eine sozialpsychologische Komponente enthalten (cf. BUSSE 1992a:59). Für eine solche umfassende Bedeutungserklärung könnten linguistische Mittel nicht mehr ausreichen.

Aber auch mit handlungstheoretischen Begriffen könne man Wortbedeutung selbst nicht analysieren, denn die Funktion der Handlung bestehe in der ganzen Äußerung und nicht im Einzelwort (cf. BUSSE 1992a:59). Wörter würden eine wichtige Rolle in kommunikativen Handlungen spielen, „sind aber selbst keine Handlungen“ (BUSSE 1992a:60). Busse setzt fest, dass seine explikative Semantik erst auf Satzebene beginnen könne, doch ist diese Wahl auch arbiträr, er könnte

ebenso direkt die Textebene ansetzen. Von der höheren Ebene des Satzes könne man dann auf die Wortbedeutung zurückkommen. Doch der Satzkontext erklärt auch nicht alles (was dafür sprechen würde, auf Textebene anzusetzen, denn der Text nähert sich dem anvisierten Wissenskontext). Abgesehen davon sind Satz und Text ebenso wenig Handlungen wie Wörter. Handlung<sup>60</sup> ist nur die Äußerung. Die explikative Semantik müsste deshalb laut Busse in eine allgemeine Theorie der Textinterpretation eingebettet werden.

Sowohl auf die Satzsemantik als auch auf die Texttheorie habe sich die Sprechakttheorie nach Austin und Searle ausgewirkt. Austin stelle fest, dass man sprachliche Äußerungen nicht auf Aussagen reduzieren dürfe (cf. BUSSE 1992a:60). Sie enthalten eine wichtige performative Komponente: mit ihnen würden soziale Handlungen vollzogen (explizit oder implizit). Deswegen „unterscheide er einen sog. „lokutiven“ Aspekt des Sprechaktes von dem „illokutiven“ also eigentlich die soziale Handlungskraft enthaltenden Aspekt“ (BUSSE 1992a:61).

Busse beschränkt sich damit auf Lokution und Illokution aus der Sprechakttheorie, die Perlokution kommt gar nicht zur Sprache. Für seine Betrachtungen interessiert Busse v.a. die Proposition, die die „semantische“ Bedeutung im engeren Sinn verkörpere (cf. BUSSE 1992a:61). Entweder versteht er die Perlokution als Bestandteil der Illokution, oder er denkt den Sprechakt nicht bis zu diesem Punkt zu Ende. Man sollte aber beides trennen. Die Illokution signalisiert den Handlungscharakter der Äußerung. Von der Illokution hängt ab, ob der Angesprochene die intendierte Funktion des Sprechaktes erkennt oder nicht, ob ihm also klar wird, dass zum Beispiel etwas versprochen oder vor etwas gewarnt wird. Die Perlokution ist die Folgewirkung von Lokution und Illokution, die vollendete Illokution.

Auch von Polenz übernehme Grundlagen der Sprechakttheorie, so Busse. Er nutze in seinem Modell Sprechakte, die bei ihm auf der Ebene des Satzes vollzogen würden (cf. BUSSE 1992a:61). Aber auch Sätze seien nie isoliert, so dass Busse die Syntaxtheorie als genauso verblendet charakterisiert wie Modelle, die bei der Wortbedeutung ansetzen (cf. BUSSE 1992a:63). Die Syntax erkläre nicht alles, wenn sie mit einem Kompositionalitätsprinzip operiere, d.h. wenn sie die Satzbedeutung als Ergebnis aus der Bedeutung der Einzelwörter plus syntaktische Regeln herleite. Allein eine umfassende Textlinguistik könne dem Problem der Bedeutung Herr werden. Sie untersuche satzübergreifende Inhalts-

---

<sup>60</sup> Busse scheint die Unterscheidung zwischen *énoncé* und *énonciation* nicht zu kennen. Das *énoncé* ist das (materielle) Ergebnis, die *énonciation* ist der (schwieriger zu fassende) Akt. Die *énonciation* ist im Unterschied zum *énoncé* einmalig und individuell.

strukturen und nehme „Makropropositionen“ verschiedener Stufen an, „die sich über mehrere Sätze, Absätze, Kapitel, ja sogar ganze Texte erstrecken können“ (BUSSE 1992a:61).

Für Busses Vorhaben eignen sich also weder Pragmatik noch Sprechakttheorie für sich allein genommen. Der Handlungsaspekt und die Aufteilung des kommunikativen Aktes in Lokution und Illokution (und Perlokution) liefern einzelne Bausteine in Busses Konzept, das sich in erster Linie gegen die Erfassung einer allgemeingültigen Wortbedeutung wehrt, aber doch ohne semantische Beschreibungen (zu rein wissenschaftlichen Zwecken) nicht auskommt. Das Verständnis von kommunikativer Interaktion als regelgeleiteter Prozess macht dabei Anleihen bei den Verstehensmaximen von Grice, könnte aber ebenso gut allein mit Hilfe von Wittgensteins Philosophie hergeleitet werden. Busses Vorstellung der „praktischen Semantik“ ist in erster Linie doch wieder ein Weg, lang erprobte Techniken der Lexikographie in Frage zu stellen, um schließlich einzugestehen, dass ein rein hypothetisches Konstrukt allgemeiner Wortbedeutung für die wissenschaftliche Beschreibung von Bedeutung und Annäherung an das Erklären sprachlicher Kommunikation doch ganz dienlich sein kann.

Neben der „praktischen Semantik“ operieren auch andere Ansätze mit einer Mischung aus Semantik und Pragmatik, wie z.B. derjenige von Olga Galatanu. Sie unterscheidet grundsätzlich zwei verschiedene Arten der Bedeutungskonstruktion<sup>61</sup>: eine semantische, die sich durch einen hohen Stabilitätsgrad der Verbindung auszeichnet. Hier ist die Bedeutung konventionalisiert. Die zweite ist eine pragmatische Bedeutungskonstruktion: die Assoziationen werden aus dem Kontext entnommen. Im Gegensatz zu Busses (dagegen fast starr wirkendem) Konzept erlaubt eine solche Perspektive der Konstruktion von Bedeutung einen viel flexibleren Umgang mit dem zu untersuchenden Material.

Auch ist Galatanus Ansatz wesentlich anpassungsfähiger was die Erklärung des Zusammenspiels von lexikalischer Bedeutung und Kontextinformationen betrifft. Sie geht zwar meist von zweiteiligen (komplexeren) Ausdrücken aus, bestimmt aber für Einzelzeichen, dass Bedeutung entweder aus Bedeutung der Einheiten „errechnet“ wird, aus Kontextinformationen stammt oder aus der Erinnerung abgerufen wird. Sie ist sich dabei bewusst, dass auch die Bedeutung eines Einzelzeichens aus der Erinnerung stammt (und damit mehr oder weniger konventionalisiert ist). Umgekehrt kann jedes Einzelzeichen auch (trotz mehr oder weniger fest umrissener Bedeutung) auf den Kontext rekurrieren, was danach verlangt, für ein Kontinuum zu plädieren. Ohne also wie Busse

---

<sup>61</sup> Cf. GALATANU 2000a:85.

dem Ideal einer exhaustiven Bedeutungsbeschreibung nachzujagen, kann hier sogar der Einfluss des Adressaten berücksichtigt und die Semiotisierung der Welt erklärt werden, indem Sprache als Produktion-Interpretation von Bedeutung definiert wird.

## 2.4 Das sprachliche Zeichen und seine Bedeutung

Alle kommunikationstheoretischen Modelle arbeiten mit einem Begriff des Zeichens. Busse stört am klassischen dreiseitigen Zeichenmodell der Semiotik (mit Ausdruck, Inhalt und bezeichneter Sache), dass es die Zeichenbenutzer nicht integriere; es sei deswegen als kommunikationstheoretisches Grundmodell ungeeignet (cf. BUSSE 1994c:211). Durch die Beschränkung auf die drei Faktoren könne es erst gar nicht zu einer Klärung der inneren Struktur des Verstehens kommen. Die notwendige Verstehensleistung des Zeichenrezipienten werde in Theorien, die sich eher auf das Zeichen als auf den Kommunikationsakt konzentrieren, gänzlich missachtet:

Diese mangelnde kommunikationstheoretische Erklärungskraft des Zeichenmodells der klassischen Semiotik hängt mit dem ihm zugrundeliegenden eher statischen Zeichenbegriff zusammen. Die Leistung von Zeichen jeglicher Art wird grundsätzlich durch die „aliquid stat pro aliquo“-Relation der mittelalterlichen Zeichenlehre als erfüllt angesehen. Eine klassische Zeichentheorie konzipiert das Verhältnis der Semiose in verstehentheoretischer Hinsicht nahezu ausschließlich aus der Perspektive des Zeichendeuters; sie geht also weniger von einer Kommunikationssemantik aus, als von einer der kommunikativen Situation weitgehend entbundenen Zeichensemantik. (BUSSE 1994c:213)

Die „Bedeutung“ sei in dieser Semiotik mit dem „aliquo“ erfüllt, so dass es zur Leistung des Zeichendeuters werde, dieses Bezeichnete bzw. das durch das Zeichen Angedeutete zu entdecken. Damit werde das Verstehen zu einer Deutungsprozedur. Die Leistung der Bedeutungskonstitution werde ganz auf die Seite des Rezipienten verlagert und damit der Zeichenproduzent vernachlässigt. Dass der Deutungsprozess Priorität über den Produktionsvorgang hat, erklärt laut Busse die Beliebtheit des Modells bei Literaturtheoretikern, denen es auf die Autonomie des sprachlichen Werkes ankomme.

In den Anfängen seiner semantischen Forschungen definiert Busse das sprachliche Zeichen als Stellvertreter kognitiver Fähigkeiten:

Zeichen in unserem Sinn können u.E. im übrigen synonym gesetzt werden mit dem Terminus „Kognition“; sie stehen für Fähigkeiten (desjenigen, der über sie verfügt), im Rahmen einer Kommunikationsgemeinschaft potentiell sinnvoll, d.h. intentional handeln zu können – also verstehbar zu sein für sich und andere. (BICKES/BUSSE 1986:249)

In Zusammenarbeit mit Bickes scheint er noch der Überzeugung zu sein, Zeichen seien wohlstrukturiert und man könne ihre Bedeutung in Zusammenhang mit ihrer *valeur* erschöpfend umschreiben.



Unter Zugrundelegung eines mengentheoretischen Modells wird es prinzipiell möglich sein, allein durch empirische Betrachtung der einem Zeichen paradigmatisch assoziierten Verwendungsinstanzen Aufschluß über die interne Struktur eines Zeichens sowie seine Beziehungen zu anderen Zeichen zu erlangen. Wir fassen Zeichen somit als wohlstrukturierte Fähigkeiten des Handelns. (BICKES/BUSSE 1986:250)

Busse will sein Modell der Bedeutungskonstitution im kommunikativen Handeln mit der von Bickes entwickelten Begriffstheorie<sup>1</sup> verbinden, um so ein Rekonstruktionsmodell für Begriffsinhalte zu schaffen (cf. BICKES/BUSSE 1989:89). Der Versuch einer mengentheoretischen Präzisierung des Zeichenbegriffs wird allerdings in weiteren Arbeiten nicht weiter verfolgt. Das Modell der im kommunikativen Handeln beobachtbaren Regeln stellen sich Bickes und Busse in den achtziger Jahren als Rekonstruktion der Zeicheninhaltsseiten als mengentheoretische Strukturen vor<sup>2</sup>. Sie gehen davon aus, dass diese Teilmenge von Verwendungsinstanzen, d.h. die inhaltliche Struktur von Begriffen einer wohlstrukturierten Menge entspricht. Doch scheint das Vorhaben etwas zu optimistisch:

Gelingt es, über die Betrachtung einer hinreichend großen Anzahl von Verwendungsinstanzen die einzelnen Komponenten dieser Struktur in Form von Mengen, sowie die aus diesen gebildete Struktur (d.h. die Beziehungen zwischen den Komponenten), mithilfe von empirischen Verfahren zu isolieren, dann ist es prinzipiell kein Problem, eine nachträgliche inhaltliche Definition (von zumindest probabilistischem Charakter) zu erstellen, über die sich die Restriktionen des Begriffsgebrauchs in einem sinnvollen Maß erklären lassen. (BICKES/BUSSE 1986:262)

Sie träumen noch davon, auf diese Weise Zeichenbedeutungen ohne Rückgriff auf Spekulationen, wie sich „Repräsentation von Begriffen «in Köpfen» von Leuten“ (BICKES/BUSSE 1986:263) darstellen, zu rekonstruieren.

Busse tut sich immer schwerer damit, die Inhaltsseite des sprachlichen Zeichens zu benennen. Die Schwierigkeit, das Pendant der Ausdrucksseite als „Bedeutung“ zu bezeichnen, liegt bei ihm darin begründet, dass er den Bedeutungsbegriff der bisherigen linguistischen Semantik als hochproblematisch einstuft, da er „ungeeignet ist, das Phänomen „Bedeutung sprachlicher Zeichen, Teilzeichen und Zeichenketten“ vollständig und in seiner ganzen Vielfalt zu erfassen“ (BUSSE

---

<sup>1</sup> Cf. BICKES 1983:119.

<sup>2</sup> Die Klasse aller möglichen Verwendungsinstanzen eines Begriffs in einem Zeichensystem [...] wird durch dessen Inhalt [...] auf eine Teilmenge von solchen Verwendungsinstanzen restringiert. (BICKES/BUSSE 1986:262).

1999b:136). Das beweise sich in der Tatsache, dass bis jetzt nur ein bestimmter Ausschnitt des Lexikons überhaupt auf seine Bedeutung untersucht worden sei:

Linguistische Bedeutungstheorien sind nämlich bislang nahezu ausschließlich für den Wortschatzbereich der sog. „Autosemantika“ [...] gemacht worden, und darin eigentlich auch nur für einen bestimmten Ausschnitt, nämlich die sog. „Konkreta“, also Wörter, die auf Gegenstände der sinnlich wahrnehmbaren Welt (Sachen, Eigenschaften, Tätigkeiten/Abläufe) verweisen. Deren Bedeutung lässt sich ganz einfach beschreiben, indem die Gegenstände beschrieben werden, auf die sie verweisen. (BUSSE 1999b:136)

Wörter, die dagegen nicht auf Objekte verweisen oder auch unselbständige Wortbildungs- oder Flexionsmorpheme, seien kaum Gegenstand semantischer Beschreibungen:

Elemente dieser Gruppen können zwar auch für lexikalisch beschreibbare Informationen stehen (wie z.B. Präpositionen in ursprünglicher Verwendung) verweisen häufig aber „nur“ auf grammatisch relevante Informationen, wie z.B. bestimmte logisch beschreibbare Formen der Satzverknüpfung bei den Konjunktionen, wie z.B. „KAUSAL“ bei *weil*; grammatische Kategorien wie „NOMINAL+MASKULIN+SINGULAR“ bei Artikeln wie *der* in *der Schreibtisch*; Wortarteninformationen wie „ADJEKTIVISCH“ bei Wortbildungsmorphemen; Konjugationskategorien; Deklinationskategorien und Komparationskategorien (BUSSE 1999b:136).

Auch sei es keine Lösung, anstatt von „Bedeutung“ in solchen Fällen von „grammatischer Funktion“ zu sprechen (cf. BUSSE 1999b:136). Es müsse eher der Bedeutungs begriff dementsprechend erweitert werden, dass auch sog. „grammatische“ Bedeutungsbestandteile mit ihm abgedeckt würden (cf. BUSSE 1999b:149), was durch eine einfache Rückbesinnung auf die mittelalterliche Zeichenlehre (*aliquid stat pro aliquo*) zu bewerkstelligen wäre. Neben Busse versucht z.B. auch Putnam, die grammatische Funktion in die Bedeutungsbeschreibung zu integrieren: die Bedeutung eines Wortes besteht für ihn aus der Summe von grammatischen Eigenschaften, Extension und Stereotyp<sup>3</sup>.

Das sprachliche Zeichen hat nach Busses radikaler Auffassung gar keine eigenständige Bedeutung (cf. BUSSE 1986b:60 und 1987a:166s., 304); es erhalte erst innerhalb komplexer Handlungen einen *Sinn*. Bedeutung als Abstraktbedeutung der materiellen Zeichenform soll in Busses Modell des Bedeutungswandels gar nicht berücksichtig-

---

<sup>3</sup> Cf. PUTNAM 1990a:13. Das Stereotyp liefert bei Putnam Annahmen über die Gegenstände, auf die ein Wort zutrifft, wobei das Stereotyp nicht unbedingt die Referenz festlegt (es muss nicht einmal zutreffen).

sichtigt werden, denn das sprachliche Zeichen werde „erst in kommunikativen Akten [...] als Zeichen konstituiert“ (BUSSE 1986b:60, cf. auch 1987a:110), indem es von den beteiligten Kommunikationspartnern mit Sinn gefüllt werde. Aber die Zeichenhaftigkeit entsteht nicht *ex nihilo*, sondern aus einem gegebenen Deutungshorizont heraus:

Die Deutung eines Zeichens bedarf also des durch die Handlungsmatrix gesetzten Sinnhorizontes, der für das einzelne Zeichen zum Deutungshorizont wird. Dabei verbinden sich die allgemeinen Deutungsverfahren des Individuums (Zeichenverwendungsverfahren) mit den situativ und kontextuell eingegrenzten Deutungshorizonten der kommunikativen Einzelhandlungen. (BUSSE 1986b:60)

Zusätzlich zu diesem situativ und kontextuell eingegrenzten Horizont ermöglichen also „Zeichenverwendungsverfahren“ die Interpretation eines Zeichens. Aber was sind allgemeine Zeichenverwendungsverfahren? Meint Busse damit Merkmale oder Regeln, die man bei der Verwendung beachten muss? Der Eindruck lässt sich nicht abwenden, es laufe dabei doch auf Bedeutung hinaus.

Busse leugnet nicht, dass es einen überzeitlichen Regelwert gibt, fasst den herkömmlichen Bedeutungsbegriff aber als etwas sehr Statisches auf. Da sich für ihn Sprachentwicklung ständig im Fluss befinde, Sprache sich dauernd unmerklich wandle, setzt er, wenn die Verwendung des Begriffs gar nicht mehr zu vermeiden ist, „Bedeutung“ in Anführungszeichen (cf. BUSSE 1986b:60).

Entgegen einem homogenisierten Bedeutungsbegriff unterstreicht Busse die Heterogenität der Verwendungsregeln:

Die lexikalische Semantik geht nun (meist zu Zwecken der Lexikographie) mit dieser natürlichen Heterogenität der Wortbedeutungen so um, daß sie durch ihre Bedeutungsbeschreibungen versucht, eine weitgehende Homogenität zu erzielen. Das Ergebnis ist dann eine semantische Beschreibung, die weitestgehend abgeschlossen und einheitlich ist, und die dann als „lexikalische Bedeutung“ eines Wortes bezeichnet wird. (BUSSE 1998b:27)

Es stellt sich aber die wirklich praktische Frage, wie die Lexikographie dieser Heterogenität Rechnung tragen soll. Würde sie damit nicht auch ihren Zweck verfehlen? Man kann sich vorstellen – mit einem noch größeren Aufwand als es schon bei solchen Wörterbüchern notwendig ist, die anstatt nach dem Alphabet nach Sachgruppen gegliedert sind – mit heutigen Mitteln der elektronischen Datenverarbeitung ein Wörterbuch zu erstellen, das sich nicht linear liest, sondern in dem die Artikel untereinander vernetzt sind. Trotzdem käme man nicht umhin, Teilbedeutungen in eine Reihenfolge zu bringen. Und hätte man nicht das Ziel,

den gesamten Wortschatz einer Person zu einem bestimmten Zeitpunkt festzuhalten, so müssten auch wieder Abstriche gemacht und z.B. unter den Beispielen eine Auswahl getroffen werden.

Da Busse als Gegenstand seines Ansatzes die Ebene des Objekts der Sprache wählt, betont er mehrfach deutlich, dass Bedeutung<sup>4</sup> eine Abstraktion sei, die sich in der Wirklichkeit nicht finden lasse, womit er aber zu weit geht. Damit bestreitet er, dass naive Sprecher sprachliche Regeln analysieren und sich über die Bedeutung eines Wortes streiten können, was er aber an anderer Stelle wieder zurücknimmt, wo er zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung differenziert, wie es einem „intuitiven Sprachgefühl“ (BUSSE 1991e:57)<sup>5</sup> entspreche. Das systematische Herausfiltern und Zusammenstellen semantischer Züge ist kein Produkt der Normalsprecher (sondern Resultat der Ingeniosität von Linguisten<sup>6</sup>), und die Komplexität eines Wörterbuchartikels (bei gleichzeitiger Eingeschränktheit), die sich aus der Abstraktion der verschiedensten Gebrauchsvarianten ergibt, beruht auf einem „*artefact de sémanticien*“<sup>7</sup>. Trotzdem muss Bedeutung schon mehr sein als ein reines Phantasiegebilde des Sprachwissenschaftlers.

Für Busse hören sich Bedeutungsbeschreibungen in Wörterbüchern oft fast an wie „verkürzte Enzyklopädie-Einträge“ (BUSSE 1997b:30), und er befürchtet, dass Lexikographen das Wort für die Sache nehmen könnten. Jedes Lexem stehe in seiner Verwendung in einem oder mehreren Wissensrahmen, die aktiviert werden müssen, wobei in Wörterbuch-Artikeln selten explizit auf solche Rahmen verwiesen werde. Es würden nie restlos alle Komponenten erwähnt, die für einen Unwissenden zum integralen Verständnis einer Wortbedeutung notwendig wären. Deswegen sei lexikalische Bedeutungsbeschreibung immer nur „Eisbergspitzen-Beschreibung“ (BUSSE 1997b:30), denn es werde nur das beschrieben, was aus dem Wasser herausrage, um „Eisberg A von Eisberg B zu unterscheiden“ (BUSSE 1997b:30). Busse sieht aber gleichzeitig ein, dass eine erschöpfende Beschreibung nicht realisierbar wäre (und schon gar nicht linear), und dass sogar vor diesem anderen Extrem auch zu warnen ist: die erschöpfende Paraphrase eines sprachlichen Ausdrucks kann es gar nicht geben (cf. BUSSE 1997b:31).

Da sprachliche Kommunikation auf dem gesamten erworbenen Wissen einer Sprachgemeinschaft basiert, kann die Sprache als Zei-

---

<sup>4</sup> „Lexikonbedeutung“, «Verwendungsregel», «Konvention», «Bedeutungskern» (BUSSE 1986b:64) sind keine natürlichen Phänomene.

<sup>5</sup> „Gleiches gilt für den im alltäglichen Sprachbewußtsein ähnlich fest verankerten Begriff von «der Bedeutung» eines Wortes“. (BUSSE 1991e:57).

<sup>6</sup> Cf. LEBSANFT/GLEßGEN 2004:9.

<sup>7</sup> KLEIBER/RIEGEL 2004:38.

chensystem von dieser Basis gar nicht sauber getrennt werden. Busse muss eingestehen, dass die Merkmalssemantik noch die fortgeschrittenste Methode ist, mittels Paraphrasen Bedeutungen zu reduzieren und zu strukturieren (cf. BUSSE 1997b:32). Eine solche Semantik dürfe aber auch nur ein Strukturierungsinstrument sein. Als solches erfülle sie einen Zweck, sie sei hilfreich, um nah beieinanderliegende Bedeutungen auseinander zu halten. Jegliches Merkmalmodell dürfe aber nicht nativistisch, universalistisch oder bedeutungsrealistisch aufgefasst werden.

Busse beschreibt das Wort mit Wittgensteins Bild eines Fadens<sup>8</sup>,

[...] der nur oberflächlich betrachtet ein Ganzes bildet, konkret jedoch aus einzelnen Fasern besteht, welche zwar ineinander greifen, aber am einen Ende des Fadens mit denen am anderen Ende gar nichts mehr zu tun haben (BUSSE 1987a:304; cf. auch 1987a:118 und 1992a:54).

Leider wird aus seinem Vergleich nicht ersichtlich, ob die beiden Enden des Fadens zeitlich auseinanderliegende Sinnkonstitutionen sein sollen, oder ob er synchronisch denkt. Würde er den Faden als Metapher für die Diachronie benutzen, könnte man argumentieren, dass zwischen der alten und der gewandelten Bedeutung zwar kein offensichtlicher Zusammenhang mehr besteht, dass aber die „Fasern“ einzeln betrachtet doch irgendwie alle ineinander übergehen. Busse spricht schön von einer „unendliche[n] Einheit“ (BUSSE 1987a:203), d.h. man darf vor lauter Fasern nicht den Faden vergessen.

Problematisch bleibt bei der Fadenmetapher wie allgemein bei Wittgensteins Ähnlichkeitsmodell die Definition von Ähnlichkeit. Ähnlichkeitsurteile können immer nur subjektiv gefällt werden. Auch Busse sieht ein, dass niemand alle Verwendungsweisen eines Wortes überblicken könne (cf. BUSSE 1992a:54), und dass das Vereinen verschiedener Handlungen unter eine Regel immer nur Ergebnis von subjektiven Vergleichsakten sein könne. Er ist hier aber vernünftig und realistisch und sieht keinen Grund zur Beunruhigung für den Semantiker, der gezwungen sei, subjektive Ähnlichkeitsurteile zu fällen, denn dieser befindet sich grundsätzlich in derselben Situation wie die anderen Sprecher.

Es lässt sich festhalten, dass Busse unter gewissen Bedingungen eine lexikalische Bedeutung als reinen Beschreibungsbegriff zulässt. Bedeutung darf für ihn aber auf keinen Fall als natürlich existent ausgewiesen werden; sie konstituiert sich erst in der linguistischen Analyse (cf. BUSSE 1998b:27). Da die Bedeutung eines Wortes immer in Zusammenhang mit subjektiven Kommunikationserfahrungen steht, können

---

<sup>8</sup> WITTGENSTEIN 1971:§67.

nie alle Sprecher einer Sprachgemeinschaft exakt dieselben Verwendungsregeln anwenden. Nimmt man eine allgemeine Wortbedeutung einer ganzen Sprachgemeinschaft an, so handelt es sich hierbei immer um eine „Abstraktion von den erheblichen Unterschieden in den Verwendungskompetenzen“ (BUSSE 1998b:27).

Die Annahme der lexikalischen Semantik und der Lexikographie, es gebe einen Kern von gemeinsamen semantischen Merkmalen, akzeptiert Busse – unter unerlässlichen Einschränkungen – für den Alltagswortschatz:

Diese Annahme ist für den normalen Wortschatz der Alltagssprache völlig gerechtfertigt, so daß an der Theorie und Praxis der lexikalischen Semantik solange nichts auszusetzen ist, solange das Ergebnis der Forschungstätigkeit, nämlich die als lexikalische Bedeutungen bezeichneten Ergebnisse der lexikographischen Bedeutungsbeschreibungen, nicht mit der Wirklichkeit schlichtweg ineins gesetzt werden. Mit anderen Worten: solange die im Lexikon verzeichneten Bedeutungsbeschreibungen nicht mit den Verwendungsfähigkeiten der sprechenden Individuen verwechselt werden. Es wird auch im gemeinsprachlichen Wortschatz immer Unterschiede zwischen lexikographischen Bedeutungsbeschreibungen und tatsächlichen Verwendungsfähigkeiten einzelner oder von Gruppen der Sprachteilhaber geben. (BUSSE 1998b:28)

Busse gesteht schließlich sogar ein, dass in der Alltagssprache tatsächlich eine weitgehende Funktionshomogenität der Wortverwendungen vorliege, da ihre Hauptfunktion die der Informationsvermittlung sei:

Diese Gemeinsamkeit und relative Homogenität ist erforderlich, um das Kommunikationsziel, nämlich Informationsvermittlung, schnell und störungslos zu erreichen. Das heißt: Möglichst große Eindeutigkeit der Wortverwendungen ist unter normalen Voraussetzungen ein anstrebenwertes Ziel in der Alltagskommunikation, wenn nicht gar das wichtigste Ziel überhaupt. Mit anderen Worten: Es gibt gute Gründe für die Annahme, daß die in der Lexikographie unterstellte weitgehende Homogenität und relative Eindeutigkeit der Wortbedeutungen in der Alltagssprache ein Ergebnis der Homogenität der Verwendungssituationen und der relativen Eindeutigkeit der einzelnen Wortverwendungen im Normalfall der Kommunikation ist. (BUSSE 1998b:28)

Trotzdem scheint es für Busse ein erstrebenswertes Ziel zu bleiben, die „Heterogenität der phänomenalen Gegebenheitsweise der Zeichen“ (BUSSE 1998b:28) zu erfassen, was in ihrer Vollständigkeit für lexikographische Bedeutungsbeschreibungen aber eine Utopie bleiben muss. Der Terminus „Bedeutung“ wird so gelegentlich immer wieder in Busses Veröffentlichungen aufs Neue abgelehnt und nach langen Umwegen meist doch gerechtfertigt. Ähnlich wie in der kategorischen Ablehnung der Unterscheidung von Synchronie und Diachronie handelt es sich

auch hier um ein unentwegtes Reiben an methodologischen Prinzipien, die in der Linguistik nicht auf der Objektebene der Sprache anzusiedeln sind, sondern sich als hypothetische Konstrukte des Semantikers in langjähriger Erprobung bewährt haben, um das Funktionieren semantischer Phänomene zu beleuchten.

### 2.4.1 Die Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung

Die Termini Bedeutung und Sinn sollen hier so verwendet werden, wie es in der Linguistik gängig ist<sup>9</sup>: Die Bedeutung kann als objektiv, regelhaft, konventionalisiert und notwendig charakterisiert werden, der Sinn dagegen als subjektiv, einmalig, kontextualisiert und situationsgebunden.

An verschiedenen Stellen wird deutlich, dass Busse zwar einen Unterschied zwischen Sinn und Bedeutung sieht, ihn aber nicht wahrhaben will<sup>10</sup>. So erklärt er selbst, Sinn sei einmalig, konkret und nur aktuell zu fassen und Bedeutung dahingegen überzeitlich, intersubjektiv und situationsübergreifend gültig. Busse verneint nicht die Möglichkeit, „mittels der Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke [...] Sinn zu konstituieren“ (BUSSE 1989a:93). Bedeutung als „Abstraktion von verbindenden Momenten einer Vielzahl einzelner divergierender Verwendungsfälle“ (BUSSE 1986b:63) sei jedoch künstlich und sogar unnütz, weil kaum je auch nur ein Moment identisch sei. Das würde übertragen auf die Sprache allgemein bedeuten, dass jeder Überbegriff für eine Klasse von ähnlichen Dingen unzweckmäßig wäre, weil die einzelnen Elemente nicht absolut identisch sind.

Coseriu unterscheidet gerade aus diesem Grund zwischen Bezeichnung und Bedeutung; eine Unterscheidung, die auch für Busse sinnvoll wäre<sup>11</sup>. Die Bezeichnung siedelt er auf der allgemeinsprachlichen Ebene an. Sie ist die Beziehung zur außersprachlichen Wirklichkeit (seien es nun die Sachverhalte selbst oder die entsprechenden Gedankeninhalte). Die Bedeutung dagegen entspricht der einzelsprachlichen Ebene: sie ist die besondere Gestaltung der Bezeichnung in einer bestimmten Sprache. Eine dritte Ebene spezifiziert das sprachliche Zeichen für den Diskurs.

Busse befürchtet bei hypothetischen Konstrukten, sie könnten für bare Münze genommen werden. Bei konstruierten Bedeutungen bestehe dann die Gefahr, dass man sie für realisierten Sinn halten könnte:

---

<sup>9</sup> Und nicht etwa wie in der Logik nach Frege, der mit *Bedeutung* die Referenz meint und mit *Sinn* die „Art des Gegebenseins“ des Zeichens (was gewöhnlich als Bedeutung bezeichnet wird). Auch ist hier nicht die Unterscheidung Intension/Extension gemeint.

<sup>10</sup> So z.B. ausführlich in BUSSE 1987a:166-72; hier differenziert er „Bedeutung als Eigenschaft“ von „Bedeutung als Vorgang“ (167), was nichts anderes darstellt als Bedeutung und Sinn.

<sup>11</sup> Cf. COSERIU 1988:79 und 1970b.



Die Abstraktion von Bedeutungen einzelner Zeichen ist eine Abstraktion aus Handlungsformen, die [...] nur fälschlich den Eindruck erweckt, als sei mit dieser Markierung allein der Sinn schon gegeben. (BICKES/BUSSE 1986:245)

Dass die Realisierung der Bedeutung als Sinn in der konkreten Verwendung nicht dasselbe sein darf, lässt sich nicht leugnen. Der Sinn ist – hier könnte Busse noch einmal Coseriu zu Hilfe nehmen – das im Diskurs Gemeinte, der besondere sprachliche Inhalt, der mittels der Bezeichnung und der Bedeutung ausgedrückt wird, der aber in einem individuellen Diskurs über beide hinausgeht und den Einstellungen, Absichten und Annahmen des Sprechers entspricht.

Würde Busse sich auf ein traditionelles Modell einer überindividuellen Bedeutung als Bündel von typischen Merkmalen einlassen, in dem man davon ausgeht, dass sich Verwendungsregeln eines Zeichens zu einer Bedeutung hypostasieren lassen, so könnte er sicherlich einer Unterscheidung von Sinn und Bedeutung zustimmen, was seinem Ansatz viel umständliches Erklären und Rechtfertigen ersparen würde. Das Konstrukt einer situationsungebundenen Bedeutung ist z.B. schon dann dringend notwendig, wenn linguistisch nicht vorgebildete Sprecher sich über die Bedeutung eines Wortes äußern, was insbesondere dann vorkommt, wenn Missverständnisse drohen oder schon entstanden sind. Missverständnisse versteht Busse aber als seltene Ausnahmefälle; im alltäglichen Sprechen gebe es normalerweise keine Auslegungsprobleme. Ihm graut es vor der Vorstellung, dass Bedeutungsverstehen unabhängig von den Intentionen der Rezipienten möglich sein könnte.

Coseriu löst dieses Problem geschickt, indem er voraussetzt, dass die Wörter der historischen Sprachen nicht die „Dinge“, sondern intuitiv erfasste Vorstellungen benennen. Der Sprecher benennt keine schon klassifizierten Gegenstände; im Gegenteil, er klassifiziert die Gegenstände unter Bezugnahme auf die Bedeutungen. In den historischen Sprachen ist die Bedeutung (Sprachwert bzw. -inhalt) das Primäre und die Bezeichnung (Anwendung der sprachlichen Zeichen auf die außersprachliche „Wirklichkeit“) sekundär und ohne im voraus gegebene Beziehung zur Bedeutung. „Deswegen kann die sprachliche Bedeutung zunächst mehreren Arten der Bezeichnung entsprechen; und das ist in den historischen Sprachen sogar der Normalfall.“<sup>12</sup>

Da Busse nicht erklären kann, wie genau Bedeutungsfeststellung beim Sprecher erfolgt, negiert er das gesamte Konzept und beruft sich auf die neuere Verstehenstheorie (Hörmann, cf. BUSSE 1988c:37 und

---

<sup>12</sup> COSERIU 1987:7s.

Kapitel 2.4.3), um ein kontextungebundenen Bedeutungsverstehen quasi „aus der Welt zu schaffen“.

Schon im alltäglichen Reden über Sprache, in Strategien der Wortwahl und insbesondere in der Vermeidung bestimmter Wörter wird aber deutlich, dass es eine situationsunabhängige (wenn auch nicht starre) Wortbedeutung geben muss<sup>13</sup>. Metasprachliches Reden über Bedeutungen wäre gar nicht erst möglich, wenn es nicht so etwas wie eine abstraktere Bedeutung gäbe, wie man sie in einem Wörterbucheintrag beschrieben finden kann. Dies soll allerdings nicht heißen, dass das „Kennen der Bedeutung eines Wortes“ (BUSSE 1987a:305) nur die Faktoren eines Wörterbuchartikels ausmacht, der immer nur approximativ und unvollständig sein kann. Busse räumt allerdings ein, dass es für gewisse Zwecke sinnvoll sein kann, Wörter aufzulisten und ihnen Bedeutung zuzuschreiben (cf. BUSSE 1987a:167, 269).

Für eine Diskurssemantik scheint die Unterscheidung von *sens* und *signification* immer problematisch zu sein, egal ob man einen kommunikativen oder einen kognitiven Ansatz wählt<sup>14</sup>. Die Produktion von Sinn beinhaltet auch die Transformation von Repräsentationen bei sich selbst und anderen, und die Rekonstruktion von Wertesystemen, so dass Sinn und Bedeutung nicht als Opposition, sondern eher als Punkte in einer Entwicklung erklärt werden müssten.

Auch Olga Galatanu macht die strukturelle und formale Semantik dafür verantwortlich, dass die Unterscheidung *signification/sens* (als Bedeutung/Sinn) als Opposition verstanden werde<sup>15</sup>. Diese Opposition charakterisiert sie durch Begriffspaare wie Konventionalisierung und Kontextualisierung, Regelmäßigkeit und Einmaligkeit oder objektiv vs. subjektiv und notwendig vs. zufallsgegeben. Die strukturelle und formale Semantik biete eine vom Kontext losgelöste „Berechnung“ der Bedeutung; die Diskursanalyse dagegen stütze sich in erster Linie auf den Kontext. Sie konzentriere sich auf die sozialen Konventionen und die psycho-performative Dimension.

Galatanu ist davon überzeugt, dass die theoretischen und epistemologischen Probleme der Unterscheidung von *sens/signification* von ihrer restriktiven und oppositiven Definition herrühren, was letztlich Schuld der strukturellen Semantik sei, denn „[l]e structuralisme français [...] situe la construction de sens (dans le discours) en dehors de l'objet de la linguistique“<sup>16</sup>. Der französische Strukturalismus definiere

---

<sup>13</sup> Cf. dazu auch DIECKMANN 1989:223.

<sup>14</sup> Cf. GALATANU 2000c:25.

<sup>15</sup> Cf. GALATANU 2000c:27. So formuliert findet man bei Busse den Vorwurf nicht.

<sup>16</sup> GALATANU 2000c:27 N3.

das *signifié* als Bündel von Zügen, die er durch Segmentierung und Kommotation innerhalb des Zeichensystems einer Sprache ermittle<sup>17</sup>. Galatanu teilt die neueren Betrachtungen der *signification* in zwei Tendenzen<sup>18</sup>: die erste stellt das aristotelische Schema in Frage; die zweite – der Busse zugeordnet werden könnte – sieht die *signification* in Zusammenhang mit den Gebrauchsbedingungen<sup>19</sup>.

Traditionelle Auffassungen von Bedeutung bezeichnet Busse als „essentialistisch“ (BUSSE 1987a:304) und meint damit ein außerhalb der kommunikativen Äußerungen liegendes statisches Konzept, das sich nicht aus dem Gebrauch ergebe, was so sicherlich übertrieben ist. Er macht mehrfach darauf aufmerksam, dass Bedeutung dem Individuum nicht „wie ein «Bild» oder eine abgeschlossene Vorstellung vorschweb[e]“ (BUSSE 1987a:169, 304). Doch ohne eine gewisse Vorstellung (die gar nicht *alle* in dem Moment sinnrelevanten Komponenten aufweisen muss) sind metasprachliche Äußerungen gar nicht denkbar!

Was Busse leugnet, ist eine intensional bestimmbare Bedeutung, die spezifische Eigenschaften eines Zeichens zusammenfasst. Mit Hilfe der Beschreibung der Extension könne man zwar auf ähnliche Weise die sukzessive Veränderung der Verwendungsregel (cf. BUSSE 1986b:63) bestimmen, aber Busse kann diese Verwendungsregel gar nicht liefern, weil er seinen Blick auf die Einzelverwendung des Zeichens beschränkt.

Eine allgemein anerkannte Unterscheidung zwischen „Bedeutungskennen“ und „Äußerungsverstehen“, wie Keller sie vorschlägt<sup>20</sup>, lehnt Busse auch als rein theoretische Abstraktion kategorisch ab (cf. BUSSE 1986b:57, 1987a:161 und BICKES/BUSSE 1986:245); er betrachtet sie in seinem Modell kommunikativer Interaktion als unnötig.

Busse will Sinnkonstitution (er verwendet irreführenderweise auch den Begriff „Bedeutungskonstitution“; BUSSE 1987a:39, 105, 212, 257) an die einmalige konkrete Situation binden. Eine Hypostasierung ist seiner Meinung nach unnötig, da er meint, so könne fälschlicherweise der Eindruck entstehen, damit allein sei der Sinn schon gegeben. Die Bedeutung eines sprachlichen Zeichens hält er für eine Abstraktion, mehr noch eine Fiktion. Die Vorstellung einer überindividuellen Bedeu-

---

<sup>17</sup> Für Galatanu ist die *signification* trotzdem als eine dauerhaft durch Konvention (unter Berufung auf Searle) assoziierte Repräsentation definiert. Sie entspricht mehr oder weniger dem *signifié* bei Saussure. Der *sens* dagegen ist die Assoziation von zwei oder mehr Repräsentationen durch den Sprecher in einer einmaligen Sprechsituation. (Cf. GALATANU 2000c:29).

<sup>18</sup> Cf. GALATANU 2000c:30s.

<sup>19</sup> Die zweite Tendenz nennt Moeschler „le paradigme austinien“ (GALATANU 2000c:31): sie sieht die *signification* durch ihre Nähe zur Pragmatik in Zusammenhang mit den Gebrauchsbedingungen und fragt nach Inferenzprozessen, um den *sens* herauszubilden, v.a. wenn es nicht um wörtlichen Gebrauch geht.

<sup>20</sup> KELLER 1977:21.

tung will er gar nicht in Betracht ziehen, denn Sinn und Bedeutung sind für ihn ein und dasselbe (daher kommt es in der Erklärung seines Modells auch permanent zur Vermischung beider<sup>21</sup>). Es gebe sie nur in Zusammenhang mit einem einmaligen, situations- und kontextgebundenen Vorgang (cf. BUSSE 1986b:58 und 1987a:167s.).

So spricht er z.B. neben Sinnkonstitution auch von „Sinnveränderung“ (BUSSE 1987a:304) und „Sinnwandel“ (BUSSE 1987a:204), was als Bezeichnung schon paradox ist und ihn sogar in seinem eigenen Modell stören müsste. An anderer Stelle plädiert er dafür, dass das Zeichen kein „Sinn-Träger“ (BUSSE 1987a:169) sei, meint aber vielmehr „Bedeutungsträger“.

Eine intensionale Definition von Bedeutung als Bündel von Verwendungsregeln, wie sie von Weinrich vorgeschlagen wurde<sup>22</sup>, ist für Busse ausgeschlossen, da sie als hypothetisches Konstrukt nicht als real existierend nachgewiesen werden könne. Allerdings ist seine Auslegung von Sinn als einmalig konstituierter und nicht einmal aus der gesamten Extension extrapolierbarer Sinn nicht minder hypothetisch.

Das Fehlen einer *allgemein anerkannten* Begriffsbestimmung (cf. BUSSE 1987a:309) von Bedeutung ist kein Grund, die Existenz von Bedeutung an sich zu negieren und sich damit den Weg zu verstellen, der zu einem besseren Verständnis von Bedeutungswandel führen könnte. Wenn es auch Dinge gibt, die schwieriger zu fassen sind als andere, die auf der Hand liegen, so sollte man ihnen doch – gerade wenn es sich um kognitive Prozesse handelt – nicht von vornherein die Existenz absprechen.

Busse relativiert später, Bedeutung sei die unendliche Vielfalt einzelner Verwendungen (cf. BUSSE 1987a:202) (ohne dabei zuzugeben, dass es v.a. um das geht, was den einzelnen Verwendungen gemeinsam ist). Dabei beschreibt er ganz zweckdienlich, dass eine aus Analogien gewonnene Handlungsanweisung nur so lange Bestand habe, wie die Handlungsweise annähernd gleich bleibe, was einem einigermaßen befriedigenden Bedeutungskonzept schon sehr nahe kommt. Ändere sich die Handlungsweise, so ändere sich auch die Bedeutung. Busse muss sich eingestehen, dass die Fiktion „Bedeutung“ nützlich ist (z.B. im Hinblick auf Wörterbücher), für seinen Ansatz – in der Rückanwendung

---

<sup>21</sup> So kann es vorkommen, dass er Bedeutung als einmalig oder situations- und kontextbezogen charakterisiert.

<sup>22</sup> WEINRICH 1970:15-21 definiert Bedeutung als das Insgesamt der von einer Sprachgemeinschaft als relevant gesetzten Merkmale eines Gegenstandes und schließt dabei ein, dass jede *Bedeutung* weitgespannt, vage, sozial und abstrakt sein muss. Im Gegensatz dazu ist *Meinung* in seinem Modell engumgrenzt, präzise, individuell und konkret. *Bedeutung* und *Meinung* bilden aber Pole einer gleitenden Skala (31)!

auf kommunikatives Handeln – jedoch verwirrend. Busse spricht der historischen Lexikographie nie ihre Zweckmäßigkeit ab (cf. BUSSE 1987a:60), was aber angesichts seiner nachdrücklichen Beteuerungen, wie nutzbringend sein bewusstseinsorientierter Ansatz für alle benachbarten Disziplinen sei (cf. BUSSE 1987a:310), fast *ad absurdum* geführt wird.

Busse strebt nach einer anwendungsbezogenen Untersuchung von Bedeutung. Im Gegensatz dazu charakterisiert er Bedeutungsanalyse zum Ziel der Lexikographie als „wissenschaftsinternes“ Unterfangen (BUSSE 1991b:42). Wörterbücher liefern eine Bedeutungsdefinition (meist) mit einer Auflistung von Verwendungsbeispielen (cf. BUSSE 1991b:44); dabei versteht Busse die Bedeutungsdefinition auch als eine Auflistung von Verwendungsbeispielen. Im weitesten Sinne kann man sicher jede Paraphrase als eine Art Verwendungsbeispiel bezeichnen, doch bleibt sie ein Beispiel, das anderen Kriterien gehorcht als Beispiele, die erst gegen Ende eines Wörterbuchartikels aufgeführt werden, da sie eine sehr spezifische Anwendung erläutern (cf. Kapitel 2.2.1).

Die Arbeit der Lexikologen besteht geradezu darin, aus der *parole* die *langue* zu erschließen. Dabei geben Wörterbücher die *langue* relativ treu wieder<sup>23</sup>, so dass man sie auch mit Coserius Worten als „verspätete Register der Norm“<sup>24</sup> bezeichnen könnte. Durch ihre spezifische Entstehungsweise ist es kein Wunder, dass Bedeutung in ihnen einen anderen Status hat als im natürlichen Gebrauch der Sprecher: im Sprechen wird Bedeutung nicht abgerufen wie in einem Lexikon (cf. BUSSE 1991b:43, cf. auch bei Bréal, Kapitel 1.6.2 zur *loi de répartition*). Als niedergeschriebene Definition hat die Bedeutung etwas Statisches, das ihrer natürlichen Vorkommensweise nicht ganz entspricht, doch die Tatsache, dass es möglich ist, etwas aufzuschreiben, müsste auch Busse vermuten lassen, dass für einen gewissen Zeitraum in einer gewissen Sprachgemeinschaft Bedeutung etwas Bleibendes ist. Busse wehrt sich gegen das Bild, Wörter seien Instrumente, mit denen vorgefasste Gedanken geäußert würden. Für ihn ist Bedeutung eine „eminent praktische Angelegenheit“ (BUSSE 1991b:43), die für den Sprecher aus Aneignen und Verwenden von Regeln bestehe, wobei niemand die Vielfalt der Verwendungsmöglichkeiten überblicken könne. Er nimmt hin, dass „Lexikonbedeutung“ kontextübergreifend und überzeitlich aufzufassen sei, verweist aber darauf, dass diese überzeitliche Regelverwendung nur aus der Beobachtung der Praxis (cf. BUSSE 1991b:44) resultiere, d.h. sie sei ein Extrakt aus der Summe der Sinnaktualisierungen.

---

<sup>23</sup> Cf. SAUSSURE 1973:31.

<sup>24</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:276 N39.

Der Leser kommt bei Busse mehrfach an den Punkt, an dem er sich fragt, warum Busse sich überhaupt mit dem Problem der Bedeutung (und insbesondere Lexikonbedeutung) auseinandersetzt. Es ließe sich ebenso vorstellen, dass er sich allein auf den Sinn konzentrieren würde, nur scheint er doch auch an Bedeutungsbeschreibung interessiert zu sein. Busse stellt sich gar nicht systematisch die Fragen, die aufkommen würden, würde man sich ganz auf die Beschreibung von Sinn konzentrieren: was ist Sinn? kann man Sinn objektiv beschreiben? und wo sind seine Grenzen<sup>25</sup>?

Die Termini Sinn und Bedeutung haben unterschiedlichste Konzeptionen hervorgerufen. Nicht nur Busse kommt v.a. bei der Bedeutung an Grenzen. Rastier schlägt auch vor, die Problematik der Unterscheidung eher vom Sinn her anzugehen und die Bedeutung dem Sinn unterzuordnen<sup>26</sup>. Sinn sei nicht durch eine vorgefertigte Kodierung gegeben, die ein *signifiant* und eine *signifié* oder eine Klasse von *signifiés* fest verbinden würde, denn die Sprache sei keine Nomenklatur. Für den „linguiste-philologue“<sup>27</sup> vermische sich die Bedeutung eines Wortes überdies mit der Geschichte seiner Interpretationen; der Sprecher dagegen situiere die Bedeutung in einer interpretativen Tradition, so dass er sie mit Hilfe derer auf seine ganz persönliche Weise fortsetze<sup>28</sup>.

In klassischen Bedeutungstheorien und auch noch in gewissen Ausprägungen der Prototypentheorien habe das Wort seine eigene Bedeutung, die mehr oder weniger konstant sei. Von ihr ausgehend würden sich die Sinnvariationen erklären, die sogar oft als „Unfälle“ der Substanz Bedeutung betrachtet würden. Man könnte die Hierarchie zwischen Sinn und Bedeutung nach Rastier aber ebenso gut umkehren: der Sinn sei nicht eine durch den Kontext deformierte Bedeutung, sondern die Bedeutung wäre dann normalisierter Sinn. Bedeutung wäre in

---

<sup>25</sup> Martin z.B. schlägt drei Möglichkeiten vor, Sinn zu erforschen (cf. MARTIN 1976:13): die erste wäre, Sinn über die Gesamtheit der Situationen zu untersuchen, in denen er Anwendung findet (und v.a. über die Reaktionen, die er hervorruft). In diese Richtung hat sich noch niemand gewagt, es scheint unmöglich, eine erschöpfende Typologie der Situationen zu erstellen. Die zweite Möglichkeit wäre, den Sinn mit den Referenten in Verbindung zu bringen und die dritte, ihn durch die Gesamtheit der möglichen Übersetzungen zu definieren. Übersetzung kann dabei inner- oder außereinzelsprachlich verstanden werden. Genau wie bei der Bedeutung besteht aber die Gefahr des Zirkelschlusses, d.h. einer lexikographischen Paraphrase.

<sup>26</sup> RASTIER 1999 (im Internet). Definiere man den sprachlichen Inhalt als Bedeutung, so gehe man von einer relativ stabilen Beziehung zwischen *signifiant* und *signifié* aus. Definiere man ihn in der Perspektive des Sinns, setze man einen stärkeren Akzent auf den dynamischen Prozess zwischen Ausdruck und Inhalt. Bedeutung sei relativ unabhängig von Kontexten, der Sinn variere je nach Kontext und werde erst durch eine Praxis (zur Bedeutung) normiert.

<sup>27</sup> RASTIER 1999 (im Internet).

<sup>28</sup> Cf. RASTIER 1999 (im Internet).

einer Sinnsemantik (statt einer Bedeutungssemantik) eine Art *consommé* von relevanten (!) Musterbeispielen minus Kontext.

Beide Konzepte – Sinn und Bedeutung – lassen sich rechtfertigen und werden in der Sprachwissenschaft gebraucht. Die Beziehung zwischen Sinn und Bedeutung ist sehr komplex<sup>29</sup>, was aber nicht dazu führen darf, das eine oder das andere abzulehnen. Sie sind als hypothetische Konstruktionen voneinander abhängig: die Konstruktion des Typus erklärt sich erst über die Interpretation der Einzelrealisierungen. Die Problematik der beiden Termini zeigt sich in mannigfachen Spielarten, die von der gewählten Untersuchungsperspektive und dem angestrebten Erklärungsziel abhängen.

Geeraerts versteht Busses Diskussion des Bedeutungsbegriffs und seine Verteidigung des Sinns als Wiederbeleben eines alten terminologischen Streites: ob es um Sinn oder Bedeutung gehe, „is just one of those terminological quirks that any linguist who is aware of the ambiguities of a term such as «meaning» has learned to live if not to cope with“<sup>30</sup>.

---

<sup>29</sup> Cf. RASTIER 1999 (im Internet).

<sup>30</sup> GEERAERTS 1989b:163.

#### 2.4.2 System, Gebrauchsnorm, Rede ... und Stil!

Das Verhältnis von Sprachsystem, -norm, -gebrauch und -stil weist Busse als Problem für die Linguistik aus (nicht für die Benutzer) (cf. BUSSE 1996b:63). Die Linguistik berühre die verschiedenen theoretischen Ebenen und vermische sie. So würden Fragen des Stils (und auch der Sprachnorm) oft der Soziolinguistik zugeordnet oder der Sprachgebrauch der Pragmatik. Die eigentlichen Kerngebiete der Linguistik (Phonologie, Morphologie, Wortbildung, Syntax, Lexikologie, Semantik) würden sich eher mit den sprachlichen Regeln im engeren Sinn beschäftigen.

Busse gibt vor, sich an Coseriu anzulehnen, ohne jedoch „eine Neuauflage der Coseriuschen Überlegungen auf aktuellerem Niveau“ (BUSSE 1996b:64) liefern zu wollen, was auch nicht sein kann, denn Busse bezieht sich nur „sehr vermittelt“ auf Coserius «System, Norm und „Rede“». Man muss sich leider fragen, ob er überhaupt einen der drei Begriffe richtig verstanden hat. Um nur dies vorzuschicken: „Norm“ (die bei Coseriu als Gebrauchsnorm zu verstehen ist) definiert Busse durchgängig als präskriptive Norm, was er dem Leser allerdings erst auf der zehnten Seite seines Artikels in einer Fußnote nebenbei mit auf den Weg gibt (cf. BUSSE 1996b:72 N8). Coseriu trennt aber gerade die Gebrauchsnorm (*norma normal*) von einer präskriptiven Norm (*norma correcta*):

No se trata de la norma en el sentido corriente, establecida o impuesta según criterios de corrección y de valoración subjetiva de lo expresado, sino de la norma objetivamente comprobable en una lengua, la norma que seguimos necesariamente para ser miembros de una comunidad lingüística, y no aquella según la cual se reconoce que «hablamos bien» o de manera ejemplar, en la misma comunidad. Al comprobar la norma a la que nos referimos, se comprueba cómo se dice, y no se indica cómo se debe decir: los conceptos que, con respecto a ella, se oponen son *normal* y *anormal*, y no *correcto* e *incorrecto*. El hecho de que las dos normas puedan coincidir no nos interesa aquí; cabe, sin embargo, señalar que muchas veces no coinciden, dado que la «norma normal» se adelanta a la «norma correcta», es siempre anterior a su propia codificación<sup>31</sup>.

Dazu kommt, dass Busse das System im Saussureschen Sinn vollkommen negiert. Einer der Gründe dafür sei die Tatsache, dass „der faktische und theoretische Status“ (BUSSE 1996b:68 N4) der *langue* durchweg ungeklärt sei. Unbestritten ist, dass Busse selbst ihn nicht erfasst

---

<sup>31</sup> COSERIU 1989:90. Cf. auch die Unterscheidung von *usage* und *norme* bei HJELMSLEV 1942.



hat, denn was er als „Norm“ bezeichnet, kommt teilweise dem *langue*-Begriff nahe. Er beschreibt das System in einer Fußnote richtig als abstrakte Idee der „Gesamtheit aller Anwendungsmöglichkeiten, die sich aus der Benutzung der Gesamtheit der Regeln und Elemente einer Sprache ergibt“ (BUSSE 1996b:72 N7). Die Möglichkeiten, die tatsächlich regelmäßig genutzt werden, ergäben die Norm, doch dies hält Busse als Präzisierung für unnötig.

Als letzte Verkomplizierung und radikale (wenn auch unbewusste) Abwendung von vielen bestehenden Theorien, die sich um die Dichotomie *langue/parole* ranken, bezeichnet Busse mit „Sprachgebrauch“ Phänomene der Rede (*parole*-Ebene).

Eine Ausnahme unter den sog. „Kernlinguisten“ bildet laut Busse Coseriu, der es in seinen Überlegungen zu System (Sprache), Norm und Rede (Gebrauch bei Busse!) geschafft habe, auf hohem theoretischen Niveau verschiedene Perspektiven zu vereinen (cf. BUSSE 1996b:64). Die Kritik an Saussure lässt sich hier deutlich ablesen. Die reine Dichotomie *langue* und *parole* zieht Busse kaum in Betracht und verweist noch weniger auf G. von der Gabelentz oder Baudouin de Courtenay.

Eine Ausnahme bilden laut Busse auch noch die Pragmatiker; allerdings haben die meist dazu noch ihr eigenes Grundmodell, das oft vereinfacht; z.B. setzen einige die Regel mit dem Gebrauch gleich und machen es sich damit leicht (cf. BUSSE 1996b:79 N2). Busse geht aber von der Systemlinguistik aus, obwohl er eigentlich eher sprechhandlungstheoretisch einzuordnen ist.

Er geht zunächst auf die Systemebene ein, die er grob gesagt nicht für „möglich, nötig und sinnvoll“ (BUSSE 1996b:64) hält. Sie ist für ihn zu abstrakt, weswegen er sich lieber auf die Norm konzentriert. Es wäre zwar verkürzt, das Verhältnis von System und Norm (der Leser versteht hier noch Gebrauchsnorm) auf das von Regel und Ausnahme zu reduzieren (BUSSE 1996b:65), Busse kommt aber gelegentlich wieder auf diese Idee zurück und scheint ihr doch anzuhängen.

Zuerst führt er aus, das System beschränke sich auf eine pure Ansammlung von sehr allgemeinen Regeln, „entdeckt“ dann aber, dass das System auch Elemente beinhaltet, für die diese Regeln gültig sind. Da Regeln für ganze Klassen von Zeichen gelten, und einzelne Klassen heterogen gestaltet sind (Adjektive, Substantive gehören zu unterschiedlichen Flexionsklassen), können diese Regeln doch nicht so allgemeiner Art sein. Er übersieht völlig, dass das System als Gesamtheit aller sprachlichen Regeln, Einheiten aber auch Kombinationsmöglichkeiten zu verstehen ist und nicht nur als Sammelsurium einiger weni-

ger idealer Regeln ohne Ausnahme! Es ist vielmehr eine Gesamtheit von Freiheiten anstatt von Auflagen<sup>32</sup>.

Daran anschließend interpretiert er sich die Norm „zurecht“: dies sei genau die Ebene, die als „Mischsystem“ teils allgemeingültige Regeln und Einzelfallregeln zulasse. Bei Coseriu ist die Norm aber vielmehr dadurch vom System unterschieden, dass sie sich auf einem niedrigeren Abstraktionsniveau befindet und den Gebrauch charakterisiert. Die Norm (als *norma normal*) ist für Coseriu der normale Komplex der üblichen Realisierungen. Die Unterscheidung von System und Norm ist somit zweckmäßig, da sie als Stufen der Formalisierung ausgehend von der konkreten Realisierung des Individuums betrachtet werden können. Auf einer ersten Stufe der Abstraktion (Gebrauchsnorm, *usage*) werden konstante, normale, traditionelle Strukturen erfasst und auf der nächsthöheren Ebene (*langue*, System) nur ideale, wesentliche, unabdingbare Strukturen.

Busse verstrickt sich immer weiter in seinem Missverständnis: für ihn ist die Frage, wofür man das System braucht, identisch mit der, ob es eine Sprache geben kann, in der jede Regel nur einer Funktion entspricht (und umgekehrt) (cf. BUSSE 1996b:66). Dies sei natürlich eine unrealistische Idealisierung; doch ist Coserius Struktur der Sprache syntopisch, synstratisch und synphasisch definiert. Die „Architektur der Sprache“<sup>33</sup> (die über die funktionale Sprache hinausgeht) berücksichtigt auch diastratische, diatopische und diachronische Variation<sup>34</sup>. Busse hätte gut daran getan, auch die Überlegungen von Labov in seine Betrachtungen einzubeziehen<sup>35</sup>, der verbietet, eine Sprache zu untersuchen, ohne die Variation zu berücksichtigen. Anstatt von einer stabilen sprachlichen Struktur auszugehen, nimmt Labov sprachliche Variation als Basis an<sup>36</sup>. Varianten werden nicht mehr als Unfälle oder die Vergewaltigung abstrakter Regeln angesehen, sondern sie werden nach der Frequenz ihrer Aktualisierung positiv analysiert. Variation ist immer bedingt durch den Kontext und durch soziale Variablen wie Alter, Geschlecht, Milieu und die Beziehung zwischen Sprechern. Aus der Varia-

---

<sup>32</sup> In einer Fußnote beschreibt er allerdings „Norm“ als etwas, das „Spielräume für den Sprachgebrauch ausdrücklich freigibt, anstatt ihn genau festzulegen!“ (BUSSE 1996b:73 N10).

<sup>33</sup> Cf. COSERIU 1976:27-29. Eine historische Sprache ist nicht ein System, sondern ein Diasystem, ein Gefüge von Systemen. Zur *architecture de la langue* cf. auch COSERIU 2001:241s.

<sup>34</sup> Cf. HEGER 1969b:151.

<sup>35</sup> Cf. LABOV 1963a, 1963b, 1973.

<sup>36</sup> Cf. LABOV 1976:306-11.

tion heraus können sich aber (zeitweise relativ) stabile Strukturbeziehungen entwickeln<sup>37</sup>.

Im Gegensatz zur Norm könnte Busse sich ein reines System nur bei sehr einfachen Sprachen vorstellen: „Vielleicht ist es deshalb kein Zufall, daß die größten Erfolge des linguistischen Strukturalismus bei der Beschreibung von Eingeborenensprachen erzielt wurden“ (BUSSE 1996b:79 N3), polemisiert er. Nur so, wie er das System definiert, ist es eigentlich überhaupt nicht denkbar. Kein Sprecher beherrscht das System; es ist ein hypothetisches Konstrukt, eine abstrakte soziale Konvention, die vom Individuum relativ unabhängig ist.

Um das Verhältnis von System, „Norm“ und „Gebrauch“ (*parole*-Phänomene) zu erklären, scheint Busse teilweise „Norm“ mit dem System gleichzusetzen (er nennt beide „Sprache“). Auf das System könne man gänzlich verzichten; trotzdem geht er davon aus,

[...] daß jedem aktuellen Sprachgebrauch ein sprachliches Wissen vorausgeht, das außer einer Menge sprachlicher Zeichen auf den verschiedenen Organisationsebenen sprachlicher Zeichen (Phoneme, Morpheme, Lexeme) eine Menge von Regeln enthält, welche die korrekte Anwendung dieser Elemente [...] zum Zweck des Vollzugs kommunikativer Handlungen [...] umfaßt. (BUSSE 1996b:68)

Dies sei als Sprachnorm zu definieren, auch wenn es teilweise dem Stil zugerechnet werde (?). Das Verhältnis von „Sprache (= Sprachnorm) und Sprachgebrauch“ sei ein Topos der strukturalistischen Linguistik. Hier wird deutlich, dass er mit „Sprache (= Sprachnorm)“ die *langue* meinen will und mit „Sprachgebrauch“ die *parole*. Er entfernt sich also von der Interpretation der Norm nach Coseriu als Gebrauchsnorm. Norm sei die Gesamtheit von Einheiten und Regeln, in der im Unterschied zum Gebrauch keine Abweichungen möglich seien. (Was für Saussures *langue* nicht zutrifft: die *parole* kann sehr wohl davon abweichen. Würde die *parole* exakt dasselbe umfassen wie die *langue*, erübrigte sich jegliche Unterscheidung.) Sprache ließe sich so in zwei Aspekte aufteilen:

[...] die tatsächlich gesprochene und geschriebene Sprache einerseits und die Sprache als eine Art idealisierendes Konstrukt im Sinne der perfekten Anwendung der (implizit als geschlossen und systematisch unterstellten) sprachlichen Regeln andererseits. (BUSSE 1996b:68)

Er scheint also eindeutig mit der „tatsächlich gesprochene[n] und geschriebene[n] Sprache die Rede zu meinen, mit dem „idealisierende[n] Konstrukt“ die *langue*, und mit der „perfekten Anwendung“ vermischt er

---

<sup>37</sup> Cf. LABOV 1976:327s.

die *langue* mit dem Konzept einer präskriptiven Norm. Abgesehen von all diesen Fehlinterpretationen, die man Busse vorwerfen muss, möchte man ihn natürlich fragen, warum er sich anfänglich überhaupt auf Coserius (dritte) Zwischenebene berufen hat, wenn er jetzt doch wieder eine Zweiteilung<sup>38</sup> vornimmt.

Wie bei Synchronie und Diachronie oder Sinn und Bedeutung ist Busse sich auch beim Begriffspaar *langue* und *parole* nicht darüber im Klaren, dass es sich um eine methodologische Unterscheidung handelt<sup>39</sup>. Die Sprache soll nicht – vereinfacht formuliert – in benutzte Einheiten und solche, die in einer Art Reserve liegen bleiben, eingeteilt werden. Die Sprache bleibt ein und dieselbe, kann aber unter verschiedenen Perspektiven betrachtet werden.

Busse beschreibt sein Verständnis der Saussureschen Dichotomie dann aber doch als zwei Arbeitsschritte: zuerst werde ein sprachlicher Fund als *parole* eingestuft, aus dem anschließend *langue* rekonstruiert werde:

Beobachtete Sprachdaten sind zunächst einmal dem Sprachgebrauch zuzurechnen; erst in einem zweiten Schritt soll aus diesem Sprachgebrauch das Netz sprachlicher Regeln rekonstruiert werden, das nun aber nicht etwa nur (wie es nahe liegen würde) als wissenschaftliches Konstrukt aufgefaßt wird, sondern von dem angenommen wird, daß es [...] tatsächlich auch in der sprachlichen Wirklichkeit [...] existiert. (BUSSE 1996b:69)

Dass die *langue* auf der Objektebene der Sprache existiert, hat Saussure natürlich nie behauptet. Busse nähert sich damit eher der Definition der Gebrauchsnorm nach Coseriu. Auch kommt Busse dem Verständnis hier wieder sehr nahe, es gebe Individuen, bei denen die gesamte *langue* anzutreffen sei. Hier wird auch wieder ersichtlich, dass Busse sich nicht von der Auffassung frei machen kann, die *langue* bestehe einzig aus wenigen strikt zu befolgenden Regeln, die keine Ausnahme zulassen.

Allerspätestens in dem Moment wo Busse behauptet, dass Sanktionen (in der Kommunikation) den Übergangsbereich zwischen „Norm“ und „Gebrauch“ bilden (cf. BUSSE 1996b:71), wird dem Leser klar, dass er „Norm“ präskriptiv meint. Andererseits charakterisiert er im gleichen Atemzug die Eingrenzung der Norm als Entscheidung, ob etwas „zur Sprachnorm gehörig“, „der Norm entsprechend“ oder „von der Norm

---

<sup>38</sup> Die auch nicht wirklich eine ist, denn wie gezeigt wurde, können ja Rede, System und Norm aus diesem Zitat „herausgelesen“ werden.

<sup>39</sup> Cf. die Warnung bei COSERIU 1970a:207.

abweichend“ (BUSSE 1996b:71) eingestuft wird, womit beinahe doch wieder Coserius Norm (*usage*) gemeint sein könnte.

Busse fragt sich, ob man zwischen „Norm“ und „Gebrauch“ eine klare Grenze ziehen kann. Der „Gebrauch“ weise klare Konturen auf, die „Norm“ dagegen nicht (ebenso wenig die „Sprache an sich“<sup>40</sup>). Der „Sprachgebrauch“ sei definiert als die „Gesamtheit der in einer Einzelsprache jemals schriftlich oder mündlich zu kommunikativen Zwecken geäußerten Zeichenketten“ (BUSSE 1996b:72), was allenfalls als die *Σ-parole* im Sinne Hegers<sup>41</sup> gedeutet werden kann. Mit der Eingrenzung „seiner“ Norm dagegen tut Busse sich besonders schwer:

Man kann es als gesichert ansehen, daß die Sprachnorm sich nicht quasi auf dem Wege der Extrapolation aus dem Sprachgebrauch ergibt (anders übrigens als das Sprachsystem, das man als eine Menge purer, systematisch gegebener Möglichkeiten sehr wohl aus dem Sprachgebrauch extrapolieren kann) [...] Will man also die Sprachnorm exakter fassen, so ist dies nur über den Weg des Ausschlusses möglich: ausgeschlossen werden müssen all solche Ergebnisse des Sprachgebrauchs [...], die nicht in die Extrapolation der aus der Beschreibung zu gewinnenden Regeln (und Elementelisten) eingehen sollen. (BUSSE 1996b:72)

Nach Busse ist folglich die „Norm“ der Teil der *parole*-Phänomene, die in die *langue* eingehen. Was mit dem anderen Teil – dem „Restmüll“ – der *parole* geschieht, präzisiert er nicht. Damit wäre seine „Norm“ identisch mit dem System, es sei denn, das System bestehe zusätzlich noch aus etwas anderem<sup>42</sup>.

Im Unterschied zum „Gebrauch“ basiere die „Norm“ auf Wertung<sup>43</sup> (cf. BUSSE 1996b:72), weshalb gewisse Verwendungsmöglichkeiten in die Norm aufgenommen werden und andere nicht. Solche Bewertungskriterien können ästhetisch, logisch, philosophisch, ökonomisch, regional, sozial, funktional etc. sein:

So gesehen müßte die Frage nach dem Verhältnis von Sprachnorm und Sprachgebrauch eigentlich als eine Frage nach dem Verhältnis von sprachlicher Realität in einer Sprachgesellschaft und demjenigen aufgefaßt werden, was als *die Norm (der nhd. Standardsprache)* oder gar *die (deutsche) Sprache* schlechthin bezeichnet wird. (BUSSE 1996b:73)

---

<sup>40</sup> Meint er damit *langue*?

<sup>41</sup> Cf. HEGER 1969b:155. Genauer noch entspräche dies der *Σx-parole*, die quantitativ selbst auch nur annähernd erfassbar ist. Dies würde nach BÜHLER (1965:51-57) dem Sprachwerk entsprechen (zu Bühlers Unterteilung in Sprachgebilde/Sprechakt, Sprechhandlung/Sprachwerk cf. auch Kapitel 3.3.2). Cf. auch WUNDERLI 1988:286.

<sup>42</sup> Woher dieses andere bezogen werden könnte, wird dem Leser aber nicht geraten.

<sup>43</sup> Spätestens an dieser Stelle ist der Leser ganz sicher, dass „Norm“ präskriptiv gemeint sein muss und einfach gar nichts mit Coseriu zu tun hat.

Eine solche präskriptive Norm (*norma correcta*) stelle eine quantitative und qualitative Einschränkung dar, die von gewissen Interessengruppen für bestimmte Sprachverwendungsbereiche vorgenommen werden. Die nicht näher festgelegten Bewertungsmaßstäbe (!) lehnen sich an Grammatiken, Wörterbücher, Rechtschreib- und Aussprachebücher an, aber auch an Texte von als exemplarisch geltenden Autoren.

Auch der Vergleich mit Hermann Pauls Unterscheidung zwischen usueller und okkasioneller Bedeutung hinkt ein wenig: Usus entspreche eher der Norm<sup>44</sup> (und nicht dem System, wie Busse vorgibt, cf. BUSSE 1996b:74 N13) und eine okkasionelle Form eher der einzelnen realisierten *parole*. Die okkasionelle Bedeutung ist bei Paul diejenige, welche der Redende mit einem Ausdruck verbindet und von der er erwartet, dass sie auch der Hörende damit verbindet. Die okkasionelle basiert auf der usuellen, ist aber eingebettet in eine Diskurssituation.

Nun kommt Busse endlich auf den Stil zu sprechen, was nun wirklich in diesem Zusammenhang mehr als deplaziert scheint. Busse siedelt Stil zwischen „Sprachnorm“ und „Gebrauch“ an. Er sei näher an der „Norm“ zu situieren, was nicht verwundert, weil Busse guten Stil praktisch mit „guter Norm“ gleichsetzt (was guter Stil ist, ist das, was im Duden steht). Auch die traditionelle Definition von Stil als besondere Form der Auswahl sprachlicher Mittel spreche für die Zuweisung zur Norm. Viele Aspekte von Stil könne man also als Bestandteile von Normen auffassen.

Busse unterscheidet zwischen fundamentalen Normen und „Stilnormen“ als „Subnormen“; eine Unterscheidung, die ihn selbst auch nicht weiter bringt. Insgesamt ist die Annäherung des Stils an die verschiedenen Modelle der Betrachtungsweise von Sprachphänomenen derartig an den Haaren herbeigezogen, dass es ein müßiges Unterfangen ist, Busse in seinen Vergleichen folgen zu wollen.

Busses Inkompetenz im Umgang mit den hier vermischten Modellen (nach Saussure, nach Coseriu, nach Heger) liegt nicht nur darin begründet, dass er Coserius Norm, auf die er sich ausdrücklich beruft, vollkommen falsch als präskriptive Norm interpretiert. Das Hauptproblem ist die Tatsache, dass er in allen Modellen (so er sie denn tatsächlich aufmerksam rezipiert hat) die jeweiligen Einheiten (System, Norm und Rede) als monolithische Blöcke versteht. Dies äußert sich auffallend in Formulierungen wie „in voller Reinheit“ (BUSSE 1996b:68), „klare Konturen“ (BUSSE 1996b:72) und in dem Streben nach sauberen Grenz-

---

<sup>44</sup> Bei Paul: gesamter Vorstellungsinhalt oder „the accumulated sedimentation of occasional significations“ (NERLICH 1996a:407).

ziehungen, wie z.B. zwischen „Norm“ und „Gebrauch“ (cf. BUSSE 1996b:71). Die jeweiligen Ebenen lassen sich als Abstraktionsebenen definieren, sind aber durchlässig. Die sprachlichen Entitäten können auf unterschiedlichen Abstraktionsniveau „eingeordnet“ werden, gehören deswegen aber nicht auf immer und ewig einer Betrachtungsebene an! Mit dem Sprachwandel sind sowohl die Inhalte als auch die Umrisse von System, Norm und Rede wandelbar.

### 2.4.3 Bedeutungskonstanz

Für Busse ist die Kontinuität von sprachlicher Bedeutung durch die Zeit eigentlich nur eine Fiktion; es gebe keine Dauer oder Stabilität von Bedeutung. Das was man „landläufig“ als Bedeutungskonstanz oder -kontinuität bezeichnen würde, charakterisiert er lediglich als eine „ununterbrochene Serie diskursiver Ereignisse“ (BUSSE 1987a:203, 255), um aufrechterhalten zu können, dass es keine überzeitlich gültige Bedeutung, sondern nur an konkrete Situationen (Kontexte und Handlungsziele) gebundene Sinnkonstitutionen gibt:

Die Kontinuität sprachlicher Bedeutungen durch die Zeit ist eigentlich eine (theoretische?) Fiktion; es gibt keine Dauer von Bedeutungen, sondern nur eine ununterbrochene Serie diskursiver Ereignisse sowohl innerhalb einer Sprachgemeinschaft (d.h. über den Einzelnen hinweg), als auch für jedes einzelne Mitglied dieser Diskursgemeinschaft. In jeder kommunikativen Handlung wird ein Sinn (intersubjektiv, aber von jedem Beteiligten selbständig vollzogen) konstituiert, der an diese Situation, diesen Kontext, dieses Handlungsziel gebunden ist. (BUSSE 1986b:59)

Allerdings könnte man an dieser Stelle hinterfragen, was mit „ununterbrochen“ gemeint sein kann; schließlich werden nicht ständig alle den Sprechern zur Verfügung stehenden sprachlichen Zeichen aktualisiert, damit sie benutzbar bleiben können. Gerade hieraus ergibt sich, dass eine nicht-aktualisierte Bedeutung (als Bündel von bestimmten, relativ allgemein gültigen Merkmalen für ein gewisses Zeichen) angenommen werden muss, die immer zur Verfügung steht, selbst dann, wenn ein Zeichen seit längerer Zeit nicht benutzt worden ist.

Busse konzentriert seinen Blick auf den Sinn, der sofort wieder verschwindet, so dass man eigentlich gar nicht von Wandel sprechen kann, weil gar keine identischen Einheiten wiederkehren, die man als Bedeutung bezeichnen könnte. Busse tauft hier eigentlich nur das um, was man sonst Bedeutung nennt, und macht es sich dabei selbst schwer. Sein Konzept eines regelmäßig evozierten Sinns, der Veränderungen unterliegt, ist nichts anderes als das einer kontinuierlichen (aber veränderlichen) Bedeutung und stellt ebenso eine Hypostasierung dar.

Kontinuität von Zeichen oder Bedeutungskonstanz definiert sich bei Busse über den Gebrauch (cf. Kapitel 2.4.2) und ist nur in Bezug auf sehr ähnliche Verwendungssituationen innerhalb einer bestimmten Gemeinschaft intersubjektiv. Mit der Formulierung, Bedeutung sei eine relative Konstanz bei den Sinnhorizonten der Sprecher „innerhalb einer Sprachgemeinschaft“ (BUSSE 1986b:60), kommt Busse dem traditionel-



len Begriff von Bedeutung sehr nahe, wendet sich aber sofort wieder davon ab und modifiziert sein Modell hin zu einer relativen Verlässlichkeit innerhalb einer gesellschaftlichen Sinnsetzungs- und Sinndeutungspraxis (BUSSE 1986b:60s.), wobei er nicht in Erwägung zieht, dass diese auch vor Wandlerscheinungen nicht geschützt ist. Die Übereinstimmung von aus Analogien entstandenen Sinnggebungsprozessen sei nur eine ungefähre Konstante; wirklich stabil sei am sprachlichen Zeichen nur die materielle Seite; und selbst letztere sei permanent möglichen Veränderungen ausgesetzt:

„Bedeutung“ kann man dann die (relative) Verlässlichkeit und Konstanz von Zeichenverwendungen und Zeichendeutungen bezüglich konkreter Sinnhorizonte (Verwendungskontexte) und innerhalb einer Sprachgemeinschaft nennen. (BUSSE 1986b:60)

Die Konstanz einer Zeichenverwendung (Bedeutung) würde Busse gleichsetzen mit der Verlässlichkeit von Sinnkonstitution (cf. BUSSE 1987a:305): beides baut auf der Erfahrung erlebter Kommunikation auf. Da sprachliche Regeln an eine Kommunikationsgemeinschaft gebunden sind und auch immer eine zeitliche Komponente enthalten, ist ihnen die Veränderbarkeit implizit; in jedem einzelnen Kommunikationsakt kann potentiell eine Veränderung stattfinden.

Busse greift das sprachpsychologische Modell der „Sinnkonstanz“<sup>45</sup> von Hörmann auf, in dem Sprecher und Hörer ausgehend von einem Sinnhorizont immer bestrebt sind, sprachliche Zeichen mit Sinn zu füllen. Sinnkonstanz ist demnach nicht ganz identisch mit Bedeutungskonstanz, man könnte sie besser beschreiben als „Wille zum Sinn“ (BUSSE 1987a:138).

Dies beinhaltet zunächst eine positive Grundeinstellung in jeder Kommunikation oder einen Willen zur Kommunikation: es wird immer vorausgesetzt, dass Sinn intendiert wird (BUSSE 1987a:144). Dieser Sinn entsteht nicht nur durch Kennen einer Wortbedeutung, sondern auf dem Hintergrund von Situation und Kontext, die nur mit Hilfe von eigenen Erfahrungen interpretiert werden können. Kommunikation ist immer Einordnen auf der Folie von bereits Erlebtem; dabei setzt der Sprecher auf dem vorausgesetzten Hintergrund Akzente, die der Hörer als aktualisierten Sinn versteht (Hörmann spricht von den beiden dynamischen Vorgängen *Meinen* und *Verstehen*). Sinnkonstanz leitet also Wortverstehen, und umgekehrt leugnet Busse auch nicht, dass Sinnre-

---

<sup>45</sup> Cf. HÖRMANN 1988:179-212. Die Bezeichnung kann irreführend sein, denn Sinn ist schließlich einmalig und situationsgebunden. Konstant ist nicht Sinn, sondern Bedeutung oder allenfalls das Bestreben, Sinn zu konstituieren.

alisierung von Wortbeherrschung geleitet wird (cf. BUSSE 1987a:172). Allerdings geht er leider nicht weiter darauf ein, was unter Wortbeherrschung zu verstehen ist.

Ein Zeichen stehe nicht allgemein für etwas, sondern funktioniere nur in konkreten Kontexten<sup>46</sup>, was Busse sehr entgegenkommt. Hörmann geht sogar noch weiter und kehrt die übliche Auffassung, dass Sinn nicht ohne übersituationelle Bedeutung möglich ist, um. Er stellt fest, man müsse erst „die Bedeutung der Äußerung begriffen haben, um etwas über die Bedeutung der diese Äußerung konstituierenden Wörter ausmachen zu können“<sup>47</sup>. Hörmann plädiert dafür, das im Lexikon Aufbewahrte unbestimmter zu konzipieren und damit einen Spielraum für Determination durch Situation und Kontext zu lassen<sup>48</sup>.

Busse kritisiert an einem „Schönwetter“-Bedeutungsbegriff (BUSSE 1988c:35) die Annahme, dass Bedeutung nur das sei, was unstrittig sei. Dies reiche für die Linguistik nicht aus, weil damit nicht jede Sinnkonstitution beschrieben werden könne. Die Vermischung mit dem Sinn lässt Busse übersehen, dass es sich um zwei unterschiedliche Konzepte handelt. Eine Konzeption von Bedeutung lässt aber trotzdem zu, dass die Kommunikationspartner innerhalb der Sinnkonstitution auf selbstverständlich gültige Wissens Elemente zurückgreifen, die durch mehr oder weniger nicht selbstverständliche Elemente ergänzt werden.

Busse geht leider nicht einmal von einem Bedeutungskontinuum aus, das sich erst in seinem Kontext im Diskurs zur Wortbedeutung verfestigt<sup>49</sup>. So könnte er einen Akzent auf die Momenthaftigkeit von Sinn legen, ohne Bedeutung gleich gänzlich zu negieren. Konstant ist für ihn nur die gesellschaftliche Praxis, und die Bedeutung einmalig:

Zugespitzt könnte man sagen: Es gibt keine Dauer von Bedeutungen, keine Konstanz von Begriffen, sondern nur eine ununterbrochene Serie diskursiver Ereignisse. In jeder kommunikativen Handlung wird ein Sinn konstituiert, der an diese eine Situation, diesen Kontext, diesen Handlungszweck gebunden ist. Der Sinn (und damit letztlich auch das,

---

<sup>46</sup> Cf. HÖRMANN 1988:23. Hörmann erklärt aber vorher auch, dass die Relation des Für-einander-Stehens (*aliquid stat pro aliquo*) dazu führe zu sagen, ein Zeichen habe Bedeutung, womit er den Bedeutungsbegriff nicht negiert (17).

<sup>47</sup> HÖRMANN 1988:120s. Hörmann macht in seinem ganzen Buch keine deutliche Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung. Er bedient sich in beiden Fällen des Terminus Bedeutung und spricht ansonsten nur von seinem Konzept der „Sinnkonstanz“. Man kann aber allgemein davon ausgehen, dass er „Bedeutung“ meist nach gängigem Verständnis benutzt (nur ausnahmsweise benutzt er „Bedeutung“ doch eher für Sinn, 198). Im Schluss setzt er dann „Bedeutung der Wörter“ auch in Anführungsstriche, unterstreicht aber im Unterschied zu Busse, dass – will man die Struktur des Lexikons nachzeichnen – es notwendig ist, den Versuch zu unternehmen, die Vielfalt der Bedeutungen zu reduzieren.

<sup>48</sup> Cf. HÖRMANN 1988:499.

<sup>49</sup> Cf. STIERLE 1979:170-72.

was wir als „sprachliche Bedeutung“ oder als „Begriff“ zu bezeichnen gewohnt sind) lebt nur in diesem Ereignis, und verschwindet so schnell wie das Ereignis selbst. Was konstant ist, und uns als Kontinuität der Bedeutungen erscheint, ist die Fortdauer einer gesellschaftlich gebundenen Praxis; es ist die Konsistenz einer Handlungsweise, einer aus den Analogien gemeinschaftlicher kommunikativer Handlungen gewonnenen Handlungsanweisung, die nur solange Bestand hat, wie die Handlungen (annähernd) gleich bleiben. Nur dann, wenn eine Handlungsweise fortlaufend ausgeübt wird, bleibt sie im Gedächtnis der Subjekte einer Sprachgemeinschaft präsent und kann dadurch ihren Anleitungscharakter behalten. (BICKES/BUSSE 1989:88)

Busse scheint wirklich zu übersehen (oder nicht wahrhaben zu wollen), dass es eine Art natürliche „Memoria“ gibt (ob er es nun Fortdauer einer Praxis oder eine aus Analogien gewonnene konsistente Handlungsweise nennt), auf die die Sprecher zugreifen, und die auch wieder zu Bedeutung führt.

Niemand kann bestreiten, dass es einerseits Bedeutungswandel gibt (Metapher, Bedeutungserweiterung, etc. sind oft genug beschrieben worden), und dass andererseits irgendeine Stabilität garantiert, dass Verständigung möglich bleibt. Diese Stabilität als zufällig gleiche Sinnkonstitution zu charakterisieren ist ebenso extrem wie zu behaupten, alle Sprecher hätten von allen Ausdrücken exakt dieselbe inhaltliche Vorstellung. Bedeutung und Sinn sind zwei gewählte Konstrukte, die möglicherweise Anfangs- und Endpunkt eines Kontinuums markieren, wobei das eine Ende durch relative Konstanz charakterisiert ist und das andere durch (immer noch begrenzte) Variation.

#### 2.4.4 Sinn- und Wirklichkeitskonstitution

Aus der pragmatischen Satzsemantik übernimmt Busse die Vorstellung vom Referieren als eine Handlung, die nicht nur auf die Wirklichkeit verweist, sondern jene konstituiert (cf. BUSSE 1992a:74). Die gegenstandskonstitutive Handlung ist nicht eine Eigenschaft, die den Wörtern inhärent ist, sondern die Referenz selbst:

Wenn Referenz als Sprachhandlung des Bezugnehmens definiert ist, dann muß der Bezugnahme durch den Produzenten eines Textes (Sprecher/Hörer) eine äquivalente Bezugnahme-Handlung durch die Rezipienten (Hörer/Leser) entsprechen. Bezugnahme ist also nicht nur abhängig von den *syntaktisch ausgedrückten* Bezugsstellen von Prädikaten, sondern auch von *kontextuell gegebenen*, durch die Gesamtäußerung *konstituierten* oder sonstwie *mitgemeinten* Bezugsobjekte. (BUSSE 1992a:72)

Im Gegenzug wird so jede soziale und politische Realität durch Kommunikation bestimmt. Da die Sprache für die Menschen jeder Epoche sinnstiftende Funktion hat (BUSSE 1986b:52 und 1987a:161), ist sprachliche Sinnkonstitution mit Wirklichkeitskonstitution gleichzusetzen (cf. BUSSE 1986b:55 und 1987a:110, 303, 308s.). Sprache wird nicht nur durch außersprachliche Wirklichkeit geleitet, sondern umgekehrt steuert Sprache auch die Wahrnehmung. Die Sprache ermöglicht die Konstitution von Sinn (und „symbolischer Bedeutung“), aber schränkt sie auch ein (cf. BUSSE 1993b:121).

In einer Theorie, die keine übersituationell gültige Bedeutung zulässt, ergibt sich der Sinn nicht allein aus den Zeichen und ihren Bedeutungen, sondern aus einem Kommunikationsmodell<sup>50</sup>, in dem Sprecher, Hörer und einige Voraussetzungen des Gelingens von Kommunikation zugrundegelegt werden.

Der einzelne kommunikative Akt ist immer Teil eines übergeordneten Sinn- und Funktionszusammenhangs. Da Wirklichkeitskonstitution in jeder Sprachgemeinschaft anders abläuft, können Wirklichkeitsauffassungen stark variieren und dementsprechend die kommunikative Verständigung beeinflussen, in der zwischen „privat anzueignende[r] Handlungsgeschichte“ (BUSSE 1987a:303) und gesellschaftlichem Wissen in sozialer Interaktion vermittelt wird.

Sinn ist kein zufälliges Nebenprodukt von sprachlichen Äußerungen, sondern vom Sprecher intendiert (cf. BUSSE 1986b:55). Der Sprecher verfährt so, dass mit Hilfe der geäußerten Lautfolge Regeln und

---

<sup>50</sup> Dieses Modell orientiert sich hauptsächlich an den bestehenden Konzepten von Grice und von Wright.

gemeinsames Wissen mit seinem Kommunikationspartner über Situation und Kontext erschlossen und das Ganze als intentionale Handlung interpretiert werden kann (cf. BUSSE 1986b:54). Die Kommunikationsbeteiligten sind erst aufgrund ihrer Erfahrungen aus anderen Kommunikationssituationen in der Lage, Sinn zu konstituieren. Busse spricht von Präzedenzfällen (cf. BUSSE 1987a:305s.), in denen erfolgreiche Kommunikation stattgefunden hat und die in der Erinnerung als Vorlage für neue Sinnkonstitution bereitliegen. Aus einem ganzen Inventar von solchen Präzedenzfällen ergeben sich dann Regeln (cf. Kapitel 2.6) für die Sinnkonstitution. Man könnte also festhalten, dass Bedeutungskonstitution (bei Busse Sinnkonstitution) nichts anderes ist als die Entstehung neuer Verwendungsmöglichkeiten von sprachlichen Zeichen innerhalb von konkreten kommunikativen Handlungen.

Die „sémiotisation“<sup>51</sup> der Welt durch die Sprachaktivität wird nicht nur von der Diskursanalyse erkannt. Auch die Soziolinguistik interessiert sich für die Erklärung des Produktions- und Interpretationsprozesses, hat aber eine andere Vorgehensweise. Die Soziolinguistik geht vom sozialen Raum aus, analysiert den Diskurs und kommt schließlich zur Wiederverwendung auf den sozialen Raum. Die linguistische Diskursanalyse verfolgt jedoch ein anderes Interesse: sie will sprachliche Mechanismen als Instrument des Einflusses auf andere beschreiben, als Instrument um sich selbst darzustellen und um Wertesysteme zu konstruieren. Die „soziologische“ Ausweitung findet hier erst in einem zweiten Schritt statt. Es geht ihr oft eher darum, geläufige Mittel zu finden, die ein bestimmter Diskurs nutzt, um seine soziale Macht zu nutzen. Im Zentrum des Interesses stehen die sprachlichen Mechanismen, die die Aktualisierung von semantischem Potential ermöglichen<sup>52</sup>.

Für den Untersuchungsgegenstand „Produktions-Interpretations-Prozess“ sind die Sprache und der soziale Raum, der sie und die ihn ermöglicht, konstitutiv. Beide bedingen sich gegenseitig und sind füreinander unverzichtbar. Die linguistische Diskursanalyse verlegt das Hauptinteresse von den psycho-soziologischen Aspekten auf die semantischen (von der lexikalischen Bedeutung ausgehend) und pragmatischen (von den Kontextinformationen ausgehend) Sprachmechanismen, die die Sprache zum Einflussinstrument machen, indem sie sich selbst, die Welt und deren Wertesysteme konstruiert und rekonstruiert<sup>53</sup>.

---

<sup>51</sup> Cf. GALATANU 1999a:41.

<sup>52</sup> Cf. GALATANU 1999a:43.

<sup>53</sup> Cf. GALATANU 2000a:81.

#### 2.4.5 Bedeutungswandel und seine Verbreitung

Bevor man sich fragt, warum und wie sich Bedeutungen verändern, müsste laut Busse erst einmal thematisiert werden, ob es überhaupt Bedeutung gibt (BUSSE 1986b:52)<sup>54</sup>. Busse will vermeiden, dass von vornherein ontologisiert wird, denn dazu verleite uns unsere eigene Sprache schnell<sup>55</sup>. Die Ausgangsfrage müsste also eher lauten: „Was ändert sich, wenn wir etwas wahrnehmen, das wir als Bedeutungswandel bezeichnen, und wie geht diese Änderung vonstatten?“ (BUSSE 1986b:52).

Sobald man von Wandel spricht, setzt das eigentlich eine gewisse Gegenständlichkeit voraus<sup>56</sup>. Busse leugnet aber die Möglichkeit eines Phasen-Modells für die Sprachentwicklung, in dem sich stabile Phasen mit Übergangsphasen abwechseln. Allein aus der Annahme des Wandels ergebe sich die Aporie, dass beim Übergang von einem Zustand  $x_1$  in einen Zustand  $x_2$  (BUSSE 1986b:52) gleichzeitig Identität erhalten bleibe. Dass sich auf der Objektebene der Sprache alles im Fluss befindet, lässt sich zwar nicht leugnen, doch hält dies nicht davon ab, methodisch eine Momentaufnahme vorzunehmen. Zu einem bestimmten Zeitpunkt gibt es für einen bestimmten Sprecher eine bestimmte Bedeutung eines bestimmten Zeichens. Nur ausgehend von dieser Annahme und dem Vergleich mit einer anderen Momentaufnahme ist Wandel feststellbar.

Als Vorschlag zur Differenzierung von Stadien des Bedeutungswandels referiert Busse 2005 auf Stöcklein, der 1898 drei Stufen differenziert (cf. BUSSE 2005c:1316). Die erste Stufe ist die Anwendung des Wortes in einem besonderen Zusammenhang, die zweite beschreibt ein Übergangsstadium, in dem durch Wiederholung des Wortes in einem solchen Gebrauch die neue Vorstellung sich allmählich so innig mit dem Wort verbindet, dass sie auch ohne den bestimmten Zusammenhang auftaucht. Im dritten Stadium ist die ausgeprägte neue Bedeutung erreicht, indem die neue Vorstellung Hauptvorstellung wird und als solche selbst neue Verbindungen möglich macht. Busse lobt diesen Ansatz als eine

---

<sup>54</sup> So früh setzt sonst niemand an, meist wird die Existenz von konsistenten Bedeutungen einfach als gegeben vorausgesetzt.

<sup>55</sup> Busse erinnert hier in seiner Formulierung gewissermaßen an die Warnung Bréals, sich vor Animismen in Acht zu nehmen, zu denen unsere Sprache in ihrem Wesen, alles zu beleben, verleite.

<sup>56</sup> So findet man schon bei Montesquieu die Erkenntnis: „chaque diversité est uniformité, chaque changement est constance“ (MONTESQUIEU 1748:233). Das Problem der Identität im Wandel hat bereits Saussure beschäftigt (cf. Kapitel 3.3.1), der die „identité diachronique“ als einen nicht lösbaren Widerspruch beschreibt.

[...] frühe Form wenn nicht gar der Gebrauchstheorie der Bedeutung so doch zumindest einer Kontexttheorie der Bedeutung, wonach der „Satzzusammenhang“, in dem ein Wort erscheint, dessen Bedeutung jedesmal neu und jeweils spezifisch allererst bestimmt (BUSSE 2005c:1316s.).

Busse gibt sich mit Sperber einverstanden, der in Stöckleins gebrauchsbzw. kontexttheoretischem Konzept der Bedeutung die Grundlage dafür schaffe, „den Prozess des Bedeutungswandels (mitsamt seinen Stadien bzw. Übergangsstufen) präziser in den Blick zu nehmen“ (BUSSE 2005c:1317). Ob Stöcklein nun wirklich der erste ist, der Etappen des Bedeutungswandels unterscheidet, wird nicht diskutiert.

In Sperbers Verständnis lässt sich Stöckleins Stadienkonzept mit prototypensemantischer Ausrichtung lesen: nach der erstmaligen abweichenden Verwendung eines Wortes wird die neue Verwendungsvariante zunächst in der semantischen Peripherie des Stereotyps/Prototyps aufgenommen. Danach rückt die bisher periphere Verwendungsvariante in den Kernbereich stereotypischer/prototypischer Verwendungen des Wortes auf. Sperber fügt dann ein viertes Stadium hinzu<sup>57</sup>, in dem keinerlei Motivierungszusammenhang mehr zwischen älterer und neuerer Bedeutung besteht. Busse sieht bei Sperber eine Art frühe Version der Implikaturtheorie von Bedeutungsverschiebungen im Sinne von Grice:

Sperber zufolge bedarf es also (genau wie es Grice später theoretisch ausformuliert hat) stets eines Anlasses, überhaupt Bedeutungswandel bzw. -variation anzunehmen. Interessanter sind für ihn allerdings die Gründe, die dazu führen, dass sich eine solchermaßen individuell eingeführte und erstmalig akzeptierte Bedeutungsverschiebung in der Sprachgemeinschaft ausbreitet. (BUSSE 2005c:1317)

Busse unterscheidet bei der Entstehung einer neuen Bedeutung grundsätzlich zwei Phasen, nämlich die Einführungssituation und die anschließende Verbreitung (cf. BUSSE 1986b:61, cf. Kapitel 3.1.5). Eine Einführungssituation ist theoretisch in jedem einzelnen Sprechakt und durch jeden Sprecher *hic et nunc* denkbar; die endgültige Durchsetzung hängt von einigen Faktoren ab:

Während die Einführung in jeder einzelnen Handlung möglich ist (aufgrund der Komplexität und des Situations- und Kontextbezugs der kommunikativen Handlungsmatrix ist ein Verstehen trotz innovativer Momente möglich) bedarf die Durchsetzung ein Aufgreifen der Innovati-

---

<sup>57</sup> Cf. SPERBER 1923:26.

on durch eine Vielzahl anderer Sprecher, um so (auf quantitativem Wege) zu allgemeinem Vorbildcharakter zu kommen. (BUSSE 1986b:61)<sup>58</sup>

Dass Busse als Endziel den „Vorbildcharakter“ angibt und nicht eine flächendeckende Akzeptanz in der Sprechergemeinschaft, lässt immerhin vermuten, dass er neben der Frequenz auch qualitative Gesichtspunkte in Erwägung ziehen könnte, die zu einer besseren Durchsetzung einer Neuerung beitragen. Eine neue Bedeutung muss also einen längeren Weg gehen, bis sie wirklich akzeptiert ist.

Busses Hypothese einer Einführungssituation differenziert sich mit der Zeit: erst nach der *Historischen Semantik* wird deutlich, dass er erkennt, dass gerade dieser unterstellte „offizielle“ Beginn einer neuen Bedeutung nicht unbedingt den natürlichen Weg beschreibt. Er stellt dann heraus, dass sich in einem gewöhnlichen Fall eine neue Verwendung als „selbstläufiges Geschehen“ (BUSSE 1991b:261) einstellt.

Als Grund für Veränderungen nennt Busse die Abnutzung von Begriffen, die immer wieder frische, auffälligere und damit wirksamere Assoziationen (cf. BUSSE 1989a:104) nötig macht.

Die erstmalige Verwendung eines Zeichens in einer neuen Bedeutung kann zum Präzedenzfall für weitere analogisch nachempfundene Verwendungen werden. Trotz der Innovation muss das Verstehen auf Seiten der Kommunikationspartner gesichert sein, dann breitet sich die neue Verwendung vom Individuum auf immer größer werdende Gruppen aus, evtl. bis hin zur gesamten Sprechergemeinschaft. In welcher Form sich Bedeutungswandel ausbreitet (strahlenförmig, kreisförmig), dazu äußert Busse sich nicht. Ihn interessiert vielmehr, warum eine Ausbreitung möglich wird.

Was sich durchsetzt, muss nicht unbedingt eine „Lücke füllen“, es kann auch einem künstlich erzeugten Bedürfnis entspringen. Entscheidend für Verbreitung von Innovationen ist laut Busse der Vorbildcharakter der Person, mit der die Neuerung in Verbindung gebracht wird. Als vorbildlich kann ihre Ausstrahlung oder Redegewandtheit wirken, aber v.a. gesellschaftliche Autorität, die Busse durch die wirtschaftliche, politische oder administrative Stellung begründet sieht (cf. BUSSE 1996a:353).

In erster Linie betont Busse die notwendige hohe Frequenz (so wie bei Schuchardt). Massenmedien unterstützen den Prozess der Durchsetzung (cf. BUSSE 1987a:191); so haben medial präsentierte Präzedenzfälle mehr Chancen als rein private. Die soziale Stellung und Aner-

---

<sup>58</sup> Aus welchem Grund Busse direkt im Anschluss die Theorie des invisible-hand-Prozesses von Keller anführt, bleibt schleierhaft bis auf die Tatsache, dass für einen solchen Prozess auch eine große Menge von Individuen notwendig sind.



kanntheit des „Erfinders“<sup>59</sup> oder auch ein wirkliches Bedürfnis, eine „Lücke“ im Lexikon aufzufüllen, können den Prozess beschleunigen. Invisible-hand-Prozesse<sup>60</sup> stehen nicht selten am Anfang einer neuen Verwendung.

Busse erläutert am Beispiel *Chaot* (cf. BUSSE 1986b:61-63), wie die Ausbreitung einer neuen Bedeutung vonstatten gehen kann, verlässt sich dabei allerdings sehr stark auf die Wörterbücher, die er konsultiert hat, um die Geschichte dieser Bedeutung zu beschreiben. Diese Einträge sind in gewisser Weise verkürzend und auch selektiv, so dass man nicht erwarten kann, hieraus den genauen Ablauf ablesen zu können. In einem Aufsatz über den Bedeutungswandel des Begriffs *Gewalt* argumentiert Busse wesentlich vorsichtiger. Hier erkennt er, dass man sich in der Analyse von Bedeutungswandel nicht auf einzelne Lexikographen verlassen darf, die sogar einen *terminus technicus* aus dem juristischen Bereich zum Gut der Gemeinsprache erklären (cf. BUSSE 1991b:259, 274s.). Problematisch am gewählten Beispiel ist zusätzlich, dass es sich gar nicht um Bedeutungswandel in dem Sinn handelt, wie das Thema eingeführt worden ist, sondern um die Schaffung einer völlig neuen Bedeutung, bei der sogar eine vorher nicht da gewesene *Form* neu auf die Bildfläche tritt.

Beim Bedeutungswandel ändert sich die gesellschaftliche Praxis: innerhalb einer Sprachgemeinschaft wird zu einem bestimmten Zeitpunkt im kommunikativen Handeln eine neue Bedeutung akzeptiert, was den Sprechern lange unbewusst bleiben kann, da sinnrelevante Momente zum Großteil gar nicht wahrgenommen werden. Mit der sozialen Praxis verschiebt sich auch ein Teil des Sinnhorizonts und bei regelmäßiger Verwendung der neuen Bedeutung ändert sich sukzessive die Verwendungsregel (cf. BUSSE 1986b:63).

Das Verhältnis zwischen alter und gewandelter Bedeutung beschreibt Busse zuerst wie folgt:

Eine gewandelte Bedeutung [...] muß sich in direkter Konfrontation gegen eine ältere durchgesetzt haben. Es ist also nur dann sinnvoll, Bedeutungswandel zu untersuchen, wenn ein direkter Ablösungsprozeß stattgefunden hat. (BUSSE 1986:64)

Später weitet er aber diese sehr enge Vorstellung aus und lässt auch Polysemien zu. Er nimmt an, dass auch „verschiedene Varianten einer

---

<sup>59</sup> Innovationen durch Prestigeträger oder besonders modische Sprachveränderungen sah auch bereits H. Schuchardt als Vorbildfunktion im Gegensatz zur Quantität.

<sup>60</sup> Cf. KELLER 1994.

Wortverwendung [...] nebeneinander im Sprachgebrauch einer Sprachgemeinschaft existieren“ (BUSSE 1991c:61) können.

Die Anfänge der Frage nach den Ursachen des Bedeutungswandels findet Busse Ende des 19. Jahrhunderts<sup>61</sup>. Bedeutungswandel werde zwar oft behandelt, doch finde man selten „den Versuch eines zusammenfassenden Überblicks oder einer Typologie der Ursachen des Bedeutungswandels“ (BUSSE 2005c:1311). Busse kritisiert, dass Hey (und danach auch Sperber und Meillet) vielmehr Ursachen statt Typen des Bedeutungswandels klassifizieren (BUSSE 2005c:1313). Beide würden leider oft vermischt (BUSSE 2005c:1310).

Eine Klassifikation des Bedeutungswandels werde sogar von gewissen Linguisten gänzlich abgelehnt (cf. BUSSE 2005c:1313)<sup>62</sup>. Andere möchten nur die Ursachen des Bedeutungswandels klassifizieren<sup>63</sup>. Ein Problem für alle Versuche der Typologisierung des Bedeutungswandels sei die Überlagerung durch die traditionelle Rhetorik (cf. BUSSE 2005c:1313).

Das Hauptproblem der älteren Klassifikationsvorschläge zum Bedeutungswandel ist jedoch, dass letztlich jeder Forscher seine eigene Betrachtungsweise hatte und den Schwerpunkt auf andere Kriterien oder Aspekte legte (BUSSE 2005c:1315).

Alle Überlegungen zu den Ursachen des Bedeutungswandels würden aber daran krankten, dass in der Forschung nicht hinreichend differenziert wurde, ob es sich um Gründe des Ursprungs oder Gründe der Verbreitung semantischen Wandels handelt.

Erst kürzlich hat Busse sich schließlich daran gewagt, selbst eine Liste von Ursachen des Bedeutungswandels zu erstellen. Er lehnt sich dabei an K. Schmidt an<sup>64</sup>, der zur Zeit Bréals zehn Gründe des Bedeutungswandels unterscheidet (cf. BUSSE 2005c:1311):

1. Bedürfnis nach Bedeutungswandel, das durch Kulturwandel oder Untergang eines älteren Wortes oder einer seiner Bedeutungen entsteht,
2. Bequemlichkeit,
3. Nachahmungstrieb oder Macht des Beispiels, wenn eine prominente Person ein Wort in neuer Bedeutung verwendet,
4. Beeinflussung durch die Umgebung des Wortes,
5. „sinnliche“ Kraft des Ausdrucks (Wort mit stärkerer Gefühlsbetontheit),

---

<sup>61</sup> Seit HEY 1892.

<sup>62</sup> Z.B. von KRONASSER 1952:30, 80.

<sup>63</sup> Wie SPERBER 1923.

<sup>64</sup> SCHMIDT 1894. Cf. dazu v.a. Hugo Schuchardt ausführlicher in Kapitel 3.1.5.

6. Deutlichkeitstrieb,
7. Zartgefühl oder Euphemismus,
8. Zorn oder Schmerz,
9. Höflichkeit und Eitelkeit und als letztes
10. Willkür.

Busse gibt eine Liste der Arten von Ursachen des Bedeutungswandels als unkommentierte Zusammenfassung (BUSSE 2005c:1313):

1. pejorative Tendenzen,
2. Weiterentwicklung des Bezeichneten (Bedeutungswandel durch Sachwandel),
3. Benennungsnotwendigkeit für neue Gegenstände<sup>65</sup>,
4. künstlerische Freude,
5. Tabu-Einflüsse,
6. Euphemismen,
7. innersprachliche Gründe,
8. Aufnahme eines Wortes in eine neue soziale Gruppe<sup>66</sup>,
9. Übertragungen von Bezeichnungen konkreter Gegenstände auf Abstrakta und
10. Bedeutungsentlehnungen<sup>67</sup>.

Blank bewegt sich im Vergleich zu Busse auf wirklich semantischer Ebene, denn er ordnet nicht Ursachen des Bedeutungswandels, sondern Verfahren<sup>68</sup>. Blank arbeitet im Unterschied zu Busse die semantische Tradition (Bréal, Ullmann) auf und erhält als Ergebnis 13 Verfahren des Bedeutungswandels<sup>69</sup>, welche als die traditionellen Verfahren charakterisiert werden können, die aber semiotisch systematisiert sind. Die 11 primären Verfahren des Bedeutungswandels sind für Blank Metapher, Bedeutungserweiterung, -verengung, kohyponymische Übertragung (= Bedeutungsverschiebung), Antiphrasis, Auto-Antonymie, Metonymie, Auto-Konverse, Ellipse, Volksetymologie und analogischer Bedeutungs-

---

<sup>65</sup> 3-7 können weiter auch als Gründe der Verbreitung gelten.

<sup>66</sup> Dies stellt keinen Grund dar (weder des Ursprungs noch der Verbreitung), sondern beschreibt die Verbreitung.

<sup>67</sup> Mindestens die Punkte 1, 6, 7, 9 und 10 beschreiben gleichzeitig auch den Prozess.

<sup>68</sup> Cf. BLANK 1997. Blank beruft sich wie Busse auf Humboldt. Sein theoretischer Ausgangspunkt ist auch ein den Hörer einschließendes Kommunikationsmodell (cf. BLANK 1997:395-98 zur Berücksichtigung der Redebeteiligten). Seine erweiterte Sicht auf den Bedeutungswandel impliziert neben der reinen Betrachtung der Bedeutung auch Kommunikationsziele, -absichten, -ergebnisse und die kommunikativen Konsequenzen der Verwendung einer neuen Bedeutung.

<sup>69</sup> Cf. LEBSANFT/GLEßGEN 2004:18.

wandel. Wie die Liste der Ursachen ist auch die Hierarchisierung dieser Verfahren diskussionswürdig<sup>70</sup>.

Hilty hat Blanks Material neu geordnet und vereinfacht die Liste zu einer Vierteilung<sup>71</sup>. Er unterscheidet Metonymie (darunter fallen z.B. auch Bedeutungserweiterung, -verengung und kohyponymische Übertragung), Metapher, Ellipse und Volksetymologie<sup>72</sup>.

So schwierig es bei Bréal ist, Motoren und konkrete Prozesse des Bedeutungswandels auseinander zu halten, so zeigt sich auch in dieser Auflistung Busses die Gefahr, beides zu vermischen. Das liegt aber weder an der Anlehnung an die Rhetorik noch an einer fehlenden Unterscheidung von Ursprung und Verbreitung, sondern an der Tatsache, dass Ursache und Prozess so eng miteinander verwoben sind, dass sie sich in der Deskription kaum trennen lassen. Bei einigen Elementen dieser Liste ließe sich diskutieren, ob es sich wirklich um Ursachen, den Prozess oder vielleicht eher um die Beschreibung des Resultats handelt. Wahrscheinlich muss man einfach hinnehmen, dass Ursache, Prozess und Ergebnis (gewandelte Bedeutung) zeitlich schwierig zu trennen sind. Es handelt sich auf dieser Ebene nicht um eine chronologische Abfolge mit genau abgrenzbaren Etappen, so wie man sich in anderen Bereichen eine Folge von Ursache und Wirkung vorstellen kann. So kann z.B. mit „pejorativer Tendenz“ sowohl der Auslöser, das Geschehnis als auch die veränderte Bedeutung bezeichnet werden. Die weitere Verbreitung dagegen kann in der Tat gesondert beschrieben werden. Sie geschieht erst zeitlich verschoben und bedarf ganz anderer Erklärungsmittel als der semantische Prozess an sich.

---

<sup>70</sup> So sieht ROUDET (1921) nur vier Grundtypen des Bedeutungswandels (cf. auch Ullmann), denn stark vereinfacht entsteht Wandel immer aus der Ähnlichkeit von entweder zwei Konzepten oder zwei Wortformen.

<sup>71</sup> Cf. LEBSANFT/GLEßGEN 2004:21.

<sup>72</sup> Außerdem ergänzt er noch Bedeutungsverstärkung und -abschwächung.

#### 2.4.6 Begriff und Wort im kommunikativen Handeln

Busse legt großen Wert auf die Unterscheidung der beiden Termini *Begriff* und *Wort*<sup>73</sup>. Im Alltagssprachlichen Umgang würden sie nicht klar unterschieden; oft würden sie fast synonym gebraucht. Wenn die Wörterbücher *Begriff* auch als 'Bedeutungsinhalt' oder 'Vorstellungsinhalt' eines Wortes definieren, so treffen sie damit auf keinen Fall den umgangssprachlichen Gebrauch dieses Ausdrucks. Dass im Alltagsverständnis *Begriff* und *Wort* fast als synonym gelten können, spiegelt laut Busse die Tatsache, dass Vorstellungsinhalte nicht so ohne weiteres von den sie tragenden „Worten“<sup>74</sup> zu trennen sind.

Die Inhalte von *Wort* und *Begriff* sind aber auch in der Umgangssprache nicht völlig identisch: der Bedeutungsschwerpunkt von *Wort* liegt auf dem spezifisch Sprachlichen, dem Zeichenhaften, es beschreibt einen (zweiseitigen) Wortkörper mit Bedeutung. *Begriff* dagegen betont eher die Bedeutung, und vernachlässigt dabei die Ausdrucksseite. So reflektiere die Umgangssprache auch das Schwanken in der Definition von „Begriff“, das die Sprachreflexion seit Platon durchziehe (cf. BICKES/BUSSE 1989:82). Platon gehe sogar so weit in der Ontifizierung geistiger Vorstellungen, dass seine *ideai* Vorstellungen im Geiste seien oder gar die Dinge (Ereignisse) selbst.

Aristoteles nehme dann eine qualitative Unterscheidung zwischen „begriffsfähigen“ Wörtern und „einfachen“ Wörtern vor. Die ersten seien die, für die ein einziger Begriff angenommen werden kann und die letzteren jene, bei denen Bedeutungsvielfalt vorliege. Aristoteles vertiefe so die Trennung von *Begriff* (als geistige Seite) und *Wort* als sprachliche Seite des Zeichens und reduziere sie „zu einer Hierarchie von puren Wörtern und begrifflich geadelten Wörtern“ (BUSSE 1987a:79).

Auch die mittelalterliche Philosophie unterscheide noch Begriff und Wort (cf. BICKES/BUSSE 1989:82): Begriffe seien natürliche Zeichen der Dinge im Bewusstsein, die durch Wörter bezeichnet würden. Begriff und Zeichen hätten zwar eine enge Beziehung, seien zugleich aber als zwei eigenständige Einheiten aufzufassen.

Auch noch bei Locke treffe man auf eine philosophische Unterscheidung zwischen sprachunabhängigem Geist und gedanken-

---

<sup>73</sup> Man findet dieselbe Diskussion in drei Veröffentlichungen, ganze Passagen sind teilweise identisch (cf. BUSSE 1987a:77-93, BICKES/BUSSE 1989:82-84 und BUSSE 1992a:27-29). Busse macht aber eine ganz andere Unterscheidung als z.B. Weinrich, der Wert darauf legt, dass Begriffe nicht den semantischen Status isolierter Wörter haben, sondern von Wörtern im Text (WEINRICH 1970:30). Begriffe sind hier unvollständig determinierte Wörter, die nicht außerhalb der Sprache liegen.

<sup>74</sup> Busse benutzt übrigens regelmäßig den Plural *Worte*, wenn er *Wörter* meint, z.B. BUSSE 1987a:141.

bezeichnendem Wort (cf. BICKES/BUSSE 1989:82); Begriffe bleiben Widerspiegelungen der äußeren Dinge im Bewusstsein. Erst bei Kant finde sich eine synthetisierende Leistung des Geistes (cf. BICKES/BUSSE 1989:83).

*Begriff* hat somit immer etwas zu tun mit Subsumtion, Einordnung von Gegenständen und Dingeigenschaften in begriffliche Hierarchien und Klassifikationen. Andererseits scheint aber die psychologistische Auffassung von „Bedeutung“ als „Vorstellungsinhalt“ weniger auf synthetisierende Leistungen des Bewußtseins abzu zielen, als auf reine Widerspiegelungen der fertig vorgefundenen außersprachlichen Realität in der Psyche der Menschen. (BUSSE 1992:27)

Der *Begriff* gilt laut Busse als abstrahierende Zusammenschau von Ding-Eigenschaften. Bis heute bestimme der *Begriff* als höherwertiges Wort (in Bezug auf seine abstraktive Funktion) weitgehend das Alltagsverständnis. In diesem Sinne ist *Begriff* für Busse ebenso unzulässig wie *Bedeutung*, da beide als intersubjektiv objektivierbar gelten.

Dreiseitige Zeichenmodelle, die neben „Ausdruck“ und „bezeichnetem Gegenstand“ eine dritte Größe („Bedeutung“, „Inhalt“, „Begriff“, „Vorstellung“) einführen, produzieren für Busse alle einen semantischen Platonismus:

Dieser Platonismus („Bedeutung“, „Begriff“ als eigenständige geistige Größen) ist auch nicht dadurch geheilt, daß man ihn in psychologistischen Termini faßt; von „Vorstellungen“ oder „Bewußteinsbildern“ ist ebensowenig klar wie von „Bedeutung“ oder „Begriff“, was man sich darunter vorzustellen hat. (BUSSE 1992:28)

Außerdem sei ein solcher Bedeutungsbegriff nicht in der Lage, zwischenmenschliche Kommunikation zu erklären. Busse ist sich aber gleichzeitig bewusst, dass eine direkte (zweiseitige) Abbildtheorie der Sprache auch nicht gerecht würde. Dann würden Wörter zu einfachen Namen für Gegenstände degradiert und man müsste davon ausgehen, dass die Welt „überschneidungs- und restfrei in „Einzeldinge“ zerlegbar“ (BUSSE 1992:28) sei. Trotzdem befriedigen Busse die dreiseitigen Zeichenmodelle nicht, da sie nicht in der Lage seien, die Natur der Begriffe (eigentlich nutzt er den Begriff nur für den Nachweis der Nicht-Existenz von Bedeutung) ausreichend zu beschreiben.

Begriffe als analytische Kategorien seien Definitionen von Gebrauchsregeln von Wörtern (cf. BUSSE 1987a:82s.) im Gegensatz zu Wörtern, die in ihrer aktuellen kommunikativen Funktion vorlägen. Solche Begriffe erachtet Busse aber als überflüssig, denn auch Wörter der alltäglichen Sprache ließen sich isolieren und abstrahieren, und könnten dann zur Betrachtung von Bedeutungszusammenhängen dienen (cf.

BUSSE 1987a:83). Würde er nur auf seine anfängliche Definition von Wort als zweiseitiges Zeichen zurückkommen, müsste ihm ein solches Vorgehen als unzulässig erscheinen, bzw. könnte er nicht dieselben Ergebnisse erwarten.

Den Anfängen der Semantik wirft Busse vor, sich gar keine Gedanken über einen Bedeutungsbegriff gemacht zu haben:

Die Sprachwissenschaft des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts beschäftigte sich dann nahezu ausschließlich mit Fragen des Bedeutungswandels. Der Bedeutungsbegriff selbst verblieb innerhalb der Gleichung „Bedeutung = Begriff“, wobei Begriffe psychologistisch als „Vorstellungen“ oder „Vorstellungsbilder“ im Bewusstsein der Sprachteilhaber aufgefaßt wurden. [...] Traditionelle Bedeutungstheorie bleibt daher bei der Gleichung „Bedeutung = Begriff (Vorstellung, Bewusstseinsbild)“ stehen, ohne einer Klärung des Bedeutungsbegriffs (oder des Begriffsbegriffs) näher gekommen zu sein. (BUSSE 1992:27s.)

Saussure unterscheidet aber sehr wohl zwischen *concept* und *signifié*. Ab dem dritten *Cours* ersetzt er *concept* teilweise durch *signifié*; hier sind beide zunächst noch austauschbar: „Il y aurait avantage à opposer, plutôt que l’image acoustique et le concept, le signifiant et le signifié“<sup>75</sup>. Im Lauf der Zeit wird er sich jedoch des Wertcharakters des *signifié* bewusst und macht einen Unterschied zwischen *concept* und *signifié*. „C’est en tant que composant du signe qu’il [le concept] devient „valeur d’une image acoustique“: qu’il s’y trouve associé avec une certaine valeur.“<sup>76</sup> *Concept* und *image acoustique* assoziieren im sprachlichen Zeichen, um sich dort in *signifié* und *signifiant* zu „transformieren“:

Quand on entre dans un système de signes de l’intérieur, il y a lieu de poser <d’opposer> le signifiant et le signifié, ce qui les place vis-à-vis l’un de l’autre <en laissant de côté opposition d’image et de concept><sup>77</sup>.

Das *concept* ist nun außer(einzel)sprachlich zu verstehen. Von da an ist es ein gewissermaßen philosophischer Begriff, der über allen Einzelsprachen steht:

Ainsi, considérer [...] que le signifié est la réalisation dans *une* langue du concept désigné, permet d’analyser d’un côté le concept, de l’autre le signifié, dans une ou plusieurs langues<sup>78</sup>

---

<sup>75</sup> Cours III, notes de Dégallier, zit. nach GODEL 1957:85.

<sup>76</sup> DEPECKER 2003:91. Depecker vermutet, dass sich der Terminus *signifié* als Abkürzung aus „concept signifié“ ergeben habe (92), was sehr unwahrscheinlich ist.

<sup>77</sup> Cours III, notes de Constantin, zit. nach KOMATSU 1993:306.

<sup>78</sup> DEPECKER 2003:96.

[...] Le concept, unité de pensée, étant amené en entrant dans „l'ordre linguistique“, comme le dit Saussure, à se réaliser diversement d'une langue à l'autre.<sup>79</sup>

Das *signifié* dagegen ist eine einzelsprachliche Größe, die sich aus dem Spiel von Opposition und *différence* ergibt: „Entrant dans l'ordre linguistique, le concept devient signifié, et donc soumis au jeu de la langue. Donc au jeu de la valeur“<sup>80</sup>.

Busses Behauptung, dass sprachliche Bedeutung und Begriff in der traditionellen Bedeutungstheorie nicht unterschieden werden, ist also nicht haltbar. Rastier z.B. benutzt gerade Saussures Unterscheidung von *concept* und *signifié* (als *valeur*-gebundenes *différence*-Phänomen), um deutlich zu machen, dass die Inhaltsseite des Zeichens nicht aus Vorstellungen besteht:

Pour préciser les conditions d'une sémantique propre à distinguer les langues particulières, il faut étudier la problématique de la *différence*. C'est sans doute dans la réflexion sur la synonymie qu'allait se former la problématique propre à la sémantique linguistique. Bréal, l'initiateur de la sémantique en France se référait à „nos pères de l'école de Condillac“ (1897, p. 255), et les auteurs qui ont retracé dans la synonymie des Lumières l'origine du concept saussurien de *valeur*. Cette question est centrale pour notre propos: la signification n'est pas (ou pas seulement) constitué par la *référence* à des choses, ou par l'*inférence* entre concepts, mais aussi et d'abord par la *différence* entre des unités linguistiques. Cela donnera lieu à la théorie de la valeur chez Saussure, qui rapportée à la signification, permet de rompre avec l'évidence traditionnelle qu'il existe un niveau conceptuel, autonome à l'égard du niveau linguistique, mais préexistant à ce niveau et prééminent sur lui. Elles imposent une distinction entre *signifié* et *concept*. Cette distinction est inévitable si l'on convient du caractère différentiel des unités linguistiques, et notamment du caractère privatif des oppositions qui les définissent, de manière toute négative. Autant dire alors que pour la sémantique différentielle le signifié des langues, purement opératoire et sans contenu éidétique, ne réside pas dans les concepts, et plus généralement qu'il n'est pas constitué de représentations.<sup>81</sup>

Busse wirft traditionellen Bedeutungskonzepten vor, dass sie – obwohl sie Bedeutung nicht definieren können – der Bedeutung konstitutive Merkmale zusprechen (cf. BUSSE 1992:29). Aber gerade das kann eine Definition von Bedeutung sein.

An den meisten zeichentheoretischen Konzeptionen gefällt Busse nicht, dass ihnen ein Modell der Repräsentation zugrunde liege. Dies komme gar einer „Adäquation von wahrgenommenem und bezeichne-

---

<sup>79</sup> DEPECKER 2003:97.

<sup>80</sup> DEPECKER 2003:93.

<sup>81</sup> Cf. RASTIER 1999 (im Internet).



tem Ding, Idee (oder „Begriff“) und Zeichen (oder „Wort“, „Ausdruck“)<sup>82</sup> (BUSSE 1992:27) gleich. Folge dieser Gleichung – in der erst Busse (!) keinen Unterschied zwischen der Sache und der Vorstellung von der Sache macht – sei, dass semantische Merkmale mit Dingeigenschaften gleichgesetzt würden.

Busse kritisiert ebenso die Auffassung von Begriffen, bzw. ihre fehlende Definition in der historischen Semantik (genauer gesagt in der Begriffsgeschichte). Er gibt aber die Definition von Koselleck an, nach der ein Begriff die Vielfalt geschichtlicher Erfahrung und eine Summe von theoretischen und praktischen Sachbezügen zusammenfasse (cf. BUSSE 1987a:81). Eine solche Definition bleibe absichtlich sehr vage, da es in der Begriffsgeschichte ja gerade um den Zusammenhang von Sprache und der Verarbeitung historischer Erfahrung gehe. Eine „ordentliche“ Definition von Begriff und Wort sei in der Methodendiskussion der Begriffsgeschichte gar nicht nötig, da sie sich zwischen Wortgeschichte und Ideengeschichte bewege. Begriffshistoriker würden nicht aktuelle Sprachverwendung beobachten, sondern Begriffe als nichtaktualisierte Kombination semantischer Merkmale, bzw. als „Strukturgefüge potentieller Verwendungsmöglichkeiten“ (BUSSE 1987a:82).

Wenigstens findet Busse in der Begriffsgeschichte Begriffe, die keine feststehenden Einheiten darstellen:

Vielmehr stellt sich, gerade bei den Begriffen historischer Sachverhalte, der Gegenstand als Bedeutungskontinuum, als ein fließendes Ineinandergreifen von Aspekten heraus. Weder das Wort, noch sein Gebrauch können allein Kriterium für die Konstanz und Kontinuität eines Gegenstandes sein, auf den mittels seiner verwiesen wird. (BUSSE 1987a:82)

Bis in die siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts sei die wirklichkeitskonstitutive Kraft der Sprache (wie man sie bei Humboldt und Wittgenstein finde) vernachlässigt worden (cf. BUSSE 1987a:86). Die Sprachwissenschaft habe den Zusammenhang von Sprache und Lebensform aus dem Auge verloren, da das Denken gegenüber der Sprache als selbständiger galt (cf. BICKES/BUSSE 1989:83).

Für Wittgenstein werden Begriffe mit den Bedeutungen der Wörter im Gebrauch erlernt, sie sind nichts Abgeschlossenes<sup>82</sup>. Begriff sei also deutlich von Bedeutung unterschieden. Busse resümiert dann aber, für Wittgenstein seien „Begriff“ und „Wort“ fast synonym (cf. BICKES/BUSSE 1989:83)! Wittgenstein gehe nicht vom Wort über die Bedeutung zum Begriff, sondern den umgekehrten Weg: „Wenn sich die Sprachspiele ändern, ändern sich die Begriffe, und mit den Begriffen die

---

<sup>82</sup> Cf. WITTGENSTEIN 1971:§67.

Bedeutungen der Wörter.“<sup>83</sup> Mit der veränderten Bedeutung (indem ein Wort in einem konkreten Kontext gebraucht wird) ändere sich das Bild der Wirklichkeit. Der Begriff könne also nur in Bezug auf (aktuelle) Wortverwendungen erklärt werden (weshalb „Begriffs-Worte“ nie bei allen Individuen einer Sprachgemeinschaft die gleichen sein können), was Busse entgegenkommt<sup>84</sup>.

Busse kann und will sich erst gar nicht vorstellen, was Begriffe (wie Bedeutungen) für den einzelnen Sprecher leisten. Diese Frage ließe sich nur beantworten, wenn man davon ausgehe, dass der Sprecher wie der theoretische Semantiker vorgehe:

Es müsste behauptet werden, daß in seinem Sprach- und Sachbewußtsein eine (wie auch immer gestaltete) Ausgrenzung von Verwendungsmerkmalen aus der Fülle der Kommunikationserfahrungen stattfindet, die ein Gegenstandsbewußtsein schafft, das dem des Theoretikers zumindest ähnlich ist. Ob dies tatsächlich so der Fall ist, ist fraglich (und müsste in der konkreten Analyse nachzuweisen versucht werden). (BUSSE 1987a:92)

Ein paar Jahre nach der letzten ausführlichen Diskussion von Begriff und Wort liest man bei Busse eine ganz neue Sichtweise: *Begriff* sei nicht nur ein Terminus der Semantik, sondern auch der „enzyklopädischen Bemühungen vergangener Jahrhunderte, welche die gesamte Welt [...] in hierarchische Ordnung bringen wollten“ (BUSSE 1997b:21). Begriffe seien nun sprachlich-epistemische Kategorien, die Sprache und Außersprachliches vermischen.

Nach Busses voneinander abweichenden Interpretationen von Wort und Begriff kann man nur vielen Rezensenten zustimmen, die das Konzept von Begriff ebenso wie das von Bedeutung für unklar oder uneinheitlich<sup>85</sup> halten. Abgesehen von den bereits erwähnten Diskrepanzen in Zusammenhang mit den Definitionen von Sinn und Bedeutung fällt auch beim Begriff „ein recht laxer Terminologiegebrauch [auf] [...] der möglicherweise in [der] theoretischen Multiplizität begründet liegt und nicht eben leserfreundlich ist“<sup>86</sup>. Dem Leser fällt es schwer, nach dieser Rundschau zu entscheiden, welche Definition am Ende von Busse für die richtige gehalten wird, v.a. angesichts von verwirrenden Termini wie „Begriffsbegriff“ oder „Begriffs-Worte“ (BICKES/BUSSE 1989:84)!

---

<sup>83</sup> WITTGENSTEIN 1971:§65.

<sup>84</sup> Im selben Atemzug zieht er aber unverständlicherweise den Schluss, nicht einzelne Zeichenverwendungen würden den Begriff konstituieren, sondern die Vielzahl von Verwendungen (cf. BICKES/BUSSE 1989:84).

<sup>85</sup> Cf. z.B. LENSCHEN 1991:78.

<sup>86</sup> ROELCKE 1989:214.

Geeraerts fragt, wie man sich schließlich die konzeptuelle Struktur von Begriffen vorzustellen habe<sup>87</sup> und bedauert, dass Busse nicht ein psychologisches Modell für die Struktur von Konzepten (mit ihrer repräsentativen Funktion) vorgeschlagen hat. Er sieht keinen Hinderungsgrund darin, dass Begriffe eine epistemologische Funktion haben, um psychologisch beschreibbar zu sein<sup>88</sup>.

Für die Behandlung von Bedeutungswandel ist es ohne Zweifel nützlich, zwischen Wörtern und Begriffen zu unterscheiden<sup>89</sup>. Es scheint sinnvoll, alltagssprachlichen und wissenschaftssprachlichen Gebrauch der Termini *Wort* und *Begriff* auseinander zu halten. Busse hätte vermeiden sollen, den Begriff als sprachlich-konzeptuelle Einheit mit der begriffenen Sache zu identifizieren.

Was Busse hätte interessieren können, ist eine Begriffsdefinition nach A. Schaff<sup>90</sup>, der gerade *Begriff* von *Bedeutung* trennt. Sie unterscheiden sich darin, dass das gedanklich-sprachliche Produkt der gesellschaftlichen Verhältnisse vom Denkprozess oder vom Sprachprozess her angegangen wird. Im ersten Fall handelt es sich im Ergebnis um einen Begriff, im zweiten Fall um Bedeutung. Außerdem sieht Schaff zwischen wissenschaftlichem und alltagssprachlichem Begriff keinen prinzipiellen Unterschied, sondern nur einen graduellen (der Sprecher muss also kein Linguist sein, um von Begriffen sprechen zu können).

In der Weiterführung von Schaff unterscheidet auch A. Burkhardt Begriff und Bedeutung<sup>91</sup>. Er fasst den Begriff subjektiv-kreativ und die Bedeutung intersubjektiv-konservativ. Der Begriff ist eine an die Sprache gebundene Vorstellung, die die Gegenstände immer mittels der eigenen Erfahrungen erst als Gegenstände in Erscheinung treten lässt. Somit wirkt der Begriff kognitiv-konstitutiv und die Bedeutung hat kommunikativ-konventionale Funktion. Busse fände hier den Vorteil, dass die bewusstseinskonstitutive Komponente berücksichtigt wäre. Auch die Einmaligkeit der individuellen Begriffsbildung wäre garantiert und deutlich von der Bedeutung unterschieden, die sich damit vielleicht legitimieren ließe.

---

<sup>87</sup> GEERAERTS 1989b:166.

<sup>88</sup> GEERAERTS 1989b:167.

<sup>89</sup> Cf. HÖLSCHER 1979:340.

<sup>90</sup> Cf. SCHAFF 1973 [1960].

<sup>91</sup> Cf. BURKHARDT 1983.

#### 2.4.7 Wortartenklassifikation

Die Wortartendefinition ist ein klassisches linguistisches Problem, das von den verschiedenen Blickwinkeln her (lexikologisch, morphologisch, syntaktisch, semantisch) immer wieder thematisiert wird. Busse macht darauf aufmerksam, dass v.a. syntaktische Theorien versucht haben, eine Klassifikation zu erstellen, aber auch „lexikalische“ (wie Chomsky, der vier Klassen definiert, die aber auch syntaktisch motiviert sind). Die traditionelle Grammatik bestimme neun oder zehn Klassen, andere nur fünf (cf. BUSSE 1997c:219). Meist würden die Klassifikationen nicht auf fest bestimmbare Eigenschaften der Zeichen zurückgreifen, sondern sich eher an Verwendungsweisen orientieren. In den einzelnen Klassen befindet sich nach Busse noch zu viel Unterschiedliches, was besser zugeordnet werden müsste.

Busse beschränkt sich auf eine semantische Klassifikation (cf. BUSSE 1997c:221 und 2002d:23), möchte allerdings vorab geklärt wissen, ob dabei ein Einheits- oder Typbegriff angesetzt werden soll, d.h. ob Bedeutung unifikatorisch oder skalar gefasst wird. Traditionelle Bedeutungstheorien würden unifikatorisch vorgehen: sie gingen davon aus, dass Bedeutung in allen Wortarten und auf allen Ebenen (wortsemantisch, satzsemantisch oder textsemantisch) mit demselben Modell erklärt werden könne (cf. BUSSE 2002d:24). Solche Theorien beruhten meist auf einem referenzsemantischen Bedeutungsmodell, für das sich Nomina am besten anböten. Sie hätten den Vorteil, dass sie auf die außersprachliche Welt verwiesen. Busse kritisiert diese „Verdinglichung des Bedeutungsbegriffs“, mit der diese Theorien es sich sehr einfach machten.

Eine prototypische Klassifikation erweist sich als besonders unpassend bei sog. Funktionswörtern (Präpositionen, Konjunktionen). Nachdem Busse prototypisch organisierte Bedeutungstheorien zunächst als unifikatorisch eingeordnet hatte, stellt er plötzlich fest, sie seien gleichzeitig skalar (cf. BUSSE 2002d:25)<sup>92</sup>. Dann wird skalar noch auf eine dritte Weise interpretiert: ein referenzieller, prototypischer Bedeutungsbegriff sei immer skalar, in dem Sinne, dass eine Wortart immer mehr oder weniger referenziell sei (cf. BUSSE 1997c:223). Dank dem Konzept der Referenzialität müsse man sich auf keine eindeutige Zuordnung festlegen. Es operiere mit Randbereichen und Überschneidungen; z.B. enthalten Präpositionen noch referenzielle Bedeutungsaspekte, aber dies ist für die Wortklasse nicht unbedingt typisch.

---

<sup>92</sup> Meint er unifikatorisch in Bezug auf die Ebenen Wort, Satz und Text und skalar hinsichtlich der „prototypischsten“ Wortart Substantiv?

Ein referenzieller, prototypischer Bedeutungsbegriff sei dafür „nach oben“ und „nach unten“ hin problematisch (cf. BUSSE 1997c:224): er sei nicht offen für die Satz- und Textebene (die nicht nur die Summe von Wortbedeutungen ausmachen), und er könne der Morphembedeutung nicht gerecht werden (die nicht nur einen Teil der Wortbedeutung ausmache).

Es wäre besser, für verschiedene Wortarten verschiedene Bedeutungstypen anzunehmen, v.a. außerhalb des Referierbaren müssten andere Modelle herangezogen werden (cf. BUSSE 2002d:26). Eine Klassifikation der Wortarten dürfe sich nicht nur von der Ausdrucksseite leiten lassen, was Busse damit begründet, dass es „nicht immer“ eine Eins-zu-eins-Entsprechung von Ausdruck und Inhalt gebe (cf. BUSSE 1997c:225). Nach seinen sonstigen Ausführungen zum Bedeutungsbegriff sollte er ruhig daran festhalten, dass dies in einer natürlichen Sprache nie der Fall ist!

Busse beschränkt sich für seine Klassifikation auf die zwei semantischen Hauptklassen nach Aristoteles (cf. BUSSE 1997c:226): kate-gorematisch und synkate-gorematisch, die er nach Marty als Autosemantika und Synsemantika bezeichnet. Für die Autosemantika ist eine referenzielle Bestimmbarkeit typisch, für die Synsemantika eine funktionale. Wegen ihrer Unreferenzialität seien die Synsemantika schon immer aus referenziellen Bedeutungsuntersuchungen ausgeschlossen gewesen; Busse bezeichnet sie auch als „Wegwerfeimerklasse“ (cf. BUSSE 1998a:533).

Auch für die Autosemantika (Verben, Substantive, Adjektive) macht Busse darauf aufmerksam, dass ihr direktes Referenzobjekt nicht der konkrete Bezugsgegenstand sei, sondern auch schon eine Abstraktion (cf. BUSSE 1997c:228)<sup>93</sup>. Im Gegensatz zu den Konkreta hat bei Abstrakta die kognitive Abstraktion wirklich kein materielles Referenzobjekt. Sie ließen sich nur im epistemischen Verwendungskontext beschreiben<sup>94</sup>, nicht durch referenzielle Bedeutung (cf. BUSSE 1997c:229). Abstrakta würden also keine prototypische Beschreibung erlauben<sup>95</sup>.

Noch komplizierter seien die Verhältnisse bei Wörtern der Wissenschaftssprache (wie *Dekonstruktivismus*), die laut Busse notorisch referenziell unbestimmt seien. Auch Gesetzesbegriffe seien absichtlich unbestimmt (cf. dazu Kapitel 2.2.1).

---

<sup>93</sup> Was aber nichts an der Tatsache ändert, dass bei vielen wirklich ein konkreter Bezugsgegenstand vorliegt.

<sup>94</sup> Bei Konkreta ist dies aber zusätzlich auch möglich.

<sup>95</sup> Die prototypische Referenz ist aber lediglich anders geartet.

Busse wirft referenziellen Bedeutungskonzeptionen vor, dass sie durch ihr „Prototypikalitätsaxiom“ gewissen sprachlichen Einheiten die Eigenschaft Bedeutung absprechen und somit in Selbstdestruktion enden würden (cf. BUSSE 2002d:27). Wenn ein Exemplar keiner prototypischen Wortart zuzuordnen sei, spreche man ihm seinen Zeichencharakter ab und damit seine Sprachlichkeit schlechthin.

Busse bejaht aber den Zeichencharakter, er sei die *condition sine qua non* des *signifié*, so dass die Bedeutung von Zeichen, die mit einem Referenzmodell nicht beschrieben werden können, anders begründet werden müsse. Dies liefere den Grund für die Aufgabe des „Unifikatorismus“, denn es müssten unterschiedliche Bedeutungstypen angenommen werden. Man sollte sogar mit Wechselwirkungen zwischen verschiedenen Ebenen rechnen; z.B. können Komposita mit Hilfe syntaktischer Strukturen beschrieben werden (cf. BUSSE 2002d:28, cf. Kapitel 1.6.4 zur Entstehung der Syntax bei Bréal). Nicht nur der Bedeutungshaftigkeit der Einzelzeichen müsse Rechnung getragen werden, sondern auch Zeichenverkettungen. Trotz des Grundsatzes „form follows function“ warnt Busse davor, in der semantischen Untersuchung nur von Äußerlichkeiten auszugehen.

Busse formuliert Klassen von Autosemantika, stellt aber vorher die referenzielle Bestimmbarkeit von Substantiven in Frage. Er reibt sich an der Tatsache, dass oft nur ein einziges Kriterium zur Unterscheidung von Wortklassen reiche: eine monofaktorielle Differenzierung zwischen Wortklassen und Teilklassen würde bedeuten, dass man auch mit einem einzigen Kriterium zwischen Zeichen unterscheiden dürfe. Die Übertragung scheint so simpel nicht zulässig. Außerdem sagt er nicht, mit Hilfe welches einzigen Kriteriums sich welche Wortarten unterscheiden. Wortklassen seien morphologisch und syntaktisch begründet, aber man müsse sie auch semantisch begründen<sup>96</sup>.

Eine semantische Typologie dürfe sich nicht an inhaltlichen Aspekten orientieren (vorher hat er jedoch empfohlen, sich nicht nur von der Ausdrucksseite leiten zu lassen). Dies käme dem Versuch gleich, die ganze Welt kategorisieren zu wollen, „ein Unterfangen, das schon den Terminologen und Begriffssystematikern des 18. und 19. Jahrhunderts und den Onomasiologen und Wortfeldforschern des 20. Jahrhunderts gründlich mißlungen ist“ (BUSSE 2002d:30s.). Eine semantische Typologie müsse funktional orientiert sein, d.h. danach streben, die verschiedenen Leistungen der Worttypen zu erklären. Aus den funktionalen Differenzen ergäben sich dann semantische Typen.

---

<sup>96</sup> Anfänglich hatte Busse verschiedene mögliche Klassifikationskriterien vorgestellt, die alle für sich genommen auch Gültigkeit hatten.

Die sieben typologisch differenzierten (semantischen) Klassen der Autosemantika (die aber überhaupt keine Wortarten im traditionellen Sinn unterscheiden, sondern eher Stilebenen, Varietäten oder Anwendungsbereiche) gliedern sich nach Busse wie folgt (cf. BUSSE 1997c:232 und 2002d:36-38):

1. *Alltagssprache*. Sie zeichne sich durch referenzielle Bestimmbarkeit in Bezug auf einen konkreten Referenzgegenstand aus. Mit der prototypischen lexikalischen Bedeutung müsse ein Element nur einige Merkmale gemeinsam haben<sup>97</sup>. Die konkrete Bedeutung sei gleichzeitig stark kontextabhängig. Für diesen Typus stellt Busse eine Informations- bzw. Mitteilungszentrierung des Kommunikationsaktes fest<sup>98</sup>.
2. *Definierte (technische) Begriffe mit festgelegter Bedeutung*. Hier sei die Bedeutung durch „notwendige“ Merkmale vollständig oder weitgehend festgelegt, da es sich um eine Bezeichnungs- und Informationszentrierung handele<sup>99</sup>. Busse vermutet, es handele sich hier um den „heimlichen Prototyp der referenzialistischen Modelle“, womit er unterstellt, dass diese nach Eindeutigkeit streben und normalsprachliche Zwei- oder Mehrdeutigkeit ablehnen (oder einfach nicht berücksichtigen). Er spricht hier von fachsprachlichen oder wissenschaftlichen Nomenklaturen, von denen eigentlich bekannt ist, dass sie nicht mit normalsprachlichen Verwendungen gleichgesetzt werden dürfen. Solche Begriffe stellen einen Ausnahmefall dar und sind sicherlich von keinem Bedeutungsmodell primär anvisiert.
3. *Theoretische Begriffe ohne eindeutige Definition*. Hier sei kein konkreter Referenzgegenstand vorhanden; zudem könnten die Bedeutungsmerkmale in verschiedenen Texten variieren. Leider gibt Busse hier kein einziges Beispiel. Man kann vermuten, dass er Abstrakta aus Theorien und Wissenschaften meint (wie *Diskurstheorie*, *Dekonstruktivismus*). Man könne sich unter solchen Begriffen irgendetwas vorstellen, aber diese Wörter würden „unter einer notorischen referenziellen Unterbestimmtheit“ (BUSSE 2002d:34) leiden. Unter Umständen seien sie nur in einem einzigen („argumentationszentrierten“?) Text bestimmt und referierten außerdem auf komplexe epistemische Größen.
4. *Politische Schlagwörter*. Sie seien referenziell unbestimmt (besser: unterbestimmt). Es werde höchstens auf „diffuse Diskursbereiche, Ideenkomplexe, Gefühlsassoziationen“ (BUSSE 2002d:38) referiert, die absichtlich nicht konkretisiert würden. Es sei die Aufgabe der Rezipienten, sie mit Assoziation auszufüllen. Die referenzielle Unterbestimmtheit

---

<sup>97</sup> Bis hier ist die Definition nicht gerade sehr funktional.

<sup>98</sup> Was redundant ist, denn kann ein Kommunikationsakt anders zentriert sein?

<sup>99</sup> Sie dienen also nicht kommunikativen Absichten.

und Ausfüllungsbedürftigkeit nennt Busse hier zwar zum ersten Mal, doch bringen Nomina diese auf allen Ebenen mit sich, der Sprecher muss immer bis zu einem gewissen Grad Entscheidungen treffen. Diese Kategorie überwiege in überzeugungs- und überredungszentrierten Texten, doch müsste man dazu sagen, dass solche auch gleichzeitig immer informations- und mitteilungsbezogen sind.

5. *Schlagwörter aus der Werbesprache*. Sie würden nicht präzise referieren, sondern eher einen Deutungsspielraum eröffnen und positive Assoziationen evozieren<sup>100</sup>. Busse nimmt eine „Assoziationszentrierung“ der Bedeutung an, doch bleibt offen, worin der funktionale Unterschied im Vergleich zu den politischen Schlagwörtern begründet liegt, wenn man den unterschiedlichen Kontext voraussetzt.
6. *Wörter mit poetischer/ästhetischer Funktion*. Insbesondere in der modernen Lyrik werde mit solcher Assoziationsfreisetzung gearbeitet<sup>101</sup>. Im Gegensatz zu den beiden vorangegangenen Typen werde hier die Deutung nicht offen gelassen, sondern es würden Deutungsspielräume eröffnet<sup>102</sup>.
7. *Rechtsbegriffe*. Sie würden zwar Interpretationsgrenzen festlegen, aber auch Spielräume eröffnen. Was für Busse zählt, ist ihre grundsätzliche strategische Offenheit und Ausfüllungsbedürftigkeit.

Dies alles hat – wie oben angedeutet – nichts mehr mit Wortartenklassifikation zu tun. Busse kritisiert zwar traditionelle bedeutungstheoretische Modelle, die sich prioritär mit Autosemantika beschäftigen bzw. sich auf Nomina konzentrieren, doch zeigt seine Typologie, dass dieser Bereich noch immer mit Vorliebe bedeutungstheoretisches Interesse weckt.

Im Hinblick auf den öffentlichen Sprachgebrauch erstellt Busse eine ganz ähnliche Liste von funktionalen Kriterien (es sind eher Thesen), die eine semantische Typologie berücksichtigen müsse. Auch hier betont er, dass es an der Zeit sei, dass die Linguistik „ihre notorische Scheu vor funktionalen Betrachtungsweisen“ (BUSSE 2002d:39) aufgebe.

1. In der öffentlichen Kommunikation treffe man oft auf keine festlegbare Referenzialität, sondern eher auf Diskursivität. Statt referenzsemantischer Analyse würde man besser von diskurssemantischer sprechen (cf. BUSSE 1987a; 2000b und BUSSE/TEUBERT 1994).

---

<sup>100</sup> Manchmal aber auch negative, bei Gegenwerbung gegen ein Konkurrenzprodukt, was heute immer häufiger anzutreffen ist.

<sup>101</sup> Dies ist aber kein Charakteristikum, das für die moderne Lyrik reserviert wäre, es gilt allgemein für poetische Sprache.

<sup>102</sup> Was in den beiden anderen auch der Fall sein muss!



2. Kommunikative Funktionen würden oft Bezeichnungs- und Mitteilungsfunktionen dominieren<sup>103</sup>.
3. Emotionale Bedeutungselemente können kognitive dominieren<sup>104</sup>.
4. „Gezielte semantische Offenheit dominiert häufig über Referenzfixierung“ (BUSSE 2002d:40).
5. „Adressatenabhängige Ausfüllungsbedürftigkeit dominiert über senderdeterminierte Bedeutungsfestlegung“<sup>105</sup> (BUSSE 2002d:40).
6. Mehrfachadressierung erfordere verschiedene Bedeutungsbeschreibungen je nach Adressat<sup>106</sup>.

Resümierend unterstreicht Busse, dass gerade der öffentliche Sprachgebrauch zeige, wie notwendig eine Typologie sei. Genauer gesagt liefert Busse sich hier wieder ein Argument gegen die klassische semantische Theoriebildung, die bis jetzt die Erkenntnis verhindert habe, dass Semantik und Funktionalität des Sprachgebrauchs vielseitiger seien als die Reduktion auf prototypische Beispiele zeigen könne. Aus deren „Klammergriff“ (BUSSE 2002d:40) solle die Semantik des öffentlichen Sprachgebrauchs sich lösen.

Zur Rettung der Synsemantika – die als Spezialfall der Semantik (oder besser noch der Morphologie) lange ein Schattendasein geführt hätten – fügt er trotzdem noch einige Bemerkungen an (cf. BUSSE 1997c:235). Oft werde behauptet, ihnen sei die Problematik inhärent, dass sie alleine gar keine eigentliche Bedeutung hätten, sondern „nur“ eine grammatische Funktion. Für Busse kommt es aber nicht in Frage, ihnen die Bedeutung ganz abzuspochen, da damit auch ihr Zeichencharakter verloren ginge. Und die Ersetzung von Bedeutung durch Funktion erkennt Busse richtig als rein terminologische Verschiebung, die das Problem nicht löst. Er erinnert daran, dass es auch bei Synsemantika verschiedene Bedeutungstypen geben muss (cf. BUSSE 1997c:236s.). Busse beschreibt vier Gruppen, wobei davon ausgegangen werden muss, dass diese Liste nicht als exhaustiv verstanden werden sollte; es wird sich eher um eine Beispielliste handeln, die illustriert, dass sich schon spontan Unterschiede feststellen lassen.

---

<sup>103</sup> Hier ergibt sich wieder die Frage, ob „Bezeichnungs- und Mitteilungsfunktionen“ keine kommunikativen Funktionen sind.

<sup>104</sup> Man möchte erinnern, dass emotionale Bedeutungselemente auch immer kognitiv sind, indem sie auf Begriffe referieren. (Auf einem anderen Blatt steht die Frage, wie Emotionen kognitiv verarbeitet werden.)

<sup>105</sup> Worin genau der Unterschied zum vorangegangenen Punkt zu suchen ist, bleibt schleierhaft.

<sup>106</sup> Dieses letzte Kriterium kann insofern als überflüssig gelten, als sowieso nie mehrere Verwendungssituationen gleichzeitig beschrieben werden können.

1. Gewisse Wörter haben auch referenzielle Bedeutungselemente, z.B. lokale Präpositionen<sup>107</sup>.
2. Wörter wie Modalpartikeln seien zwar referenziell, aber nicht materiell, sondern kognitiv, sie würden auf epistemische Einstellungen verweisen.
3. Konjunktionen hätten Bedeutung, z.B. konditional oder temporal. Sie seien aber nicht referenziell, sondern sie würden auf Verknüpfungsmöglichkeiten verweisen.
4. Andere Präpositionen<sup>108</sup> hätten keine eigene Bedeutung, sondern nur eine grammatische Funktion (wie z.B. die Präpositionen in *Ich denke an ...*, *In diesem Fall ...*, *Unter Umständen ...*). Busse verfällt hier in die Ersetzung der Bedeutung durch die Funktion, die er vorher als nichtssagend charakterisiert hat.

Ob man es Funktion, Bedeutung oder Referenzialität nennt, es geht eigentlich immer um semantische Kriterien. Es ist nicht nur unklar, warum materielle Referenzen (siehe 2) nicht auf epistemische Einstellungen verweisen können, sondern auch fraglich, ob zwischen diesen vier „Kategorien“ nicht oft versucht wird, Unterschiede zu finden, wo kaum welche sind und ob – wenn man ganz genau sein will – es nicht noch viel mehr Kategorien geben müsste, was darauf hinausliefere, dass man ungefähr bei einer Einteilung ankäme, wie man sie aus der normativen Grammatik kennt und von der auch jeder Klassifikationsversuch unweigerlich beeinflusst ist. Busse hält am Ende fest, dass semantische Kriterien mit syntaktischen und morphologischen interagieren (die nicht durcheinander gebracht werden dürfen), was man nicht aus dem Auge verlieren sollte (cf. BUSSE 1997c:239).

---

<sup>107</sup> Wobei sich die Referenz schwer bestimmen lässt; sie ist ebenso greifbar wie bei temporalen Konjunktionen, die Busse als nicht referenziell einstufen würde.

<sup>108</sup> Zumindest lässt sich aus den Beispielsätzen ablesen, dass es sich hier um diese Kategorie handeln soll; Busse spezifiziert erst *a posteriori*.

## 2.5 Sprechen als kommunikative Interaktion

Busse beschreibt Sprechen oder sprachliches Handeln als kommunikative Interaktion, wobei der Schwerpunkt seines Modells auf der Beteiligung von Sprecher und Hörer<sup>1</sup> liegt (cf. Kapitel 2.5.1). Sie konstituieren zusammen den Sinn und erfüllen somit beide essentielle Voraussetzungen (cf. Kapitel 2.5.2) zum Gelingen von Kommunikation. Mit Bezug auf Grice (cf. BUSSE 1987a:305) resümiert Busse die Sprechakttheorie und beschreibt illokutionäre Akte als „zielgerichtete rationale und intentionale Aktivitäten“ (BUSSE 1986b:54 und 1987a:145)<sup>2</sup>, denn Sinnhaftigkeit und Zielgerichtetheit seien konstitutive Merkmale einer Handlung. Für das Erreichen der Perlokution sind bestimmte Voraussetzungen (cf. Kapitel 2.5.4) notwendig. Sie beinhalten neben einem gemeinsamen Regelwerk v.a. gemeinsames Wissen (cf. Kapitel 2.5.3), das sich auf den kulturellen Hintergrund und den Erfahrungsschatz der Kommunikationspartner bezieht. Der kommunikative Akt ist das Ergebnis eines ganzen Handlungskalküls (BUSSE 1986b:54), das sich aus verschiedenen Faktoren wie Absicht, Regeln, Situation und Kontext zusammensetzt.

Busse muss kommunikatives Handeln so ausführlich beschreiben, weil Wirklichkeitskonstitution durch Sprache nur in der sozialen Interaktion stattfindet (cf. BUSSE 1987a:303) und um herauszustellen, dass jede einzelne kommunikative Handlung nicht nur zur Konstitution von Sinn *beitrage* (cf. BUSSE 1987a:270). Dies wäre untertrieben, denn jede einzelne kommunikative Handlung *sei* eine Sinnkonstitution, in der sich die Verwendungsregel bestätige oder verändere.

Busse betrachtet Sprechen schon 1986 als Handeln, weshalb er Zeichen mit feststehender Bedeutung nicht akzeptieren kann (cf. BICKES/BUSSE 1986:236). Dabei ist er sich aber bewusst, dass auch die Handlung selbst schon ein analytisches Konstrukt darstellt. In seinem Konzept kommunikativen Handelns versteht er einzelne Handlungen als Isolation aus einem Kontinuum von Aktivitäten (BICKES/BUSSE 1986:237). Diese Isolation werde erst möglich durch den Bezug auf eine Handlungs-Absicht.

---

<sup>1</sup> Die Beschränkung auf die Bezeichnungen Sprecher und Hörer bedeutet nicht, dass man nicht ebenso gut fakultativ die Terminologie von Schreiber und Leser verwenden könnte; problematisch wäre es hier allerdings, vom Rezipienten zu sprechen, was dazu verleiten könnte, dem Hörer eine zu passive Aufgabe in der Kommunikation beizumessen.

<sup>2</sup> Cf. VON WRIGHT 1974. Allerdings verzichtet BUSSE 1987a:111 darauf, sich weiter auf Austin und Searle zu beziehen als in Zusammenhang mit der Zugrundelegung, dass Kommunikation als Handeln aufzufassen ist. BUSSE 1988a:253 N12 sagt explizit, dass er mit der Sprechakttheorie „nichts zu tun“ habe, da dort der Fehler begangen werde, dass sprachliche Prozesse zu statischen Entitäten hypostasiert werden.

In einem seiner neuesten Artikel geht Busse von einer Kommunikationsmetapher aus, die angeblich noch weit verbreitet sei (wo, wird sehr allgemein gehalten) und die in jeglicher Hinsicht der Realität nicht gerecht werde:

*Kommunikation* wird aus alltag[s]weltlicher Perspektive (die in der wissenschaftlichen Verwendung dieses Begriffs nur allzu oft wiederholt wird) häufig im Sinne der Transportmetapher verstanden (also etwa so, wie der Bauer seine Kartoffeln zum Großmarkt transportiert): Eine Information I (also die Kartoffeln) werden von einem Sender S (also dem Bauern) in ein Behältnis Z (also den Kartoffelsack oder -Korb) gefüllt; dieses gefüllte Behältnis Z wird über einen Weg K zum Empfänger E gefahren, der die Kartoffeln respektive Information I wieder aus dem Behältnis herausnimmt, um sie weiterer Verwendung zuzuführen. Das was vorher der Bauer hatte (also die Informationskartoffeln I), hat nun der Großhändler. (BUSSE 2005b:24)

Dieses Bild der Kommunikation sei „in mehrfacher Hinsicht schief“ (BUSSE 2005b:24). Im Unterschied zum „Sender“ gehe „bei sprachlicher Kommunikation der Absender des Abgesendeten nicht verlustig“, d.h. die Information (besser: Nachricht) trage bis zum Empfänger eine irgendwie geartete Markierung des Absenders<sup>3</sup>. Auch kann man in der Kommunikation nie sicher sein, ob das, was beim Empfänger ankommt, noch identisch ist mit dem, was der Absender abgesendet hat bzw. absenden wollte. Dazu kommt, dass sich Inhalt und Transportgefäß (Korb, Sack) schlecht mit Inhalt und Ausdruck des sprachlichen Zeichens vergleichen lassen. Die Ausdrucksseite steht in besonderer Beziehung zur Inhaltsseite, so dass die Wahl des Ausdrucks enormen Einfluss auf den Inhalt hat.

Busse beschreibt richtig, dass der Vergleich an vielen Stellen hinken, denn man dürfe sprachliche Kommunikation nicht als reinen Transport von unveränderlichen Einheiten einstufen, die sowohl im Kopf des Absenders als auch in dem des Empfängers (mit Hilfe einer En- und Dekodierung, die die Metapher aber nicht einmal berücksichtigt) dieselbe Form haben.

In moderneren Modellen<sup>4</sup> werde die Kommunikation um den Begriff der Mitteilungsabsicht oder der kommunikativen Intention erweitert. Leider ändere sich dabei nicht viel an der Transportmetaphorik. Busse kritisiert v.a., dass die sprachlichen Inhalte als rein kognitiv gedeutet

---

<sup>3</sup> Außerdem geht dem Sender die Information nicht verloren.

<sup>4</sup> Aus der Rechtstheorie, der Leser erfährt aber nicht exakt, welche.

würden, so dass es keine Wechselwirkung zwischen Ausdrucksmitteln und Inhalten geben könne<sup>5</sup>.

Jedes Code-Modell setzt nach Busse schließlich die Annahme voraus, dass es sich bei der Versprachlichung von Inhalt um eine Art Übersetzungsvorgang handele. Eine rein kognitive Einheit werde in das sprachliche Format (mündlich oder schriftlich) übertragen. Busse wüsste gern, wie man rein kognitive Inhalte beschreiben könnte:

Zu erklären wäre nun, was man sich unter einem denkinernen Format von sprachlich ausgedrückten Inhalten vorzustellen hat, und zu erklären ist weiterhin, in welchem Verhältnis denkinernes und ausdrucks-sprachliches Format stehen, d.h., wie die Übertragung von einem in das andere Format genau funktioniert. (BUSSE 2005b:26)

Mehr noch zielt sein Interesse wahrscheinlich darauf ab, aus was sprachliche Inhalte in der Realität bestehen, denn die Beschreibung würde ihn – wie schon so oft anderweitig zu sehen war – vermutlich enttäuschen, da man sich ihnen nur mit hypothetischen Konstrukten annähern kann<sup>6</sup>.

Bei Theorien, die eine Intention rekonstruieren wollen, wähnt Busse die Gefahr, dass die Existenz eines genau identifizierbaren Textverfassers angenommen wird. Sie würden die Möglichkeit der Mehrfach-Verfasserschaft übergehen und im Anschluss daran wahrscheinlich auch die Möglichkeit der Mehrfachadressierung (cf. BUSSE 2005b:27).

An anderer Stelle geht Busse die Transportmetapher auf einem Interpretationsniveau ersten Grades an, als Transport von Sinnesdaten zwischen Nervenzellen, und stellt auch hier fest, dass sie zur Erklärung sprachlicher Kommunikation nicht geeignet sei:

Glaubt man den Mikrobiologen und Gehirnphysiologen, so wird bei der Verarbeitung von Sinnesdaten an den Rezeptoren der Nervenzellen keine chemische Substanz transportiert, also nichts eingelassen und innen in physiologisch-chemischem Sinne weiterverarbeitet. Deshalb hat man diese Systeme in eben diesem einen Sinne des Transports von Substanzen „geschlossen“ und „selbstdeterminiert“ genannt. Überträgt man die-

---

<sup>5</sup> Gutheißen muss man lediglich bei solchen Modellen, dass bei Sender und Empfänger unterschiedliche Verarbeitungsprozesse angenommen werden, Dekodieren ist nicht einfach die Umkehrung von Enkodieren. Durch diese Verschiedenartigkeit der Verarbeitungsprozesse ist es möglich, Verschiebungen zwischen intendiertem und verstandenem Inhalt zu berücksichtigen.

<sup>6</sup> Bei dieser immer wiederkehrenden Infragestellung der kognitivistischen Herangehensweise möchte man Busse fast raten, sich gleich von der Linguistik abzuwenden und statt dessen eher mit Neurologen zusammenzuarbeiten. Auch Arbeiten zur künstlichen Intelligenz müssten Busse am Ende enttäuschen, da dort ja auch nichts anderes übrigbleibt als mit Maschinen das nachzuahmen, was beim Menschen beobachtbar ist.

ses Modell auf menschliche Kommunikation, dann wird deutlich, daß seine Prägnanz und Brisanz dort verlorengelht. Bis auf einige wenige Adepten des nachrichtentechnischen Kommunikationsmodells hat niemals eine Theorie der menschlichen Kommunikation geglaubt, daß die dort vermittelten Informationen, Nachrichten, Bedeutungsgehalte usw. in Form von realen, physikalisch oder chemisch messbaren Substanzen vor sich gehen würden. Die Gleichsetzung von Informationsübermittlung mit dem Transport von mit sich selbst identischen Gegenständen ist eine für menschliche Kommunikation seit jeher unzulässige, weil unsinnige Metapher gewesen. (BUSSE 1995c:255s.)

Gerade die technisierenden Modelle wie das der Nachrichtentechnik haben aber über die Linguistik hinaus (bis in den Deutschunterricht an Gymnasien) großen Einfluss. Busse deutet diesen Erfolg mit ihrer Nähe zum naturwissenschaftlichen Paradigma:

Eher technisch inspirierte Kommunikationsmodelle hatten während der Blütezeit der strukturalistischen Linguistik in den sechziger und siebziger Jahren eine Hochkonjunktur, die nur aus dem Bemühen der damaligen Sprachwissenschaft erklärt werden kann, das vermeintliche Oidium der „Geisteswissenschaft“ loszuwerden und in den Kreis der im szientistischen Wissenschaftsmodell allein als „science“, d.h. als „harte“ Wissenschaften anerkannten Natur- und Technikwissenschaften aufgenommen zu werden. (BUSSE 1994c:207)

Auch in den neunziger Jahren erlebe die Linguistik wieder eine „wissenschaftstheoretische Technisierungsphase“ (BUSSE 1994c:207), die mit dem Aufschwung der Computertechnologie und dem Wunsch, sprachliches Handeln nachzuahmen, zusammenhänge.

Busse untersucht verschiedene nachrichtentechnisch inspirierte Kommunikationsmodelle auf ihre Tauglichkeit für die Erklärung sprachlicher Kommunikation. Er beginnt mit dem 1949 von Shannon vorgezeichneten und u.a. von Maser 1971 weiterentwickelten Modell von „Sender“, „Empfänger“, „gesendeter Nachricht“, „Nachrichtenkanal“ und „Code“ (cf. BUSSE 1994c:208). Dieses sei lange als das Kommunikationsmodell schlechthin missverstanden worden. Busse kritisiert hier (wie später beim Kartoffelvergleich), dass das Modell auf der Transport-Metapher basiere. Der Akzent liege hier nicht auf dem Transportgut, das nach Abschicken keine Spur des Absenders mehr trage, sondern auf dem Absender selbst, der das gesendete Gut dann nicht mehr zur Verfügung habe. Busse kritisiert hier auch noch die fehlende Berücksichtigung der Eigenleistung, die der Rezipient zu erbringen habe. Beide Handlungen des Kommunikationsaktes bleiben ungeklärt, sowohl die der Produktion als auch die des Verstehens, die allenfalls als „Kodierung“ und „Dekodierung“ Eingang finden. Die Unterstellung, dass Transportmittel und Transportgut prinzipiell trennbare Einheiten sind,

bezeichnet Busse hier bildhaft als eine „Topf-Theorie“ des sprachlichen Zeichens. Die strikte Trennung von Enkodierung und Dekodierung (verstanden als „Übersetzung“ bzw. „Rückübersetzung“) suggeriere, es gebe zwei unterscheidbare Sprachen: eine Art „innere Sprache“ und eine, die als Transportmittel fungiere.

Als letzten Punkt kritisiert Busse das rein technische Verständnis von Information. In der Sprache könne man nicht mit einem Informationsbegriff „im strengen mathematischen Sinne“ (BUSSE 1994c:211) operieren. Es sei zwar nicht „unerheblich“, ob Information ausgetauscht werde oder nicht, aber in menschlicher Kommunikation geschehe in der Regel weitaus mehr als das, was man Informationsaustausch nennen möchte.

Sein Fazit muss lauten, dass ein solches nachrichtentechnisches Modell als Kommunikationsmodell ungeeignet sei. Es abstrahiere vom Aspekt der Semantik, d.h. von Sinn, Inhalt und Zweck der Nachrichten und gebe vor, die viel komplexere menschliche Kommunikation könne automatisiert werden.

Dem Sprachmodell der klassischen Linguistik, wie es v.a. durch und nach Saussure entwickelt wurde, fehlt es in Busses Augen an Verständnis für die Verstehensleistung als eigenständige Form sprachlicher Aktivität<sup>7</sup>:

Als ein Modell, das [...] die tragende Leistung der Sprache den weitgehend von ihrer Verwendungssituation isolierten sprachlichen Zeichen bzw. ihrer Verkettung zu Sätzen zuschreibt, teilt das Sprachmodell des Strukturalismus aus kommunikations- und verstehenstheoretischer Sicht die Probleme der Semiotik (BUSSE 1994c:214s.).

Hier werde der Eigencharakter der Sprache als System aus Zeichen-Elementen und Verknüpfungsregeln (Grammatik) stark überbetont. Der große Fehler liege in der „Vereinseitigung des Sprachmodells aus der Übernahme einer bereichsfremden Metapher“ (BUSSE 1994c:215). Als eine solche „bereichsfremde Metapher“ stuft Busse den Systembegriff ein! Der sei zwar besser als die Organismus-Metapher, aber das lässt sich so nicht vergleichen! Insbesondere im modernen Sprachgebrauch scheint es eher, als wäre „System“ nicht als Metapher zu verstehen, sondern ganz unmetaphorisch gemeint. Busse stößt sich hier speziell am allzu „mathematischen“ Regelbegriff, der alltagssprachlichen Regeln

---

<sup>7</sup> Diese berücksichtigt Saussure aber explizit in Form der *faculté du langage* (cf. dazu mehr Kapitel 3.1.4), und abgesehen davon ist der „circuit de la parole“ (mit seinen schematischen Darstellungen) wohl eines der bekanntesten Kapitel des *CLG* (cf. SAUSSURE 1973:27s.)! Hier wird die Verstehensleistung sehr wohl berücksichtigt.

nicht gerecht werde. Verständigung funktioniert aber auch im Strukturalismus nicht allein über die Beherrschung ausnahmsloser Regeln.

Erst die Pragmatik habe „dieser Faktorenreduzierung des Kommunikationsvorganges in der Sprachwissenschaft ein Ende gesetzt“ (BUSSE 1994c:215). Das strukturalistische Sprachmodell sei nur ein Repräsentationsmodell, in dem sich die Funktion der Zeichen auf eine Stellvertreterfunktion für ein Drittes resümieren ließe. Stellvertreten würden reale Dinge der Welt oder Konzepte im Kopf der Zeichenbenutzer<sup>8</sup>. Für Busse werden verschiedene Faktoren der Kommunikationssituation zugunsten der Eigenständigkeit der Sprachzeichen vernachlässigt. V.a. die Rolle des Hörers werde unterbewertet;

[...] auch die antizipierende Rekonstruktion der Kommunikationsintention des Zeichenproduzenten durch den Verstehenden findet keine Berücksichtigung; die semantische Leistung wird vielmehr ganz den in dieser Hinsicht autonomen sprachlichen Zeichen bzw. Zeichenketten zugemessen. (BUSSE 1994c:216)

Die erfolggekrönte Rezeption der strukturalistischen Theorie begründet Busse mit ihrer Beliebtheit bei Literaturinterpreten, die sie nutzen würden, um die Autonomie des Kunstwerks gegenüber Verfasser und Entstehungssituation zu rechtfertigen.

Busse kommt dann auf psycholinguistische Modelle des Textverstehens zu sprechen (cf. BUSSE 1994c:216). Die neuere (kognitivistische) Psycholinguistik habe mit Semiotik und strukturalistischer Linguistik den repräsentationistischen Charakter gemeinsam, da sie Sprachverarbeitung auch als technisches Modell verstehe:

Sprachverstehen wird als „Verarbeitung“ eingehender kommunikativer „Daten“ (zu denen in der Psycholinguistik nicht nur Sprachdaten gerechnet werden) durch einen Rezipienten bezeichnet. Diese wird dann als ein „Aufbau einer kognitiven Struktur“ in dessen Denkapparat konzipiert, die eine Repräsentation der im Text und dem Komplex der ihn begleitenden kommunikativen Daten enthaltenen Bedeutungsstruktur darstellen soll. Umgekehrt ist der Text aber im Verhältnis zum Textproduzenten selbst auch als Repräsentation der zuvor im Kopf des Produzenten aufgebauten kognitiven oder Bedeutungs-Struktur dargestellt. (BUSSE 1994c:216s.)

Der Kommunikationsprozess als Zeichenproduktion und -rezeption bleibt auch hier weiter eine Art Übersetzungsvorgang: „die in den Zeichen materialisierte äußere Struktur wird in die innere kognitive Struktur übersetzt und umgekehrt“ (BUSSE 1994c:217). Und wie immer muss Busse beanstanden, dass Methoden der empirischen Erforschung von

---

<sup>8</sup> Der Unterschied ist allerdings gewaltig!



Prozessen der Bedeutungskonstitution an die Stelle der wirklichen kognitiven Abläufe gesetzt werden<sup>9</sup>. Er lobt, dass immerhin die Faktorenviefalt der zwischenmenschlichen Verständigungsprozesse berücksichtigt werde und nicht nur sprachliche Zeichen im engeren Sinn.

Aber der Begriff von Sprache als Code sei dennoch reduziert auf ein festes Inventar von Zeichen und Verknüpfungsregeln. Im gleichen Atemzug moniert Busse, das Verstehen werde zu sehr als eine aktive, bedeutungskonstruierende Leistung der Rezipienten gekennzeichnet.

Die nächste Art von Modellen, die versuche, sprachliche Kommunikation zu beleuchten, seien Modelle aus der „Künstliche-Intelligenz“-Forschung. Busse ist überzeugt, sie würden nicht vom Menschen ausgehen, um dann mit Maschinen Vorgänge zu simulieren, sondern die Computerprogramme würden die ihnen eigenen „Kalkülisierungsschritte“ auf den Menschen übertragen (BUSSE 1994c:218). Natürlich hat die Künstliche-Intelligenz-Forschung nur die ihr eigenen Mittel zur Hand, doch geschieht die Nachahmung nicht in der Annahme, das menschliche Gehirn funktioniere genauso wie die Maschinen. Es kann sich nur wieder um eine Annäherung mit einem ausgewählten Mittel handeln, das einen Vergleich erlaubt. Dass dadurch Aspekte an den Rand gedrängt werden oder unberücksichtigt bleiben (müssen), ist der mitgelieferte Nachteil eines jeden Vergleichsansatzes.

Als letztes behandelt Busse sog. systemtheoretische Modelle der Kommunikation des „Radikalen Konstruktivismus“ (cf. BUSSE 1994c:219). Diese neurophysiologisch und erkenntnistheoretisch orientierte Theorie „autopoietischer Systeme“ geht von der Kernidee aus, dass zwischen lebenden Systemen kein Informationsaustausch stattfindet. Kognitive Systeme „bestünden aus zirkulären, selbstreferentiellen und in sich geschlossenen Abläufen, die durch äußere Daten [...] nicht gesteuert werden können“ (BUSSE 1994c:219). Richtig an dieser Theorie sei, dass Prozesse der Bedeutungskonstitution subjektiv und individualpsychisch seien, es existiere keine direkte Verbindung zwischen der Psyche zweier Individuen. Es handele sich aber um eine aporetische Annahme, Information könne man als Transport von Substanzen beschreiben. Das könne man in der Mikrobiologie behaupten, sei aber unsinnig für linguistische Bedürfnisse. Die mikrobiologische Annahme stellt aber keineswegs eine Aporie dar, sie ist ja ein nachweisbares Faktum. Dass dabei andere Faktoren des Kommunikationsprozesses außer Acht gelassen werden, kann man keinem Biologen vorwerfen. Das Mo-

---

<sup>9</sup> Die anders zu beschreiben nicht möglich wäre; es sei denn als die Aktivität der Proteinmoleküle an Synapsen in Form von elektrischen Spannungsveränderungen!

dell eignet sich natürlich wenig für die Beschreibung und Erklärung sprachlicher Kommunikation.

Die Konsequenzen seines Modellvergleichs (cf. BUSSE 1994c:222) resümiert Busse folgendermaßen: Kommunikation lässt sich nicht auf Sprache reduzieren<sup>10</sup>. Außerdem dürfe Sprachverstehen nicht auf Zeichendeutung beschränkt werden, da sprachliche Zeichen in ihrer kommunikativen Grundfunktion stets intentional seien. Es lässt sich aber diskutieren, ob die Intentionalität eine inhärente Eigenschaft des Zeichens ist, oder ob sich die Intention nicht zu den Zeichen „dazugesellt“. Auch die Konventionalität der Zeichen ist bis hier in den genannten Modellen (in Busses Darstellung) nicht explizit berücksichtigt worden.

Umgekehrt dürfe Zeichendeutung auch nicht auf Kommunikation reduziert werden, da nicht alle epistemischen oder semantischen Elemente von Akten der Zeichendeutung auf kommunikative Phänomene zurückzuführen seien. So ließe sich z.B. bei literarischen Texten nicht jedes Zeichenelement auf eine Kommunikationsintention zurückführen.

Abschließend warnt Busse vor einer Gleichsetzung von Kommunikation und Information (er wiederholt hier, was auch für das Zeichen gilt): Informationen könnten auch nicht-kommunikativ übermittelt werden, und in kommunikativen Handlungen sei nicht alles informativ.

---

<sup>10</sup> Was nicht falsch ist, aber bis dahin hatte er in keiner Weise außersprachliche Kommunikation erwähnt.

### 2.5.1 Die Rolle der Kommunikationspartner

Im Gegensatz zu vielen traditionellen Theorien misst Busse den Kommunikationsbeteiligten eine gleichwertige Rolle zu (cf. BUSSE 1987a:157). Er beschreibt den Sprecher als denjenigen, der Sinn intendiert (und dabei mehr oder weniger bewusst Faktoren voraussetzt – cf. BUSSE 1987a:305), und den Hörer als denjenigen, der Sinn nachvollzieht. Wenn er von „sprecherseitige[r] Sinnsetzung“ und „hörerseitige[r] Sinnrealisierung“ (BUSSE 1986b:56) spricht, dann liegt die Betonung *nicht* auf der Verschiedenartigkeit beider Handlungen. Busse setzt sich bewusst von der traditionellen Funktion des Hörers ab, die ihm meist eine rein passive Beteiligung beimisst, die auf abrufbaren feststehenden Zeichenbedeutungen basiert (cf. BUSSE 1986b:55 N17 und 1987a:111, 157).

Die Bezeichnung „Sinnsetzung“ könnte missverstanden werden, weil sicherlich nicht gemeint sein kann, dass der Hörer exakt das reproduzieren kann, was der Sprecher mit seiner geäußerten Lautfolge als Sinn weitervermitteln wollte. Vielmehr gibt der Sprecher mit seiner Äußerung Instruktionen für die Sinnrealisierung, so dass die beiden Kommunikationspartner ihre Sinnhorizonte abgleichen können. Dabei ist die Leistung des Hörers mit der des Sprechers vergleichbar, aber nicht identisch (cf. BUSSE 1987a:162). Er rekonstruiert die Handlungsmatrix und gibt der Lautfolge einen Sinn. Verstehen ist aber nicht nur eine Leistung des Hörers, die Kommunikationspartner konstituieren gemeinsam den Sinn, wobei die beiden Sinnhorizonte nicht deckungsgleich sein müssen (können sie auch gar nicht). Es genügt, wenn die Identität der Sinnhorizonte insoweit gegeben ist, dass die kommunikative Interaktion ohne Störungen weiterlaufen kann (cf. BUSSE 1986b:56s. und 1987a:305). Ein kommunikativer Akt gilt als gelungen, wenn der beim Hörer realisierte Sinn „funktional zum gegebenen Sinnhorizont“ ist (BUSSE 1987a:160), bzw. wenn (für den Hörer) „Gefühle der Sicherheit“ (BICKES/BUSSE 1986:246 und BUSSE 1987a:163) über die der Unsicherheit überwiegen.

Das Funktionieren von Kommunikation ist allein deshalb garantiert, weil normalerweise genügend Redundanz vorhanden ist. Der Sprecher kann an der Reaktion des Hörers ermessen, ob er richtig verstanden wurde und im Falle einer zu starken Abweichung eine direkte Korrektur vornehmen. Problematisch (und deswegen unweigerlich höher) ist der notwendige Grad an Redundanz besonders bei monologischen Texten, wo ein Schreiber nicht unmittelbar in den Akt des Verstehens seiner Leser eingreifen kann, sobald es zu Fehlleistungen kommt. Trotzdem darf nicht übersehen werden, dass es

Trotzdem darf nicht übersehen werden, dass es sich auch hier um eine Art von Kommunikation handelt, in der mindestens zwei Partner notwendig sind, die unterschiedliche Akte vollziehen.

Die Sinnrealisierung erfolgt in der mündlichen Kommunikation gemeinsam; demnach ist Verstehen ein kreativer Akt (cf. Kapitel 3.1.4). Die Zeichenkette dient lediglich als Angelpunkt, als „materielles Korrelat“ (BUSSE 1986b:57) für die intersubjektive Sinnkonstitution in jedem Kommunikationsakt. Über den Drehpunkt der aktuellen Zeichen werden die Kommunikationsgeschichten beider in Beziehung zueinander gesetzt.

Damit Kommunikation gelingen kann, ist der regelmäßige Bezug auf Gemeinsames unabdingbare Voraussetzung. Dabei kann mit *regelmäßig* sowohl ‘wiederkehrend’ als auch ‘regelgeleitet’ gemeint sein. Busse differenziert nicht weiter (cf. BUSSE 1986b:55 und Kapitel 2.6). Neben den Regeln sozialer und sprachlicher Natur ist das Verfügen über „kognitiv-epistemische Voraussetzungen“ (BUSSE 1986b:57) als gemeinsamer Wissensschatz das Verbindungsglied zwischen beiden Kommunikationspartnern. Dabei sind die aktuell relevanten Prämissen des praktischen Schlusses (cf. Kapitel 2.5.2<sup>11</sup>) sowohl beim Sprecher als auch beim Hörer zum Großteil unbewusst.

Die Rolle des Hörers wird in vielen Theorien unterschätzt oder erst gar nicht in Erwägung gezogen. Für Busse leistet der Hörer aber weitaus mehr als ihm oft zugestanden wird:

Die kommunikative Leistung des Hörers, das Verstehen, wird in traditionellen Theorien (in denen die Sinnhaftigkeit sprachlicher Äußerungen zum Teil des Lexikons bzw. der Sprach-Kompetenz gemacht wird und dann in Form der feststehenden Bedeutungen der Wörter und Wortsequenzen als nur noch abzurufen dargestellt wird) meist gar nicht behandelt. Es wird dabei übersehen, daß das kommunikative Verstehen eine eigene Leistung des Hörers voraussetzt, einen Akt, der dem des Sprechers in der Struktur vergleichbar ist. (BICKES/BUSSE 1986:243)

Die Unterschätzung der Rolle des Hörers rühre oft daher, dass der alltägliche Umgang mit der Sprache selbstverständlich ablaufe. Busse präzisiert aber, dass hinter dieser Leichtigkeit das Erfülltsein vieler Bedingungen von den Sprechern beachtet werden müsse, so dass ein glücklicher Kommunikationsakt von vielen Faktoren und nicht vom Zufall abhängt:

Er [der Sprecher] wird also bestrebt sein, die Menge der vom Hörer erst zu erschließenden Momente gering zu halten im Vergleich mit den offen

---

<sup>11</sup> Busse beruft sich auf ähnliche Listen z.B. bei BAYER 1977:109, DRÜNKLER 1981:51 oder HARRAS 1978:18.

zutage liegenden (wie z.B. die Vorgeschichte). Die Handlung des Sprechers ist zunächst immer nur ein Handlungsversuch, dessen Gelingen davon abhängt, ob die vom Sprecher beim Hörer erwarteten Voraussetzungen tatsächlich vorliegen. Eine erfolgreiche kommunikative Interaktion liegt erst dann vor, wenn die Annahmen des Sprechers sich mit dem tatsächlichen Wissen des Hörers (annähernd) decken; erst dann ist Verstehen möglich. (BICKES/BUSSE 1986:243)

Der Hörer muss also auf der Folie der zugrundegelegten Voraussetzungen und der Grundannahme der Rationalität den vom Sprecher intendierten Sinn rekonstruieren (Busse setzt hier leider noch Sinn mit Intention gleich), indem er die einzelnen Faktoren der Handlungsmatrix auf seinen eigenen kognitiven Hintergrund bezieht. Der Hörer verhält sich also in keiner Weise passiv. Auch er hat Erwartungen gegenüber dem Sprecher in der jeweiligen Situation:

Der Beitrag des Hörers zum Gelingen einer kommunikativen Interaktion zeigt also die gleichen Momente wie die Handlung des Sprechers. Es müssen die kognitiven Voraussetzungen erfüllt sein; der Hörer muß ein Handlungskalkül nachvollziehen und rekonstruiert damit einen praktischen Schluß; der Schluß, der beim Sprecher zum Handlungsvollzug, der Äußerung einer Zeichenfolge, führt, mündet beim Hörer in das Verstehen. Beide, Sprecher wie Hörer, müssen eine sprachliche Zeichenfolge auf der Grundlage der vorliegenden kognitiven Voraussetzungen sinnvoll machen; der Sprecher in der Annahme, daß der Hörer den von ihm intendierten Sinn versteht, der Hörer für sich selbst. (BICKES/BUSSE 1986:244)

Busse möchte sich ganz von der Vorstellung lösen, der Hörer realisiere eine exakte Kopie dessen, was der Sprecher intendiert hat. Es sei

[...] für das Verstehen *nicht* wesentlich, daß der Hörer genau denselben Sinn erschließt, wie der Sprecher; es reicht aus, daß der Sinn *für ihn* eine Funktion im gegenwärtigen Kommunikationsspiel hat. Mit dieser Annahme muß aber auch der Begriff des Gelingens einer kommunikativen Interaktion erweitert werden. Gelingen ist eine kommunikative Interaktion, wenn der Hörer die kommunikative Handlung des Sprechers auf der Grundlage der Kenntnis des gegenwärtigen Interaktions-Spiels (die unhinterfragt als gemeinsam und identisch unterstellt wird, bis einer der Beteiligten das Gegenteil feststellt) mit Sinn füllen kann und dieser Sinn funktional zu dem gegebenen Sinnhorizont (Handlungsverlauf) ist. (BICKES/BUSSE 1986:244)

Eine Grundvoraussetzung für das Gelingen kommunikativer Interaktion ist neben der Rationalitätsannahme die „Sinnkonstanz“<sup>12</sup>. Busse meint damit nicht Bedeutungskonstanz (cf. Kapitel 2.4.3) als Charakteristik

---

<sup>12</sup> Busse bezieht sich darin auf Hörmann.

des Zeichens selbst, sondern einerseits eine Bestrebung der beteiligten Individuen, in ihren Sinnsetzungen „konstant“ zu sein, und andererseits eine Art Leitregel, die die zahlreichen Möglichkeiten der Sinnrealisierungen eingrenzt<sup>13</sup>:

Die intentionale Ausrichtung auf Sinn, das Bemühen nach Sinnkonstanz, führt den Hörer dazu, die gehörte Zeichenfolge, die als solche für ihn zunächst nur einen Raum von Sinnmöglichkeiten abgrenzt, unter Bezug auf Sinnhorizont, gegenwärtiges Handlungsspiel (Situation und Kontext), Regelbeherrschung etc. mit Sinn zu füllen. Der Sinnbereich ist also dem einzelnen Verstehen immer schon vorgegeben (angedeutet); das Verstehen der kommunikativen Einzelhandlung ist dann eine konkrete Aktualisierung von Sinn aus dem übergeordneten Sinnhorizont heraus. (BICKES/BUSSE 1986:244)

Der Sinn sei dabei nicht situationsunabhängig gegeben. Nur der diskursive Kontext sei Sprecher und Hörer gegeben, Sinn konstruiere sich immer als etwas Soziales. Dabei lässt Busse nicht einmal zu, dass der diskursive Kontext ein Faktor unter anderen ist. Daneben existiert für ihn nichts anderes, man gewinnt fast den Eindruck, auch die einzelnen Wörter könnten nichts zur Sinnkonstitution beitragen, derart wird der Kontext verabsolutiert<sup>14</sup>. Diese Verabsolutierung dient allein der Herausstellung, dass Sinn mehr sei als eine reine Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem<sup>15</sup>.

Busse nennt die beiden „Aktionsformen“ in der kommunikativen Interaktion „kommunikatives Handeln“ und „Verstehen“, wobei „Verstehen“ nur noch einen Teil der Leistung des Hörers beschreibt und „kommunikatives Handeln“ sehr allgemein bleibt, bzw. fast ein Synonym für „kommunikative Interaktion“ ist. Sie seien zwei analog struk-

---

<sup>13</sup> Ob das eine eher auf Sprecherseite und das andere eher auf Hörerseite anzusiedeln ist, präzisieren Bickes und Busse nicht.

<sup>14</sup> Die Ansicht Wegeners, dass Wörter Instrumente der kommunikativen Interaktion sind, die keine Bedeutung befördern, sondern an eine bekannte Information erinnern (cf. NERLICH 1990b:114-18), könnte für Busse einen interessanten Ansatz liefern. Die Wörter sind eine Instruktion an den Hörer, Bedeutung zu konstruieren. Bei einem neuen Gebrauch eines Wortes muss diese Handlungsanweisung zuerst mühsam befolgt werden, dann wird sie automatisiert. Auch in Wegeners Konzeption der kommunikativen Interaktion sind Sprecher und Hörer immer präsent und aktiv. Wegener geht sogar so weit, vorauszusetzen, dass die Sprecherabsichten den Hörer-Erwartungen angepasst sein müssen, was man bei Busse nicht in dieser Eindeutigkeit findet. Auch für Wegener haben Wörter nur insofern Bedeutung, als dass sie als bedeutungsvoll interpretiert werden (was Alan Gardiner weiterentwickelt, cf. Kapitel 3.2.2), doch lehnt er gleichzeitig die Existenz konventioneller Bedeutung nicht kategorisch ab.

<sup>15</sup> Eine solche Beziehung beschreibt aber auch der traditionelle Bedeutungsbegriff nicht (allenfalls die *signification*, wobei hier wenigstens differenziert werden müsste, ob mit Bezeichnetem das *concept* oder der Referent gemeint sein soll).

turierte, jedoch nicht identische Akte. Beide Beteiligte zusammen realisieren den Sinn:

Der Sprecher setzt ihn in Szene, der Hörer muß diese Szene interpretieren. Das Verfügen über die kognitiven Voraussetzungen verbindet beide und bildet die Bedingung der Möglichkeit, überhaupt Verständigung herzustellen. (BICKES/BUSSE 1986:245)

Im Unterschied zum Hörer hat der Sprecher einen konkreten Sinnhorizont vor Augen. Der Hörer hat einen sehr allgemeinen Sinnhorizont und muss diesen aufgrund der gegebenen Zeichen (die nun doch einen relativ festliegenden Wert besitzen) einschränken:

Der Hörer verfügt zunächst nur allgemein über den Sinnhorizont, er muß durch die ihm (fertig, d.h. unveränderlich) vorliegende Zeichenfolge erst den Fokus finden, doch sind ihm die Möglichkeiten, aus der Zeichenfolge Sinn zu realisieren, offen. Der Sprecher vollzieht ein Handlungskalkül; der Hörer muß dieses aufgrund der vorliegenden Prämissen rekonstruieren. Beider Parts sind also nicht identisch, aber komplementär. (BICKES/BUSSE 1986:245s.)

Der Sprecher habe mit seiner vollzogenen Handlung (die noch nicht die komplette kommunikative Handlung darstelle) noch keine Sicherheit, dass sein Handlungsziel erreicht sei. Zusätzlich zur Unsicherheit, ob der Hörer auf der genau richtigen Folie den Sinn rekonstruiert, sieht Busse auch noch eine Variable in der Tatsache, dass der Sprecher nicht unbedingt seine eigene Intention richtig erkennt und dass er sich womöglich im Sprachgebrauch irrt. Diese beiden Irrtümer sollten aber als Ausnahmefälle charakterisiert werden. Im Normalfall kann man doch davon ausgehen, dass sich der Sprecher gemäß seiner Intention äußert (wenn er diese natürlich auch nicht explizit formuliert), und dass er der gegebenen Sprachmittel mächtig ist.

Das Nachvollziehen des geäußerten Sinns bedeutet für den Hörer, dass er sich quasi „divinatorisch“<sup>16</sup> in den Sprecher hineinversetzen muss, um den ganzen Produktionsakt nachzuspielen. Immerhin scheint der Sprecher ihm gewissermaßen entgegen zu kommen, denn er muss „Rücksicht nehmen auf die Bereitschaft des Hörers, die gemeinte Verwendung des Wortes anzunehmen“ (BUSSE 1988c:31). Außerdem kann der Hörer davon ausgehen, dass der Sprecher seinen Wörtern im Allgemeinen die gleiche Bedeutung beimisst wie er selbst, was Busse mit Meads epistemischer Figur des „generalisierten Anderen“<sup>17</sup> illustriert:

---

<sup>16</sup> Busse verweist hierbei auf SCHLEIERMACHER 1977:78.

<sup>17</sup> Cf. MEAD 1968:194s.

Ein Rezipient unterstellt stets, daß der andere, der die Zeichen kommunikativ geäußert hat, diese vor dem Horizont der vollständigen gegebenen epistemischen Situation so gemeint haben wird, mit ihnen die Bedeutung verknüpft haben wird, die er selbst, der Rezipient, in der gegebenen Situation gemeint haben würde. (BUSSE 1994c:233)

Was für die direkte kommunikative Interaktion gilt, überträgt Busse auch auf Textproduktion und -verstehen. Auch der Textzusammenhang sei kein objektiver Zustand, sondern sei auf Operationen der Textproduzenten und -rezipienten zurückzuführen. Leser (wie Hörer) müssten den Textinhalt auf der Basis ihres Wissens konstituieren. Auch hier erfüllen die sprachlichen Zeichen (nur) die Funktion, die erlaube, „aus der Zeichenausdrucksstruktur eine Inhaltsstruktur relativ zu einer Textwelt und zu Korrelaten der Situation und des Weltwissens erst zu *erschließen*“ (BUSSE 1992a:101). Das Verständnis von Bedeutung sprachlicher Zeichen als „epistemisch erfüllter Zustand“ verbietet Busse auch für das Textverstehen. Erst mit Hilfe von Kontextfaktoren könne durch den Leser, der nur ein Minimum verstehensrelevanter Aspekte (in nächster Nähe) explizit formuliert vorfinde, die Textwelt fokussiert werden (cf. BUSSE 1992a:77).

In der sprachlichen Kommunikation bestehen Fehlerquellen auf beiden Seiten der Akteure (cf. BICKES/BUSSE 1986:246). Ein falscher Gebrauch von Seiten des Sprechers hat entweder Misslingen des kommunikativen Aktes zur Folge, oder aber indirektes Misslingen, das sich durch Bemerkungen, Unverständnis, Nachfrage, Kopfschütteln oder missbilligende Zeichen manifestiert (cf. BUSSE 1996b:71). Busse unterscheidet leider nicht ganz klar direktes/indirektes Misslingen und direktes/indirektes Sanktionieren. Es müsste sauberer auseinandergehalten werden, dass ein Misslingen nicht unbedingt als Sanktion gewertet werden muss (weder vom Sprecher, noch vom Hörer); Busse bestätigt dies nur für das indirekte Misslingen.

Busse glaubt festlegen zu können, dass generell phonologisch, morphologisch und syntaktisch bedingtes Misslingen zu Nichtverstehen führt und lexikalisch oder semantisch bedingtes Misslingen zu Missverstehen (cf. BUSSE 1996b:70). Es ist aber leicht vorstellbar, dass alle Varianten sowohl zu Missverstehen als auch zu Nichtverstehen führen können, es kommt immer auf den „Grad des Misslingens“ an!

Jeder misslungene Kommunikationsakt kann sich unter gewissen Umständen (wie auch jeder gelungene) verändernd auf das Regelwissen auswirken (cf. BUSSE 1996b:71).

Die „indirekten Sanktionen“ (Bemerkungen, Unverständnis, Nachfrage, Kopfschütteln) beziehen sich laut Busse immer auf einen Übergangsbereich zwischen Norm und Gebrauch (cf. BUSSE 1996b:71). Ge-



nauer gesagt reiben sich solche „Sanktionen“ (wenn man sie so nennen möchte) an der Tatsache, dass etwas, was für den einen Kommunikationsteilnehmer noch der Norm entsprechend scheint, für einen anderen von der Norm abweicht.

Busse übt ausführliche Kritik am Verstehensbegriff der Psycholinguistik (cf. BUSSE 1995b:616), denn sie fasse Sprachverstehen auf als eine Verkettung psychischer „Akte“ wie „Hypothesen bilden“, „Hypothesen revidieren“, „Schemawissen anwenden“, „Leerstellen auffüllen“ und „Inferenzen ziehen“. Das Ergebnis des Verstehensprozesses – in diesem Fall meist „Textverständnis“ – werde definiert als „kognitive Struktur“.

Busse lehnt unter Bezugnahme auf Wittgenstein eine psychologische Deutung des Bedeutungsbegriffs ab. Auch Wittgenstein halte die Sicht vom „Verstehen“ als eine Art „Übersetzungsvorgang“ von der ausgedrückten in die innere Sprache für ein grobes Missverständnis. Eine solche repräsentationistische kognitive Verstehenstheorie könne nicht weit führen, denn psychische Vorgänge seien unserer Erkenntnis prinzipiell unzugänglich (cf. BUSSE 1995b:617). Wittgenstein wehre sich dagegen, sprachliches Verstehen mit Verständigungsprozessen gleichzusetzen, die als Algorithmus oder wie Kopfrechnen beschrieben werden. Busse dagegen verwendet immer wieder Begriffe wie „Handlungskalkül“ oder „Entscheidungsalgorithmus“ (cf. Kapitel 2.2.1), hält sie aber 1995 ausnahmsweise für unpassend. Für Wittgenstein bleibe es trotz aller Modelle unmöglich, das Verstehen eines Individuums nachzubilden oder gar vorausszusehen. Es könne immer nur aus der Reaktion abgelesen werden, wie etwas verstanden wurde; die inneren Vorgänge bleiben aber verdeckt.

Wittgenstein sei skeptisch gegenüber der psychologischen Deutung menschlichen Verstehens, denn Verstehen sei für ihn kein Prozess, sondern Ergebnis oder Folge von psychischen Vorgängen<sup>18</sup>. Das Verstehen entziehe sich somit vollends der Beobachtung, es geschehe zudem nicht in der Zeit, sondern es sei ein „augenblickshaftes, plötzlich sich einstellendes Verständnis“ (BUSSE 1995b:619). Nach Wittgenstein müsse man eher fragen, was Anzeichen dafür sind, dass jemand plötzlich versteht.

Wittgenstein trenne außerdem das Verstehen selbst von Überlegungen, die dem Verstehen vorausgehen, was oft ein längerer Prozess des zu-verstehen-Versuchens sei (cf. BUSSE 1995b:621). So verweist Busse auf die notwendige Unterscheidung zwischen Interpretieren und Verstehen: das Interpretieren oder Deuten sei ein Prozess, das Verstehen sein Ergebnis. Diese Unterscheidung sei sinnvoll und notwendig,

---

<sup>18</sup> So auch KELLER 1976:4.

denn würde jedes Verstehen Interpretation voraussetzen, würde die alltägliche Verständigung erheblich behindert. Deutungsvorgänge werden nach Busse erst ausgelöst, wenn sich Verstehen nicht automatisch einstellt. Das soll also heißen, dass Deuten und Interpretieren in normaler kommunikativer Interaktion nicht vorkommen? Zum einfachen Verstehen führt aber auch ein Prozess des Deutens oder Interpretierens, der nur in der Regel über weniger Stufen abläuft als bei komplexen Deutungs- oder Interpretationsprozessen!

In psycholinguistischen Modellen sei das Sprachverstehen konstruktivistisch konzipiert (cf. BUSSE 1994b:56), d.h. der kognitive Apparat der Individuen baue das Verstehen Baustein für Baustein auf. Konstruktivistisch nennt Busse diese Vorgehensweise, da ständig „Hypothesen“ aufgestellt würden, die korrigiert oder bestätigt würden. Ein solches „aktivistisches“ Verstehensmodell könne aber zu Irrtümern führen, da der Rezipient das Verstehen nicht in der Hand habe wie ein Handelnder (cf. BUSSE 1994b:57). Im Unterschied zum Verstehen könne man eine Handlung unterbrechen oder abbrechen. Niemand könne willentlich nicht verstehen, so wie man eine Handlung unterlassen könne. Für jede rezipierte Äußerung ergebe sich das Verstehen einmalig. Man könne zwar in Frage stellen und korrigieren, aber dann befinde man sich nicht mehr im Verstehen, sondern schon im Interpretieren (daher die Notwendigkeit, zwischen beiden Aktionsformen zu unterscheiden). Wenn Interpretieren eine besondere Form von Handeln sei, so sei Verstehen kein Handeln im engeren Sinn, es müsse als eine Leistung eigenen Typs erfasst werden.

Busse führt dazu das Konzept der Inferenz ein, das in der Verstehenstheorie Konjunktur habe (cf. BUSSE 1994b:57). Eine Inferenz sei eine Schlussfolgerung, d.h. eine logische (kognitive) Operation. Dabei führe der Terminus „Schlussfolgerung“ leider wieder zum Missverständnis, es handele sich dabei um eine Handlung. Normalerweise fänden solche Inferenzen routiniert und unbewusst („automatisch“) statt; bei Kommunikationsstörungen könnten fehlerhafte oder ausgebliebene Inferenzen jedoch thematisiert werden.

Das Inferenz-Konzept könne z.B. dazu dienen, eine fehlerhafte Identifikation eines Phonems durch die Annahme inferenzartiger Leistungen zu rekonstruieren, wobei solche Leistungen kaum je das Stadium des Bewusstseins erreichten. Nicht jede Inferenz deute also auf eine Handlung hin. Busse begreift Inferenzen daher als eine Art von „Abduktionsschlüssen“ (BUSSE 1994b:58): es werde von einer bekannten Regel und einem konkreten Fall hypothetisch darauf geschlossen, dass der konkrete Fall vermutlich eine Verwirklichung der Regel  $x$  sei. Solche

Inferenzen seien Teil der sprachlichen Fähigkeiten selbst; sie gehören laut Busse zum Sprachsystem (er vermischt hier *langue* und *faculté du langage*). Trotzdem lege der Inferenzbegriff implizit eine Bewusstheit der verstehensrelevanten kognitiven Leistungen nahe:

Je höher man sich auf der Skala der kognitiven Leistungen von intuitiven Operationen auf die zunehmende „Bewußtmachbarkeit“ bewegt, desto eher kann man auch von „Inferenzen“ sprechen. (cf. BUSSE 1994b:59)

Umgekehrt dürfe man aber auch nicht den Inferenzbegriff ganz auf das Merkmal der Bewusstmachbarkeit einschränken, denn dann wären Inferenzen nur noch dort ansetzbar, wo es sich um echte Handlungen handele („Interpretation“ und nicht „Verstehen“).

Busse unterscheidet für die Beschreibung des Verstehens mündliche und schriftliche Ausgangssituation: Beim Textverstehen müsse im Unterschied zur mündlichen kommunikativen Interaktion die Leistung des Rezipienten so erklärt werden, dass das Prinzip der Linearität berücksichtigt werde, nach dem sprachliche Zeichen organisiert seien. Busse unterstreicht, dass die Auswirkungen dieses Grundprinzips nicht hoch genug eingeschätzt werden können (cf. BUSSE 1994b:60). Diese Eindimensionalität werde bei der Rezeption des geschriebenen Textes nur durch typographische Mittel erweitert; in der mündlichen Kommunikation kämen diverse „suprasegmentale Zeichen“ hinzu wie Intonationsphänomene, aber auch Mimik und Gestik. Beim Textverstehen müsse ganz besonders hervorgehoben werden, dass die Zeichen beim Rezipienten in linearer Reihenfolge „einlaufen“ und folglich auch in dieser Reihenfolge kognitiv verarbeitet werden müssen. Bei Schrifttexten bestehe dazu die Möglichkeit des Vor- oder Zurückspringens (und Noch-einmal-Lesens). Hier habe das mündliche Verstehen den Nachteil, dass das Kurzzeitgedächtnis gewisse Grenzen aufweise und dass nicht unbedingt nachgefragt und wiederholt werden könne.

Sprachverstehen könne nicht nur als streng sukzessiver Prozess konzipiert werden. Es sei ein komplexer Vorgang, der ständig auf verschiedenen Ebenen der Organisation sprachlicher Zeichen zugleich operieren müsse. Busse versteht diesen Vorgang als Kombination aus bottom-up- und top-down-Prozessen (cf. BUSSE 1994b:61). Als bottom-up-Prozess bezeichnet er den schrittweisen Aufbau von Informationen, als top-down-Prozess die Intervention von (semantischem und syntaktischem) Wissen einer höheren Organisationsebene (was aber in einem weiteren Schritt auch wieder dem Aufbau von Informationen dient).

Busse erklärt vor diesem Hintergrund, wie einem Wort im Kontext die richtige Bedeutung zugewiesen wird. Am Beispiel „Schloss“ illust-

riert er die „kontextuelle Disambiguierung“, die aufgrund des normalerweise völlig unterschiedlichen semantischen Kontextes der zwei Bedeutungsvarianten den Sprechern keine allzu große Anstrengung abverlangt:

Je näher die Bedeutungs-Varianten eines Lexems jedoch semantisch beieinander liegen, desto anspruchsvoller wird die zu erbringende Verstehensleistung und desto mehr Informationen spielen bei ihr eine Rolle. Man könnte das auch so ausdrücken: desto mehr und desto komplexere Inferenzen sind notwendig. (BUSSE 1994b:62)

In diesem Zusammenhang thematisiert Busse die Frage, ob nicht ein prinzipieller Unterschied zwischen einerseits dem selbstverständlichen Verfügen über Regeln, die einfach „da sind“, und andererseits den darüber hinausgehenden eigentlichen Verstehensleistungen bestehe (cf. BUSSE 1994b:62)<sup>19</sup>. Busse zieht in Erwägung, dass Sprachverstehen möglicherweise schon hinreichend mit dem Verfügen über (selbstverständliche) Regeln erklärt sei, bzw. dass es vielleicht wenigstens eine Ebene des Sprachverstehens gebe, auf dem „Inferenzen“ gar keine Rolle spielen würden. Nach der Beschreibung des Verstehensprozesses bei einer unerwarteten metaphorischen Verwendung eines Wortes kommt Busse zu dem Schluss, dass es keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Analogieschlüssen und dem Beherrschen von sprachlichen Regeln gebe.

Resümierend bestätigt Busse, dass auf jeder Ebene des Textverstehens eigene Inferenz-Leistungen der Textverstehenden notwendig seien (cf. BUSSE 1994b:70). Man könne auch sagen, dass auf allen Ebenen des Sprachverstehens „Deuten“ notwendig sei; es gebe keine Ebene, die völlig von „Deuten“ oder von „Interpretation“ frei sei.

Die Unterscheidung von „Verstehen“ als unwillkürliches Ergebnis einer Rezeption und „Interpretieren“ als Handlung ist somit zwar sinnvoll, doch gibt es kaum Verstehensakte, die nur eines in reiner Form realisieren. Jedes Verstehen ist begleitet von Deutungen und am Ende einer Handlung des Interpretierens steht wieder ein „Verstehen“ als Ergebnis.

---

<sup>19</sup> Fraglich bleibt, warum das Verfügen über phonologische, morphologische, Wortarten-, lexikalische, semantische, syntaktische Regeln selbstverständlicher sein soll als „Verstehensleistungen“ und als was genau man sich diese letzteren vorzustellen hat (später stellt sich heraus, dass Busse damit gerade nicht Leistungen des Verstehens meint, sondern Interpretationsleistungen).

## 2.5.2 Voraussetzungen kommunikativer Interaktion

Grundlegendste Voraussetzung in der kommunikativen Interaktion ist die Existenz eines Komplexes übereinstimmender Voraussetzungen bei den Kommunikationspartnern. Innerhalb dieses Komplexes wechselseitig unterstellter Erwartungen unterscheidet Busse gemeinsames soziales Wissen (was bei Wittgenstein unter die Bezeichnung des Sprachspiels fällt, cf. Kapitel 2.6.2) von (sprachlichem) Regelwissen.

Viele Voraussetzungen, u.a. allgemeine gesellschaftliche Handlungsmuster, konzentrieren und verbinden sich zu einer Matrix mit holistischem Charakter (cf. BUSSE 1986b:55 und 1987a:305). Zentrale Faktoren bilden dabei Situation und Kontext<sup>20</sup>. Der Kontext als vorangegangene Information steckt den notwendigen Sinnhorizont ab, auf den Sprecher und Hörer sich beziehen. Die Situation ist nicht einfach gegeben, sondern wird auch erst interpretiert, deshalb können sich Interferenzen (hier im Sinne von „falschen“ Analogien) zwischen voneinander abweichenden Situationseinschätzungen ergeben, die zu Missverständnissen führen.

Kontext und Situation werden über Hintergrundwissen und bestehende Interpretationsmuster (Erinnerung an Ähnliches) konstruiert. Das bedeutet auch, dass die Voraussetzungen sich nicht ausschließlich auf der Ebene der konkreten Situation bewegen, sondern auch außerhalb der konkreten Situation verankert sind. Busse nennt Situation und Kontext „Konnotationen“ (BUSSE 1986b:53), was er nicht weiter spezifiziert.

Einzelne Konversationsmaximen dürfen insoweit verletzt werden, wie der Hörer sie innerhalb seiner Sinnrealisierung mit Hilfe der angesetzten Voraussetzungen „reparieren“ kann (cf. BUSSE 1987a:165) (cf. das Modell der Implikatur in Kapitel 2.5.4). Die Sinnrealisierung geschieht als praktischer Schluss nicht bewusst; vielmehr muss die Aktualisierung der ganzen Handlungsmatrix als Hilfskonzept (BUSSE 1987a:305) verstanden werden.

Die Voraussetzungen des Gelingens der kommunikativen Handlung oder „Prämissen des praktischen Schlusses“ (cf. BICKES/BUSSE 1986:238 und BUSSE 1986b:55 – auch 1988c:30s.) sind:

1. Handlungssituation,
2. Partnereinschätzung (Erwartungshaltung),

---

<sup>20</sup> H. Paul nennt als drei Formen der Kontextabhängigkeit den gemeinsamen perceptuellen Hintergrund von Sprecher und Hörer, den vorangegangenen Kontext und den gemeinsamen Diskurs (cf. NERLICH 1996a:407).

3. Gesellschaftliches Wissen (Interpretations- und Handlungsmuster; als selbstverständlich Unterstelltes),
4. Vorgeschichte (situativer Kontext bei mündlicher, textueller Kontext bei schriftlicher Kommunikation; gegenwärtiges „Sprachspiel“),
5. Relevanzbereich, Fokus, Diskurs,
6. Handlungsziel (Motive bzw. Intentionen),
7. Verfügen über sprachlich-grammatische (phonetische, morphologische, syntaktische) Regeln („Handlungsmittel“).

Nicht alle Voraussetzungen müssen den Beteiligten jedoch bewusst sein. Das gesellschaftliche Wissen („Handlungsmuster“) ist für Busse eindeutig die wichtigste Komponente, die Kommunikation überhaupt erst möglich macht:

Die kommunikativen Handlungsmuster bilden in jeder vollzogenen Handlung eine Matrix, die sprachliche, kommunikative und soziale Konventionen, Sinn- und Funktionszusammenhänge, kognitive und epistemische Voraussetzungen so zu einem Verhaltensmuster zusammenfaßt, daß sie ein Sinnganzes bilden, welches im Nachvollzug des Hörers den vom Sprecher intendierten Sinn zu realisieren ermöglicht. (BICKES/BUSSE 1986:239, cf. auch BUSSE 1986b:55)

Solche Handlungsmuster lassen sich nicht erlernen, wie man ein Gedicht auswendig lernt; sie müssen in der Interaktion mit anderen Sprechern eingeübt werden. Das theoretische Konzept der Handlungsmatrix ist nicht unbedingt für jede Untersuchungsperspektive nutzbringend. Aber immerhin kann es erhellen, wie der konkrete Kommunikationsakt in einen größeren Sinn- und Funktionszusammenhang eingebettet ist (cf. BICKES/BUSSE 1986:239).

Eine allgemeinere Voraussetzung des kommunikativen Handelns ist das Rationalitätsprinzip, nach dem Sprecher und Hörer ihr Handeln so ausrichten, dass es seine erstrebten Zwecke voraussichtlich erfüllt. Zu den allgemeinen Voraussetzungen zählen für Busse auch immer die Konversationsmaximen nach Grice (cf. schon BICKES/BUSSE 1986:240). Die erste und wichtigste Voraussetzung der Handlungssituation meint genauer das Feststellen und wechselseitige Unterstellen der vorliegenden Situation. Sie ist nicht einfach gegeben, sondern muss von den Beteiligten identisch beurteilt und damit definiert werden. Erst mit Hilfe des Hintergrundwissens und der aktuellen Wahrnehmung kann die Situation interpretiert und konstituiert werden. Auch die Bestimmung des Kommunikationsgegenstandes liegt nicht immer griffbereit vor. Erst der (vorausgehende) diskursive Kontext steckt den inhaltlichen Rahmen ab:

Die Voraussetzungen kommunikativer Interaktion, die den Hintergrund der Äußerung und des Verstehens sprachlicher Zeichenfolgen ausmachen, verdichten sich im praktischen Schluß der Interaktionspartner (dem kommunikativen Handlungskalkül) zu einer Handlungsform, die als komplexe Matrix inszeniert und interpretiert wird. Die sprachliche Zeichenfolge ist dabei nur das materielle Korrelat, das tertium comparationis, das Sprecher wie Hörer dazu dient, kognitive Momente zu aktualisieren und als Prämissen ihrer handelnden bzw. verstehenden Schlüsse zu erkennen. (BICKES/BUSSE 1986:242)

Die Wahrscheinlichkeit des Gelingens schätzt Busse umso größer ein, je verlässlicher die erwarteten Reaktionen des Partners sind. Er geht nicht besonders auf die Rolle des Sprechers ein: es muss auch gelten, dass je feinfühlicher der Sprecher die Zeichen verwendet, und je besser er sich auf den Hörer einstellen kann, umso größer die Wahrscheinlichkeit des Gelingens ist.

Weiter soll der Erfolg umso sicherer sein, je regelmäßiger die kommunikative Handlung stattfindet. So regelmäßig muss die Kommunikation gar nicht unbedingt sein! Vielleicht ist es noch wichtiger, dass sich die Kommunikationspartner gut kennen oder sich zumindest gut gegenseitig einschätzen können. Erst 2002 berücksichtigt Busse die Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse und damit Wissenshorizonte der Individuen, die auch zu den Faktoren des Gelingens gezählt werden können (cf. BUSSE 2002c).

Der Erfolg misst sich nicht an der Wiederholungshäufigkeit oder an der zeitlichen Nähe, sondern an der Lebhaftigkeit der Erinnerung an eine funktionierende Regel. Auch Busses quantitative Prämisse ist nicht unbedingt gültig: eine große Anzahl erfolgreicher Präzedenzfälle trägt nur zum Gelingen bei, wenn sie dem gemeinsamen Erfahrungsschatz angehören. Eine große Menge an Präzedenzfällen verbessert auch nicht die Kommunikationschancen, wenn einer der Partner sie nicht aktualisieren kann. Es muss immer ein Element vorausgesetzt werden, das den Sprechern einen Hinweis gibt, wie er eine Äußerung verstehen soll.

Grundelemente der sprachlichen Kommunikation sind für Busse nicht nur die äußeren wahrnehmbaren Faktoren einer Kommunikationssituation wie kommunikativ Handelnder, (mindestens ein) Rezipient, produzierte bzw. geäußerte Zeichen, materiale und personale Umgebung (cf. BUSSE 1994c:225). Viel wichtiger als die Analyse der materiellen Komponenten ist für ihn die Produktion und Rezeption rein innerpsychischer Erscheinungen. In diese kognitiven Prozesse ist zwar kein direkter Einblick möglich, doch Busse möchte das vorauszusetzende Wissen in Typen einteilen.

Dieses Wissen ist nun nicht als gestaltlose Masse gegeben, wie es etwa noch Saussure in seinem Zeichenmodell unterstellte<sup>21</sup>, sondern es ist nach Wissenstypen gegliedert, oder doch zumindest zu analytischen Zwecken gliederbar. (BUSSE 1994c:225)

Die Beschreibung von Wissenstypen könne nur eine heuristische sein, aber es ließen sich z.B. problemlos Wissensbestände unterscheiden, die mit der gegenwärtigen Situation zusammenhängen oder aber durch den vorausgesetzten Interpretationshorizont aktiviert würden (cf. BUSSE 1991b:46). Das Wissen über Verwendungsmöglichkeiten sei kein sauber abtrennbares sprachliches Regelwissen, sondern es könne auch an andere Wissensbestände angeschlossen werden (cf. BUSSE 1992a:76).

Zum „semantischen“ Wissen gehört für Busse weitaus mehr als das, was man in Wörterbüchern nachlesen kann. Sprachwissen und Weltwissen gingen ineinander über, und es sei oft eine Frage der Interpretation, was man zu welchem Bereich zähle (wenn dies auch nicht willkürlich geschieht). Eine Abgrenzung des Sprachwissens von außersprachlichem Wissen hält Busse sogar kaum für möglich (cf. BUSSE 1997b:13). In der Semantik gebe es eigentlich gar kein Sprachwissen, das von anderem Wissen genau abgrenzbar wäre, obwohl alte und neuere semantische Theorieansätze grundsätzlich damit ihre Arbeit anfangen.

Hinter der Unterscheidung von rein sprachlichem und außersprachlichem Wissen verberge sich auch oft eine Unterscheidung von Bedeutung im engeren Sinn (wörtliche, konventionelle, lexikalische Bedeutung) und Bedeutung im weiteren Sinn (kommunikativer Sinn) (cf. BUSSE 1997b:13). Busse versteht die Frage nach der Unterscheidung von Wissensbereichen als die Frage nach der Identität der Linguistik: von ihr hänge ab, wo Sprachwissenschaft anfangen. Die Unterscheidung sei eines der schwierigsten Probleme der semantischen Theorie und Modellbildung, so dass Busse vorschlägt, die Frage phänomenorientiert anzugehen, d.h. zuerst zu klären, welche Faktoren das Gelingen sprachlicher Kommunikation möglich machen (cf. BUSSE 1997b:14).

In dieser Perspektive sei die linguistische Semantik diejenige Wissenschaft, die zu klären versuche, welche Faktoren am Sprachverstehen und -produzieren beteiligt seien. Was dabei semantisches Wissen sei und wie es sich abgrenzen lasse, sei bedingt durch den jeweiligen Gebrauchsbereich (cf. BUSSE 1997b:16). Busse nimmt eine Unterteilung in innere und äußere Faktoren der Kommunikationssituation vor: die äußeren stünden in Zusammenhang mit der wahrnehmbaren Außen-

---

<sup>21</sup> Dies ist schlicht falsch: bei Saussure geht es nie um Wissen, sondern um die Welt des Objekts!



welt der Kommunizierenden (vorausgegangener Text, materielle Kontextfaktoren). Die inneren (epistemisch-kognitiven) Faktoren des Sprachverstehens hätten jedoch ein Übergewicht. Diese Einteilung wird überflüssig, wenn man sich auf die epistemisch-kognitive Perspektive konzentrieren will und wenn man bedenkt, dass die äußeren Faktoren ja auch erst nach ihrer kognitiven Verarbeitung zu Faktoren des Kommunikationsprozesses werden. Allerdings seien sie auf Grund des „unmittelbaren perzeptuellen Zugriffs“ (BUSSE 1997b:16) viel einfacher ins Gedächtnis zu rufen als die rein kognitiven Faktoren. Daraus könnte sich eine andere Einteilung ergeben, nämlich die in perzeptuell überprüfbares und nicht überprüfbares Wissen. Überprüfbar sind die „materiellen“ Elemente, die nach Wissensrahmen organisiert sind.

Busse konzentriert sich mit der Zeit immer stärker auf die epistemische Komponente der Kommunikation. Zählte er 1994 noch Sprecher, Hörer und geäußerte Zeichen zu den Grundelementen der Kommunikationssituation, so entfällt 1997 der Sprecher, dafür legt er ein noch stärkeres Gewicht auf das unterstellte Wissen<sup>22</sup> (cf. BUSSE 1997b:17).

Als Sonderfall kämen in der mündlichen Kommunikation noch die Präsenz des Produzenten und weitere wahrnehmbare Situationselemente hinzu. Gehe man von schriftlichen Texten aus, so genüge es normalerweise, dass der Rezipient einen generalisierten Anderen als Textproduzenten unterstelle (cf. BUSSE 1997b:18)<sup>23</sup>. In schriftlicher Kommunikation beziehe sich das unterstellte Wissen auf einen idealen angenommenen Anderen.

Es habe sich gezeigt, dass neben der Ausgrenzung von sprachlichem Wissen auch noch andere typologische Einteilungen möglich seien (cf. BUSSE 1992a:148s.). Busse bezweifelt, ob man überhaupt semantisches Wissen aus dem Gesamtwissen ausgrenzen könne. Sicher lasse sich Sprachwissen in einem ersten Schritt relativ einfach in phonetisches/phonologisches, graphisches/graphematisches, morphologisches, lexikalisches, syntaktisches Wissen einteilen (cf. BUSSE 1997b:20). Daneben möchte Busse „referenzielles“ Wissen isolieren, auf das man das semantische Wissen aber auch nicht reduzieren dürfe. Das referenzielle Wissen sei das Wissen darüber, auf welche Ausschnitte des Gesamtwissens sich ein Zeichen beziehe und bilde die Verbindung zwischen Sprachwissen und „Gesamtwissen“ (cf. BUSSE 1997b:20).

---

<sup>22</sup> Faktoren einer vollständigen Kommunikationssituation sind nun Rezipient, Text, Wissens Elemente.

<sup>23</sup> Nach der Figur des *generalized other* von Mead, cf. Kapitel 2.5.1.

### 2.5.3 Wissensebenen, Wissenstypen und Wissensmodi

Busse unterscheidet in seinem heuristischen Modell „drei verschiedene Gliederungsgesichtspunkte des verstehensrelevanten Wissens“ (cf. BUSSE 1994c:226): Ebenen des Wissens hinsichtlich des aktuellen Ablaufs des Verstehensprozesses (formale bzw. funktionale Differenzierung), Typen von Wissen, die innerhalb der Ebenen unterschieden werden können (materiale bzw. inhaltliche Differenzierung) und Modi des Wissens, die den epistemischen Status einzelner Wissens Elemente bestimmen (modale Differenzierung des Wissens)<sup>24</sup>.

Die Notwendigkeit der Differenzierung von Ebenen des Wissens ergebe sich aus der Perspektivik, die die aktuelle Wahrnehmungssituation für den Rezipienten habe. In Relation zum Jetztzeitpunkt ließen sich eine Zeitachse und eine Achse der Aufmerksamkeitsverteilung bestimmen. Auf der Zeitachse sei v.a. die Vorgeschichte interessant. Wichtiger sei jedoch die Aufmerksamkeitssteuerung beim Rezipienten. Seine Aufmerksamkeit bzw. sein Interesse werde fokussiert. Der Aufmerksamkeitsfokus sei in einen Ausschnitt des Weltwissens eingebettet. Neben diesem Relevanzbereich werde Diskurswissen vorausgesetzt, das regelmäßig in bestimmten Situationen aktiviert werde.

Nach dem Diskurswissen ist die letzte Ebene die des „restlichen“ Weltwissens. Dieses restliche Weltwissen macht die große Restklasse all derjenigen Wissens Elemente aus, die durch die anderen Ebenen noch nicht erfasst sind. Hier sammelt Busse nicht unbedingt verstehensnotwendiges, aber potentiell aktivierbares Weltwissen.

Auf den verschiedenen Wissensebenen gebe es eine Reihe von Wissenstypen (cf. BUSSE 1992a:148). Wissenstypen seien inhaltliche Typen des verstehensrelevanten Wissens. Wissenstypen und Wissensebenen stünden in einem Wechselverhältnis. Nicht alle Wissenstypen tauchen auf allen Wissensebenen auf; bestimmte Wissenstypen seien aber an gewisse Ebenen gebunden.

---

<sup>24</sup> Busse ist nicht der einzige, der versucht, sprachrelevantes Wissen zu gliedern. Einen weiteren Ansatz findet man z.B. bei Blank, der allerdings nicht von der Kommunikationssituation oder Textverstehen ausgeht, sondern von Sprachwandel (cf. VÖLKER 2004:170). Bei der Überlieferung historischer Zeichen sind verschiedene Ebenen der Bedeutung von Informationsverlust betroffen. Er unterscheidet deswegen drei Ebenen des Wissens und sechs Ebenen der Bedeutung. Seine drei Ebenen des Wissens sind einzelsprachlich-sememisches Wissen (objektivierbarer Zeicheninhalt), einzelsprachlich-lexikalisches Wissen (das sich aufteilt in Wissen um die diasystematische Markiertheit des Zeichens und um die grammatikalischen Markierungen des Zeichens, um Wortfamilien und metaphorische Bedeutungen und Wissen um syntagmatische Relationen wie Kollokationen und häufige Wendungen) und als letztes außersprachliches Wissen. Diesen letzten Bereich teilt Blank noch weiter in Konnotationen und Weltwissen ein.

Die Unterscheidung von Typen des verstehensrelevanten Wissens führe an die Grenzen dessen, was eine allgemeine Verstehenstheorie noch leisten könne. Eine (annähernd) vollständige Analyse der verstehensrelevanten Faktoren könne nur hinsichtlich konkreter Typen von Kommunikationssituationen bzw. Zeichenarten erfolgen. Busse sieht dies eher als eine Aufgabe der empirischen Verstehensforschung als der Kommunikationstheorie an. Umgekehrt könnten dann auch Typen von Kommunikationssituationen nach verstehensrelevanten Wissenstypen unterschieden werden. Busse schlägt mindestens 13 verstehensrelevante Wissenstypen vor, die im Sprachverstehen eine Rolle spielen (cf. BUSSE 1992a:150-58, 1994b:74, 1994c:228s.), wobei er nicht den Anspruch erhebt, eine abgeschlossene Liste zu entwerfen.

1. Ich-Hier-Jetzt-Perspektive des Textproduzenten und -rezipienten<sup>25</sup>

Dieser Wissenstyp enthält Raum- und Zeitkoordinaten, die für das Verstehen deiktischer Ausdrücke notwendig sind. Das Zentrum aller deiktischen Ausdrücke (Personalpronomen, Ortsangaben, Zeitangaben) muss nicht die aktuelle Perspektive des Rezipienten sein. Es kann bei fiktionalen Sprechern auch auf Personen der Textwelt bezogen sein (Erzählerperspektive oder eine auf eine Figur übertragene Perspektive).

2. nichttextuelle Bestandteile der Kommunikationssituation

Solche Wissensbestandteile beziehen sich auf die lokale und soziale äußere Situation. Dazu zählt das Wissen über Ort, Gegenstände, anwesende Personen, gerade ablaufende Ereignisse und Handlungen. Dieses Wissen muss bei fiktionalen Texten als Textwelt erst konstituiert werden.

3. Wissen über bisherigen Kommunikationsverlauf

Für schriftliches Sprachverstehen äußert sich diese Ebene als Wissen über Textwelt und Themenspezifizierung. Dabei ist Textwelt enger gefasst als Themenspezifizierung (ähnliches Verhältnis wie Kotext und Kontext). Die Textwelt beinhaltet Geschehens- und Handlungsabläufe; die Themenspezifizierung alle abstrakten Textinhalte (philosophisch, wissenschaftlich, ideologisch, ideell).

4. „Sprachwissen“ im engeren Sinn (phonetisches, phonologisches, graphematisches, morphologisches, syntaktisches, referenzielles und Wortarten-Wissen)

Als Sprachwissen im engeren Sinn bezeichnet Busse Verwendungs- und Strukturierungsregeln der Textelemente. Dieses Wissen sei am schwierigsten zu erklären, es müsse oft eine „black box“ bleiben.

---

<sup>25</sup> 1992 beschränkt Busse sich noch auf die Ich-hier-jetzt-Perspektive des Rezipienten (cf. BUSSE 1992a:150).

Busse kommt hier wieder auf die Einteilung in Sprachwissen und Weltwissen zu sprechen. Zwar sei alles Sprachwissen semantisch relevant, doch müsse man zwischen einerseits referenziellem und prädikativem und andererseits Strukturierungswissen unterscheiden. Busse will aber keine scharfe Grenze zwischen Sprach- und anderem Wissen ziehen. Dies seien schließlich keine sich gegenüberstehenden „monolithische[n] Wissensblöcke“:

Mein Versuch einer Differenzierung von Wissensebenen, -typen und Modi dient nicht zuletzt dem Ziel, die bisherigen Sprach- und Kommunikationstheorien anhaftende Unterstellung, als seien Sprachwissen und Weltwissen zwei reinlich scheidbare Bezirke, zu überwinden (BUSSE 1992a:152).

Alles „semantische“ Wissen diene der Konstitution von Bedeutung. Dabei ist vieles, was traditionell als semantisches Wissen bezeichnet wird, für Busse im „referenziellen“ Wissen enthalten. Bedeutung dürfe aber auch nicht auf Referenz reduziert werden; z.B. haben Konjunktionen Bedeutung, aber keine referenzielle. Referenz ist für Busse ein Relationsbegriff: alle sprachlichen Zeichen verweisen auf Wissen; sie haben die Funktion, eine epistemische Relation zwischen Ausdruck und Wissen der Kommunikationspartner herzustellen. Busse möchte zwischen allgemeiner Relationsfunktion aller Zeichen und der Referenzfunktion nur bestimmter Zeichen unterscheiden. Eine Zeichenrelation sei nicht-referenziell, „wenn sie der Aktualisierung von eher sprachfunktionalem Wissen dient“ (BUSSE 1992a:154); als Beispiel nennt er syntaktisches Wissen. „Alle Sprachelemente, die nicht allein syntaktische Bedeutung haben, haben auch [...] referenzielle Bedeutung.“ (BUSSE 1992a:153). Bei morphologischem Wissen liege unanfechtbar Bedeutung vor, bei phonetischem, phonologischem und graphematischem Wissen könne man sich allerdings streiten, ob hier Bedeutung im referenziellen Sinn vorliege.

Busse unterscheidet zwischen fundamentaler Zeichenrelation und Referenz. Dabei kommt die „fundamentale Zeichenrelation“ einem Konzept der Wortbedeutung äußerst nahe, denn „das zugrundeliegende Wissen über die Relation zwischen Zeichenausdrücken und Wissenselementen“ (BUSSE 1992a:154s.) sei die Basis und Voraussetzung für das Zustandekommen von Referenzhandlungen. Trotz dieser Umschreibungstermini scheint Sprachhandeln nicht möglich ohne eine relativ fixierte/fixierbare Einzelwortbedeutung:

Zeichenwissen stellt sich (weitgehend „automatisch“) ein, kann aber nicht aktiv hergestellt werden (außer in Situationen des Sprachlernens). Wissen über die (konventionalisierten) Relationen zwischen

Zeichenausdrücken und epistemischen Momenten muß bei allen Typen von Sprachzeichen gegeben sein (BUSSE 1992a:155).

Es wird zum wiederholten Male ausgesagt, dass es sehr schwierig sei, solch eine Art von Wissen zu beschreiben, jedoch leugnet diese Schwierigkeit nicht dessen Existenz.

Busse unterscheidet weiter zwei Typen von Referenz: eine textinterne, die sich auf die Textphorik bezieht und wichtig für die Textkohärenz sei, und eine textexterne, die auf textexterne Wissensselemente Bezug nehme. Trotz der starken Betonung der Referenz dürfe die Semantik aber nicht auf eine Referenzfunktion reduziert werden. Auch ohne die Referenz wisse ein Rezipient in einer bestimmten Kommunikationssituation, auf welche Wissensselemente ein Ausdruck verweise. Wie genau dies (ohne Wortbedeutung) vonstatten geht, erläutert Busse nicht. Es bestehe ein „generelles Typwissen über die Verwendungsmöglichkeiten der einzelnen sprachlichen Zeichen“ (BUSSE 1992a:155) (Wortartenwissen?), durch das die „aktuelle epistemische Situierung des Textformulars „disambiguiert“ bzw. konkretisiert und singularisiert“ werde.

5. Wissen über gesellschaftliche Handlungsformen

Dieses Wissen über soziale Handlungs- und Interaktionsformen enthält Sprechakt-Typen im engeren Sinn, aber auch Grundtypen von Kommunikationssituationen (Begrüßung, Anordnung, Belehrung, etc.) und die Grundprinzipien der Kommunikation (z.B. in Form der Grice'schen Konversationsmaximen).

6. Wissen über Textgliederung und -gestaltung

Das Wissen über Textstrukturierung umfasst Vertextungsmuster, Textsorten und Argumentationsmuster. Busse bedauert, dass es noch keine umfassende Textsortentypologie gebe und auch kaum ein geeignetes Instrumentarium zur Stilformendifferenzierung. Auch das Wissen um Textmuster charakterisiert Busse als ein intuitives, das erhebliche verstehensrelevante Funktionen haben kann.

7. Erfahrungswissen über Textproduzenten

Durch die gemeinsame Kommunikationsgeschichte erwirbt der Rezipient Wissen über den Produzenten, so dass er in einer neuen Kommunikationssituation antizipieren kann. Einerseits sammelt der Rezipient Erfahrungswissen über den Produzenten (und dessen Ich-hier-jetzt-Perspektive), andererseits vermutet der Rezipient beim Produzenten Weltwissen, Orientierungen, Themeninteressen, Bewertungen, Einstellungen und Erfahrungen. Dazu kommt das Wissen über den Typ, dem der Produzent angehört: seine gesellschaftliche Schichtzugehörigkeit, seine Berufs- oder Funktionsklasse. Das typi-

sierte Wissen wird oft unterstellt, es sind nicht nur Vermutungen, sondern auch Vorurteile.

8. alltagspraktische Handlungs- und Lebensformen

Dieses „Lebenswelt-Wissen“ ist ein Wissen über soziale Verhältnisse und die Regeln der sozialen Interaktion in einer Gesellschaft. Dieser Bereich könnte ebenso gut mit dem Begriff des Sprachspiels von Wittgenstein umschrieben werden. Busse zitiert außerdem noch den Begriff der *frames* (Handlungsrahmen/Wissensrahmen nach Fillmore). Ein solches Wissen ist z.B. das Bewusstsein über eine Situation wie „Bahnfahren“ oder „Restaurantbesuch“.

9. Wissen über die sinnlich erfahrene äußere Dingwelt

Hier handelt es sich nicht um ein soziales, sondern um ein physisch erfahrbares Wissen.

10. Diskursiv-abstraktes Wissen

Dieses rein ideelle Wissen wird diskursiv erworben. Es sind weder eigene soziale noch perzeptuelle Erfahrungen. Es kann philosophisch, wissenschaftlich, theologisch, ideologisch, etc. sein.

11. Wissen über Bewertungen, Einstellungen

Es handelt sich nicht unbedingt um reale, sondern um unterstellte Bewertungen, Einstellungen oder Konnotationen.

12. Wissen über Emotionen

Die Präsenz von Emotionalem zählt für Busse als Wissensfaktor (wenn in der Psychologie auch Wissen als Gegensatz von Fühlen gilt). Hierzu gehören eigene Emotionen und das Wissen über Emotionen der anderen, v.a. des Kommunikationspartners.

13. Absichten, Ziele, Motive des Kommunikationspartners

Busse bezieht sich eher auf die Seite des Produzenten, es könne sich aber als Ergebnis von Textverstehen auch um die Rezipientenseite handeln. Gerade das Motiv-Verstehen ist wichtig für pragmatische Bedeutungsbestandteile, insbesondere die Illokution.

Auch im Zusammenhang mit den Wissenstypen plädiert Busse für die Überwindung der Dichotomie von Sprachwissen und Weltwissen. Oft werde die eigentlich bedeutungsgenerierende Leistung den nichtsprachlichen Anteilen am Kommunikationsprozess zugeschrieben. Im semantischen Bereich würden häufig jene Wissenstypen überwiegen, die als Weltwissen bezeichnet würden. Busse hält aber daran fest, dass die Unterscheidung von Sprachwissen und Weltwissen nicht völlig aufgehoben werden darf, denn bestimmte Elemente des Sprachwissens haben tatsächlich rein innersprachliche Funktionen. Eine scharfe Grenze kann gleichwohl nicht gezogen werden; Busse plädiert dafür,

[...] sämtliche Versuche, eine solche scharfe Grenze festzulegen und das Sprachwissen vom restlichen Wissen (egal, ob man es nun „Präsuppositionen“, „Implikaturen“, „pragmatische Aspekte“ usw. genannt hat) säuberlich getrennt zu halten, als gescheitert anzusehen. (BUSSE 1994b:73)

Die Kategorie der Modi des Wissens (cf. BUSSE 1992a:159 und 1994c:230) spielt eine wichtige verstehensrelevante Rolle, denn sie scheint „Qualitäts- oder Verlässlichkeitsstufen“ des Wissens zu unterscheiden. Busse schlägt acht Modi des Wissens vor:

1. aus eigener Erfahrung Gewusstes
2. diskursiv vermittelte/übernommene Erfahrungen
3. selbstverständlich unterstelltes, stillschweigend vorausgesetztes Wissen
4. Unterstellungen, Antizipationen bezüglich der Kommunikationspartner
5. Vermutetes, für wahrscheinlich Gehaltenes
6. für möglich Gehaltenes
7. für unwahrscheinlich Gehaltenes
8. für unmöglich oder falsch Gehaltenes

Die ersten drei Modi bezeichnet Busse alle als Modi der Gewissheit. Die Modi des Wissens sind schon philosophische Unterscheidungen. Modalpartikel können z.B. nicht ohne Bezug auf solche Modi erklärt werden, weshalb ihre Unterscheidung in einem Textverstehensmodell Sinn macht.

Die Beschreibung der Wissens Elemente sieht Busse als Teil der semantischen oder interpretativen Arbeit, da Textverstehen für ihn die Fähigkeit des „In-Beziehung-Setzens von Ausdruckselementen zu Wissens Elementen“ (BUSSE 1992a:162) darstellt<sup>26</sup>. Mit Hilfe der Unterscheidung der unterschiedlichen Wissenskategorien will Busse erreichen, dass Zeichenbedeutung angemessener beschrieben werden kann:

Das Differenzierungsmodell des verstehensrelevanten Wissens hat also vor allem die Funktion, das näher zu beschreiben und zu analysieren, was in der Linguistik bislang als die „Zeichenbedeutung“ bzw. der „Textinhalt“ völlig undifferenziert geblieben ist. (BUSSE 1992a:163)<sup>27</sup>

---

<sup>26</sup> Auch andere moderne Linguisten unterstreichen die Wichtigkeit der Verbindung zum Wissen der Sprecher, wie z.B. Harris: „Ni la forme ni le sens des expressions ne peuvent être adéquatement décrits sans référence aux connaissances encyclopédiques des locuteurs, à leur capacité de transposer des concepts de domaines concrets vers des domaines abstraits, et à leur usage de représentations superpositionnelles et de schèmes à satisfaction de contraintes pour intégrer des sources multiples d'information“ (HARRIS 1990:7).

<sup>27</sup> Komplet undifferenziert sind andere Modelle natürlich auch nicht.

Busse insistiert darauf herauszustellen, dass Wissen keine Substanz, sondern die Fähigkeit sei, zu einer Deutung zu gelangen. Er meint damit, dass es keine vorgeformten Inhalte gebe, die die Kommunikationspartner sich gegenseitig „eintrichtern“ könnten. Die Kombination all der Wissensaspekte mache am Ende die Bedeutung aus<sup>28</sup>.

Verstehen könne nie eine hundertprozentig identische Aktualisierung dessen sein, was der Produzent gemeint habe. Um das zu kontrollieren, müsste man den Verstehensprozess rekonstituieren, was aber wiederum auch nur mit sprachlichen Mitteln möglich sei. Auch die Rekonstitution sei wieder interpretationsabhängig. Die von Produzent und Rezipient aktualisierten Wissensschätze können voneinander abweichen<sup>29</sup>.

Die Wissens Elemente sind nach Wissensrahmen gruppiert, „in Anlehnung an die Begriffe «scenes», «skripts», «schemes» oder «frames» etc. in der Textlinguistik“ (BUSSE 1992a:162). Die sprachlichen Elemente verweisen auf Elemente des verstehensrelevanten Wissens, das auf diese Weise funktional strukturiert ist (cf. BUSSE 1992a:163). Im Hinblick auf die Wissensrahmen genügen Busse traditionelle Zeichenmodelle nicht; er muss jedoch zugeben, dass sie im Ansatz nicht falsch sind:

Das klassische zeichentheoretische Modell, wonach das Zeichen aus der Beziehung von Ausdruck und Inhalt besteht, bzw. der Ausdruck auf die Bedeutung verweist, ist also im Kern nicht falsch; nur war es hinsichtlich dessen, worauf ein Zeichenausdruck jeweils verweist, ungeheuer vereinfachend und undifferenziert. (BUSSE 1992a:163)

Wissensrahmen sind eine Art „konventionalisierte Kontexttypen“ (BUSSE 1998b:39) wie z.B. „Zugfahrt“, „Restaurantbesuch“ oder „Geburtstagsparty“, die bei den Sprechern als bekannt vorausgesetzt werden können. Auch eine lexikalische Beschreibung in Wörterbüchern setzt immer gewisse Wissensrahmen bei den Wörterbuchbenutzern voraus, teilweise müssen sie aber explizit erklärt werden. Sprachliche Zeichen verweisen also auf Segmente des Wissens, die damit aktualisiert werden. Jedes einzelne Element einer Zeichenkette müsste darauf hin ana-

---

<sup>28</sup> Saussure hätte sich hier mit Busse einverstanden erklären können. Auch für ihn ist die Sprache eine Form und keine Substanz. Mehr noch sieht Saussure sogar schon ein, dass eine Menge von Irrtümern von der Auffassung herrühren, die Sprache sei Substanz (cf. SAUSSURE 1973:169).

<sup>29</sup> Busse vermutet eine solche Gefahr v.a. bei abstrakten wissenschaftlichen Texten (cf. BUSSE 1992a:164). Doch möchte man einwenden, es scheine noch eher Identität garantiert, wenn man sich nur über sauber definierte wissenschaftliche Begriffe verständigt, als in der Alltagsverständigung!



lysiert werden, welche Wissenssegmente es aktualisiert. Aber ein Element verweist nicht unbedingt nur auf ein einziges Wissenssegment:

Dabei ist mit dem Faktum der „Mehrfachbelegung“ ständig zu rechnen: Ein Ausdruckselement kann immer auf mehrere Wissenssegmente zugleich [...] verweisen. Geht man davon aus, dass dieses Faktum angesichts des dem Zeichensystem „Sprache“ inhärenten Ökonomieprinzips der Normalfall ist [...], dann entfällt die in der derzeitigen Morphologie so häufig beschworene [...] Notwendigkeit, zwischen einzelnen morphologischen Informations- und Funktionstypen [...] trennscharf unterscheiden zu müssen (BUSSE 1999b:150).

Busses historisch-semantische Diskursanalyse ist also eine Wissensanalyse, der es weniger darauf ankommt, den Wissensschatz der Sprecher zu beschreiben als darauf, „Relationen, Prädispositionen, historische Aprioris zu explizieren und damit sichtbar zu machen“ (BUSSE 2003c:15).

In einer seiner neuesten Veröffentlichungen fragt Busse nach den Strukturen des gesellschaftlichen Wissens, ob es solche gebe, wie sie beschaffen seien und wie sie sich beschreiben ließen (cf. BUSSE 2005a:45). Wenn man eine Architektur des Wissens zulasse, fürchte er allerdings, dass diese als statisch und unveränderlich verstanden werden könne. Eine solche Verdinglichung und Hypostasierung gehöre eigentlich „in den Ablagekorb der abendländischen Kulturgeschichte“ (BUSSE 2005a:46). Schon Begriffe seien solch gefährliche Hypostasierungen, da sie „je nach Gusto“ semantische Merkmale zusammenfassen. Auch eine Verwendungsregel stelle schon eine grundlegende Wissensstruktur dar. Wörtern mit Wissensrahmen würden ganze Strukturgefüge evozieren; so gesehen habe auch die traditionelle Semantik immer schon mit Wissensstrukturen gearbeitet. Wörter aktivieren nicht nur Wissen, sondern strukturieren es selbst, indem sie Wissens-elemente zueinander in Beziehung setzen. Das Wort bekomme erst bedeutungsaktualisierende Funktion, indem es auf einen Wissensrahmen projiziert werde. Auf diese Weise schaffe jede neue Äußerung ihre spezifische Wissensstruktur.

Theoretisch hält Busse es für möglich, Strukturen des Wissens zu analysieren und zu beschreiben. In der Praxis ergeben sich allerdings erhebliche methodische Probleme, bedenke man die Komplexität der zu untersuchenden Wissensstrukturen. Schon ein ganz einfacher Satz könne eine hochkomplexe epistemologische Erklärung nötig machen, ohne dass weiteren Verweisen auf verstehensrelevantes Wissen nachgegangen werde. Beschränke man sich auf sehr reduzierte Wissensstrukturen, gelange man wieder nur zu einer Beschreibung „eines

Mainstream-Begriffs von *Bedeutung*“ (BUSSE 2005a:50), der Busse nicht befriedigen kann. Die Untersuchung eines ganzen Wissensnetzes sei schlicht unmöglich, wenn man bedenke, dass jeder Punkt dieses Netzes wieder auf mehrere andere verweise, deren Anzahl gegen Unendlich strebe. Busse akzeptiert, dass es eine

[...] objektive Explikation epistemischer Strukturen gar nicht geben kann. Vielmehr entfaltet sich eine sprachbezogene Wissensanalyse in Perspektiven, in denen spotlightartig bestimmte Aspekte und Bezugslinien hervorgehoben werden, denen andere (prinzipiell ebenfalls anzunehmende und möglicherweise gleichrangige) Bezugslinien geopfert werden müssen. (BUSSE 2005a:51)

Für Busse steht außer Frage, dass das Wissen dynamisch zu verstehen sei. Es könne kein „statisches Etwas, keine feste, gegebene und temporär unveränderliche Struktur“ (BUSSE 2005a:52) sein, da es ständig benutzt werde. Selbst zu deskriptiven Zwecken kann er sich nicht vorstellen, es wie einen gegebenen Zustand „einzufrieren“. Wissen sei reine Dynamik (*energeia* in Humboldts Sinn), das man sich eher wie ein un-aufhörliches „Gewimmel der Aktivierungen und Aktualisierungen, der Neu-Arrangements und -Ausbeutung“ (BUSSE 2005a:52) vorstellen könne, bei dem sich kaum je zweimal derselbe Zustand ergebe<sup>30</sup>:

Dies verbietet (so die Schlussfolgerung) jeden Versuch einer Strukturbeschreibung und -analyse, weil so mit konzeptueller Gewalt und damit kontrafaktisch festgemauert und ontologisiert wird, was eigentlich nur als flüchtige Bewegung in Erscheinung tritt. (BUSSE 2005a:52)

Busse nimmt den möglichen Einwand vorweg, Wissen als gesellschaftliches Wissen sei immer so dynamisch oder stabil wie die gesellschaftlichen Verhältnisse, auf denen es basiert. Man müsse hier genauer unterscheiden: Busse sieht einen Unterschied zwischen dem sich ständig neu formierenden Wissen des kulturellen Überbaus (cf. BUSSE 2005a:52) und dem eher stabilen Wissen anderer Gesellschaftsbereiche (die er nicht genauer bestimmt). Für gewisse Bereiche nimmt Busse also schließlich doch stabiles Wissen an, da sich gesellschaftliches Handeln auf Erwartungen stütze, die regelmäßig bestätigt würden:

Solche Strukturen können historisch über längere Zeiträume stabil sein und dann m. E. auch als solche in ihrem epistemischen Niederschlag,

---

<sup>30</sup> Auch Saussure beschreibt diesen Sachverhalt schon illustrativ am Beispiel *messieurs*: „Chaque fois que j’emploie le mot *Messieurs*, j’en renouvelle la matière; c’est un nouvel acte phonique et un nouvel acte psychologique. Le lien entre les deux emplois du même mot ne repose ni sur l’identité matérielle, ni sur l’exacte similitude des sens, mais sur des éléments qu’il faudra rechercher et qui feront toucher de très près à la nature véritable des unités linguistiques.“ (SAUSSURE 1973:152).

eben als Wissensstrukturen, untersucht werden. Diese Einsicht oder Schlußfolgerung hebt allerdings nicht die für andere Wissensareale geltende Beobachtung auf, daß dort sich vergleichbare Verfestigungen nicht überall einstellen, sondern ein spielerischer Umgang mit (verstehensrelevantem) Wissen und seinem beständigen Neu-Arrangement bestehen kann. (BUSSE 2005a:53)

#### 2.5.4 Intention, Implikatur, Kollokation

Busse macht sich einige der Begriffsbestimmungen von Grice zunutze, die ihm den Kern zu seiner Theorie des kommunikativen Handelns liefern<sup>31</sup>. Auch andere Kommunikationsmodelle gehen davon aus, dass menschliche Kommunikation als soziale Interaktion beschrieben werden sollte (cf. BUSSE 1994c:231). Schon Karl Bühler macht deutlich, dass sprachliche Kommunikation nicht auf eine „Darstellungsfunktion“ reduziert werden darf; sie hat auch Ausdrucks- und Appellfunktion:

Kommunikativ geäußerte Zeichen sind Orientierungspunkte, die stets in einem vordefinierten, meist schon vorhandenen epistemischen Raum situiert werden. Sie sind Anlässe für einen Verstehenden, die Bedeutung der Äußerung durch Bezugsetzung zu seinem Wissen selbst aufzubauen. (BUSSE 1994c:232)

Grice sieht einen Unterschied zwischen „Standard-Bedeutung“ und aktueller Bedeutung und kommt damit einem traditionellen Bedeutungskonzept sehr nahe. Die „Standard-Bedeutung“ ist als Abstraktion aus konkreten Verwendungen zu verstehen, sie ist situationsunabhängig, aber gruppenspezifisch, und könnte beschrieben werden als „what people (vague) intend [...] to effect by x“<sup>32</sup>. Die aktuelle Bedeutung entsteht erst durch die Intentionen des Sprechers (cf. BUSSE 1987a:123). Diese Intentionen müssen dem Sprecher selbst nicht bewusst sein; sie dienen dazu, beim Hörer eine bestimmte Reaktion hervorzurufen (cf. Perlokution in der Sprechakttheorie). Um dieses Ziel zu verfolgen, muss sprachliche Kommunikation gezwungenermaßen rationales Handeln sein. Grice besteht in seinem Modell darauf, dass die Intentionen des Sprechers die „Voraussetzungen und Bedingungen für das Vorliegen eines kommunikativen Aktes“ (BUSSE 1987a:145) bestimmen.

Damit der Hörer das Gemeinte erkennen kann, ist es zunächst für das Verständnis seiner Funktion notwendig, ihm eine eigene Leistung in der Kommunikation beizumessen, die über das Dechiffrieren eines vom Sprecher ausgesandten Codes hinausgeht. Grice beschreibt zwar nicht explizit die Rolle des Hörers im Sinn Busses, aber er antizipiert, dass Kommunikation als eine kooperative soziale Anstrengung aufzufassen ist, in der der Sprecher sich so äußert, dass er verstanden werden kann. Für den Sprecher gilt die Maxime: „Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs,

---

<sup>31</sup> Busse verfasste schon 1980 seine Magisterarbeit über Grice (*Meinen, Sagen und Verstehen*). Die bedeutungstheoretischen Grundlagen einer Theorie kommunikativen Handelns in H.P. Grice's Theorie der „meaning“).

<sup>32</sup> GRICE 1979a:11.

by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged.“<sup>33</sup>

Für das Konzept der Intention (Handlungsabsicht) beruft sich Busse auf die klassische Handlungstheorie, zitiert aber z.B. Searle so gut wie nie. Dabei geht die Einsicht relativ eindeutig auf Searle zurück, dass die Bedeutung eine Form abgeleiteter Intentionalität ist: Was der Sprecher mit seiner Äußerung meint, hängt von seinen Absichten ab<sup>34</sup>.

Busse stört sich daran, dass oft davon ausgegangen werde, die Intention könne sauber von der „sprachlichen Formulierung“ (BUSSE 1994b:53) getrennt werden. Wahrscheinlich wendet er sich damit gegen die Unterscheidung von Lokution und Illokution in der Sprechakttheorie. Solche Modelle gingen implizit von einem Übersetzungsmodell der Kommunikation aus; es bleibt aber schwierig nachzuvollziehen, warum die Trennung von Lokution und Illokution ein Übersetzungstopos sein soll. Verständlich ist seine Kritik an einer eventuellen Bewusstseinsannahme, denn sprachliches Handeln ist weitgehend automatisierter Vollzug. Auf der anderen Seite ist Sprechen ebenso nicht mit unmittelbaren Reflexen oder instinktmäßigem Verhalten vergleichbar; Intentionen können bei Konflikten bewusst gemacht werden. Mehr noch kann die Verbindung zwischen Handlungsziel, Intention, Handlungsmitteln und Handlungsvollzug bewusst gemacht werden, Busse illustriert dies an den Beispielen Autofahren und Tennisspielen:

Wenn es beim Schalten im Getriebe kracht, dann wird mir (bei dieser normalerweise routinemäßig, d.h. „automatisch“ vollzogenen Handlung) schlagartig bewußt, daß ich etwas falsch gemacht habe; durch Nachdenken über den Ablauf kann ich herausfinden, was ich falsch gemacht habe, z.B. daß ich vergessen habe, die Kupplung zu treten, oder daß ich den Ganghebel kurz vor Betätigen des Kupplungspedals bewegt habe usw. (Dasselbe gilt für alle komplexen Bewegungsabläufe, wie etwa im Sport: wenn der Tennisball konstant ins Netz fliegt, kann ich mir den mühsam antrainierten koordinierten Bewegungsablauf des Arms auch ins Bewußtsein zurückrufen, um mir den möglichen Fehler zu vergegenwärtigen). (BUSSE 1994b:53)

Ähnlich verhält es sich beim sprachlichen Handeln: die sprachlichen Mittel werden nur in Ausnahmefällen bewusst gewählt. Potentiell kann die Wahl der Mittel immer bewusst gemacht werden, wie es z.B. bei Missverständnissen der Fall ist. Bei Kommunikationsstörungen kann das Verhältnis von Intention und gewähltem Mittel thematisiert und neu überdacht werden.

---

<sup>33</sup> GRICE 1979c:248.

<sup>34</sup> Cf. SEARLE 2001:167.

Die Intention ist für die Handlungstheorie unerlässlich, da ein Verhalten erst durch eine Absicht zur Handlung wird. Außerdem spielt das Handlungsergebnis eine entscheidende Rolle<sup>35</sup>.

Busse wendet sich bei der Sprechakttheorie nicht nur gegen die Trennung von Lokution, Illokution und Perlokution, sondern scheinbar gegen Illokution und Perlokution schlechthin. Er versteht, dass manche Sprachtheoretiker meinen, der Sprecher/Schreiber wolle den Hörer/Leser zu einem bestimmten Verhalten bewegen. Dabei müsse man zwischen den intendierten Handlungen und dem Verstehen einer kommunikativen Handlung seitens des Rezipienten unterscheiden (cf. BUSSE 1994b:55). Die Sprechakttheorie räumt aber ein, dass die Illokution je nach Wirken auf den Rezipienten glücken kann oder nicht, und dass gleichermaßen die Perlokution eintreten kann oder nicht. Die Sprechakttheorie hat aber eine andere Perspektive als Busse; sie geht vom sprachlichen Äußerungsakt aus und nicht vom Akt des Verstehens.

Busse insistiert auf eine größere Autonomie des Rezipienten: er könne sehr wohl sprachlich verstehen, müsse aber nicht danach handeln (was die Sprechakttheorie auch offen lässt). Busse beschreibt auch die Möglichkeit, dass ein Rezipient der Sprache nicht vollständig mächtig sein könnte, was nicht dem Produzenten angelastet werden dürfe. Ergebnis einer kommunikativen Handlung sei nicht nur das korrekte Verstehen der Zeichenkette. Sprechhandlung und Verstehen müssen auseinander gehalten werden und der kommunikative Erfolg steht auf noch einem anderen Blatt. Für Busse wäre eine sprachliche Äußerung dann als Handlung vollständig und korrekt vollzogen,

[...] wenn die geäußerte Zeichenfolge in der vom Produzenten benutzten Sprache gewöhnlich genau das bedeutet, was er ausdrücken wollte,

---

<sup>35</sup> Was Busse an einem einfachen Beispiel erläutert: „Wenn jemand am Fenster steht, seinen rechten Arm hebt, mit der Hand an den Fenstergriff faßt, seine Hand und damit zugleich den Fenstergriff dreht, seine Muskeln so anspannt, daß sein Arm angewinkelt wird und das Fenster geöffnet wird, dann kann man diesen Bewegungsablauf je nach Perspektive und Beschreibung entweder als eine einzige Handlung oder als zusammengesetzten Ablauf von mehreren Handlungen beschreiben. Man kann sagen: „Er hat das Fenster geöffnet“, man kann aber auch sagen: „Er hat die Hand gehoben“, „Er hat den Fenstergriff angefaßt“ usw. Jeder dieser Teil-Abläufe kann prinzipiell seinerseits als Handlung beschrieben werden. Abgrenzungs- und Definitionskriterium kann nun einzig die Absicht des Handelnden sein: da das Heben des Armes nur Mittel zum Zweck des Fensteröffnens war, bestimmt man die zugeschriebene Handlung nicht als „Er hat den Arm gehoben“ sondern als „Er hat das Fenster geöffnet“. Das offene Fenster ist also das mit der Intention angestrebte Ergebnis der vollzogenen Handlung. Jede Handlung braucht also, um als konkrete Handlung eines bestimmten Typs beschrieben werden zu können, nicht nur eine Intention, sondern auch ein Ergebnis. Intention, Handlung und Ergebnis hängen intern miteinander zusammen und können nur analytisch, nicht aber real voneinander geschieden werden.“ (BUSSE 1994b:54).

und wenn damit diese Äußerung bei normalen Sprechern dieser Sprachgemeinschaft in der gegebenen Situation auch genau so verstanden werden würde, wie er sie gemeint hat. (BUSSE 1994b:55)

Er trifft dann eine Unterscheidung von sprachlicher und kommunikativer Handlung: die sprachliche berücksichtigt im Unterschied zur kommunikativen das Verstehen nicht. Erstaunlicherweise berücksichtigt seine Definition der Kommunikation aber nur das (sprachliche) Verstehen und nicht den kommunikativen Erfolg, der sich in der angemessenen Reaktion des Hörers zeige:

Das Gelingen kommunikativer Handlungen bedarf des den Intentionen des Äußernden entsprechenden Verstehens seitens des Rezipienten; das Gelingen sprachlicher Handlungen bedarf bloß des korrekten, den Sprachregeln entsprechenden Vollzugs der Äußerung. (BUSSE 1994b:55)

Busse möchte mit seinen Überlegungen zeigen, wie problematisch es sei, „wenn man den richtigen Gedanken, daß Sprache Handeln ist, mit der Terminologie der gegenwärtigen Handlungsmodelle verwirklichen will“ (BUSSE 1994b:55).

Daraufhin behandelt er das Sprachverstehen gesondert und fragt sich, ob es als Handlung oder als Leistung zu betrachten sei (cf. BUSSE 1994b:56). Dem Sprachverstehen „fehle“ sowohl die Intention als auch das anvisierte Ergebnis (es ist ja auch ein ganz anderer Abschnitt in der kommunikativen Interaktion als der Sprechakt). Verstehen erfülle nicht die Kriterien für Handlungen, wie sie in der Handlungstheorie entwickelt worden seien. Busse fragt sich, ob man das Verstehen noch ebenso gut wie das sprachliche Äußern als Handlung (mit handlungstheoretischen Termini) beschreiben könne, woraus sich ein theoretisches Dilemma ergeben müsse. Es scheint plausibel, beim Sprachverstehen wie beim Sprachproduzieren den Leistungscharakter hervorzuheben, denn Menschen vollziehen das Verstehen von Texten als eigenständige Leistungen. Problematischer ist es, das Verstehen als Handlung zu konzipieren.

Neben den Intentionen des Sprechers führt Grice den Begriff der Implikatur ein, der für das steht, was zusätzlich zur wörtlichen Bedeutung präsupponiert wird (cf. BUSSE 1987a:132). Daraus wird für Busse deutlich, dass allein die Kenntnis von Wortbedeutungen nicht ausreichen kann, um erfolgreich zu kommunizieren, denn eine offensichtlich unpassende Äußerung kann vom Hörer erkannt und uminterpretiert werden (in dieser Hinsicht misst Grice dem Hörer eine nicht-traditionelle Rolle zu). Schon 1986 beschreibt Busse das Konzept der Implikatur als Rekonstruktion eines kommunikativen Handlungs-

Kalküls des Sprechers durch den Hörer (cf. BICKES/BUSSE 1986:236). Dazu müssen auch situative und kontextuelle Faktoren in Betracht gezogen werden, die die Kommunikationspartner aus einem Rationalitätsprinzip (cf. BUSSE 1987a:133, 181) mit sozialen und sprachlichen Regeln kombinieren. Die Voraussetzung eines ganzen Clusters von Bestimmungsmomenten, die zu einem praktischen Schluss führen, den der Hörer nachvollziehen kann, kann Busse wesentlich besser in seinen Ansatz integrieren als die Annahme einer Ausdrucksbedeutung, die zum Gelingen von Kommunikation unentbehrlich ist.

Die Implikatur als jegliche andere als die wörtlich gemeinte Bedeutung (wie auch Metapher oder Ironie) stellt eine Überschreitung der konventionellen Bedeutung dar<sup>36</sup>. Implikaturen werden im Sprechakt erkannt, sobald kommunikative Maximen verletzt werden. Als Reaktion wird aus einem rationalen Schlussprozess heraus ein übertragener Sinn angenommen, bei dem die ursprüngliche Bedeutung als Folie für die Findung der gemeinten Bedeutung dient, was nur unter der Annahme einer konstanten konventionellen Bedeutung möglich ist. Die Implikatur kann theoretisch als Einführungssituation dienen und anschließend in einem Gewöhnungsprozess konventionalisiert werden, so dass die ursprünglich situative Bedeutung lexikalisiert wird.

Als eine Art besonderer Ausgangssituation für Implikatur beschreibt Busse Kollokationen. Ihre Bedeutung könne kaum aus Wörterbüchern entnommen werden, sie müsse aus dem Kontext heraus rekonstruiert werden, denn es handle sich dabei um eine Art verbal ausgedrückte Konnotationen. Sobald solche „Konnotationen“ Teil der Gebrauchsregel würden, habe sich eine gewandelte Bedeutung etabliert (cf. BUSSE 1993b:123).

Kollokationen haben aber auch eine andere Funktion in diskursiven Strategien: sie können den Weg bereiten für neue Diskurse, d.h. die Bahn öffnen zu einem ganzen semantischen Netzwerk als epistemischem Horizont für die Produktion und das Verstehen von Bedeutung. Busse zeigt dies am Beispiel „Chaoten und Gewalttäter“ (cf. BUSSE 1989a und 1987b). In dieser Kollokation verstecke sich die Prädikation, Demonstranten (= Chaoten) seien gewalttätig (cf. BUSSE 1993b:124). Mit solchen Prädikationen würden Sprecher es schaffen, Interpretationen zu infiltrieren, ohne ein Agens offen zu legen und würden sich somit aus der Verantwortung stehlen. In den untersuchten Texten tritt *Chaoten* nie alleine auf, sondern immer in Kollokationen, meist kombiniert

---

<sup>36</sup> Cf. GRICE 1979c:246.



mit *Gewalttätern* oder *Kriminellen*, wodurch ein negatives Bedeutungsfeld eröffnet werde<sup>37</sup>.

Die Hauptfunktion fester<sup>38</sup> Kollokationen sei es, Gebrauchsregeln zu definieren (cf. BUSSE 1993b:125). Auf ähnliche Weise sei es auch möglich, dass Interferenzen zwischen verschiedenen Diskursen entstehen (öffentlicher und politischer Diskurs; politischer und rechtlicher, rechtlicher und öffentlicher). Busse verdeutlicht dies am Beispiel von *Gewalt*, das je nach Auslegung 'power', 'force' oder 'violence' (cf. BUSSE 1993b:126) bedeuten kann. Hier wirke ein Einfluss aus der Rechtssprache auf den allgemeinen Sprachgebrauch, was Busse veranlasst, für eine Untersuchung zwielichtiger Intentionen z.B. auch in politischen Diskursen zu plädieren (cf. BUSSE 1993b:127).

Noch allgemeiner als das Modell der Implikatur oder der Kollokation ist das einer argumentativen Semantik, wie Galatanu sie begrift. Die Untersuchung der argumentativen Aspekte stellt für Galatanu einen Teil der Diskursanalyse dar<sup>39</sup>, denn jeder Sprechakt ist argumentativ: „l'absence de prise de position par le sujet parlant, n'existe pas dans le discours“<sup>40</sup>. Die lexikalische Bedeutung setzt sich zusammen aus dem Kern und den *possibles argumentatifs*<sup>41</sup>, die die Verbindung zwischen dem Kern und anderen semantischen Repräsentationen herstellen, was an die Metapher von Kern und Hof der Bedeutung bei Busse erinnert. Die *possibles argumentatifs* der verschiedenen lexikalischen Einheiten können sich als *nuages topiques* überlagern. Indem sie interagieren, konstruiert sich ein diskursives Feld. Vergleichbar mit dem Atommodell<sup>42</sup> schwirren die *possibles argumentatifs* um den Kern herum, reiben sich an ihrer Umgebung und stabilisieren damit den Kern.

Vorteil einer so verstandenen linguistischen Diskursanalyse ist, dass es keinen Unterschied mehr zwischen narrativen und deskriptiven Textsorten einerseits und argumentativen Textsorten andererseits gibt<sup>43</sup>, was Busse auch entgegen kommen müsste. Jeder *énoncé* hat ei-

---

<sup>37</sup> Busse sagt jedoch nicht, wie genau die pejorative Nuance auf *Chaoten* übergeht. Reicht dazu die rein räumliche Nähe schon aus? Die Tatsache, dass die zwei Konzepte nebeneinander stehen, könnte ja gerade auch Abgrenzung bewirken. Hier würde sein Konzept einen Verweis auf Argumentation und Modalität nötig machen, auf denen andere neuere Ansätze basieren (s.u.).

<sup>38</sup> Es stellt sich dann die Frage, wie man ausmachen kann, dass man es mit einer „festen“ Kollokation zu tun hat.

<sup>39</sup> Cf. GALATANU 1999a:41.

<sup>40</sup> GALATANU 2000a:83. Der Gehalt der Wörter ist nicht nur konzeptuell, sondern auch prozedural. So beschreibt auch Ducrot lexikalische Bedeutung als ein *ensemble d'instructions/de procédures* (cf. GALATANU 1999b:47), was der Vorstellung der Handlungsanweisung bei Busse nahe kommt.

<sup>41</sup> Cf. GALATANU 1999a:49.

<sup>42</sup> Cf. GALATANU 1999a:48.

<sup>43</sup> Cf. GALATANU 1999a:49.

ne argumentative Dimension, die entweder explizit (in einer argumentativen Sequenz) oder indirekt (semantisch- oder pragmatisch-diskursiv) zu Tage tritt. Die *Sémantique des Possibles Argumentatifs* (SPA)<sup>44</sup> will so diskursives Funktionieren von Produktion und Interpretation der lexikalischen Einheiten erklären.

Bei Galatanu macht die Konstruktion von sozialen Werten den Kern ihres semantischen Konzepts aus. Ihre Beispiele erinnern stark an die Arbeiten Busses über *Gewalt*. Soziale Werte definiert sie als entweder axiologisch monovalent oder bivalent<sup>45</sup>. Beispiele für axiologische Bivalenz wären *la grève, la manifestation, le jugement*<sup>46</sup>. Durch angegliederte *modificateurs* kann der Grad der Angemessenheit bestimmt (*sanction inadaptée, riposte excessive*) oder die (Non-) Konformität mit dem Wertesystem des entsprechenden Diskurses beschrieben werden (in der Aufwertung: *grève massivement suivie*; in der Abwertung: *grève sans préavis*)<sup>47</sup>. Problematisch ist an diesem Bivalenz-Konzept natürlich, dass es keine Zwischenstadien zulässt, denn gerade das Konzept der Kontamination macht ja alle denkbaren Stadien möglich. Monovalenz kann es eigentlich gar nicht geben, denn jeder Wert wird innerhalb des Diskurses modalisiert. Busses Analysemethoden scheinen in Hinsicht auf angrenzende Diskurse auf den ersten Blick offener; sie besitzen allerdings keine ausdrücklich argumentative Komponente, da Busse ein solches Konzept der *modalisation* sicherlich als zu konzentriert auf die Einwirkung der Sprecher-Intention einstufen würde, was aber nicht unbedingt der Fall sein muss.

---

<sup>44</sup> Cf. GALATANU 2003.

<sup>45</sup> Beispiele für axiologische Monovalenz wären *le vol, le viol, le crime, le délit*, die negativ orientiert sind. Ihr negativer Wert kann verstärkt werden durch *modificateurs dévalorisants* (z.B. *un crime odieux, une faute lourde*) oder abgeschwächt durch *modificateurs valorisants* (*une faute légère, un vol simple*). Cf. GALATANU 1999b:45.

<sup>46</sup> Cf. auch GALATANU 2000a:85

<sup>47</sup> Cf. GALATANU 1999b:46.

## 2.6 Regeln

Busse will einen pragmatischen Regelbegriff beschreiben, der auf Wittgenstein zurückgeht. Eine kommunikative Handlung ist in dieser Hinsicht das Hervorbringen von Zeichen nach Regeln. Dies geschieht „in der Absicht, dass die Rezipienten mit der Äußerung denselben Sinn verbinden mögen“ (BUSSE 1988c:28). Allgemeiner formuliert heißt regelhaftes Handeln „darauf zu vertrauen, daß sich die Handlungserfahrungen der Anderen mit den eigenen decken“ (BICKES/BUSSE 1986:248). Anders als in der neueren Syntax, wo Busse Regeln als eine Art abgespeicherte Anweisungen versteht (cf. BUSSE 1992a:52), bedeute bei Wittgenstein das Befolgen einer Regel, dass Menschen sich über eine Handlungsweise einig seien. Regeln seien keine Befehle; sondern die Sprecher orientieren sich anhand von Regeln, ihr Handeln wird durch Regeln gerechtfertigt:

Wir befolgen die Regel intentional [...] indem wir sehen, wie die anderen reagieren, ob sie unser Handeln als passend zur jeweiligen Praxis akzeptieren. Auf die Sprache gewendet: Erst wenn es zu Kommunikationskonflikten kommt, können wir erkennen, ob wir (oder unsere Hörer/Leser) von der Regel abweichen oder ob wir etwa verschiedenen Regeln folgen. (BUSSE 1992a:53)

Wittgenstein definiere das Befolgen einer Regel als „das Gleiche tun“<sup>1</sup> (BUSSE 1986b:58). Schon für Wittgenstein sei jede sprachliche Äußerung mit handlungspraktischen Zwecken verbunden. Theoretisch seien die verschiedenen möglichen Verwendungsweisen unüberschaubar, deswegen sei *die* Bedeutung eines Zeichens für Wittgenstein ein Irrtum. Das „Gleiche tun“ wie in erlebten Beispielsituationen erfordere immer einen „interpretatorisch rekonstruktiven Erkenntnisprozess“ (BUSSE 1988c:30), wobei das Gelingen früherer kommunikativer Erfolge unabdingbare Voraussetzung sei. Bei Wittgenstein sei die Reaktion der Rezipienten sogar Teil des Regelbegriffs.

Wittgensteins Regelbegriff sei allgemeiner als der der Konvention bei Lewis und biete sich besser an, das Augenmerk auf den Aspekt der Interaktivität zu richten. Eine Konvention sei eine Regularität im Verhalten der Angehörigen einer sozialen Gruppe (cf. BUSSE 1992a:55). Busse deutet selbst: „Konventionen sind [...] Regularitäten im Verhalten, die mit hinreichender Sicherheit innerhalb einer größeren Gruppe von potentiellen Interaktionsteilnehmern erwartbar sind“ (BUSSE

---

<sup>1</sup> WITTGENSTEIN 1971:§223-26. Zu Busses weiterer Auslegung von Wittgensteins Regelbegriff cf. BUSSE 1988b und 1988d.

1987a:182)<sup>2</sup>. Soziale Interaktion könne eher gelingen, wenn man in einer Weise handle, die mit einer schon erlebten (erfolgreichen) Handlungssituation vergleichbar sei. Handeln sei Imitation von schon einmal Erlebtem, man handle nach erfolgreichen Präzedenzfällen:

Regelhaft handeln heißt nichts anderes, als so zu handeln, wie es den erworbenen Handlungserfahrungen entspricht. Konkret: Ein Sprachteilhaber hat im Rahmen seiner sprachlichen Sozialisation (seiner Kommunikationserfahrungen) [...] ein Wissen darüber erworben, in welchen Situationen ein Wort [...] auf Gegenstände welchen Typs angewendet werden kann; dieses Wissen ist es, das man „die Bedeutung“ eines Wortes nennt. (BUSSE 1994b:64s.)

Je mehr solcher Präzedenzfälle vorlägen, um so sicherer werde kommunikatives Handeln und um so häufiger werde eine Regel oder Konvention als Verhaltensregularität neu bestätigt. Geschehe dies nicht oder immer seltener, so verblasse die Erinnerung an gewisse Präzedenzfälle und eine Regel könne allmählich verändert (z.B. erweitert) werden.

Lewis beschreibe Kommunikation als koordinatives Handeln<sup>3</sup>, indem man auf gewisse Leitlinien zurückgreifen können müsse, damit das Gelingen gesichert sei. Für ihn sei es interessant herauszustellen, dass die wenigsten Regeln bewusst seien, aber „prinzipiell bewußt gemacht und reflektiert werden können“<sup>4</sup>. Sie seien also eher „vorbewusst“ (cf. BUSSE 1997a:17 und weiter dazu Kapitel 3.1.2)<sup>5</sup>. Die einer Verständigung zugrundeliegenden Regeln seien normalerweise nicht bewusst; sie träten erst ins Bewusstsein, wenn es zu Missverständnissen komme und der Gebrauch einer bestimmten Regel (oder ihre Auslegung) gerechtfertigt werden müsse.

Die mikrosemantische Regelveränderung sei ein „der Regelbefolgung inhärenter Prozeß“ (BUSSE 1986b:58 und 1988c:31, BICKES/BUSSE 1989:89)<sup>6</sup>, da die Matrix der relevanten Faktoren bei jedem Kommunikationspartner wegen der äußerst hohen Komplexität anders gestaltet sei und nie exakt identisch mit der eines anderen sein könne<sup>7</sup>. Durch erfolgreiche Kommunikationssituationen werde das Vertrauen auf Ge-

---

<sup>2</sup> Zur Definition nach Lewis cf. LEWIS 1969:78s.

<sup>3</sup> Zum Begriff der Konvention und Koordination cf. LEWIS 1969.

<sup>4</sup> ROELCKE 1989:214.

<sup>5</sup> Cf. WUNDERLI 1976:433.

<sup>6</sup> „Regelveränderung ist also ein Prozeß, welcher der Regelbefolgung notwendig innewohnt; Regelbefolgung und Regelveränderung können analytisch nicht scharf getrennt werden.“ (BUSSE 1992a:55). Cherubim setzt einen anderen Schwerpunkt in der Definition von Regelveränderung: er spricht von ihr als der Differenz zwischen Sprecher und Hörer (cf. CHERUBIM 1979:330 oder CHERUBIM 1977:71).

<sup>7</sup> Cf. HERINGER 1974:72: „Da jede historische Situation neben den durch Bedingungen geforderten Merkmalen viele andre Eigenschaften hat, birgt sie den Anstoß der Veränderung in sich“.

lingen intersubjektiv in der Gemeinschaft gestärkt, und man könne sich auf relative Deckungsgleichheit verlassen. Zusätzlich sei die Analogie zu vorangegangenen Präzedenzfällen immer gleichzeitig „eine interpretierende (und damit auswählende) Leistung“ (BUSSE 1986b:59), d.h. es stünden potentiell immer mehrere Interpretationswege offen, die auch makrosemantische Veränderungen, wie z.B. Bedeutungsverengung, -erweiterung oder metaphorische Verwendungen, zuließen.

Der Ansatz, über vorangegangene Präzedenzfälle eine Regel zu formulieren, klingt zwar schlüssig, provoziert jedoch die Frage, was es zuerst gegeben hat, denn ohne eine gewisse voraussetzbare Regelmäßigkeit können auch keine Präzedenzfälle produziert werden. Diese Regelmäßigkeit käme einer allgemeinen Bedeutung nahe, die in Busses Modell keinen Platz findet. Deswegen wundert es nicht, dass die Frage nicht aufgeworfen wird, auf welche Weise die ersten Präzedenzfälle entstanden sein könnten. Es liegt jedoch nahe anzunehmen, dass Busse – wie Wittgenstein – von einem gewissen Sprachverständnis ausgeht, das nicht erst durch den Gebrauch bestimmt wird. Denn schließlich räumt er ein, dass Sprecher „nach ihrem übereinstimmenden Sprachgefühl“ (BUSSE 1991e:57) auch Polysemien erkennen und verschiedene Bedeutungen differenzieren können. Busse gibt zu, dass man die „paradigmatische Einführungssituation“ (BUSSE 1992a:56) eines Wortes eigentlich kaum rekonstruieren könne. Der Erwerb semantischer Regeln erfolge in einer Vielzahl von Verwendungen eines „bestimmten Typs“, aus denen dann Hypothesen über die Regelmäßigkeit abgeleitet werden könnten, wenn sich eine Regel langsam herauszukristallisieren beginne:

Regelmäßiges Handeln besteht deshalb vom Prinzip her immer darin, eine konkrete Handlungssituation (z.B. das eigene kommunikative Ziel, die eigene Mitteilungsintention, in Relation zum gegebenen Kontext und der Situation) mit den dieser Situation (diesem Ziel, dieser Intention) ähnlichen Präzedenzfälle so in Beziehung zu setzen, daß (Vergleichbarkeit der Situationen vorausgesetzt) die Verwendung eines Wortes, das in den Präzedenzfällen zu einer gelungenen Kommunikation geführt hat, wahrscheinlich auch in der gegebenen Situation zum Erfolg führen wird. D.h., man identifiziert eine Situation (z.B. einen zu bezeichnenden Gegenstand) als Situation (bzw. Gegenstand) eines bestimmten Typs, von der/dem man weiß, daß sie/er gewöhnlich mit dem Wort „x“ bezeichnet wird. (BUSSE 1994b:65)

Regeln sind wie die Bedeutung für Busse materiell nicht zu fassen und spiegeln sich nur in der wiederkehrenden Verwendung, ohne dass man sie beschreiben könnte (cf. BUSSE 1986b:59). Durch die Orientierung am Gesetzesbegriff der Naturwissenschaften werde Regeln traditionell als vorbewusste Zusammenhänge oft eine eigenständige Realität zuge-

sprochen: „Im linguistischen Strukturalismus wurden Regeln als „Gesetze“ nach dem Vorbild der Naturwissenschaften aufgefasst.“ (BUSSE 1988c:25). Da die Regel empirisch feststellbar sei, werde sie als feste Größe außerhalb des Erkenntnisprozesses angenommen. Busse wehrt sich gegen einen solchen Regelplatonismus, denn es handele sich eher um soziale Regeln, die keine Existenz außerhalb des Gebrauchs hätten. Die Regelformulierung legt noch keinen real existierenden Gegenstand frei.

Die Regel ergebe sich aus der Praxis, so dass das Formulieren und Beschreiben einer Regel der Analyse der Praxis des Regelbefolgens gleichkomme. Regel sei aber nicht mit Regelformulierung gleichzusetzen, so wie Bedeutung und Bedeutungsbeschreibung nicht identisch seien. Die Regelformulierung (so wie die Bedeutungsbeschreibung) ist für Busse selbst erklärungsbedürftig. Die Regelformulierung entspreche noch nicht der Regel selbst (cf. BUSSE 1991b:44); sie sei unzureichend und könne in die Irre führen.

Bedeutung darf laut Busse nicht mit Bedeutungsbeschreibung gleichgesetzt werden, denn die Beschreibung sei eine Abstraktion, die das Gemeinsame von vielen Verwendungsfällen beschreibe. Dabei werde das Abweichende vernachlässigt und was gleich sei, werde subjektiv entschieden. Er räumt jedoch ein, dass dieses Vorgehen ein ganz natürliches sei und gerade der normalen Sprachnutzung entspreche, denn Sprecher zögen ständig Analogieschlüsse, nachdem sie mit bisherigen Kommunikationserfahrungen verglichen hätten (cf. BUSSE 1991b:45). Analogieschlüsse (und damit „Übertragungsleistungen“) seien das Fundament jeglicher sprachlicher Regeln (BUSSE 1994b:65). Regelvollzug sei abhängig vom Vollzug von Analogieschlüssen, also dem „Sehen“ von Ähnlichkeiten zwischen Präzedenzfällen und gegebener Situation. Dieses „Sehen“ könne nie vollständig frei von Subjektivität sein, denn es hänge immer von den subjektiven Kommunikationserfahrungen ab. Somit seien auch die Regeln keine vollständig abstrakten Größen. Dieses Vorgehen nach Analogien lasse gewisse Abweichungen zu, so dass ein statischer Regelbegriff der Sprache nicht gerecht würde:

Obleich das Befolgen einer Regel nach Wittgenstein „blind“ erfolgt (es kein bewußter Akt, keine Handlung ist), so muß es doch eine eigene Leistung des Handelnden sein; die Regel „sagt uns immer dasselbe“, d.h. wir müssen ihre Anwendung selbst vollziehen. Dieser Vollzug besteht in der korrekten Rekurrenz auf Analogien. Im Bezug auf Analogien ist die Möglichkeit der Regelveränderung gegeben. Die immer vorhandenen Differenzen zwischen paradigmatischer „Beispielhandlung“ und aktuellem Handlungsvollzug [...] können peu a peu zur Veränderung der Regel führen, indem in jeder einzelnen kommunikativen Handlung der

Klasse der Analogiefälle ein weiteres Beispiel hinzugefügt wird. (BICKES/BUSSE 1986:248)

Bei aller Veränderbarkeit der Regeln sei jedoch keine regellose Verständigung denkbar. „Die Regelmäßigkeit der Zeichenverwendung ist dem Begriff der Sprache inhärent.“<sup>8</sup> (BUSSE 1988c:27). Konventionalität sei überhaupt erst die Voraussetzung, die es möglich mache, Zeichen als Verweise auf epistemische Momente zu deuten:

Konventionalität heißt, daß die gesamten Kommunikationserfahrungen eines Rezipienten dazu beitragen, aus der Fülle der möglichen Zuordnungsrelationen von Zeichenausdrücken zu Wissenselementen die jeweils gemeinten herauszufiltern. Damit sind Bedeutungskonventionen nicht die isolierten Phänomene, als die sie etwa in der lexikalischen Semantik behandelt werden, sondern schließen konkrete, früher einmal erfahrene epistemische Kontexte mit ein. Zu ihrer Aufrechterhaltung bedürfen die Sprachkonventionen als ununterbrochene Kette von Kommunikationserfahrungen der fortdauernden Bestätigung. Konventionalität heißt daher das Fortdauern einer gemeinsamen, interaktiven Praxis. (BUSSE 1994c:233)

Sprachliches Handeln müsse immer als eine Kombination verschiedener Regelbefolgungen betrachtet werden, es werde nie eine Konvention isoliert vollzogen. Jede neue Situation erfordere eine neue Kombination zu einer komplexen Handlungsmatrix, in der jeweils die verwendeten Regeln verändert werden könnten.

---

<sup>8</sup> Busse unterscheidet nicht konsequent Regelmäßigkeiten, Regelmäßigkeiten und Regeln (in BUSSE 1996b scheinen alle Begriffe fast synonym verwendet zu werden). Man müsste natürlich trotzdem differenzieren: ein Wort, das nicht ständig gebraucht wird, oder das sogar seit sehr langer Zeit außer Gebrauch ist, kann trotzdem verstanden werden!

### 2.6.1 Konventionalisierungsstufen

Busse widmet in seinem Sammelband *Diachrone Semantik und Pragmatik* einen Artikel der Problematisierung von unterschiedlichen Graden der Konventionalisierung. Er zeigt anhand von Implikatur (Grice) und Stufen der Konventionalität (Morgan), dass es Konventionen erster und zweiter Stufe gebe, mittels derer Bedeutungswandel erklärt werden könne.

Grice setzt Konvention als notwendige Bedingung zur Sinnvermittlung voraus, damit Abweichungen von der wörtlichen Bedeutung erkannt werden können. Man kann davon ausgehen, dass bei Sprechern eine grundsätzliche Disposition vorhanden ist, einen Ausdruck so zu gebrauchen, wie er *normalerweise* gebraucht wird, was zur Folge hat, dass Intentionen davor zurücktreten müssen. Um erfolgreich kommunizieren zu können, müssen Sprecher sich intersubjektiv gültigen Verfahren beugen; deswegen differenziert Grice zwischen idiolektaler und sozialer Bedeutung. Die Konvention oder auch „zeitunabhängige Bedeutung“<sup>9</sup> eines Wortes definiert sich bei ihm über den optimalen Gebrauch der Wörter; die Implikatur lenkt den Verstehensvorgang und verhindert, dass abweichende Bedeutungen falsch verstanden werden.

Konventionen stellen keinen „monolithische[n] Block“ (BUSSE 1991e:52) dar, sondern sind untergliedert und differieren von der ganzen Sprachgemeinschaft über Gruppensprachen bis hin zum Idiolekt. Gerade durch die sich so ergebenden verschiedenen Stufen der Konventionalisierung ermöglicht sich den Sprechern das Spiel mit der Sprache, und damit ist auch die Wandelbarkeit von Konventionen gegeben.

Morgan modifiziert die Auffassung von Konventionen nach Grice und führt die Unterscheidung zwischen Konventionen *der* Sprache und Konventionen *über* Sprache ein. Konventionen *der* Sprache regeln den allgemeinen, wörtlichen Gebrauch; Busse definiert folgendermaßen:

Konventionaler Sprachgebrauch ist ein Gebrauch der sprachlichen Einheiten, der von den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft im allgemeinen und übereinstimmend intuitiv und uneingeschränkt als „wörtlicher Gebrauch“ angesehen wird. (BUSSE 1991e:55)

Konventionen *über* Sprache als Konventionen des Gebrauchs gehen über den wörtlichen Gebrauch hinaus; darunter fallen auch Abweichungen wie Metapher oder Ironie. In Busses Worten lautet die Begriffsbestimmung von Konventionen des Gebrauchs:

---

<sup>9</sup> Cf. GRICE 1979b:16-20.



Ein in einer Sprachgemeinschaft übliches und [...] fest etabliertes Verfahren der Verwendung eines bestimmten [...] sprachlichen Ausdrucks zu einem einheitlichen kommunikativen Zweck, dessen Anwendung die nach Übereinstimmung der Angehörigen der Sprachgemeinschaft noch feststellbare sog. „wörtliche Bedeutung“ [...] als notwendiges Mittel zur Erreichung eben dieses Zwecks voraussetzt. (BUSSE 1991e:55)

Basierend auf dieser Unterteilung ließen sich drei Ebenen des Sprachgebrauchs charakterisieren; die Ebene des wörtlichen Gebrauchs, die des eindeutig übertragenen Gebrauchs und schließlich eine Ebene des wörtlichen oder übertragenen Gebrauchs, der nur innerhalb seiner Situation und seines Kontextes verstanden werden könne. Busse hält diese Einteilung für obsolet und hypostasiert, denn nach ihm findet in jedem kommunikativen Akt eine Übertragung statt, da Verwendungsweisen so gut wie nie identisch sind.

Bis hierhin passt seine Stellungnahme auch zu seiner allgemeinen Position, was eine überzeitlich gültige Bedeutung betrifft, dann aber lässt er plötzlich die Unterscheidung zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung als eine im „alltäglichen Sprachbewußtsein“ (BUSSE 1991e:57) fest verankerte Differenzierung zu. Er spricht zum wiederholten Mal von einem „intuitiven Sprachgefühl“ (BUSSE 1991e:57), durch das – entgegen der „sprachtheoretische[n] Evidenz“ – eine allgemeine Bedeutung erkannt und vom aktualisierten Sinn unterschieden werden könne. Es ist anzunehmen, dass Busse auf einer sehr abstrakten Ebene argumentiert, wenn er von einem intuitiven Sprachgefühl spricht. Er würde es wahrscheinlich nicht als dem Sprecher mehr oder weniger bewusste Verwendungsregeln einschätzen, auf die bei Kommunikationsproblemen zurückgegriffen werden kann. Im nächsten Satz schränkt er sein Zugeständnis gleich wieder ein und beschreibt wörtliche und übertragene Bedeutung lediglich als *relative* Verhältnisse.

Man sollte dies unterstreichen: es besteht kein grundsätzlicher Unterschied zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung, sondern nur ein gradueller. Beim Verstehen ergeben sich immer Inferenzen, egal ob bei wörtlicher oder übertragener Bedeutung. Nur finden bei übertragener Bedeutung vielleicht kompliziertere (mehrstufige) inferenzielle Prozesse statt.

Morgan stellt Bedeutungswandel als einen Übergang von wörtlicher zu abgeleiteter Bedeutung dar<sup>10</sup>. Eine neue und damit lexikalisierte Bedeutung liege genau dann vor, wenn die Sprecher nicht mehr dazu in der Lage seien, spontan herzuleiten, in welchen Schritten genau sich die neue aus der alten Bedeutung entwickelt habe. Eine solche voll lexi-

---

<sup>10</sup> Cf. MORGAN 1978:269.

kalisierte Bedeutung bezeichnet Busse als Konvention erster Stufe. Eine Konvention zweiter Stufe liege vor, wenn eine Bedeutung noch relativ motiviert sei.

Als Beispiel für eine fortgeschrittene Konventionalisierung, bei der jedoch noch die ursprüngliche Bedeutung durchscheint, nennt Busse den Satz „*Nach einem arbeitsreichen Leben riß eine tückische Krankheit unseren lieben Entschlafenen [...] viel zu früh aus unserer Mitte*“ (BUSSE 1991e:60) und erläutert, das Befremdliche oder „Schiefe“ daran sei die Tatsache, dass man bei *Entschlafener* noch an *schlafen* denke und dies zu schwach sei für das eigentlich Gemeinte. Tatsächlich liegt hier aber ein Wortspiel ganz anderer Art vor: man könnte *Entschlafener* ebenso gut durch *Toter* ersetzen und behielte denselben Effekt. Es handelt sich vielmehr um ein Hysteron-Proteron, eine unnatürlich wirkende zeitliche Versetzung, da der Verstorbene noch kein Entschlafener war bevor er aus der Mitte seiner Angehörigen gerissen wurde!

Busse stößt sich daran, dass eine von einer anderen abgeleiteten Bedeutung gezwungenermaßen motiviert sei, bevor sie lexikalisiert werde, und dass das neu entstandene sprachliche Zeichen<sup>11</sup> dann nicht mehr arbiträr (BUSSE 1991e:62) sei und damit auch die Grundvoraussetzung eines sprachlichen Zeichens nicht erfülle. Die Maxime, dass sich Sprache durch die Arbitrarität zwischen Form und Inhalt definiert, wird jedoch dadurch gar nicht berührt. Busse kommt nur zu diesem Schluss, weil er Arbitrarität mit Nicht-Motiviertheit gleichsetzt. Wenn auch eine abgeleitete Bedeutung zunächst motivierter erscheint als eine seit langer Zeit lexikalisierte, so ist damit noch keineswegs die Arbitrarität des Zeichens angetastet!<sup>12</sup> Den Unterschied zwischen Arbitrarität und Nicht-Motiviertheit (in diesem Fall mit besonderem Bezug zu lautmalerischen Zeichen) hätte Busse sich sogar schon von Bréal erklären lassen können:

Si nous croyons parfois entendre dans certains sons de nos idiomes une imitation des bruits de la nature, nous devrions nous rappeler que les mêmes bruits, dans d'autres langues, sont représentés par de tout autres sons, dans lesquels les peuples étrangers croient également sentir des onomatopées: de sorte qu'il serait plus vrai de dire que nous enten-

---

<sup>11</sup> Nur gibt es eigentlich auch noch kein Zeichen, wenn die Lexikalisierung noch nicht eingetreten ist, allenfalls liegt ein neuer Gebrauch eines bestehenden Zeichens vor.

<sup>12</sup> Saussure nennt v.a. Onomatopoetika und Exklamationen, die zwar motivierter sind als andere sprachliche Zeichen, aber deswegen nicht minder arbiträr; als Beweis dafür können die einzelsprachlich unterschiedlichen Realisierungen wie die des Hahnenschreis gelten (dt. *kikeriki* gegen fr. *cocorico* oder sogar [wowowo] im Chinesischen). Cf. SAUSSURE 1973:101s. und dazu auch WUNDERLI 1981a:41s., SZEMERÉNYI 1971:25 und COSERIU 1967-68.

dons les bruits de la nature, à travers les mots auxquels notre oreille est habituée depuis l'enfance. (BRÉAL 1876b, zit. aus 1877a:401)

Busse geht sogar so weit zu bezweifeln, ob Arbitrarität eine universale Eigenschaft von Sprache sei, denn „was heute arbiträr ist, kann früher motiviert gewesen sein“ (BUSSE 1991e:62). Nur sieht er nicht, dass auch ein Zeichen mit verblasster Motiviertheit schon immer arbiträr war<sup>13</sup>.

---

<sup>13</sup> Saussure unterscheidet *arbitraire absolu* und *arbitraire relatif*, um der Differenz gerecht zu werden (SAUSSURE 1973:180-84). Relativ arbiträr ist ein Zeichen, das relativ motiviert ist (cf. *dix-neuf* im Gegensatz zu *vingt*). Cf. auch Kapitel 3.2.

## 2.6.2 Sprachspiel und Handlungsmuster

Kommunikatives Handeln ist immer ein Teil von sozialem Handeln und setzt deswegen soziale Handlungsmuster voraus. Da Handlungsmuster als „Abstraktion aus vergangenen Handlungsvollzügen“ (BUSSE 1987a:156) eng mit den epistemischen Voraussetzungen zusammenhängen, die für eine Sinnkonstitution notwendig sind, ist eine Bedeutungsveränderung eine sehr langsame und allmähliche Veränderung einzelner Faktoren in der Handlungsmatrix, die sich dann verbreiten und somit ein ganzes Handlungsmuster verändern kann. Ort dieser Veränderung ist immer zuerst die einzelne kommunikative Handlung (auch bei Saussure geschieht Veränderung auf der *parole*-Ebene, cf. Kapitel 3.1.5), die zum Präzedenzfall für weiteres analoges Vorgehen werden kann. Die Ausbreitung liegt u.a. darin begründet, dass kommunikatives Handeln immer Teil diskursiver Strategien (BUSSE 1987a:306) ist und daher ein verändertes Handlungsmuster nie isoliert betrachtet werden kann:

Kommunikatives Handeln ist, als soziale Interaktion, immer nur möglich durch Anwendung gesellschaftlich allgemeiner Handlungsmuster, die Teil der Lebenspraxis (und einzelner Praxisfelder) sind. Diese Handlungsmuster konzentrieren sich zur Handlungsmatrix, die sprachliche, kommunikative und soziale Konventionen, sinn- und Funktionszusammenhänge, kognitive und epistemische Voraussetzungen so zusammenfaßt, daß die ein Sinnganzes bilden, welches im Nachvollzug durch den Hörer den vom Sprecher intendierten Sinn zu realisieren ermöglicht. (BUSSE 1986b:55)

Das Sprachspiel (nach Wittgenstein) ist nichts anderes als ein solcher kommunikativer Handlungszusammenhang, ein Handlungsmuster, das in der sozialen Gemeinschaft erlernt (cf. BUSSE 1986b:55) wird. Muster haben „Anleitungscharakter“ (BUSSE 1987a:304); sie funktionieren wie Instruktionen während der Sinnkonstitution, welche immer in handlungsübergreifende Sinn- und Funktionszusammenhänge eingebettet ist. Wenn sich gewisse Sinnrealisierungen wiederholen und immer wieder auf das gleiche Handlungsmuster rekurriert wird, ergibt sich eine diskursive Strategie. Demnach sind Handlungsmuster verantwortlich für zielgerichtete Sinnkonstitution und unterliegen gleichzeitig Modifikationen, die durch kommunikatives Handeln entstehen.

Als Cluster von kommunikativen Regeln bleiben die Sprachspiele in Busses Theorie leider „rather shady entities“<sup>14</sup>. Es wird nicht weiter erläutert, wie verschiedene Sprachspiele zueinander in Beziehung ste-

---

<sup>14</sup> GEERAERTS 1989b:165.

hen, wie man sich ihre psychologische Beschaffenheit vorstellen soll oder – wenn sie nur als methodologische Abstraktion existieren – inwiefern sie epistemologisch relevant sind.

Geeraerts sucht bei Busse vergeblich nach dem psychologischen Status des Sprachspiels, d.h. wie es mental realisiert wird. Er fragt, wie das Sprachspiel epistemologisch relevant sein könne, wenn es gar keinen mentalen Status habe, sondern nur eine methodologische Hilfskonstruktion sei. Für Busse ist das Sprachspiel einerseits eine Abstraktion aus den Gebrauchsweisen der Zeichen und scheint andererseits (als einzelne Sprachspiele) auch konkrete Gebrauchsweisen zu bezeichnen. Geeraerts gibt sich nicht damit zufrieden, dass Busse auf traditionelle Konzepte zurückgreift, und Sprachspiele als „kognitive Repräsentationen kommunikativer Handlungsmuster“ (BUSSE 1987a:303) einstuft. Er hätte sich eine Erörterung der Beziehung zwischen Epistemologie und Psychologie gewünscht, die die psychologische Organisation menschlichen Denkens illustrierte. Für Geeraerts fehlen bei Busse psychologische Modelle für die Struktur von Konzepten mit ihrer repräsentativen Funktion, die auch erklären, wie man ein Sprachspiel von einem anderen unterscheidet und ob sie überhaupt voneinander abgrenzbar sind<sup>15</sup>.

Hinter Geeraerts' Kritik verbirgt sich die Kernfrage, ob das Sprachspiel das einzige konstitutive Prinzip für kommunikativen Sinn ist, oder ob lexikalische Bedeutung auch eine epistemologische Funktion hat. Die vorstrukturalistische Semantik sei auch ohne ein Konzept des Sprachspiels ausgekommen, indem Bedeutungswandel als eingebettet in ein assoziatives Netzwerk aus lexikalischen Einheiten verstanden worden sei<sup>16</sup>. So konnte man z.B. Metonymie einfach als semantische Verallgemeinerung oder Spezifizierung beschreiben. Dies würde schwieriger, wenn Wörter nur die Funktion hätten, anzuzeigen, was mit Hilfe des Sprachspiels passiert. Geeraerts plädiert dafür, dass Wörter eine interne Struktur haben müssen, die es den Sprechern erlaubt, auf bestehende Konzepte zurückzugreifen, die dann dazu dienen, aktuellen Sinn zu erschließen: „The point is this: words have an internal conceptual structure that suggests that existing lexical concepts function as interpretive principles that determine the shape of our experience of the world.“<sup>17</sup> Solch ein internes lexikalisches Konzept erlaubt doch erst, neue Erfahrungen vor ihrem Hintergrund zu interpretieren. Somit hätten solche individuellen Konzepte auch ganz klar eine epistemologische Funktion. Die Tatsache, dass Busse nicht ausdiskutiert, ob es ein in-

---

<sup>15</sup> GEERAERTS 1989b:165.

<sup>16</sup> GEERAERTS 1989b:167.

<sup>17</sup> GEERAERTS 1989b:167.

ternes lexikalisches Konzept gibt, ist für Geeraerts enttäuschend<sup>18</sup>, doch geht diese Auslassung mit seiner gleichzeitigen Ablehnung von „Bedeutung“ einher.

---

<sup>18</sup> GEERAERTS 1989b:167.

### 2.6.3 Individualität und Intersubjektivität

Da in Busses Modell der kommunikativen Interaktion die Sprachbenutzer zentral sind, lässt es sich kaum umgehen, die beiden Pole Individualität und Intersubjektivität zu diskutieren.

Intersubjektivität (z.B. von Regeln) ergibt sich bei ihm aus den abgeglichenen Sinnhorizonten (cf. BUSSE 1987a:171); d.h. sie wird durch Interaktion erst hergestellt und ist nicht naturgegeben (cf. BUSSE 1987a:191). Es gibt eine Art intersubjektive Verlässlichkeit; „in dieser Intersubjektivität liegt die diachrone Komponente sprachlicher (Zeichen-) Bedeutungen“ (BUSSE 1988c:33). Die Kontinuität sprachlicher Bedeutung bleibt aber in Busses Augen eine Fiktion (obwohl die Beständigkeit ja nicht als etwas Starres aufgefasst werden müsste). Bedeutung habe keine Dauer, es gebe nur eine ununterbrochene Serie diskursiver Ereignisse.

Das Individuum sei der Garant für sprachliche Sinnkonstitution, denn die „Bedeutung hat ihren eigentlichen Ort in seinem Kopfe“ (BUSSE 1987a:271). Trotzdem genieße es keine absolute Freiheit, denn jede Äußerung sei abhängig von epistemischen Bedingungen, die die gesellschaftliche Praxis vorgebe.

Wenn man das Bewusstsein über die Verwendungsweisen eines Wortes als „Extrapolation von subjektiver Handlungsgeschichte“ (BUSSE 1987a:202) beschreibt, so wird deutlich, dass ein Bedeutungsbegriff dringend notwendig ist! Um die Intersubjektivität in der Alltagssprache garantieren zu können (damit intersubjektive Verständigung gesichert ist), muss es auf jeden Fall auch einen Beschreibungsmodus auf wissenschaftlicher Ebene geben. Culioli unterscheidet in diesem Sinne „trans-individuel“ und „intersubjectif“, was in Busses Terminologie fehlt:

[...] si l'on n'avait que le trans-individuel, on supprimerait les variations et les ajustements; si l'on n'avait que de l'intersubjectif, sans avoir en même temps une stabilité trans-individuelle, la communication serait impossible.<sup>19</sup>

Das Argument der theoretischen Abstraktion verliert damit seine Kraft, denn niemand verlangt, dass Bedeutung als festgelegte, unveränderliche Vorstellung jedem Individuum gleich vorliegen müsse. Wenn es auf wissenschaftlicher Ebene möglich sein kann, ganze Handlungskalküls aufzuschlüsseln, dann müsste es mindestens so verlässlich durchführ-

---

<sup>19</sup> CULIOLI 1999:11.

bar sein, synchronisch die Gemeinsamkeiten der Verwendung eines Wortes herauszufiltern!

Sprachliche Kommunikation ist für Busse „von allem Anfang her sozial, interaktiv, überindividuell“ (BUSSE 1994c:233). Überindividuell solle aber auch heißen, dass das einzelne Individuum durch seine Subjektivität keinen Einfluss auf die „äußere“ Sprache ausüben könne. In Anlehnung an Schleiermacher charakterisiert Busse die Sprache als unbeherrschbar, wobei gleichzeitig jeder Kommunikationsakt individuell sei:

Wichtig ist in diesem Zusammenhang der Gedanke, daß das einzelne Individuum zwar Bedeutungen stets nur in sich, also subjektiv, aufgrund seiner eigenen Sprachfähigkeit, bilden kann, daß die äußere Sprache aber durch dieses subjektive Wollen niemals determiniert sein kann: „Jeder einzelne ist nur ein Ort, in dem die Sprache erscheint.“ [...] <sup>20</sup> Aus der Unbeherrschbarkeit der Sprache durch das einzelne Individuum folgt notwendig, daß in jedem Verstehen Interpretation und damit Subjektivität enthalten ist. (BUSSE 1995c:261)

Dies mag paradox klingen, soll aber nur unterstreichen, dass kein Sprecher besser über seine geäußerten Zeichen und seine Bedeutungen verfügt als die Hörer. Busse will damit zu verstehen geben, dass der Sprecher keine anderen Mittel zur Verfügung habe als der Hörer. Das einzige verbindende Mittel ist die Sprache mit ihrem intersubjektiven Charakter, die beide Individuen erlernt haben.

---

<sup>20</sup> SCHLEIERMACHER 1977:78.



## 2.7 Methodisches Vorgehen

Insgesamt erweist sich Busses Modell als ein immens wirkendes Theoriegebäude, da er (v.a. innerhalb der Dissertation) die Begriffe des Sprachspiels bei Wittgenstein, der Konvention bei Lewis, der Implikatur bei Grice, etc. von Grund auf entwickelt<sup>1</sup> anstatt sich direkt den spezifischen Problemen der historischen Semantik zu widmen. Die Kombination der verwerteten Modelle hat es vorher noch nicht gegeben, aber es ist fraglich, ob diese wirklich einen derartig revolutionären Ansatz möglich machen, wie Busse es darstellt (cf. BUSSE 1987a:60, 310). Teilweise beschleicht den Leser das Gefühl, die Verwertbarkeit der meisten herangezogenen Ansätze ermesse sich danach, wie gut oder schlecht sie sich in Wittgensteins Bedeutungstheorie einfügen<sup>2</sup>. Und tatsächlich hätte die Zugrundelegung eines Modells wie das von Wittgenstein genügen können, um ähnliche Ergebnisse zu erhalten.

Die fehlende Empirie in Busses Ausführungen wird von allen Rezensenten seiner Dissertation kritisiert<sup>3</sup>. Busse räumt sogar selbst ein, dass er an der Durchführbarkeit seines Modells Zweifel hege: epistemische Hintergründe könnten kaum vollständig richtig rekonstruiert werden und „es kann [...] keine Garantie dafür abgegeben werden, ob er [der Entwurf] im vollen Umfang realisierbar ist“ (BUSSE 1987a:269). Gegen Ende seiner Dissertation äußert Busse sich selbst über das Verhältnis von Empirie und Theorie und scheint angesichts der Komplexität sämtlicher epistemischer, kognitiver und sozialer Faktoren einer kommunikativen Handlung „Angst vor der eigenen Courage“<sup>4</sup> zu bekommen.

Seine ganze *Historische Semantik* enthält nur ein einziges Beispiel<sup>5</sup> (überdies von Texten als kommunikative Handlungen, das auf einer halben Seite abgehandelt wird, cf. BUSSE 1987a:293), wie Gee-

---

<sup>1</sup> DIECKMANN 1989:221 spricht metaphorisch sehr treffend von theoretischen „Ausschachtungsarbeiten“.

<sup>2</sup> Cf. DIECKMANN 1989:222.

<sup>3</sup> Cf. DIECKMANN 1989:221, GEERAERTS 1989b:166, LENSCHEN 1991:77, 79 und ROELCKE 1989:211, 217s.

<sup>4</sup> DIECKMANN 1989:223.

<sup>5</sup> Dieses Beispiel beruft sich auf die Theorie des Soziologen Norbert Elias von 1939, die besagt, dass sich der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft in der Kontrolle der Affekte manifestiere. Als Grundlage dienten ihm die Tischzuchten und Sittenschriften. Busse hebt besonders hervor, dass die neuen gesellschaftlichen Handlungsweisen explizit durch Traktate eingeführt worden sind. Diese Traktate erfüllen für Busse die Funktion „kommunikativer Handlungen“, mit Hilfe derer eine Bedeutungsstruktur der gesellschaftlichen Wirklichkeit erst geschaffen werde. Busse zieht daraus den Schluss: „Das Wissen von der sozialen Wirklichkeit verändert sich in dem Maße, wie sich das sprachliche (Be)Handeln der Alltagswelt ändert.“ (BUSSE 1987a:293).

raerts erklärt. „As this is rather meagre for a text of 334 pages, the book is simply TOO programmatic. [...] Instead of exhaustingly discussing views such as Foucault's, the second part of the book should have consisted of a number of concrete examples of historical-semantic analysis along the lines set out by Busse.“<sup>6</sup> Trotzdem schaffen es die langen Diskussionen (nicht nur im 2. Teil der *Historischen Semantik*, auf die Geeraerts sich hier bezieht) nicht, den theoretischen Status und die praktische Durchführbarkeit von Busses Diskurssemantik zu erleuchten<sup>7</sup>, das Ganze bleibt oft sehr schwammig.

Neben dem mehrfach „ausgeschlachteten“ Beispiel der *Gewalt* (BUSSE 1987b, 1989a, 1991c) entwickelt Busse die spezifisch deutsche Geschichte des Begriffs *Nation* (cf. BUSSE 1995a:203) in den letzten 200 Jahren.

In der Praxis beschränkt sich Busse wie andere Vertreter der Heidelberger/Mannheimer Gruppe darauf, einzelne Leitbegriffe oder Schlüsselwörter zu untersuchen und in Begriffsgefüge einzuordnen<sup>8</sup>. Eine Ausnahme bildet die von der Wortform losgelöste Analyse der semantischen Grundfigur „das Eigene und das Fremde“ (cf. BUSSE 1997a und 2003a:31).

Busse zeigt am Beispiel der diskurssemantischen Grundfigur „das Eigene und das Fremde“ im Roman *Soll und Haben* von Gustav Freytag, wie versucht werde, ein *kollektives Ich* diskursiv zu etablieren. Die Personalpronomen *wir* und *sie* würden hier als Chiffren für eine diskursive Figur dienen: „Hier wird systematisch der Gegensatz von Eigenem und Fremdem aufgebaut und vom individuellen Eigenen auf das kollektive Eigene extrapoliert.“ (BUSSE 2003a:33), so dass anschaulich alle Aspekte des spezifisch deutschen Nationaldiskurses zusammengefasst würden.

Die diskurssemantische Grundfigur nimmt Busse als Gegenstand einer diskurssemantischen Analyse. Er geht davon aus, dass die zu einem Diskurs zugehörigen Texte im Auftreten bestimmter inhaltlicher Elemente Regelmäßigkeiten aufweisen. In umgekehrter Perspektive konstituieren diese inhaltlichen Elemente den Diskurs. Grundvoraussetzung ist dabei die Annahme, dass der Text nicht ein rein schöpferische Leistung seines Autors ist, sondern dass er sich aus Versatzstücken zusammensetzt, die aus anderen Texten stammen (cf. BUSSE 2003a:28s.). Teilweise könne man solche Versatzstücke auch als „rheto-

---

<sup>6</sup> GEERAERTS 1989b:166.

<sup>7</sup> GEERAERTS 1989b:165.

<sup>8</sup> BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet).

rische Figuren“ oder „Topoi“ bezeichnen, Busse ist diese Begriffswahl aber zu traditionell:

Anstatt nun eine Topik in diesem überlieferten Sinne vorzuschlagen [...], ziehe ich es vor, in einem heuristischen Vorgriff von *diskurssemantischen Grundfiguren* zu sprechen. Im Gegensatz zu den eher statischen, meist als Thesaurus aufgefassten und auf der Ebene der „Oberflächensemantik“ angesiedelten Topoi betreffen diskurssemantische Grundfiguren eher die (häufig versteckte und nur vermittelt über zusätzliche Analyseoperationen zugängliche) „Tiefenebene“ der Textsemantik. (BUSSE 2003a:29)

Diskurssemantische Grundfiguren ließen sich auch da herausfiltern, wo die Textproduzenten sich ihrer gar nicht bewusst seien (was aber auch bei rhetorischen Figuren der Fall sein kann):

Sie sind dem Willen der Sprechenden zwar nicht völlig entzogen, doch offenbaren sie sich (und damit spezifische Charakterzüge des Textproduzenten bzw. seines Denkens) häufig unwillkürlich. Zwar kommen diskursive Grundfiguren immer wieder auch an die Oberfläche des Diskurses, werden zum expliziten Gegenstand oder Thema von Texten, und man könnte vielleicht sogar die These aufstellen, dass diese temporäre Explizitität eine notwendige Bedingung ihres (ersten?) Auftretens und ihrer strukturellen Wirksamkeit ist; doch ist ihre normale Wirksamkeit eher dergestalt, dass ihr Vorhandensein zwar das Erscheinen bestimmter diskursiver Elemente erklärt, in diesen Elementen aber nicht so zum Vorschein kommt, dass die diskursiven Grundfiguren zur expliziten Textbedeutung auf der Oberflächenebene gerechnet werden könnten. (BUSSE 2003a:29)

Diskursive Grundfiguren seien nicht nur isoliert präsent, sondern leisten laut Busse eine echte Strukturierungsarbeit im Text und damit im Diskurs. Sie würden Strukturierungsmomente liefern, die sogar diskursübergreifend wirksam werden könnten:

Diskursive Grundfiguren sind in diesem Sinne nicht unbedingt an einen bestimmten Diskurs gebunden oder auf einen einzigen Diskurs beschränkt, sondern sie können selbst wiederum in verschiedenen Diskursen zugleich auftauchen. Dadurch tragen sie zu interdiskursiven Beziehungen bei, die auf Diskursebene vielleicht demjenigen entsprechen, was mit Bezug auf die Textebene in der Textlinguistik als intertextuelle Beziehungen untersucht worden ist. (BUSSE 2003a:29)

Als intertextuelle Beziehungen hätten die diskursiven Grundfiguren deshalb notwendigerweise eine historische Dimension. Ihre konkrete Gestalt könne sich auf unterschiedliche Weisen manifestieren, z.B. als semantische Merkmale, Präsuppositionen, Teile des „Implizierten und Mitgemeinten“, Namen, Personen, Sachen, Sachverhalte und Gedan-

kenkomplexe oder schließlich als lexikalische „Oberflächenbedeutung“ von Wörtern, Begriffen und Texten (cf. BUSSE 2003a:30).

Da die diskursiven Grundfiguren oft schwieriger auszumachen seien als einfache traditionelle Figuren, können Busse auch die gängigen Methoden der Wortsemantik, Begriffsanalyse oder Textanalyse nicht reichen. Er will (und kann) zwar die semantische Methodik nicht revolutionieren, kombiniert aber mehrere Ansätze aus verschiedenen theoretischen Modellen:

Eine wissenschaftlich ausgerichtete historische Semantik im Sinne der Begriffsgeschichte und der in ihrer Weiterentwicklung entstandenen Diskursanalyse entwickelt nicht unbedingt eine völlig neue Methodik im mikroanalytischen Sinn der Bedeutungsanalyse und -beschreibung sprachlicher Zeichen. Vielmehr verbindet sie bewährte Einzelmethoden mit einer neuen und spezifischen Zielsetzung, die (vor allem verbunden mit einer neuen Art der Quellenauswahl) andersartige und weiterführende Ergebnisse erbringen kann als die älteren Fragerichtungen. (BUSSE 2002b:35)

Zu diesen Methoden gehöre ferner eine semantische Merkmalanalyse (cf. BUSSE 2002b:35), die aber auf ganze semantische Netzwerke und ihre Konstituenten ausgeweitet werden solle. Als weitere Methode schlägt Busse die Analyse von Präsuppositionen im Sinne der linguistischen Pragmatik und von (durch Inferenzen erschließbaren) mitgemeinten und/oder versteckten Bedeutungen vor. Weiter macht er auch auf die Analyse bedeutungshafter Elemente von nichtsprachlichen Zeichen aufmerksam und befürwortet eine Untersuchung von Argumentationsstrukturen und ihren semantisch-epistemischen Elementen. Schließlich ergänzt er seine (programmatische) Methodik durch die rhetorische Topos-Analyse und die kognitive Metaphernanalyse nach Lakoff/Johnson (1980).

Busses semantische Diskursanalyse versteht sich analytisch-deskriptiv, wobei er die Komponenten Analyse und Deskription nicht strikt voneinander trennen will; es solle sich um eine „analytisch gelenkte Beschreibung diskursiv-epistemischer Verhältnisse“ (BUSSE 2003c:16) handeln. Nur eine sprachwissenschaftliche Disziplin wie die historische Semantik (als Teil der Epistemologie) mache es möglich, ausgehend von Sprachzeichen mit Form und Inhalt die Denkwelt zu beschreiben und zu analysieren:

Getreu der Devise Wilhelm von Humboldts, wonach „das Wort dem Begriff bedeutend von dem Seinigen hinzufügt“ (Ich zitiere: „Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht, fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbige Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen

Schranken gefangen gehalten.“<sup>9</sup>), getreu dieser Auffassung also geht jede kulturhistorisch orientierte Semantik von dem Grundsatz aus, dass Denkwendungen, Entwicklungen der gesellschaftlichen Episteme in ihren fundamentalen Strukturen und Tendenzen nur oder vor allem über eine Analyse der *Semantik* des Redens und Schreibens über diese Inhalte erschließbar sind. (BUSSE 2003c:17)

Busse warnt vor einer sprachwissenschaftlichen Betrachtung, die die Form in den Vordergrund stellt. Gerade die Beziehungen zwischen Form und Inhalt (bzw. für ihn primär die Inhalte) sollten das eigentliche Ziel der Sprachwissenschaft sein (cf. BUSSE 2003c:18).

Als konkrete Arbeitsweise schlägt Busse vor, zeitlich auseinanderliegende Schnittstellen von Sinnkonstitutionen zu vergleichen, die weit genug auseinanderliegen (cf. BUSSE 1987a:270), so dass Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgearbeitet werden können. Busse glaubt, durch rein quantitative Erhebungen (cf. BUSSE 1986b:65) zu einem verlässlichen Ergebnis kommen zu können. Dabei stellt sich die Frage, ob die frequenteren Sinn-Momente auch wirklich diejenigen sind, die für die Verwendung eines Zeichens konstitutiv sind. Außerdem kann dieser Ansatz dem Bedeutungswandel nicht gerecht werden, sobald sich ähnliche Phänomene bei voneinander völlig unabhängigen Zeichen ereignen. Dabei sollte gerade die Aufdeckung solcher übergreifender Prozesse interessant sein, denn diese könnten dazu dienen, die ursprünglichen Gründe des Bedeutungswandels freizulegen.

Busse warnt davor, offensichtliche Aspekte aus dem Gebrauch zu isolieren und zur Bedeutung zu hypostasieren, doch sind wahrscheinlich genau diese konstitutiv für die Verwendung eines Zeichens. Vielmehr schlägt er vor, ausgerechnet die unterstellten, unbewussten Faktoren zu rekonstruieren (cf. BUSSE 1987a:306), da er annimmt, dass sich besonders dort Bedeutungsverschiebungen ergäben.

Als anderen möglichen Arbeitsschritt schlägt Busse vor, die „Einführungshandlung“ zu analysieren; dabei handelt es sich aber um eine rein interpretative Rekonstruktion. Dass gleich im anschließenden Satz die „Gefahr irreführender Hypostasierungen“ (BUSSE 1986b:65) in Bezug auf „Bedeutungen“ angeführt wird, wirkt paradox. Zu bestimmten Forschungszwecken seien „konstituierte Konstrukte“ (BUSSE 1986b:65) legal; allerdings leide darunter das Erkenntnisinteresse und vielleicht sogar die Wissenschaftlichkeit bei Ergebnissen, die nur „so sicher und verlässlich sind, wie Interpretationen eben sein können“ (BUSSE 1986b:66)<sup>10</sup>. Busse räumt erst später ein, dass das Konstrukt der Ein-

---

<sup>9</sup> HUMBOLDT 1963a:17.

<sup>10</sup> Zum interpretativen Charakter historisch-semantischer Forschung cf. auch BUSSE 1987a:258, 267s., 309.

führungssituation sehr hypothetisch sei; man werde kaum den genauen Punkt ausmachen können, an dem eine Veränderung stattgefunden habe (cf. BUSSE 1987a:270).

Busse befindet sich in einer methodologischen Aporie, wenn er bestätigt, „gerade die historische Bedeutungsanalyse kommt ohne interpretatorisches Einfühlen des Forschers in das Denken der untersuchten Epoche nicht aus“ (BUSSE 1987a:268) und gleichzeitig den Merkmalssemantikern ihr intuitives Sprachgefühl zum Vorwurf macht (cf. Kapitel 2.4). Das „interpretatorische Einfühlen“ ist als methodische Basis nicht leicht in den Griff zu bekommen und lässt vermuten, dass Busses methodologische Position zwar epistemologische Fragen nach Wahrheit und Objektivität anklingen lässt, aber ihren Konsequenzen nicht nachgeht<sup>11</sup>. Im Gegensatz zur lexikalischen Bedeutung soll der wahre Sinn vor dem epistemologischen Hintergrund determiniert werden, doch gibt es für solche Untersuchungen auch keine Objektivitätsgarantie.

Um den epistemologischen Hintergrund zu bestimmen, zieht Busse verschiedene Kontextualisierungszusammenhänge heran. Sie ließen sich (mindestens) einteilen in intendierte, d.h. offenliegende Kontextualisierungen, nicht-intendierte (aber bewusste) und schließlich nicht-intendierte, nicht-bewusste Kontextualisierungen, die sich aber auch in der Textanalyse herausarbeiten ließen (cf. BUSSE 2002b:36). Kriterien für die Feststellung von intendierten Kontextualisierungen könnten sein: explizite Thematisierungen durch Überschriften, Themenangaben oder Leitbegriffe, explizite Satzaussagen, syntaktische und textuelle Kontexte, Impliziertes, offene Präsuppositionen, gängige Metaphern und ähnliches (cf. BUSSE 2002b:37). Kriterien für die Feststellung von nicht-intendierten Kontextualisierungen seien auch hier noch vereinzelte explizite Thematisierungen, ansonsten eher „diskurs- bzw. sprachreflektiert artikulierte Kontextualisierungen“ (BUSSE 2002b:37), Kontextualisierungsmöglichkeiten, die bei Diskurs-Störungen bewusst gemacht werden könnten und semantische Assoziationsmöglichkeiten „außerhalb des engeren Aufmerksamkeitsfokus“ (BUSSE 2002b:37).

---

<sup>11</sup> GEERAERTS 1989b:166.

### 2.7.1 Von der Wortbedeutung zur Textinterpretation

Die Diskursanalyse im Sinne der Heidelberger/Mannheimer Gruppe, zu der Busse gerechnet werden kann, bedient sich der Methoden aus Wort-, Satz- und Textsemantik<sup>12</sup>. Spätestens ab 1992 (*Textinterpretation*) wendet sich Busse immer vehementer gegen eine Einzelwortsemantik (auch schon BUSSE 1991b:46)<sup>13</sup>. In den 70er und 80er Jahren des 20. Jahrhunderts würden praktische Semantik und Textlinguistik endlich zu der Einsicht gelangen, dass Wörter in Sätze und Texte eingebunden seien. Auch für Busse ergibt sich die Funktion der Wörter aus längeren Zeichenketten (und außersprachlichen Gegebenheiten: situativen, kontextuellen und lebenspraktischen). Nicht nur eine Semantik, die sich auf Wortsemantik beschränkt, sondern auch eine solche, die vom Einzelwort ausgeht, um darüber hinaus größere Einheiten in Betracht zu ziehen, erledigt für Busse nur einen minimalen Teil der Arbeit und ist von Grund auf falsch konzipiert:

Jede semantische Analyse, die am Einzelzeichen oder Wort ansetzt und eine isolierte Wortsemantik für möglich hält, ist – vom epistemologischen oder tiefensemantischen Standpunkt aus betrachtet – als eine Art Eisbergspitzen-Semantik aufzufassen, weil sie achtzig bis neunzig Prozent dessen, was als Wissen notwendig ist, um die Bedeutung eines Wortes im Kontext vollständig zu aktualisieren, unexpliziert lässt, ignoriert oder bestenfalls als selbstverständlich gegebenes Alltagswissen voraussetzt und damit als uninteressant (für weitere wissenschaftliche Betrachtung bzw. semantische Explikation) abtut. (BUSSE 2003a:21)

Bei jeglicher Betrachtung der Bedeutung müsse die Perspektive beachtet werden (cf. BUSSE 1992a:68): eine Äußerungssemantik nehme eine kommunikationstheoretische Perspektive ein, eine Kontextsemantik eine epistemologische oder sogar psychologische. Im Strukturalismus werde Bedeutungsbeachtung aszendent betrieben, ausgehend vom Morphem oder Wort über den Satz bis hin zum Text. Die Pragmatik dagegen verfare deszendent, müsse aber trotzdem durch Ergebnisse einer aszendenten Forschungsrichtung ergänzt werden (cf. BUSSE 1992a:69). Sie begreife die Sprache als Handlungsvollzug (cf. BUSSE 1992a:73), so dass zum Aussagegehalt des Satzes noch sein Handlungsgehalt „hinzugerechnet“ werden müsse.

---

<sup>12</sup> BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet).

<sup>13</sup> Auch Galatanu überträgt ihr Modell der *déconstruction-reconstruction* von der lexikalischen Einheit auf höhere Ebenen (cf. GALATANU 1999b:47). Dabei wird aber die Wortebene nicht disqualifiziert, sondern es werden verschiedene Ebenen der diskursiven Realisierung akzeptiert, von denen die lexikalische nur eine ist.

Auf die für die Pragmatik wichtige Größe der Intention kann nach Busse aber verzichtet werden; die Gesamtbedeutung ließe sich auch mit anderen Mitteln erschließen. Sprecher verwirklichten Intentionen, Hörer antizipierten sie, aber für die eigentliche semantische Analyse müsse die Intention schon verstanden worden sein. Wichtiger sei die minutiöse Untersuchung der Satz- und Textbedeutung:

[...] die tiefensemantische Analyse der Satz- und Textsemantik vermag eine Fülle von Indizien für die Gesamt-Bedeutung beizutragen, die bei sorgfältiger Anwendung der linguistischen Methoden einen Erkenntnisgewinn bringen können, der weit über die spontane Intuition hinausgeht, welche der Analytiker kraft seiner Sprachkompetenz schon mitbringt. (BUSSE 1992a:70)

Hier bleiben zwei Fragen offen: Was ist als die Gesamtbedeutung zu verstehen, wenn sie nicht der Textbedeutung entspricht? und: Was darf man sich unter Sprachkompetenz vorstellen, worauf basiert diese? Stützt sich die Sprachkompetenz nicht doch auf eine Art spontanes Bedeutungserkennen, für das eine relativ fest umschreibbare Bedeutung notwendig wäre?

Busse scheint sich hier an von Polenz anzulehnen, dessen Satzsemantik nur mit bereits verstandenen Sätzen funktioniert. Er beurteilt sie deswegen jedoch als wenig geeignete Methode zur Bedeutungserschließung, ist sich aber gleichzeitig bewusst, dass seine tiefensemantische Analyse der Paraphrase auch schon die Interpretation des Satzes voraussetzt (cf. BUSSE 1992a:73).

Die Analyse komplexerer Einheiten als Einzelwörter finde sich bereits in der lateinischen Grammatik, seitdem sei der Satz aber die höchste Untersuchungsebene geblieben. Gleichzeitig gelte der Satz seit der Antike, so Busse, als die kleinste Aussage-Einheit (cf. BUSSE 1992a:71). Doch handele es sich bei vielen Modellen, die vom Satz ausgehen, nicht um Satzsemantik, sondern um reine Syntax (cf. BUSSE 1998a:533)<sup>14</sup>. Es gebe inzwischen ein Bewusstsein, dass die Summe von Wortbedeutungen noch lange nicht die Satzsemantik erkläre (und noch weniger die Textsemantik) (cf. BUSSE 1998a:532). Für Busse wird noch immer zu wenig beachtet, dass der Satz in einem Handlungsgefüge steht, das je nach Textart differiert.

Gehe man noch einen Schritt „höher“, so müsse man feststellen, dass Textbedeutung noch weniger semantisch erfasst werde. Sie be-

---

<sup>14</sup> Was nicht ganz richtig ist: die generative Transformationsgrammatik verbindet Syntax und Semantik und weist ganzen Sätzen Bedeutung zu (cf. FODOR/KATZ 1964), was allerdings als wissenschaftshistorisch überholt gelten darf (cf. LINKE/NUSSBAUMER/PORTMANN 1994:161).



schäftige zwar Philologen (besser: Literaturwissenschaftler), schrecke Linguisten aber ab. Um die Linguisten zu entlasten, räumt Busse ein, dass in der Tat keine (semantische) Methode denkbar sei, die auf allen Ebenen – Wort, Satz und Text – gleichermaßen anwendbar wäre. Es gebe zwar Gemeinsamkeiten, Isotopien, d.h. wiederkehrende dominante Seme, jedoch fürchtet Busse, dass man anhand ihrer den Text wie das Wort behandle und nicht seiner Eigenheit gerecht werde (cf. BUSSE 1998a:534).

Die Ausweitung der Betrachtung der Wortbedeutung auf den Text ist bei Busse aber nicht wirklich neu. Schon Ullmann verknüpft 1975 die Wortsemantik mit der Satzsemantik, Ducháček wirbt dafür, dass die Semantik über den Einzelsatz hinausgehen müsse<sup>15</sup>, und Weinrich entwickelt eine Textsemantik im Rahmen der Textlinguistik. Seine Textsemantik unterscheidet zwischen der Kode-Bedeutung eines Wortes (Bedeutung im herkömmlichen Sinn) und der Textbedeutung (auch Meinung genannt):

Die Textbedeutung oder Meinung der Wörter in einem Text entsteht dadurch, daß die Wörter mit ihren jeweiligen Kode-Bedeutungen einander Kontext geben und ihre Bedeutungen im Hinblick auf deren Verträglichkeit oder Unverträglichkeit wechselseitig einschränken.<sup>16</sup>

Schon Wegener geht der Frage nach, wie komplexe Texte verstanden werden<sup>17</sup>. Er ist sich bewusst, dass die Interpretation eines Satzes oder Textes auf Schlüssen aus dem Kontext basiert. Gardiner verwirft dann alle bestehenden Definitionen von Wort und Satz, die Sprecher und Hörer nicht berücksichtigen und damit die Dynamik der Situation vernachlässigen. Der Hörer nimmt den Satz als etwas Vollständiges wahr, er rezipiert komplexe Gedankengänge<sup>18</sup>. Alle Sätze haben eine „volitional attitude towards the listener“<sup>19</sup> gemeinsam. Erst durch diese Haltung können die Wörter auf etwas verweisen. Der Satz stellt sich so schon als die primäre funktionale oder kommunikative Einheit dar<sup>20</sup>.

---

<sup>15</sup> DUCHÁČEK 1967:207.

<sup>16</sup> WEINRICH 1976:13. Auch das *Centre de Recherche de Lexicologie Politique* von Saint-Cloud (cf. MATORÉ 1953) kommt den Arbeiten von Busse methodisch sehr nahe, wie Geeraerts unterstreicht. Dort werden auch Texte anstatt Einzelwörter zum Zwecke soziologischer und politischer historischer Analysen betrachtet. „The point to be made is not that Busse’s proposals are nothing new, but rather that the correspondences between his views and Matoré’s urgently call for a serious discussion of the latter’s method.“ (GEERAERTS 1989b:165).

<sup>17</sup> Cf. NERLICH 1990b:114-18.

<sup>18</sup> Cf. GARDINER 1932:354.

<sup>19</sup> GARDINER 1932:355.

<sup>20</sup> Für Gardiner ist die Bedeutung des Satzes weder das, was im Kopf des Sprechers ist, noch das, was im Kopf des Hörers ist. Es ist das, was der Sprecher intendiert und der Hörer verstehen soll, was sich schon nach einer regelrechten Sprechakt-

Gardiner glaubt, dass Funktionieren von Sprache und Sprachwandel sich leicht erklären lassen, wenn man einmal herausgefunden hat, wie sprachliches Verstehen funktioniert und geht damit den gleichen Weg wie Busse.

Aber es lässt sich noch weiter zurückgehen: Stewart wendet sich 1810 gegen eine atomistische Bedeutungstheorie und die Vorstellung vom Satz als Summe seiner Wortbedeutungen<sup>21</sup>. Auch bei Smart ist 1831 keine isolierte Wortbedeutung denkbar; der Satz ist die Referenzeinheit, und auch er hat nur Bedeutung im Kontext<sup>22</sup>. Wörter bezeichnen für Smart den aktuellen Gedanken und referieren gleichzeitig auf Wissen. Dieses Wissen ist nicht gottgegeben, sondern wird langfristig erworben. Hier findet sich sogar schon eine Vorform des Modells von Präzedenzfällen: Wortvorkommnisse werden analysiert und verglichen, und so wird das Wissen immer mehr durch den Gebrauch erweitert.

In anderen neueren Ansätzen findet sich auch die Verbindung von der Bedeutungsanalyse zur Textinterpretation, wie z.B. bei Ducrot, der sich fragt, inwiefern die Linguistik für die Textanalyse nützlich sein kann (und umgekehrt)<sup>23</sup>. Ducrot problematisiert auch zunächst die Bedeutungshaftigkeit auf Satzebene, wobei er *phrase* als abstrakte, rein theoretische und situationsungebundene Einheit vom *énoncé* als wahres Produkt des Sprechers unterscheidet.

Ducrot erinnert auch an den Grundsatz, dass die Wörter eines *énoncé* nicht eines nach dem anderen ihren individuellen Inhalt abgeben<sup>24</sup>. Das einzelne Wort trägt nur indirekt zur Sinnkonstitution bei. Es muss mit anderen kombiniert werden, um die Satzbedeutung zu erzeugen. Der Linguist könne also Texte analysieren<sup>25</sup> mit Hilfe von Instrumenten, die er von ihnen ausgehend hergestellt habe. Er gehe vom Text aus um dort wieder hin zu gelangen<sup>26</sup> (trotzdem bleibt die Perspektive der lexikalischen Bedeutung vorherrschend). Die Linguistik bereichere so die Textanalyse, indem sie verschiedene Lesarten vorschlage.

Ducrot lehnt ein Bedeutungskonzept nicht kategorisch ab. Der Sinn erkläre sich immer als Bedeutung plus irgendetwas mehr<sup>27</sup>. Bedeutung und Sinn seien ganz unterschiedlicher Natur<sup>28</sup>. Die Bedeutung

---

theorie anhört (cf. NERLICH 1990b:121).

<sup>21</sup> Wörter gewinnen ihre Bedeutung erst im Kontext. Cf. NERLICH 1996a:414.

<sup>22</sup> Cf. NERLICH 1996a:415.

<sup>23</sup> Cf. DUCROT et al. 1980:7.

<sup>24</sup> Cf. DUCROT et al. 1980:9.

<sup>25</sup> Die Textanalyse erachtet Ducrot als für die Semantik notwendiges Instrument, denn sie liefert das Material.

<sup>26</sup> Cf. DUCROT et al. 1980:10.

<sup>27</sup> Cf. DUCROT et al. 1980:11.

<sup>28</sup> Cf. DUCROT et al. 1980:12.

enthalte Handlungsanweisungen, indem sie gewisse Informationen im Diskurs aufzeige und nahe lege, wie der gemeinte Sinn des Sprechers zu rekonstruieren sei. (Wie genau sie das möglich macht und was für eine Art von Informationen sie freisetzt, bleibt leider offen.) Die Bedeutung selbst lasse sich aber nicht ermitteln. Im Unterschied zu Busse negiert Ducrot ihre Existenz nicht, will sich aber auch nicht weiter vorwagen, um ihre Natur direkt zu beschreiben. Die *signification* lasse sich unabhängig von jedem Gebrauch allgemein definieren, wobei Ducrot, ohne dies zu verurteilen, erläutert, dass die Fakten der linguistischen Semantik oft hypothetische Konstruktionen seien<sup>29</sup>.

Auch Wort, Satz und Text bilden noch keine abgeschlossene Reihe<sup>30</sup>, denn Texte beeinflussen sich gegenseitig. Diese Auffassung lässt sich auch bei Busse wiederfinden, der daran erinnert, dass Textbedeutung Verknüpfungen zu anderen Texten, zu Assoziationen und Lebenskontexten schaffe (cf. BUSSE 1998a:535). Dazu kommt, dass auch die Interpretation für Busse als ein weiterer Text zählt, den man neben den Ursprungstext stellen könne und der für weitere Texte Anschlussmöglichkeiten biete (cf. BUSSE 1992a:190).

Busse entwirft ein fast vollständiges Modell der Textrezeption (die Textbedeutung, Textverstehen und Textinterpretation enthält). Dabei will er sich auf die Auflistung aller charakteristischen Aspekte beschränken, denn er hat nicht vor, „Textverstehen auf datenverarbeitenden Maschinen modellhaft nachzuspielen“ (BUSSE 1992a:160). Außerdem beschränkt er sich auf die linguistisch relevanten Aspekte. Er möchte sein Modell nicht aktivistisch, repräsentationistisch, konstruktivistisch oder prozedural verstanden wissen, sondern analytisch-konzeptuell (cf. BUSSE 1992a:160). Es geht ihm darum, eine möglichst vollständige Beschreibung der Voraussetzungen für ein Kommunikationsereignis<sup>31</sup> zu geben.

Busse möchte verhindern, dass sein Modell des Textverstehens vorschnell als Modell der Textinterpretation gewertet wird<sup>32</sup> (cf. BUSSE 1992a:165). Textinterpretation sei noch mehr als Textverstehen, nämlich eine spezifische Arbeit mit Texten. Das (spontane erste) Textverstehen sei die Voraussetzung für die Textinterpretation<sup>33</sup>. Die Textinterpre-

---

<sup>29</sup> Cf. DUCROT et al. 1980:23.

<sup>30</sup> Cf. PFLUG 1996:272.

<sup>31</sup> Was voraussetzt, dass er jeden Text als ein solches einstuft.

<sup>32</sup> Fraglich ist, warum er dann seine Veröffentlichung so nennt.

<sup>33</sup> Interpretieren stecke in jedem Verstehen, erläutert Busse, meint hier aber sicherlich eher das Gegenteil: jedes Interpretieren setzt (spontanes) Verstehen voraus. Verstehen kann auch Interpretation voraussetzen, nur handelt es sich dann nicht mehr um ein spontanes Verstehen, sondern um ein schon „mühsam erarbeitetes“. Hartung sieht bei Busse gerade im Übergang vom intuitiven Verstehen zum reflexiven

tation als systematische Arbeit des Aufschlüsselns mache eigentlich nur explizit, was der Kern des Textverstehens sei, d.h. das In-Beziehung-Setzen von Textelementen und Wissens-elementen. Anders als im spontanen Verstehen könne der Rezipient in der Textinterpretation verschiedene Relationierungen probeweise durchspielen, wobei die jeweils vorangegangene zur Verstehensfolie für die nächste diene:

[...] beim wiederholten Durchgehen des Textformulars werden die durch das unmittelbare und spontane erste Verstehen aktivierten Wissens-elemente zur epistemischen „Vorgeschichte“ des zweiten Durchlaufs (traditionell wurde dies als der „hermeneutische Zirkel“ bezeichnet). (BUSSE 1992a:166)

In diesem Zusammenhang weist Busse noch ohne Wertung darauf hin, dass Textinterpretation möglicherweise weit über das hinausgehe, was der Produzent an Wissen aktualisiert hatte; dass die Interpretation also keineswegs mit der Intention des Autors übereinstimmen müsse.

Busse stellt zehn grundlegende sprachtheoretische Thesen zu Text, Textverstehen und Textinterpretation auf (cf. BUSSE 1994e:30-36), wobei sich einige Punkte eher als Dilemmata ausnehmen. Es ist unbedingt zu berücksichtigen, dass Busse diese Liste vor dem Hintergrund des Verständlicher-Machens von Rechtstexten erstellt, weshalb verschiedene Punkte für Gebrauchstexte oder gar literarische Texte schwierig umzusetzen scheinen.

1. Jeder Text sei prinzipiell auslegungsfähig; d.h. es könne mehr als eine Interpretation geben<sup>34</sup>.
2. Jeder Text sei auslegungsbedürftig.
3. Der Wortlaut eines Textes sei immer nur ein „Textformular“, eine ausfüllungsbedürftige Form<sup>35</sup>.
4. Jeder Text beziehe sich auf eine bestimmte Wissensbasis<sup>36</sup>.
5. Jede Textproduktion müsse sich die bei den Rezipienten voraussetzbare Wissensbasis vergegenwärtigen<sup>37</sup>.

---

Akt der Interpretation die Unterstellung einer feststehenden Textbedeutung (cf. HARTUNG 1993:181).

<sup>34</sup> Führt man den Gedanken weiter, heißt das auch, dass es nicht unbedingt immer eine Interpretation geben muss. Wenn es keine gibt, liegt das dann an den fehlenden Interpreten oder daran, dass ein bestimmter Text eben doch nicht „auslegungsfähig“ ist?

<sup>35</sup> Der Unterschied zu Punkt 2 ist nicht ganz deutlich.

<sup>36</sup> Man müsste ergänzen: in einer Interpretation, denn je nach Interpretation ist vorstellbar, dass eine andere Wissensbasis angesetzt wird.

<sup>37</sup> Dies kann nur ein Ideal sein. In der Realität ist der Rezipient meist ein potentieller Adressat, über den nur Vermutungen angestellt werden können, oder aber der vom Textproduzenten tatsächlich nicht in Betracht gezogen wird. Es ist keine Eigenschaft von Texten, dass ihre Produktion für Rezipienten unternommen wird.

6. Jeder Versuch der Textoptimierung (im Hinblick auf bessere Verständlichkeit) stehe in einem Dilemma (der semantischen Spezifizierung):
  - a. Eine größtmögliche Explizitheit (im Rechtstext) führe zu einer geringeren Wirkungsbreite des Textes. Außerdem führe größere Explizitheit zu einem quantitativen Anwachsen des Gesamttextes<sup>38</sup>, was wiederum Unübersichtlichkeit zur Folge hätte, die ja gerade abgeschafft werden sollte.
  - b. Umgekehrt würde größere Allgemeinheit erst recht zu Verständnisproblemen führen, denn sie bedinge eine erhöhte Auslegungsfähigkeit sowie -bedürftigkeit.
7. Jeder Schrifttext, der über längere Zeiträume hinweg existiere und benutzt werde, erhalte eine Auslegungsgeschichte (Dogmatik). Jede Dogmatik verbreitere zwar die Wissensbasis, aber sie bringe auch konkurrierende Deutungen hervor. Die Notwendigkeit, sich für eine der Deutungen zu entscheiden, erzeuge damit ein zusätzliches Verständnisproblem (Dilemma der interpretativen Spezifizierung). Dies stelle zwar zunächst eher ein rezipientenseitiges Dilemma dar, doch könne es zum produzentenseitigen Dilemma werden, wenn ein Textverfasser mit der Auslegungsgeschichte zu kalkulieren versuche.
8. Ein weiteres Dilemma (institutioneller Texte) sei ihre Mehrfachadressierung (Dilemma der adressatenbezogenen Spezifizierung). Texte richteten sich an verschiedene Adressatengruppen mit oft unterschiedlichem Kenntnisstand. Optimal wäre eine möglichst präzise Ausrichtung der Formulierungen an dem vermuteten Wissensstand einer möglichst homogenen Adressatengruppe.  
Die andere Seite des Dilemmas sei: Je größer und je heterogener der Kreis der Adressaten, desto unspezifischere Wissensbestände müsse der Verfasser anvisieren und desto unverständlicher könne der Text werden.
9. Das Dilemma der funktionalen Spezifizierung bezieht sich eigentlich ausschließlich auf Rechtstexte. Sie dienen nicht nur der Informationsübermittlung, sondern haben auch und v.a. institutionelle Funktion. Beides sei aber schwierig vereinbar: Je optimaler ein Gesetzestext im Hinblick auf seine institutionellen Funktionen sei, desto problematischer könne er hinsichtlich seiner Allgemeinverständlichkeit sein und umgekehrt.
10. Es gebe keine scharfe Grenze zwischen Sprachwissen und Weltwissen. Deswegen sei die Textoptimierung nicht immer nur eine Frage der Formulierungen; auch das benötigte Allgemein- oder Fachwis-

---

<sup>38</sup> Man könnte sich Fälle vorstellen, in denen das nicht zwingend zutrifft.

sen müsse vorausgesetzt werden können. Es sei aber kaum möglich, von Textverfassern immer zu verlangen, auch das gesamte notwendige Wissen darzulegen.

Jeder Text sei nur eine sprachliche Ausdrucksform; er werde nur durch sinnfüllende Akte der Rezipienten zu einem bedeutungstragenden Text. Jedes „Textformular“ könne nur auf der Grundlage einer bestimmten Wissensbasis mit Sinn gefüllt werden (cf. BUSSE 2002c), die vom Rezipienten abhängen, so dass immer eine Mehrzahl an möglichen Textdeutungen bestehe, die sich in einer ganzen Auslegungsgeschichte aneinander reihen könnten.

Busses Theorie zur Textinterpretation soll eine linguistisch fundierte und allgemeine Interpretationstheorie sein. Er will eine übergreifende „Supertheorie“<sup>39</sup> für alle Textsorten entwickeln.

Da die Mitteilungsabsicht des Autors eines von Busses Hauptbeschäftigungsfeldern (cf. BUSSE 1992a:9) ist (in Form der Problematik einer objektiven Textbedeutung), hält Hartung es für legitim und notwendig, Busses Arbeit aus literaturwissenschaftlicher Sicht zu prüfen. Für die Literaturwissenschaft arbeite Busse eigentlich nicht, was aber seine Unkenntnis der neueren germanistischen und romanistischen literaturwissenschaftlichen Theoriediskussion<sup>40</sup> nicht rechtfertige. Er bewege sich auf dem Gebiet von Iser's Rezeptionsästhetik, der Hermeneutik nach Schleiermacher, der neueren Hermeneutik (in Form des Konzepts des *Verständlich-Machens* nach Biere<sup>41</sup>) und stütze sich auf Standardwerke der Textlinguistik (Dressler, van Dijk, S.J. Schmidt). Gleichzeitig scheint es aber, als seien ihm andere grundlegende Werke der Interpretationstheorie unbekannt<sup>42</sup>. Er zitiere zwar Iser, doch bereits die Jauß'sche Kritik (1976) an Iser scheine er schon nicht mehr zu kennen.

Busse spricht sich sowohl gegen die Annahme einer feststellbaren Autorintention als auch gegen eine feststehende „objektive“ Textbedeutung aus. Er unterscheidet subjektive (auf Autorintention bezogene) und objektive (auf Textsinn bezogene) Interpretationstheorien. Der Text erhalte seine eigentlich Existenz erst nach der Rezeption, worin Busse sich auf Iser beruft. Die Theorie von Iser stellt für Busse bereits eine der avanciertesten literaturwissenschaftlichen Theorien dar. Schon bei Gadamer ist aber klar, dass tatsächliche Autor-Intention und Rezeptions-

---

<sup>39</sup> HARTUNG 1993:174.

<sup>40</sup> Cf. HARTUNG 1993:173.

<sup>41</sup> Cf. BIERE 1989.

<sup>42</sup> Cf. die Auflistung bei HARTUNG 1993:175.

leistung weit auseinander liegen können<sup>43</sup>. Busse behauptet, alle anderen Kommunikationsmodelle würden sich gar nicht die Frage stellen, ob die Botschaft letztendlich mit der Intention des Senders identisch sei.

Hartung stößt sich auch an der Unterscheidung von Verstehen und Interpretieren, nach der Interpretieren erst eintrete, wenn etwas falsch oder nicht verstanden wurde (cf. BUSSE 1992a:191). Interpretieren wäre demnach besseres Verstehen als Verstehen<sup>44</sup>! Nur: woher weiß der Rezipient, dass er etwas falsch verstanden hat? Und wie misst er ab, wie viel (und welches) Wissen er zum Verstehen bereithalten muss?

Jeder, der eine objektive Textbedeutung behaupte, gebe schon zu erkennen, dass er seine Deutung nicht begründen wolle und mache sich der Ideologie verdächtig (cf. BUSSE 1992ac:183). Das bedeutet, dass für Busse jede Interpretation beliebig ist, was zu weit geht. Eine historisch adäquate Textdeutung ist zwar immer nur approximativ, aber sie ist trotzdem notwendig und möglich. Für Busse kann es nur zu einem relativen Abschluss der Interpretationshandlung kommen, womit er stark an Derridas *différance*-Konzept erinnert, den er aber hier nicht zitiert<sup>45</sup>.

Jegliche Textinterpretation habe strikt subjektiven Charakter, der nie Eindeutigkeit garantiere (cf. BUSSE 2002c). Im Verstehensprozess gehe es nie um die „bloße Ratifizierung eines vom «Autor» fertig vorgegebenen Sinns“, sondern um „erfahrungsgesättigte Sinn-Unterstellungen seitens der Rezipienten“ (BUSSE 1992a:23). Busse diskutiert verschiedenen Theorien auf ihre Eignung und konstruiert nach ihrer Kritik sein eigenes Modell des Textverstehens, das von „Textkommunikation“ ausgeht. Grob gesagt fordert er damit auf, Lesen als Prozess einer dynamischen Wechselwirkung von Text und Leser beschreibbar zu machen (cf. BUSSE 1992a:183).

Eine ganze Reihe von Busses Ansätzen erinnern stark an Rastiers interpretative Semantik<sup>46</sup>, die auch Sinnkonstitution auf der Textebene untersucht. Die Untersuchung von Text und Zeichen ergänzen sich in seiner interpretativen Semantik, bei der sich der Sinn aus der Interpretation des Textes ergibt. Rastiers Modell basiert auf einer Semkonzeption und soll für alle Texte Gültigkeit haben, so dass es sowohl für die Textlinguistik als auch für die Diskursanalyse von Interesse ist<sup>47</sup>. Rastier unterstreicht wie Busse, dass der Sinn das Produkt des Rezipienten

---

<sup>43</sup> Cf. HARTUNG 1993:176.

<sup>44</sup> Cf. HARTUNG 1993:180.

<sup>45</sup> Später schon, z.B. BUSSE 1995c:263, 1998a:539, 2005a:49, aber nicht hinsichtlich der *différance*.

<sup>46</sup> Cf. RASTIER 1987.

<sup>47</sup> Cf. WUNDERLI 1994a:2.

und damit von diesem und dessen Interpretationsstrategie abhängig ist. Rastier ist jedoch etwas weniger radikal als Busse und hält Sinn nie für wahr oder falsch, sondern höchstens mehr oder weniger plausibel oder adäquat. Er stellt auch keine Hierarchisierung von eigentlichem, übertragenem oder allegorischem Sinn auf.

Bedeutung ist bei Rastier eine Eigenschaft, die Zeichen zugewiesen wird; Sinn ist eine „Eigenschaft“ von Texten. Ein isoliertes Zeichen hat erst gar keinen Sinn und ein Text hat keine Bedeutung. Die Bedeutung ist das Ergebnis eines „processus de décontextualisation“<sup>48</sup>; der Sinn dagegen verlangt Kontextualisierung. Mit jeder Lektüre vollzieht der Leser eine Interpretation, die seinem geistigen Horizont entspricht<sup>49</sup>, was immer nur eine von vielen möglichen Aktualisierungen darstellt. Der „perfekte“ Textsinn wäre die Summe aller Aktualisierungen, d.h. mit anderen Worten die Gesamtheit der geistigen Horizonte, deren Rekonstruktion ein illusorisches Vorhaben bleiben muss.

Mehr noch als Busse hält Rastier das gesamte isolierte Zeichen für ein Artefakt<sup>50</sup> (nicht nur seine Bedeutung), obwohl die meisten Bedeutungstheorien weiter auf dem isolierten Zeichen bestehen. Rastier kann aber im Gegensatz zu Busse die methodologische Entscheidung, es zu isolieren, akzeptieren. Der Satz stellt eine Zwischenebene zwischen Zeichen und Text dar. Traditionellerweise wird der Satz eher aus der Zeichenperspektive betrachtet als vom Text aus.

Rastier unterscheidet Repräsentations- und Interpretationstheorien. Auf der Textebene lässt sich eigentlich nur mit Interpretationstheorien wie Rhetorik oder Hermeneutik operieren, Repräsentationsmodelle werden Texten nicht gerecht<sup>51</sup>, denn ein Text (re)präsentiert nicht Sachen. Sätze dagegen können sowohl unter dem Aspekt der Interpretation (wie die Pragmatik anstrebt) als auch unter dem der Repräsentation (in Form von wahrheitskonditionaler Semantik) betrachtet werden. Das einzelne Zeichen bedarf eher eines Repräsentationsmodells, wie es die Grammatik (aber auch die Logik) liefern kann. Für Rhetorik und Hermeneutik ist der Text also die Grundeinheit. Das Zeichen (oder ein Morphem) ist vielleicht eine Minimaleinheit, aber deswegen noch nicht eine Basiseinheit. Rastier möchte gerne interpretative Semantik und die rhetorisch-hermeneutische Problematik verbinden, um ihre Errungenschaften für eine Textsemantik fruchtbar zu machen<sup>52</sup>.

---

<sup>48</sup> RASTIER 1999 (im Internet).

<sup>49</sup> Cf. RASTIER 2001 (im Internet).

<sup>50</sup> Cf. RASTIER 1999 (im Internet).

<sup>51</sup> Cf. RASTIER 1999 (im Internet).

<sup>52</sup> Cf. RASTIER 1999 (im Internet).



Jedes semiologische Zeichen hat für Saussure bekanntlich zwei Seinsweisen<sup>53</sup>: eine paradigmatische (als Einheit des Systems) und eine syntagmatische (als Einheit des *discours*). Daneben findet man bei Saussure auch deutliche Ansätze einer Literaturtheorie, in der er die poetische Sprache als eine Sondernutzung der Normalsprache bewertet. Dabei werden gewisse Gesetzmäßigkeiten der Normalsprache vorübergehend aufgehoben<sup>54</sup>, um nicht gar zu sagen, dass das *signifié* manipuliert wird.

Auch bei Valéry zeichnet sich so etwas wie Textsemantik ab. Aber er macht darauf aufmerksam, dass auch wenn man von der Einheit Text ausgehe, man sich über den Satz bis zum Wort „hinunterarbeite“; man werde automatisch immer wieder auf die Wortebene zurückgeführt. Von der Einzelwortebene aus betrachtet müsse man fast Angst bekommen, wie viele Zugänge sich zum Text bieten:

Regardons encore quelque chose: un texte. L'aspect typographique et la signification générale des phrases nous viennent d'abord. Laissons passer cent mille idées. Perdons, détruisons même cette complexe signification. Chaque mot semble se détacher de la forme, reprendre une liberté, s'ouvrir, être à lui seul l'entrée de tout l'esprit. Chaque page paraît de suite un système infiniment relié, un incalculable réseau.<sup>55</sup>

Für Valéry ist die Texteinheit nicht naturgegeben. Spontan binde sich das Verständnis eher an Sätze als an die gesamte Textbedeutung. Aber früher oder später müsse man doch wieder auf ihre einzelnen Komponenten (Wörter) zurückkommen; und diese hätten jeweils ihre eigene Geschichte (oder „Bedeutung“, auch wenn diese nicht ganz fest bestimmt ist). Von der Textebene aus betrachtet stünden die Wörter deswegen da wie ausrangierte Exemplare:

Rappelons-nous ce que nous savons d'histoire, de linguistique, d'étymologie. Même si ces connaissances ne sont pas très sûres, elles tiendront lieu des véritables. Passons de nouveau sur notre texte dont la topographie a changé. Les mots, cette fois, seront associés à leur étage historique. Les locutions paraîtront naturelles, mais étranges à cette place. On aura l'impression que donne un monument dont les membres sont antiques, l'ordre barbare; ou bien celle qu'éveille un pauvre, vêtu de quotidiens mangés de prose et qui les a collés pour s'en faire une chemise de fortune.<sup>56</sup>

---

<sup>53</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:46.

<sup>54</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:215.

<sup>55</sup> VALÉRY 1898:260.

<sup>56</sup> VALÉRY 1898:260.

Daraus lässt sich nur der Schluss ziehen, dass entweder die Wortsemantik keine gute Basis für die Textsemantik ist oder aber dass es so etwas wie Textbedeutung gar nicht geben kann, wenn man den Wörtern keine Gewalt antun will.

Ohne darauf expliziten Bezug zu nehmen, erinnern Busses Positionen (insbesondere zum Verwerfen der Autorintention) doch stark an die Kritik der 60er Jahre am Strukturalismus in seiner Form in Literaturwissenschaft und Philosophie<sup>57</sup> (z.B. durch den frühen Roland Barthes oder Claude Lévi-Strauss). Seit 1968 werfen François Lyotard, Jacques Derrida, Jacques Lacan, Julia Kristeva und (der spätere) Roland Barthes dem Strukturalismus Pseudohistorismus, bzw. ahistorischen Charakter vor. Seine statischen Strukturen erforderten ein Hineinpressen empirischer Fakten in vorgegebene Klassifikationsschemata. Diese Generation des Poststrukturalismus (auch Dekonstruktivismus oder Neostrukturalismus)<sup>58</sup> radikalisiert Saussures Sprachkonzeption so weit, dass sich das strukturalistische Denken selbst zerstört.

Die *Tel Quel*-Gruppe, Derrida und Lacan bringen zwar teilweise berechnete Kritik am Strukturalismus vor, doch wird Saussure auch oft Unrecht getan und sie „rennen“- mit Wunderlis Worten – offene Türen bei ihm ein.

Busse bezieht sich in erster Linie auf die Poststrukturalisten im Hinblick auf die Auslöschung des Subjekts:

Die klassische Philosophie des Subjekts ist in der neuesten post- und sonstwie modernen Theorie [...] angegriffen worden: Die Poststrukturalisten sprachen vom Tod des Subjekts und meinten damit, zumindest in sprachlicher Hinsicht, die Dominanz der Diskurse über die private Identität des einzelnen Individuums; die Sprache spricht durch die Subjekte, aber das Subjekt ist nicht Herrscher über seine Sprache und damit sein Denken. (BUSSE 1995c:262)

Die Poststrukturalisten wollen den Rekurs auf jegliches Subjekt vermeiden. Den Vorwurf des statischen Sprachkonzepts machen sie daran fest, dass der Strukturalismus sich lange auf die Analyse des Systems konzentriert habe und daneben die Anwendung in der Rede vernachlässigt habe. Die Konzentration auf das System habe es mit sich gebracht, dass eher dem Zeichen inhärente Faktoren gesucht worden seien. *Tel Quel* geht es aber nicht um Beschreibung von Strukturen, sondern um Textinterpretation<sup>59</sup>; Busse wäre zwischen diesen beiden Polen anzusie-

---

<sup>57</sup> Cf. WUNDERLI 1992a:253.

<sup>58</sup> Cf. WUNDERLI 1992a:257.

<sup>59</sup> Cf. WUNDERLI 1992a:259.

deln. Er will zwar das Funktionieren des einzelnen Zeichens im Diskurs erklären, doch will er größere Einheiten nicht aus dem Blick verlieren.

Das Paradoxe der poststrukturalistischen Interpretationstheorien ist, dass nach der Elimination des Subjekts in Form des Autors doch wieder eine subjektive Komponente in Form des Rezipienten eingeführt wird. Endgültig selbständig funktioniert ein Text doch nicht.

Busse geht nie so weit, syntagmatische und paradigmatische Grenzen des Textes durchbrechen zu wollen; er bleibt doch der Linearität des Textes treu. Er betrachtet den Text als komplexes Geflecht und bedenkt auch Intertextualität über den Text hinaus<sup>60</sup>:

Der Begriff der Intertextualität ist eine der interessantesten, gleichzeitig aber am wenigsten ausgebeuteten Errungenschaften des (linguistischen) Strukturalismus. Auch wenn unklar ist, ob er wirklich zum ersten Mal bei Kristeva artikuliert wurde, wie oft behauptet wurde, kann man feststellen, dass es sich hierbei im Grunde genommen um einen Kerngedanken strukturalistischer Textanalyse handelt. (BUSSE 2000b:48)

Trotzdem geht Busse nicht so weit, die gesamte Literatur als „Hypertext“<sup>61</sup> zu sehen. Der Begriff der Intertextualität ist nicht zu verachten, spielt in Busses Form der Diskursanalyse aber eine sekundäre Rolle.

Busse integriert den Hörer/Leser in seine Betrachtungen, deswegen entfaltet der Text aber noch kein Eigenleben. Wie bereits angedeutet, trifft man bei Busse auch nicht auf Derridas *différance*-Konzept, er geht nicht so weit, den Text als endloses Spiel der Aktivierungen von Sinnpotentialen zu beschreiben.

---

<sup>60</sup> Auch Saussure lässt implizit schon ein Konzept der Intertextualität anklingen, z.B. in der Überwindung der Wortgrenze im Paradebeispiel *enseignement*.

<sup>61</sup> Zur methodischen Bewältigung des „Hypertextes“ cf. Kapitel 2.7.4.

## 2.7.2 Historisch-semantische Diskursanalyse

Busse unterscheidet in Anlehnung an Foucault und die Theorie des sprachlichen Diskurses situatives und kontextuelles von diskursivem Wissen, das man sich als epistemisches Beziehungsfeld oder Möglichkeiten der Verknüpfung vorstellen kann (cf. BUSSE 1987a:253). Dabei können die Grenzen zwischen Kontextwissen und diskursivem Wissen fließend sein, allein aus dem Grund, dass im kommunikativen Akt schon vorher mit den aktuellen Äußerungen an das diskursive Wissen angeknüpft wurde. Das diskursive Wissen ist vergleichbar mit einem ganzen Netz von sozial- und kulturgeschichtlichen Abhängigkeiten, die in einer Gemeinschaft verbindlich sind.

Foucaults Modell des Diskurses soll also für die Analyse von Bedeutungen nutzbringend mit dem Modell der kommunikativen Interaktion verknüpft werden. Bindeglied dieser Verkettung soll Wittgensteins Sprachspiel sein: das Sprachspiel funktioniere in der Kommunikation als Verständnishorizont, aber es sei gleichzeitig selbst in einen größeren Zusammenhang eingebettet.

Der Diskurs unterscheide sich vom Sprachspiel (z.B. BUSSE 1987a:256s.) insofern, als sich das Sprachspiel auf die konkrete Praxis, den einzelnen Handlungsvollzug beziehe, und der Diskurs den übergreifenden epistemischen Zusammenhang betone. Eine allgemeine diskursive Strategie ergebe sich zwar aus Einzelhandlungen, aber das Sprachspiel lege eine andere Perspektive zugrunde. Beide sähen sprachlich ausgedrückte Wirklichkeit als Teil einer Praxis, die somit veränderbar sein müsse, aber gleichzeitig Regeln folge, denn Regelmäßigkeiten bekämen erst Existenzberechtigung vor dem Hintergrund einer diskursiven Formation und deren Strategien (cf. BUSSE 1987a:257).

Die Diskursanalyse vertrage sich ebenfalls gut mit Wittgensteins Metapher vom Fluss der Gedanken in einem Flussbett<sup>62</sup>, dank derer Busse Veränderlichkeit, aber gleichzeitig eine gewisse Kontinuität zulässt:

Weiter kann eine diskursanalytische Perspektive eher geeignet sein, den Blick auf die Formationssysteme und -bedingungen des bedeutungsrelevanten Wissens zu lenken. Ich verweise in diesem Zusammenhang gerne auf Wittgensteins Metapher vom Fluss der Gedanken in seinem Flussbett. In kurzsichtiger, ahistorischer Betrachtungsweise kann das Flussbett leicht als das schlichtweg Unveränderliche, Feststehende, Gegebene missverstanden werden, während es doch tatsächlich selbst veränderbar, etwas historisch Konstituiertes und damit Kontingentes ist. (BUSSE 2000b:43)

---

<sup>62</sup> Cf. WITTGENSTEIN 1970:§95s.

Busse will auf Sprecher- und Hörerseite die soziale Situierung des Individuums und die davon abhängige Relation zwischen beiden herausfinden. Die Stellung der Kommunikationspartner gebe Aufschluss über den zugrundeliegenden Diskurs. Deswegen sei es auch nicht unerheblich, ob es sich um „wirklich[e], angesprochen[e] oder potentiell[e]“ (BUSSE 1987a:307) Sprecher und Hörer handele. Diese Differenzierung könne sich in beträchtlichem Maße auf die Kommunikationssituation auswirken.

In der Diskursanalyse sollten kleine Einheiten wie Wort oder Satz nicht vorausgesetzt werden (um vorschnelle Urteile auszuschließen), denn die kommunikative Handlung sei die Grundeinheit, die auch erst noch rekonstruierend zu erschließen sei. Busse schlägt anstelle einer Wortsemantik eine Diskurssemantik vor, da das einzelne Wort wieder Hypostasierungen unterworfen sei, die Busse bei Essentialisten, Traditionalisten und Strukturalisten kritisiert.

Der Weg von der einzelnen Äußerung über die Textaussage bis hin zu diskursiven Strategien beschreibe die Regelmäßigkeit des Auftauchens diskursiver Einheiten. Man könnte vermuten, dass sich hinter der Weiterführung der „diskursübergreifende[n] Paradigmen“ (BUSSE 1987a:307) eine Konzeption von Bedeutung verbirgt, aber darauf geht Busse bedauerlicherweise nicht ein. Auch Geeraerts bemängelt das Fehlen einer Diskussion des „psychological status of those larger-unit language games“<sup>63</sup>.

Die vier Ebenen der Diskursanalyse (cf. BUSSE 1987a:261-64) sind Perspektiven der Betrachtung einer kommunikativen Handlung. Die erste Ebene ist der einzelne kommunikative Akt, die zweite der einzelne Text<sup>64</sup> (in dem textimmanente thematische Grundlinien aufgezeigt werden), die dritte die thematische Tiefenstruktur (die die erste und zweite Ebene durchzieht, ein ganzer Lebens- oder Fachbereich), und die vierte Ebene untersucht die Paradigmen einer ganzen Epoche (die allgemein verbindlichen Bedingungen zur Wirklichkeitskonstitution)<sup>65</sup>. Diese Ebenen werden nicht einzeln abgehandelt, sondern durchdringen sich gegenseitig (obwohl Busse sie in seinen Analyseschritten einzeln aufführt, cf. Kapitel 2.7.3). Sie seien nach einem steigenden Abstraktionsgrad geordnet, würden immer weniger fassbar.

---

<sup>63</sup> GEERAERTS 1989b:166.

<sup>64</sup> D.h. Kommunikationsakt und Text sind keineswegs unterschiedliche Äußerungsformen. Beide gelten für Busse nur als verschiedene Betrachtungsebenen, was bedeutet, dass ein Kommunikationsakt (im traditionellen Sinn) auch ein Text ist und v.a. dass ein Text (im traditionellen Sinn) auch ein Kommunikationsakt ist!

<sup>65</sup> Roelcke hält die Unterscheidung der vier Ebenen für heuristisch sinnvoll, kritisiert aber, dass Busse sie nicht systematisch begründet. Cf. ROELCKE 1989:213.

Das Diskurs-Modell von Foucault müsse linguistisch angepasst werden (cf. BUSSE 1997a:18); der Diskurs-Begriff müsse in die linguistische Diskursanalyse integriert werden, damit sprachwissenschaftliche Tiefensemantik betrieben werden könne. Der Diskurs sei ein Korpus von Texten, die alle ein bestimmtes Thema betreffen. Dabei müsse das Thema nicht ein expliziter Gegenstand sein, es könne auch in Teilbedeutungen verankert sein, in Konnotationen oder in Möglichkeitsbedingungen. Texte, die zu einem Diskurs zählen, wiesen eine Regelmäßigkeit bestimmter inhaltlicher Elemente auf, und umgekehrt schlugen sich in Texten regelmäßige inhaltliche Elemente nieder, die dann einen Diskurs bildeten. Die Diskursanalyse solle nicht nur freilegen, wie Text durch Diskurs geprägt sei, sondern auch wie ein Text sich in Diskurse einschreibe, ungeachtet der Tatsache, ob seinem Autor/Produzent dies bewusst sei oder nicht (cf. BUSSE 1997a:18).

Die Diskursanalyse kann den Begriff des semantischen Merkmals nutzen, das somit für Busse doch wieder interessant wird (cf. BUSSE 1997a:19). Eine merkmalssemantische Analyse (der lexikalischen Bedeutung) sei allerdings nie erschöpfend, weil die Merkmale schon durch die Beobachter-Perspektive geprägt seien. Das Merkmalskonzept könne aber nützlich sein, wenn es ermögliche, auch unterhalb der Ebene der Zeichenbedeutung diskursive Beziehungen aufzuspüren:

Allerdings sollte mit der Verwendung solcher überkommener linguistischer Begriffe und Methoden nicht die Illusion ihrer Ursprungstheorien prolongiert werden, wonach eine im strengen Sinne „objektive“ Bedeutungsanalyse grundsätzlich möglich sei. (BUSSE 1997a:19)

Zum Glück stuft Busse die „Einheit eines Diskurses“ aber auch als analytisches Konstrukt ein. Der Diskursbegriff sei ein Konstrukt im gleichen Maße wie der Bedeutungsbegriff, nur sei letzterer schon länger in der Sprachwissenschaft etabliert. Ganz vorsichtig nähert Busse sich darüber auch der Möglichkeit der Annahme einer Bedeutung (allerdings nicht Wort-, sondern Textbedeutung):

Darin unterscheidet sich die semantische Diskursanalyse beispielsweise nicht von der wohletablierten Literaturwissenschaft oder der Textlinguistik, die ein Konstrukt wie „Bedeutung/Aussage eines Textes“ (z.B. Gedicht, Roman usw.) annehmen. Je besser (z.B. besser begründet) die Hypothese ist, auf der die Annahme dieses Konstrukts beruht, desto stärker ist die Vermutung, dass die Hypothese auch ein Stück epistemischer Realität widerspiegelt. (BUSSE 2000b:47)

Busses epistemologisch ausgerichtete historische Semantik will Prozesse der Bedeutungskonstitution, der Bedeutungskonstanz oder -

tradierung und des Bedeutungswandels erklären. Deswegen müsse sie auch beurteilen können, wie gesellschaftliches Wissen Wort- und Textbedeutung beeinflusse (cf. BUSSE 1997a:18). Der diskursanalytische Ansatz biete sich dafür an, da er weitere Kreise ziehe und bedeutungsrelevantes bzw. verstehensrelevantes Wissens mit berücksichtigen könne. Busses „reiche“ Semantik oder „Tiefensemantik“ will sich nicht auf die Erklärung

[...] der sozusagen „offen zu Tage liegenden“ epistemischen Elemente von Wort- und Textbedeutungen beschränken, sondern muss gerade auch das zugrundeliegende, versteckte, normalerweise übersehene, weil als selbstverständlich unterstellte Wissen explizieren. Zu dieser Analyse gehört auch die Explizierung von in sprachlichen Äußerungen transportierten oder insinuierten epistemischen Elementen, von deren Vorhandensein die Sprecher und Rezipienten der Texte möglicherweise gar kein reflektiertes Bewusstsein haben. (BUSSE 2003b:182)

Die Diskursanalyse bediene sich teilweise sogar derselben Methoden wie sprachwissenschaftliche Semantik: Wortsemantik, Textlinguistik, Sprechhandlungstheorie und Begriffsgeschichte (cf. BUSSE 1997a:18). Busse kann sich deswegen nicht mit Foucault einverstanden erklären, der alles ausgrenze, was nach seinem Dafürhalten Diskursanalyse *nicht* sein soll:

[...] keine Wortgeschichte, keine Begriffsgeschichte, keine Semantik, keine Ideengeschichte, keine Mentalitätsgeschichte, keine Epistemologie in herkömmlichem Sinne. All dies soll Diskursanalyse *nicht* sein, sondern *dazwischen* und *davor* sich bewegen, indem sie die historischen Aprioris, die Möglichkeitsbedingungen und die Genealogie der Wortbedeutungen, Begriffe, Ideen, Mentalitäten und Episteme dechiffriert. (BUSSE 2003a:25)

Die Beschreibung von Diskursmechanismen müsse subtiler sein als nur ein Ausschluss von Themen (cf. BUSSE 1996a:354). Gegenstand der Diskurssemantik sei nicht nur die offensichtliche Bedeutung, sondern auch Unbewusstes und Vorbewusstes (cf. BUSSE 1997a:17). Aus einem Text spreche nicht nur das Subjekt, sondern eine ganze Tradition des Denkens und Meinens (was dem Sprecher nicht unbedingt bewusst sein muss).

Im Unterschied zu Foucault gibt Busse vor, keine ideologiekritischen Ziele zu verfolgen, sondern mit seiner *Diskurssemantik* ausschließlich deskriptiv-analytisch zu verfahren. Er ist damit nicht sehr weit entfernt vom Ziel der Begriffsgeschichte, die durch die Beschreibung von Begriffsinhalten den Wandel von Auffassungsweisen der Wirk-

lichkeit zu erfassen und zu erklären versucht. Reine Begriffsgeschichte will Busse aber nicht betreiben, denn diese bediene sich

[...] traditionell geistesgeschichtlicher Methoden und orientiert sich an der Höhenkammliteratur, wodurch sie in den Augen ihrer Kritiker lediglich eine Geschichte des wissenschaftlich-philosophischen Bewusstseins hervorbringt. Dagegen formulieren Dietrich Busse und Fritz Hermanns das Programm einer "umfassenden Bewusstseinsgeschichte historischer Zeiten" (BUSSE 1987a:11)<sup>66</sup>.

Die Diskursanalyse solle über die Beschränkungen einer rein wortorientierten Begriffsgeschichte hinausführen (cf. BUSSE 2003c:13s.) Aus der diskursanalytischen Zielsetzung und Arbeitsweise werde die Orientierung an Alltagsquellen übernommen, weg von der Beschränkung auf die sogenannte „Höhenkammliteratur“ wie in der älteren historischen Begriffsgeschichte. Es solle das gesamte Spektrum semantischer Methoden genutzt werden: Wortsemantik, Satzsemantik, Präsuppositions- und Implikaturanalyse, Textsemantik, Begriffsgeschichte, Merkmalsemantik, Isotopieanalyse, Feldanalyse, Toposanalyse, Analyse semantischer Relationen und kognitiv-epistemischer Rahmen. Die Untersuchung semantischer Bezüge solle ohne Beschränkung auf bestimmte Wörter, Wortarten und Textsorten stattfinden (z.B. keine Beschränkung auf Autosemantika). Es gehe eher darum, epistemisch-semantische Fundamente des heutigen Denkens, Redens und Schreibens aufzuzeigen, anstatt nur kurzfristig wirksame und vergängliche Debatten nachzuzeichnen. Schließlich sollen diskursive Elemente auch außerhalb des Bereichs des im engeren Sinne Sprachlichen aufgesucht werden.

Busse zitiert Foucault mehrfach, aber schwankt zwischen einer „lockeren Anlehnung“ (cf. BUSSE 2003c:14) an dessen Theorie und einer konsequenten Weiternutzung seines theoretischen Angebots:

Wenn ich gleichwohl die Diskursanalyse für eine epistemologisch orientierte historische Semantik reklamiere, dann berufe ich mich dabei auf Foucault selbst, der seine Arbeiten in einem Interview einmal als Werkzeugkasten angeboten hat, aus dem sich jeder bedienen könne. (BUSSE 2003a:25s.)

Insgesamt ist er sich doch bewusst, dass er sich stärker an den Ansätzen des „glücklichen Positivist“ Foucault „bedient“ als andere diskursanalytische Ansätze:

Ich möchte aber in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass meine eigenen Überlegungen zur Diskursanalyse sich relativ stark auf

---

<sup>66</sup> BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet).



die Philosophie Michel Foucaults selbst stützen, und zwar stärker, als meines Erachtens einige andere von ihren Vertretern als „Diskursanalyse“ bezeichnete Ansätze in Deutschland. (BUSSE 2000b:49)

Aus neueren Veröffentlichungen Busses spricht doch eine echte Bewunderung für Foucault<sup>67</sup>. Busse deutet Foucaults Diskurstheorie als deskriptives Projekt „etwa so, wie die Diskursanalyse durch Michel Pêcheux und andere in die Methodik linguistischer Analyseverfahren umgesetzt wurde“ (BUSSE 2003a:23). Pêcheux habe Foucaults Theorie zu einem methodischen Instrumentarium ausgebaut; dieser Ansatz sei aber in Deutschland bisher kaum rezipiert worden. Dabei erlaube dieser Ansatz, Diskurse als „Netze von Zeichen, Spuren und Fährten“ zu analysieren (cf. BUSSE 2003a:25). Bei Pêcheux ist für Busse gerade die Untersuchung scheinbarer Gegendiskurse interessant: sie könne Gemeinsamkeiten ans Tageslicht bringen, die bei einer „oberflächlichen und ideologiegeleiteten Betrachtungsweise“ (BUSSE 2003a:25) zuerst gar nicht hätten vermutet werden können.

Auch Galatanu sucht die Verbindung zwischen Diskursanalyse und Bedeutungstheorie. Die Bedeutungstheorie finde ihren Platz in der Landschaft der Diskursanalyse, weil sie Hilfestellung leiste, um die Beziehungen zwischen Diskurs und seinen Produktionsbedingungen zu beleuchten<sup>68</sup>. Erst eine solche linguistische Diskursanalyse sei in der Lage, diskursive Praxis zu erklären und verschiedene Arten des Umgangs mit Wertesystemen (Erhalt, Wiederaufbau, Dekonstruktion) zu beschreiben.

Die Diskursanalyse (im rhetorischen und linguistischen Sinn) stützt sich auf Argumentation und fragt sich, wie ein moralisch dominanter Diskurs entsteht und wie er sich durchsetzt<sup>69</sup>. Sie kann weit über die Beschreibung von Informationsvermittlung hinausgehen, z.B. indem sie Mediendiskurse als vortreffliches Terrain für Beeinflussung und Manipulation entlarvt.

Ausgehend von der Hypothese, dass Informationen immer ein Bündel von „Kommentaren“ (Topoi<sup>70</sup>) mit sich tragen, von denen min-

---

<sup>67</sup> Durch den scharfen analytischen Blick Michel Foucaults und seine grundlagenphilosophische Orientierung ist das Diskurskonzept jedoch zu einem übergreifenden theoretischen Instrumentarium herangereift. Es ist damit aus seinen früheren zeitpolitischen Bindungen befreit worden und zu einem ideologie-neutralen, weil ideologie-deskriptiven, und das heißt eben: epistemologischen Instrument fortentwickelt worden. Als solches kann es zu unterschiedlichen Zielen eingesetzt werden, von denen ich persönlich die analytisch-deskriptiven, im engeren Sinne wissenschaftlichen, hier: auf Erkenntnis der Episteme einer Epoche gerichteten Zielsetzungen bevorzuge. (BUSSE 2000b:49)

<sup>68</sup> Cf. GALATANU 1999a:43.

<sup>69</sup> Cf. GALATANU 2000b:251.

<sup>70</sup> Begriff aus der *théorie de l'argumentation* von Ducrot, Anscombe (seit 1980).

destens einer wertend ist, wird die semantische Analyse notwendig, um das Funktionieren des Diskurses zu erklären. Die linguistische Analyse als *sémantique et pragmatique intégrée* ist eine in den pragmatischen Ansatz integrierte Semantik, die Bedeutung nicht aus dem Kontext „berechnet“<sup>71</sup>, sondern sich vielmehr an das *principe de la pertinence* nach Sperber und Wilson anlehnt<sup>72</sup>, die eine Art kognitives Ökonomieprinzip in der Informationsübermittlung vertreten.

Eine solche *sémantique argumentative intégrée* ist sowohl für die semantische Analyse als auch für die Diskursanalyse von Interesse, denn sie stellt einen holistischen Bedeutungsansatz dar, so wie Busse ihn sich wünschen könnte. Sie definiert assoziativ und nicht differenziell (wie strukturalistische Ansätze); Wortbedeutung steht immer in einem Netz von Bedeutungen anderer Wörter. Jede Wortbedeutung selbst trägt ein ganzes Netz von Bedeutungen, das nicht ein für allemal beschrieben werden kann.

---

Cf. über die *théorie des topoï* ANSCOMBRE 1995.

<sup>71</sup> Cf. GALATANU 1999b:43.

<sup>72</sup> Cf. SPERBER/WILSON 1989.

### 2.7.3 Analyseschritte einer Diskurssemantik

Busse liefert eine Liste von 17 Analyseschritten einer Diskurssemantik (cf. BUSSE 1987a:264-66), die hier vorgestellt und anschließend kritisch betrachtet werden soll. Die Schritte 14-17 lassen sich der Ebene der Diskursanalyse zuordnen; wie die Schritte 1-16 einzuordnen sind, wird jedoch nicht explizit gemacht.

1. Vorab-Bestimmung des Themas (Bedeutungsfeld, Diskursbereich); Bestimmung der als Leitlinie und Titel fungierenden Sprachzeichen;
2. zeitliche Eingrenzung des Untersuchungsbereiches, heuristische Bestimmung der Kriterien der Eingrenzung;
3. Auswahl der Quellen und Zusammenstellung eines Textkorpus; Erarbeitung der Auswahl-Kriterien, Präzisierung des Erkenntnis-Interesses;
4. Differenzierung nach Sprechergruppen (wer spricht, in welchem Medium, mit welcher Haltung, in welcher Textgattung?);
5. Bestimmung der Adressaten (zu wem wird gesprochen: a) explizit, b) mit wem wird gerechnet; welche fiktiven, welche realen Adressaten werden angesprochen; wen kann die Äußerung überhaupt erreichen; welche Öffentlichkeit besteht?);
6. Differenzierung nach Medien (Rede, Zeitung, Zeitschrift, Buch, Pamphlet, Akten, Protokolle etc.);
7. Bestimmung des Sprachstils (Gemeinsprache – Fachsprache; Hochsprache – Dialekt/Soziolekt; funktionale Variante: politische Rede, private Rede, wissenschaftlicher Stil, literarischer Stil; polemische vs. „neutrale“ Rede usw.);
8. Differenzierung nach Diskursbereichen/Bedeutungsvarianten;
9. Bedeutungsbestimmung auf den diskursanalytischen Ebenen:
  - a. der einzelnen Äußerung(shandlung),
  - b. des Textes (Kontext der Einzeläußerung),
  - c. der thematischen Tiefenstruktur (Bedeutungsfeld, Diskursbereich),
  - d. des diskursübergreifenden Paradigmas.
10. Bestimmung der Funktion einzelner zentraler Sprachzeichen:
  - a. im Kontext des Quellentextes,
  - b. in anderen Texten,
  - c. im Zusammenhang mit anderen Zeichen des Kontextes.
11. Bildung von Serien der Äußerungen, in denen das Bezugs-Zeichen vorkommt; Überprüfung des Zeichens auch in anderen Kontexten (Seitenblick auch auf diejenigen Bedeutungsfelder, die in Schritt 8 ausgeschieden wurden; erneute Überprüfung der Auswahl);

12. Bestimmung der Regelmäßigkeit bestimmter Verwendungen, Kontexte, Situationen; Rekonstruktion der Verwendungsregeln;
13. Rekonstruktion der (epistemischen, diskursiven) Möglichkeitsbedingungen der rekonstruierten Verwendungsregeln; d.h. Bestimmung der übergreifenden epistemischen, sozialen, historischen, institutionellen, handlungs-praktischen etc. Kontexte der Verwendungsweisen der Bezugs-Zeichen.

Bestimmungen auf der epistemischen Ebene:

14. Stellung der Einzelaussage (und ihrer Verstehungsbedingungen):
  - a. im Text,
  - b. im Diskurs (vorausgesetztes, ausgeschlossenes, widerlegtes Wissen),
  - c. im diskursübergreifenden Paradigma.
15. Stellung der Textaussage:
  - a. Funktion der zentralen (Bezugs-)Aussagen für sie,
  - b. betrifft sie einen Diskurs oder mehrere?
  - c. Stellung im diskursübergreifenden Paradigma.
16. Diskurs:
  - a. entsprechen ihm alle Einzel- und Textaussagen?
  - b. Wo stößt ein Diskurs auf (einen) andere(n) (Brüche, Überlagerungen, Abreißen von Diskursen)?
  - c. konstituiert der Diskurs das Paradigma oder opponiert er dagegen (stillschweigend oder offen)?
  - d. welche Funktion haben außerdiskursive Fakten für den Diskurs und die Möglichkeit, seine Aussagen zu verstehen?
17. Paradigma:
  - a. wie wird es konstituiert (mit welchen Mitteln, Aussagen?, wo?, offen oder verdeckt?, in rein diskursiven oder in außerdiskursiven [lebenspraktischen] Bereichen?)
  - b. in welcher Form greift es in die einzelne Kommunikations-handlung ein? (in welcher Form ist es Voraussetzung für konkrete Sinnkonstitution und Sinndifferenzierung, als Angesprochenes oder als selbstverständliches Fundament?)
  - c. in welchem Verhältnis steht es zu den Diskursen?

Busse erkennt selbst, dass es in der Praxis kaum möglich sein wird (cf. BUSSE 1987a:299), diesen Katalog vollständig und zufriedenstellend „abzuarbeiten“. Die vorgeschlagenen Analyseschritte können zwar auch als eine Art Methodologie aufgefasst werden; wollte man ihnen jedoch strikt folgen, wäre eine Bearbeitung größerer Textkorpora aus for-

schungspraktischen Gründen unmöglich (cf. BUSSE 1987a:264s.)<sup>73</sup>. In jedem Fall verlangt Busses Modell der historischen Semantik, dass jeder Einzelfall gesondert untersucht und die Vielfalt der relevanten Faktoren (die an der Sinnkonstitution beteiligt sind) und ihre Situationsgebundenheit herausgestellt werden (cf. BUSSE 1987a:266, 304, 306).

Busse warnt davor, zu übersehen, dass sich die für die Sinnkonstitution relevanten epistemischen Bedingungen ändern. Deshalb müsse besonders bei der Analyse von alten Texten darauf Rücksicht genommen werden, dass der zeitgenössische Rezipient ein anderes Verständnis gehabt habe als derjenige, der rekonstruiert. Die Assoziationen beider könnten niemals deckungsgleich sein, selbst wenn man in der Analyse bemüht sei, möglichst viele Momente des kollektiven Wissens einer sozialen Gemeinschaft innerhalb einer bestimmten Epoche zu ergründen und bei der Bedeutungsanalyse zu berücksichtigen. Diskursgeschichte könne von den Wissensbeständen vergangener Epochen immer nur das erklären, was „auf dem Hintergrund unserer eigenen Episteme zu denken und zu sagen möglich ist“ (BUSSE 2003a:28).

In dieser Hinsicht erweist sich eine Reihe von Punkten der Vorgehensstrategie als problematisch. Als erstes soll das Ziel der Untersuchung, bzw. der zu analysierende Diskursbereich festgelegt werden. Dazu gehört auch die zeitliche Eingrenzung des Untersuchungsbereiches. Die Beschränkung auf einen bestimmten Zeitraum der zu untersuchenden epistemischen Bedingungen reicht jedoch nicht aus, um Bedeutung hinlänglich zu beschreiben, da die Grenzen von Bedeutung nicht mit denen eines zeitlichen oder fachlichen Feldes zusammenfallen.

Die Auswahl der Quellen und Zusammenstellung eines Textkorpus schränkt die Komplexität der Diskurssemantik weiter ein. Schließlich wird von vornherein festgelegt, auf welcher der vier Ebenen (kommunikative Handlung, Text, Diskurs, Paradigma) Sinnkonstitution untersucht werden soll. Hinter all diese Einschränkungen einer „regulierten Interpretation“ (BUSSE 1987a:300) muss die Vollständigkeit der Ergebnisse zurücktreten. Busse streitet dies zwar nicht ab, legt aber nicht offen, was dann noch bleibt.

Außer der Vollständigkeit erleidet auch die Objektivität der Ergebnisse erhebliche Einbußen, wenn man sich einmal bewusst macht, dass all die angeführten Vorentscheidungen selbstverständlich ganz subjektiver Natur sind. Derjenige, der einen Untersuchungszeitraum, das entsprechende Material oder die Ebene des Diskurses auswählt, handelt nie nach ganz objektiven Kriterien, da er sich erst gar nicht aus dem Diskurs befreien kann, in dem er selbst steht! Eigene diskursive

---

<sup>73</sup> BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet):N7.

Erfahrungen des Interpretierenden und die Konsequenzen einer permanenten „Diskursimmanenz“<sup>74</sup> eines jeden zieht Busse innerhalb der Vorentscheidungen für sein Modell gar nicht in Betracht.

Um allgemeinere Tendenzen freizulegen, müssen ganze Serien von kommunikativen Handlungen in den Blick genommen werden. Trotzdem muss es eine Illusion bleiben, sämtliche Konstitutionsbedingungen von gesellschaftlichem Wissen zu erfassen. Die linguistische Bedeutungsanalyse ist nie frei von Interpretation:

Vielmehr handelt es sich bei jeder Form von historisch-semantischer Sprachanalyse im weitesten Sinne um eine Art von *Kontextualisierung*; d.h. um eine Positionierung des Sprachmaterials (z.B. Wortmaterials) in einem Kontext zeichenhafter, semantischer, epistemischer Bezüge. Solche Bezüge, solche Kontextualisierungen müssen *gesehen* werden. Sie stellen sich nicht gleichsam von selbst ein (wie man in einem objektivistischen Mißverständnis vermuten könnte), sondern sind häufig genug Ergebnis bestimmter Suchstrategien, die auf Hypothesen beruhen. (BUSSE 2002b:35)

Bluhm et al.<sup>75</sup> zeigen, dass in der Diskursanalyse eine Forderung nach objektiveren Kriterien besteht, die sich nicht nur auf das spezifische Erkenntnisinteresse des Forschers reduzieren lassen. Die Oldenburger Gruppe führt z.B. die Kategorie der Reflexivität ein, durch die auch Texte einbezogen werden, die als Kommentar oder Synthese des entsprechenden Diskurses zu werten sind. Dank solcher Texte lasse sich fast eine Konstitution des Diskurses „aus sich selbst heraus“ rechtfertigen, denn der Diskurs entspreche einer lebensweltlichen Einheit.

Ideal wäre ein Verzicht auf jegliche Vorab-Eingrenzung des Korpus (cf. BUSSE/TEUBERT 1994). Denn jede Eingrenzung birgt die Gefahr, dass gewisse relevante Texte übersehen werden. Auch die Beschränkung auf eine Textsorte, einen Kommunikationsbereich oder einen Teildiskurs lässt wertvolles Material untergehen, das ohnehin oft schon durch die „Aktenlage“ eingeschränkt ist, z.B. lässt sich auch nicht alles Material problemlos in Archiven finden. Eine rein formale Bestimmung eines Korpus in Form von Textsorten negiert fast das Diskurskonzept selbst: es soll sich durch das Thema bestimmen, nicht durch formale Kriterien.

---

<sup>74</sup> ROELCKE 1989:217. – Cf. auch SCHÜTZ 1971:13 und in der Sekundärliteratur zu Bréal: „[I]l faut tenir compte du problème herméneutique de l'interprétation d'un texte ancien. La signification qu'un lecteur moderne y rattache ne coïncide jamais entièrement avec la signification originale, puisqu'il ne peut pas éliminer les attitudes et les connaissances qui appartiennent au XX<sup>e</sup> siècle“ (SCHOGT 1990:30).

<sup>75</sup> BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet).

Man muss sich bewusst sein, dass die Korpuskonstitution und damit die Diskurskonstitution primär vom Erkenntnisinteresse des Analysierenden abhängig ist und sich in der Realität doch meist aus „fortschreitende[m], zirkuläre[m] Lesen der Texte“<sup>76</sup> ergibt. Somit stelle sich auch die Frage der Repräsentativität des Korpus nicht bzw. anders als in der Lexikographie: ein Korpus gelte als repräsentativ allein gemäß der thematisch-inhaltlichen Auswahl des Betrachters (cf. BUSSE/TEUBERT 1994:14s.).

Busse ist sich durchaus bewusst, dass jede Auswahl von Material anderes Material ausschließt:

So kann man auch von einer diskursanalytischen historischen Semantik und Epistemologie nicht erwarten, dass sie das *gesamte* Netz epistemischer Bezüge, in dem ein Text, ein Begriff, eine énoncé stehen, explizieren könnte. Diskursanalyse wird gerade heißen, bestimmte spezifische Wissensstränge auch in verschiedensten Texten, Textsorten, Artikulations- und Diskursbereichen nachzuverfolgen, also eine thematisch gelenkte Konzentration auf Ketten einzelner énoncés, einzelner epistemischer Leitelemente vorzunehmen. Insofern muss auch Diskursanalyse auswählen, gelenkt durch thematische Leitlinien, doch ausgehend vom methodischen Grundgedanken des „offenen, sich im Forschungsprozess erweiternden Korpus“<sup>77</sup> (BUSSE 2003a:28).

Mit den heutigen technischen Möglichkeiten ist es sogar erstmals denkbar, einen diskursiven Hypertext zu erstellen<sup>78</sup>. Mit computergestützten Hypertextsystemen könnte sichtbar gemacht werden, wie Texte untereinander vernetzt sind, wo sich Knotenpunkte bilden und wo Verweise (*links*) angeboten werden. Das komplex strukturierte System würde so realistischer dargestellt als in herkömmlichen linearen Darstellungstechniken, da Synchronität und Nacheinander verschiedener Diskursstränge problemlos kombiniert werden können.

---

<sup>76</sup> BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet).

<sup>77</sup> Cf. PÉCHEUX 1983:54.

<sup>78</sup> Cf. BLUHM et al.: *Linguistische Diskursanalyse* (im Internet).

#### 2.7.4 Sprachwissenschaftliche Begrifflichkeit

Busse widmet sich in seinem Artikel «Sprachwissenschaftliche Terminologie» dem seiner Meinung nach allzu artifiziellen und widersprüchlichen Fachvokabular der Linguistik (BUSSE 1989b). Auch dieses Manko lastet er dem Strukturalismus an: die Unverständlichkeit der Begrifflichkeiten sei typisch „seit dem verspäteten Einbruch strukturalistischer Theorien“<sup>79</sup> (BUSSE 1989b:27). Es sei ein Problem aller Geisteswissenschaften, dass es kein einheitliches Grundwissen gebe. Es kämen ständig neue Ansätze auf, was auch einfach durch die Tatsache bedingt sei, dass es heute viel mehr Sprachwissenschaftler gebe als früher. Busse vermutet eher eine Einheitlichkeit bei den Naturwissenschaften, ist sich aber auch bewusst, dass auch dort Pluralismus herrscht. Im Vergleich mit den Naturwissenschaften enttäuscht es etwas, von einem Linguisten heute noch die banale Feststellung zu hören, dass das sprachwissenschaftliche Objekt so nicht in der Natur vorgefunden werden könne (cf. BUSSE 1989b:28). Darum geht es nicht, sondern vielmehr darum, dass die Gegenstände der Naturwissenschaften ganz anderen Gesetzmäßigkeiten gehorchen als die Gegenstände der Geisteswissenschaften!

Konkurrierende Fachtermini gibt es in allen Wissenschaftsbereichen. Busse weist allerdings nicht darauf hin, dass Termini einer bestimmten Theorie innerhalb dieser nützlich sein können; erst die Vermischung macht das Verständnis kompliziert. Paradoxerweise hält er es dann aber für ein Glück, dass es konkurrierende Terminologien gebe, denn der Pluralismus sei notwendig zum Erkenntnisgewinn.

Busse äußert aber ganz allgemein, Fachtermini seien nicht wohldefiniert. Neue Termini seien eher theorieästhetisch als notwendig (cf. BUSSE 1989b:28). Es sei gerade in der Linguistik eine Mode, ständig neue Begrifflichkeiten auf den Markt zu bringen, obwohl es auch gute Arbeiten gebe, die ohne auskämen. Begrifflichkeit bedeutet für Busse scheinbar nicht nur eine Ansammlung von Definitionen von Konzepten; er verbindet hiermit v.a. einen Systembegriff, wenn er linguistischen Theorien vorwirft, sie würden die Systematizität über den Erkenntniswert stellen. Das würde bedeuten, Fachbegriffe würden den Blick auf die Erkenntnis verstellen und es gebe ein Bewusstsein dafür, dass neue Terminologien automatisch Systeme schaffen, was so sicherlich nicht stehen gelassen werden kann. Busse verfällt noch immer dem über ein Jahrhundert alten Argument, nur durch Fachbegriffe (gemeint wie in

---

<sup>79</sup> Worin sich zudem ein doppelter Vorwurf verbirgt: nicht nur der Strukturalismus ist für ihn Schuld an dieser Entwicklung, er kam zudem auch noch zu spät!



den Naturwissenschaften) könne die Linguistik den Status einer „harten“ Wissenschaft erlangen.

Busse glaubt ernstlich, deswegen habe sich die Linguistik von der Literaturwissenschaft getrennt und damit den Anschluss an die anderen Kulturwissenschaften verloren (cf. BUSSE 1989b:29). Ob dies tatsächlich der Fall ist, kann bestritten werden.

Seit Saussure befinde sich die Sprachwissenschaft aber in einem Erkenntnisfortschritt, der an das Entstehen einer schlüssigen Terminologie gebunden sei, was in diesem Fall von Busse ausnahmsweise positiv gemeint ist. Trotzdem sei vor Übertreibungen zu warnen.

Auf der Suche nach der idealen Wissenschaftssprache würden inzwischen Metaphern vermieden, dafür bediene man sich „pseudolateinischer“ Begriffe (cf. BUSSE 1989b:34). Beides hat es immer gegeben: es wurde auf lateinische oder griechische Wörter zurückgegriffen und es wurden mehr oder weniger nutzbringend Metaphern eingesetzt, was sich heute nicht geändert hat. Busse glaubt, latinisierende Formen hätten die Funktion, zu beeindrucken (er zielt mit dieser Kritik insbesondere auf die Sprechakttheorie), würden aber vielmehr abschrecken.

Zum Gebrauch der Metapher rät Busse, die metaphorische Herkunft offen zu legen. Er unterscheidet zwischen anschaulichen (die Organismus-Metapher im 19. Jahrhundert, die die Ganzheitlichkeit und Dynamik der Sprache veranschaulichen sollte) und unanschaulichen, vagen Metaphern, wie das System<sup>80</sup> (cf. BUSSE 1989b:33). Dann führt er aber weiter aus, Metaphern seien immer vage, das sei gerade ihr Vorteil. Es scheint, als bezeichne Busse alles als Metapher, was mit Hilfe von Analogie übertragen wird.

Busses Kritik ist bestimmt in vielen Fällen gerechtfertigt, wo künstlich neue Terminologien geschaffen werden, die die Rezipienten nur verwirren und die im schlimmsten Fall nichts Neues zum Stand der Forschung beitragen, da mit anderen Begriffen derselbe Sachverhalt schon längst sauber definiert worden ist. Sie sind in diesem Fall einfach überflüssig und man möchte ihnen fast ihren Anspruch der Wissenschaftlichkeit absprechen, wenn sie sich offensichtlich nicht mit Vorgängern auf demselben Gebiet beschäftigt haben und somit auch keinen glaubwürdigen Konsens suchen. Der Vorwurf der latinisierenden Begrifflichkeiten lässt sich aber nur teilweise rechtfertigen: an das Lateinische angelehnte Begriffe haben doch in der Welt der Wissenschaf-

---

<sup>80</sup> Der Angriff auf den Strukturalismus ist hier wieder offensichtlich. Abgesehen davon liegt hier ein großes Missverständnis vor: der Systembegriff ist nicht als Metapher zu werten, sondern als Term ersten Grades zu verstehen.

ten den Vorteil, relativ leicht verständlich und von Wissenschaftlern verschiedenster Nationalität nutzbar zu sein.

## 2.8 *Reader's Digest: Busse*

Busse liefert seinem Leser einen Modellkomplex zur Untersuchung von Bedeutungswandel, der bei einer Reihe von bestehenden Theorien und Modellen Anleihen macht. Er revolutioniert damit die semantische Methodik nicht, sondern führt im Endeffekt *volens volens* auf eine semantische Merkmalanalyse zurück, die immer weitgespannte semantische Netzwerke im Auge behalten soll.

Busses zahlreiche Auseinandersetzungen mit der Rechtssprache bringen für die Analyse von Bedeutungswandel im linguistischen Sinn einen recht dürftigen Ertrag. Die Konsequenzen des Vergleichs mit der Alltagssprache sind wohl eher noch für den Juristen aufschlussreich und stellen keinen Gewinn für die historische Semantik dar.

Trotz seiner gebetsmühlenartig sich wiederholenden Ablehnung einer konstanten Bedeutung scheint bei Busse doch immer wieder (die Einsicht für) die Notwendigkeit eines solchen Konzepts durch. Auch wenn er die Situations- und Kontextabhängigkeit sprachlicher Zeichen allem voranstellt, ist ihm eigentlich bewusst, dass zwischen einmaligem und konkretem Sinn und intersubjektiver und überzeitlich gültiger Bedeutung unterschieden werden muss. Im Übrigen müsste der Leser sich sonst ernstlich fragen, warum Busse sich überhaupt mit dem Phänomen Bedeutung auseinander zu setzen zu wollen scheint.

Ein Dauerbrenner in Busses Ausführungen ist die regelrechte Angst vor Ontologisierung. Die Bedeutung ist ein zu abstraktes Konzept, Seme sind „nur“ metasprachliche Beschreibungswerkzeuge, Stereotypen und Prototypen kristallisieren sich für ihn (leider) auch als reine Beschreibungskategorien heraus, das vielversprechende hochmoderne Diskurskonzept ist auch analytisches Konstrukt und sogar Wittgensteins Regelbegriff läuft Gefahr, in einem Regelplatonismus zu enden. Busse unterschätzt grundsätzlich den Modellcharakter hypothetischer Konstrukte. Natürlich beschreiben diese keine real existierenden Gegenstände. Busse nimmt alle Modelle „für bare Münze“ und verstellt sich damit den Blick auf die wertvolle Funktion von wissenschaftlichen Konstrukten in der Beschreibung der Bedeutung.

Busse hebt in frühen Veröffentlichungen hervor, sein Ziel sei nicht nur eine deskriptive, sondern eine explikative Semantik. Traditionellerweise gelte in der Semantik ein Primat der Deskription. Klassische Modelle, aber auch Stereotypen- oder Prototypen-Semantik und praktische Semantik sind für Busses Zielsetzung einer explikativen Semantik ungeeignet, da sie lediglich beschreiben können. In neuesten Veröffentlichungen scheint sich Busses Fokus plötzlich zu verlagern: er strebt

nun nach einer analytisch-deskriptiven Semantik, wobei Analyse und Deskription gar nicht voneinander getrennt werden sollen (können!). Die vorher so akzentuierte explikative Komponente findet keine Berücksichtigung mehr<sup>1</sup>. Diese Richtungsänderung ist wohl damit zu begründen, dass Busse sich als immer größerer Bewunderer epistemologischer Fragestellungen entpuppt. Er versteht jetzt historische Semantik gar als Teil der Epistemologie, die so verstanden erst in der Lage sei, diskursiv-epistemische Verhältnisse zu beschreiben und zu analysieren.

Es kann nicht geleugnet werden, dass Busse sich generell auf dem Gebiet der Begriffsgeschichte bewegt. An ihr stört ihn zwar, dass sie *per definitionem* von Einzelwörtern ausgeht, was er durch die Kombination mit der Diskursanalyse „ausbügeln“ möchte. Die schöne Vorstellung von einer Beschreibung der gesellschaftlichen Sinnkonstitution oder der Bewusstseinsgeschichte im Rahmen ihrer Sozialgeschichte lässt sich nun einmal nicht im Rahmen einer simplen „historischen Semantik“ verantworten. Außerdem müssten unter dem Etikett einer historischen Semantik diejenigen Mechanismen behandelt werden, die den Sprechern erlauben, neue Bedeutungen aus alten zu entwickeln; und ein Modell des Bedeutungswandels in diesem grundsätzlichen Sinne liefert Busse eigentlich nicht<sup>2</sup>. Busse kritisiert zwar am Strukturalismus die „Enthistorisierung der Linguistik“ und gibt vor, seinen Forschungen eine diachronische Dimension zurückgeben zu wollen, doch visiert er statt historischer Semantik (rein theoretisch) eher Begriffsgeschichte an.

Busses verspätetes Interesse für die ältere historische Semantik ist selbst schon eine Erklärung für die Vernachlässigung der Diachronie. Der Sprachwissenschaft des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wirft er vor, den Bedeutungswandel der Reflexion über ein Bedeutungskonzept vorangestellt zu haben. Busses Ringen um einen angemessenen Bedeutungsbegriff lässt ihn umgekehrt den Wandel übergehen.

Busses Vorstellung der kommunikativen Interaktion basiert auf der gleichwertigen Rolle von Sprecher und Hörer. Im Gegensatz zu vielen traditionellen Theorien wertet Busse den Part des Hörers bedeutend auf und beschreibt das Handeln beider Kommunikationsbeteiligten als gemeinsame Sinnkonstitution. Das Verbindungsglied zwischen beiden

---

<sup>1</sup> Oder handelt es sich hier lediglich um eine vorsichtigeren Variante? Bringt das Beschreiben von Bedeutung nicht automatisch das Analysieren (und teilweise Erklären) mit sich, so wie Gründe und Prozesse des Bedeutungswandels kaum voneinander getrennt werden können?

<sup>2</sup> Außer der Feststellung, dass jede einzelne kommunikative Handlung eine Sinnkonstitution sei, in der sich die Verwendungsregel potentiell verschieben kann.

Kommunikationspartnern ist das Verfügen über einen gemeinsamen Wissensschatz, der garantiert, dass Inferenzen reguliert werden können. Der Komplex wechselseitig unterstellter Erwartungen ermöglicht die kontextuelle Disambiguierung ohne allzu große Anstrengung.

Gemeinsames soziales Wissen und sprachliches Regelwissen müssen auch bei Busse bis zu einem gewissen Grad stabil sein, sonst könnte er kaum Wissens Ebenen, Wissenstypen und Wissensmodi definieren, auf die sich die Sprecher stützen. Seine 13 verstehensrelevanten Wissenstypen können als inhaltliche Typen des verstehensrelevanten Wissens beschrieben werden; die 8 Modi des Wissens sind Qualitäts- oder Verlässlichkeitsstufen.

Die starke „Theorie-Lastigkeit“ und fehlende Empirie in Busses Arbeiten lassen an der Durchführbarkeit seines Modellkomplexes zweifeln. Selbst der theoretische Status bleibt oft sehr schwammig. Es ist kaum realisierbar, seine Analyseschritte einer Diskurssemantik vollständig anzuwenden. In der Praxis beschränkt sich Busse wie andere Vertreter der Heidelberger/Mannheimer Gruppe und seine Düsseldorfer Lehrstuhlkollegen darauf, begriffsgeschichtlich einzelne Leitbegriffe zu analysieren.

Busses diskursive Semantik bedient sich schließlich doch der Methoden aus Wort-, Satz- und Textsemantik. Die Ausweitung der Betrachtung der Wortbedeutung auf den Text stellt keine Revolution dar und ist nicht nur durch die oft angeführte Beschränktheit der Einzelwortbedeutung begründet. Busse interessiert sich auch losgelöst von Bedeutungskonzepten für Textrezeption, Textverstehen und Textinterpretation.

Die Ehrenrettung des semantischen Merkmals scheint durch die Verknüpfung mit Foucaults Diskurs-Modell möglich zu werden. Die Diskursanalyse bedient sich selbst des semantischen Merkmals und hat noch dazu den Vorteil, auch Wortsemantik, Textlinguistik, Sprechhandlungstheorie und Begriffsgeschichte zu betreiben. Somit eignet sie sich auf wunderbare Weise, die Horde der von Busse herangezogenen Konzeptionen zu ergänzen.



### 3. Vergleich der Konzeptionen von Bréal und Busse

Aus den Einzeldarstellungen der Konzeptionen zur Veränderung von Sprache und insbesondere von Bedeutung bei Bréal und Busse ergeben sich trotz der Verschiedenartigkeit der Behandlung und trotz der ganz unterschiedlichen Herangehensweisen erstaunliche Vergleichspunkte. Vergleichspunkte soll hierbei bedeuten, dass die Autoren zwar ähnliche Punkte ansprechen, die ihnen wichtig erscheinen, sie aber deswegen nicht unbedingt auf dieselbe Weise behandeln und nicht zu gleichen Ergebnissen kommen.

Zunächst fällt bei beiden Autoren das pragmatische Fundament ihrer Konzeption auf. Im Vordergrund der Analyse steht immer eine Konzeption der Sprache, die als Handlungsform zu verstehen ist. Bei beiden findet sich Humboldtsches Gedankengut wieder, z.B. in Form der Wirklichkeitskonstitution durch Sprache.

Beide erkennen eine maßgebliche Rolle sowohl der Gesellschaft als auch des Einzelnen im sozialen Gefüge. Sie definieren aufbauend auf ihr handlungsbezogenes Verständnis mehr oder weniger ausdrücklich das sprachliche Zeichen als eine Handlungsanweisung<sup>1</sup>, die sich auf vorgegebene Muster und Präzedenzfälle bezieht.

Auffallend parallel konstruiert sind die Ausführungen zur Monosemierung im Kontext durch den Hörer, wodurch im Gegensatz zu zahlreichen anderen Theorien und Kommunikationsmodellen dem Hörer eine außerordentlich autonome Rolle zugeschrieben wird. In der kommunikativen Verständigung definieren sowohl Bréal als auch Busse die Bedeutung des sprachlichen Zeichens über seinen Gebrauch. In beiden Ansätzen kommt die Kontinuität von Bedeutung und die Stetigkeit in der Geschichte des Bedeutungswandels zur Sprache.

Beide Sprachwissenschaftler können zu Saussure in Beziehung gesetzt werden (Bréal als Vorläufer und Busse als heftiger Kritiker v.a. des nach-saussureschen Strukturalismus), so dass sich ein Vergleich auf der Basis der Dichotomien Diachronie/Synchronie, *langue/parole* beinahe aufdrängt. Wie in vielen allgemeinen Untersuchungen zum Sprachwandel unerlässlich<sup>2</sup>, sollen kausale und finale Elemente in beiden Konzeptionen zur Diskussion gebracht werden.

Beide äußern sich (u.a. aus didaktischen Beweggründen) zur sprachwissenschaftlichen Terminologie. Weiter soll gegenüber gestellt werden, wie Bréal und Busse mit sprachwissenschaftlichen und philo-

---

<sup>1</sup> „Words do not transport meaning between speaker and hearer, they are catalysts or instructions that make meaning emerge by tapping the already existing knowledge.“ (NERLICH 1990a:136).

<sup>2</sup> Cf. z.B. CHERUBIM 1979:325 oder KELLER 1994:109-25.

sophischen Quellen umgehen und wie sich dies auf ihre Arbeiten auswirkt. In einem abschließenden Teil soll abrundend ihr jeweiliges Verständnis von Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit verglichen werden.



### 3.1 Die pragmatische Konzeption

Busse lehnt sich ohne Umschweife an die linguistische Pragmatik an. Nicht nur der Rückgriff auf Grice (cf. v.a. Kapitel 2.5.4), sondern auch die Begeisterung für die „praktische Semantik“ (Kapitel 2.3.4) zeugen von einer eindeutig pragmatischen Orientierung, wenn er auch die Sprechakttheorie in der Ausprägung von Austin und Searle unmissverständlich ablehnt.

Bréal kann die Entstehung der linguistischen Pragmatik zwar nicht voraussehen, bereitet aber das Terrain für diverse moderne linguistische Ansätze vor: „Bréal pointed the way not only to grammaticalization studies, but to discourse analysis and pragmatics as well.”<sup>3</sup> Die Pragmatik gilt zwar als eine Errungenschaft des 20. Jahrhunderts; Nerlich und Clarke weisen aber darauf hin, dass es schon lange Zeit vorher „protopragmatische“ Bemühungen gegeben hat, auf die Bréal sich erwiesenermaßen teilweise stützt. Schon Aristoteles erkannte, dass Sprache nicht nur die Funktion hat, Gedanken wiederzugeben. Er stellt in *De interpretatione* dar, dass Sätze nicht nur Fakten ausdrücken; z.B. sei ein Gebet weder richtig noch falsch. Seit der Antike und bis 1780 landeten solche protopragmatischen Ansätze jedoch meist im „Mülleimer der Rhetorik“ und wurden deswegen von philosophischen Betrachtungen ausgeschlossen<sup>4</sup>. Die performative Funktion der Sprache („to do things with words“) ist eine relativ späte Entdeckung<sup>5</sup>, doch war schon lange bekannt, dass Sprache zur Beeinflussung dient.

Zwischen 1830 und 1880 herrscht aber noch eine strikte Trennung zwischen Sprachwissenschaft und philosophischen Betrachtungen<sup>6</sup>. Nerlich und Clarke betrachten Bréal als eine zentrale Auslöser-Figur für die französische Protopragmatik, da er Condillac und die Ideologen kannte und ihre Semiotik bewunderte<sup>7</sup>. Er prangert die grammatische Analyse des Verbs von Port-Royal an, die im 19. Jahrhundert von der Schulgrammatik von Noël und Chapsal wieder aufgenommen wird. Es sei der falsche Weg, von einer abstrakten Analyse auszugehen, anstatt bei der Sprache selbst anzufangen, denn die Sprache sei viel mehr als Informationsmitteilung, sie habe eine pragmatische Dimension.

---

<sup>3</sup> CHRISTY 2000:526.

<sup>4</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:255.

<sup>5</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:256.

<sup>6</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:255.

<sup>7</sup> Im 18. Jahrhundert gilt im Hinblick auf die theoretische Untersuchung des Sprachursprungs zwar meist noch die Grundannahme eines primitiven Menschen, doch wird ihm die Fähigkeit zu denken zugestanden. Wenn auch seine Sprachform eine „primitive“ sein mag, so wird sie trotzdem schon als „langage d'action“ (HOINKES 1999:179) verstanden in der Form von unartikulierten Schreien mit Gesten.

[L]a cause de toutes ces erreurs est la même, on part des constructions abstraites de la logique au lieu de prendre pour point de départ la langue elle-même. Le langage contient à la fois plus et moins que la logique, puisqu'il reste indifférent à des distinctions que la logique doit considérer comme capitales, et puisque, d'autre part, il contient des formes de la pensée, telles que les interrogations, des doutes, des souhaits, des exclamations, dont la logique ne s'occupe pas. (BRÉAL/PERSON 1888:127)

Nach Bréals Verständnis wurde die Sprache zweckorientiert erschaffen: um einen Wunsch auszudrücken, um zu überzeugen, um zu kontrollieren<sup>8</sup>.

Le langage n'a pas été fait uniquement pour dire: „le soleil éclaire la campagne“, „les fleuves se jettent dans la mer“. Le langage sert encore, et avant tout, à marquer des désirs, à former des demandes, à exprimer des volontés. C'est à ce côté subjectif qu'il est bon de faire une place, si l'on veut que l'écolier soit tenté d'employer l'instrument que vous mettez à sa disposition [...]. Personne ne parle pour appliquer des règles de grammaire. (BRÉAL 1877c:361s.)

Sprache dient nicht nur der Informationsvermittlung, sondern dem Handeln. Für den Sprachunterricht bedeutet dies, dass die Sprache als praktisches Kommunikationsinstrument vermittelt werden muss und nicht als starrer Regelapparat.

Die menschliche Sprache ist für Bréal keine *langue des calculs*, sondern eine Sprache als Bündel von Funktionen, allen voran der der Kommunikation<sup>9</sup>. Sprache hat nichts mit Logik zu tun, wenn er auch formuliert, die Sprache sei „une algèbre particulière qui nous sert à communiquer nos pensées“ (BRÉAL 1924:329) oder

[...] l'intelligence humaine tire du langage [...] les mêmes services qu'elle tire des chiffres pour le calcul [...] il nous est plus facile d'opérer sur les signes des idées que sur les idées mêmes (BRÉAL 1924:249).

Der Gegenbeweis sei die Tatsache „[que] l'on peut aussi parler sans raison“ (BRÉAL 1924:275). Außerdem seien die Zeichen der Algebra unvariabel, wogegen die Zeichen der Sprache „les produits collectifs déterminés par l'action sociale“ seien (BRÉAL 1924:288).

---

<sup>8</sup> Cf. NAGLE 1991:508. Wegener und Bréal sind für Morpurgo Davies die ersten, die sich in die Richtung einer Sprechakttheorie bewegen. Auch bei Wegener (cf. MORPURGO DAVIES 1996:435) dient der erste Sprachgebrauch nicht der Aussage, sondern dem Ausdruck von Wünschen oder Befehlen (cf. BRÉAL 1924:264s.). Dabei ist Wegener noch pragmatischer: der Sprachursprung liegt in der Interaktion, Sprache dient der Problemlösung (cf. NAGLE 1991:508).

<sup>9</sup> Cf. STANCATI 2000:170.

Bréal definiert den individuellen Sprechakt als Quelle des Bedeutungswandels; er gibt seiner Konzeption also eine gewisse pragmatische Basis mit einer Sprache, die Werk des Menschen ist, ein praktisches Ziel verfolgt und den Sprachbenutzern von Nutzen ist (cf. BRÉAL 1924:2). Auch Busse wählt den Sprechakt als Ausgangspunkt für Sprachwandel. Für seine Untersuchungen möchte er die ursprünglichste Funktion der Sprache zugrundelegen, nämlich diejenige, Kommunikation zu ermöglichen (cf. BUSSE 1987a:109). Schon Humboldt bezieht sich auf die konkrete Rede als ursprüngliche Erscheinungsform der Sprache (cf. auch BUSSE 1987a:113, genauer Kapitel 3.3.2). Bei Bréal wird ebenso deutlich, „[que l]e langage a été, avant tout et par-dessus tout, un nécessaire instrument de communication entre les hommes“ (BRÉAL 1924:334). Valéry hebt in seiner Besprechung des *Essai* die Perspektive von Bréals Semantik hervor: „Elle [la sémantique] regarde le langage comme le moyen de la compréhension et le résultat des opérations principales de la pensée“<sup>10</sup>.

Bréal und Busse betrachten die Sprache als eine Handlungsform in der sozialen Interaktion; Bréal wagt sogar den Vergleich mit einem Theaterstück: die Sprache sei das gesamte *drame*, die Wörter entsprächen den Schauspielern und das „agencement grammatical“ interpretiert er als „mouvements des personnages“ (BRÉAL 1924:234)<sup>11</sup>. Jede Veränderung in der Bedeutung eines Wortes sei dann gleichzusetzen mit einem „petit événement de l’histoire“.

In Bréals Konzeption gilt der Sprecher – innerhalb von Lebens- und Handlungsformen, die als Ganze erlernt werden – mehr noch als bei Busse als zentraler Faktor, denn untersucht wird „la part qui revient à notre esprit dans la vie apparente du langage“ (BRÉAL 1868b:29). Die Sprache dient dem Menschen als Übermittler seiner Gedanken „[t]el est le service rendu par le langage: il objective la pensée“<sup>12</sup> (BRÉAL 1924:249). Diese Sprache ist aber nicht von alleine gegeben, sondern „l’homme s’est servi en être intelligent d’un instrument destiné à être le véhicule de l’intelligence“ (BRÉAL 1889d:329); wodurch sich die positive und optimistische Grundeinstellung Bréals zum Menschen und dessen rationalem und intelligentem Handeln verrät.

Parler est dans un ordre supérieur un art de même sorte que marcher ou se servir de ses mains. L’enfant apprend à prononcer ses premiers

---

<sup>10</sup> VALÉRY 1898:255. Cf. auch WUNDERLI 1981b:203.

<sup>11</sup> Schuchardt wird sogar so weit gehen, die Sprachwissenschaft als Handlungswissenschaft zu konzipieren (cf. WUNDERLI 1981b:50).

<sup>12</sup> Interessant ist hier, dass die Sprache für Bréal möglicherweise doch nicht eine reine Transposition der Realität bedeutet, denn sie vergegenständlicht die Gedanken.

mots, à assembler ses premières phrases, en entendant parler ses parents, comme il apprend un jeu en voyant jouer ses camarades. (BRÉAL 1872:36)

Sprache ist also für Bréal nicht nur Handeln, sondern sogar Werk des praktischen Geistes<sup>13</sup>. Dieses Instrument für den Ausdruck von Gedanken und Beziehungen zwischen den Menschen kann immer verbessert bzw. adaptiert werden. Der Mensch steht bei Bréal endlich nicht mehr außerhalb der Sprache<sup>14</sup>, sondern das *élément subjectif* ist eine Basis der Sprache. Über das *élément subjectif* analysiert Bréal die pragmatische Dimension und verbindet diese mit der Psychologie des Geistes, so dass de Palo den *Essai* gar als eine psychologische Abhandlung einstuft<sup>15</sup>. Dies mag wohl etwas übertrieben sein, doch ist nicht zu unterschätzen, dass sich bei Bréal Bedeutung, wenn sie nicht als bekannt vorausgesetzt werden kann, aus der psychologischen Matrix ergibt.

Vergleicht man den Stellenwert der pragmatischen Einsichten und die Nähe zum Menschen und zum konkreten kommunikativen Akt, so stellt man fest, dass dies bei Bréal aus einem regen Interesse am Menschen und sogar aus einer Faszination der Kapazitäten des menschlichen Geistes resultiert. Bei Busse gewinnt man eher den Eindruck, dass das „genuin theoretische Interesse vorherrschend“<sup>16</sup> ist.

---

<sup>13</sup> Cf. COSERIU 2000:37.

<sup>14</sup> Cf. DELESALLE 1987:310

<sup>15</sup> Cf. DE PALO 2001a:79.

<sup>16</sup> DIECKMANN 1989:221.

### 3.1.1 Wirklichkeitskonstitution durch Sprache

Busses Theorie der Präzedenzfälle ist ein Konzept von Wissen als (mehr oder weniger) in Vergessenheit geratenes Handeln<sup>17</sup>. So wie ein Lexikon ein Archiv von dekontextualisierten „Textauszügen“ ist, ist das Sprecherwissen eine Ansammlung von Handlungen. Die Sprecher bewegen sich in einem Zirkel von Handeln und Interpretieren, der aber keinen Teufelskreis beschreibt, sondern einfach von der hermeneutischen Dimension des Wissens zeugt.

Wesentlicher Faktor für das Gelingen sprachlicher Kommunikation – die immer als soziale Interaktion zu deuten ist – ist die mitmenschliche Umwelt. Sprache hat die Funktion, Intersubjektivität zu garantieren:

Diese Funktion ist vor allem von Friedrich Schleiermacher in seiner Hermeneutik hervorgehoben worden; sie spielt aber auch eine Rolle in der modernen Sozialpsychologie, etwa bei Georg [sic] Herbert Mead (1934), oder in der sozialpsychologischen Sprachtheorie von Karl Bühler [...]. Sprache ist auch für Schleiermacher<sup>18</sup> [...] „die heraustretende Gemeinschaftlichkeit“ des Menschen, also das intersubjektive Prinzip seines Denkens: „Ohne Sprache gäbe es kein Wissen und ohne Wissen keine Sprache“ [...]<sup>19</sup>. (BUSSE 1995c:261)

Zur gleichen Zeit wie Schleiermacher betont auch Humboldt (auf den sich sowohl Bréal als auch Busse berufen) die enge Beziehung von Sprache und Denken und die Garantie der Intersubjektivität durch die Sprache:

Damit will er betonen, daß auch das Innerste des Denkens, soweit es mit Begriffen operiert, notwendig dem Einfluß der sozialen Zeichen als dem Äußerlichwerden des Denkens unterliegt. Er geht sogar so weit, die Fähigkeit zur klaren Fassung eines Gedankens an die Möglichkeit der Entäußerung dieses Gedankens in einem Kommunikationsakt, also unter Benutzung sprachlicher Zeichen, zu binden: Der Mensch bedarf nach seiner Auffassung „auch zum Behuf seines blossen Denkens“ eines „dem Ich entsprechenden Du. Der Begriff scheint ihm erst seine Bestimmtheit und Gewissheit durch das Zurückstrahlen aus einer fremden Denkkraft zu erreichen.“<sup>20</sup> [...] Damit ist der grundlegend soziale, intersubjektive Charakter jeder Sprache hervorgehoben: „Das Wort muß also Wesenheit, die Sprache Erweiterung in einem Hörenden und Erwiedernden finden.“<sup>21</sup> (BUSSE 1995c:260)

---

<sup>17</sup> RASTIER 2001: „Et si la connaissance était une action oubliée?“

<sup>18</sup> SCHLEIERMACHER 1977:76, 376.

<sup>19</sup> SCHLEIERMACHER 1977:364.

<sup>20</sup> HUMBOLDT 1963b:138s.

<sup>21</sup> HUMBOLDT 1963b:139.

Bréal beschreibt das Funktionieren der Sprache als „transposition de la réalité“ (BRÉAL 1924:329), was so formuliert vielleicht aus heutiger Perspektive ein wenig „schwach“ erscheinen mag. Die Sprache reflektiert nicht nur neutral oder übersetzt nicht direkt die Wirklichkeit in Worte, sondern sie arbeitet wie ein Raster zur Erfassung der Realität. Dabei ist die Konstitution dieses Rasters jeweils vom Interessenfokus zum Zeitpunkt der Genese abhängig. Eine ähnliche Repräsentation konnte für Busses Aussagen zur Rechtssprache vorgeschlagen werden (cf. Kapitel 2.2.1): Rechtssprache und Alltagssprache bilden ein Netz „über“ dem gesellschaftlichen Leben. Sie erklären nicht alles, sondern gehen immer nur auf gewisse Vernetzungspunkte mit der Realitätsebene ein, so dass nie hundertprozentige Deckungsgleichheit erreicht werden kann.

Auch wenn Bréal mit dem Bild einer „Transposition“ operiert, ist er sich bewusst, in welchem großem Ausmaß die Sprache für die Intersubjektivität notwendig ist:

Les mots d'une langue sont comme les articles d'un catalogue. Sans doute, ils ne donnent que les titres, il faut savoir ce qu'il y a derrière les mots; mais c'est par les mots que nous commençons à comprendre ce qui est contenu dans l'intelligence d'une nation. (BRÉAL 1878b:207)

Busse dagegen zitiert zwar Humboldt, Schleiermacher, Mead und Bühler, negiert aber praktisch das Verhältnis von Sprache und Denken:

Alle, die sich jemals mit dem Problem des Verhältnisses von Sprache und Denken beschäftigt haben, wissen, daß sich die Frage der Sprachlichkeit oder Nichtsprachlichkeit des Denkens in diskursiver Weise nicht beantworten läßt. Dazu ist sie zu sehr mit grundbegrifflichen Definitionsfragen und insofern mit axiomatischen Setzungen verknüpft, die bekanntlich in die Sphäre des Glaubens und nicht in die der Rationalität gehören. (BUSSE 1995c:263)

Dagegen sind die Sprachwissenschaftler des 19. Jahrhunderts wesentlich kategorischer<sup>22</sup>, wie z.B. auch Müller, der Denken mit leisem Sprechen und Sprechen mit lautem Denken gleichsetzt:

Le langage et la pensée ne se peuvent séparer. La pensée sans les mots n'est rien; les mots sans la pensée ne sont que des vains bruits. Penser, c'est parler tout bas; parler, c'est penser tout haut.<sup>23</sup>

Valéry schließt in der Rezension zu Bréals *Essai*, dass die Semantik die Sprache als Verständigungsmittel und Ergebnis des Denkens auffas-

---

<sup>22</sup> Auch für Ernst Cassirer sind Sprache und Denken untrennbar verbunden. Die Sprache ist das Medium, in dem sich Gedanken herauskristallisieren (cf. CASSIRER 1923: *Philosophie der symbolischen Formen*, v.a. vol. 1: *Die Sprache*).

<sup>23</sup> MÜLLER 1867:84.

se<sup>24</sup>. Dabei dürfe nicht vergessen werden, dass das Individuum in der Kommunikation seine Gedanken in Sprache, d.h. in ein ganz anderes „Material“ fassen müsse (was für Busse ein unlösbares Problem zu sein scheint und deswegen gar nicht in den Bereich einer wissenschaftlichen Semantik gehören darf): „Il faut qu’il puisse restituer cette pensée en disposant selon des règles, des éléments étrangers à elle.“<sup>25</sup>

Sprache hat also nicht die einfache Funktion zu repräsentieren, sondern auch die, „einen Körper zu geben“<sup>26</sup>, wie es schon im 17. und 18. Jahrhundert oft metaphorisch gefasst wurde: Wörter bekleiden (*revêtir*) Gedanken<sup>27</sup>. Für die Grammatiker von Port-Royal ist die Sprache nur Medium, um etwas auszudrücken, was in Gedanken schon geformt ist<sup>28</sup>. Bei Condillac ist sie weiter „Vehikel“ der Gedanken, gewinnt jedoch an Instrumentalität. Sie wird zum Werkzeug. Condillac will diesem passiven Werkzeug mehr Aktivität zugestehen.

Das Wort spiegelt nicht direkt ein Objekt, sondern die Vorstellung, die die Sprecher davon haben. Auf diese Weise begründet Humboldt die Unterschiede von einer Sprache zur anderen: ihre Konzeption der Welt ist jeweils eine andere<sup>29</sup>. Die Sprache gliedert Welt<sup>30</sup>. In diesem Sinne ist auch der Fremdsprachenerwerb nicht einfach eine Etikettierung bekannter Gegenstände: man muss sich zuerst ein neues semantisches System zu eigen machen, neu denken und neu fühlen, was eine lückenlose Verständigung unter den Menschen verschiedener Sprachen eigentlich verunmöglicht<sup>31</sup>.

---

<sup>24</sup> VALÉRY 1898:255. Bei Valéry konstituiert sich sogar das Individuum über die Sprache: „[...] l’individu se dessine. Il fait tout ce qu’il peut pour *se comprendre*, – lui qui se parle, avant tout, quand il parle“ (VALÉRY 1898:258).

<sup>25</sup> VALÉRY 1898:258.

<sup>26</sup> Cf. ANDRESEN 1983:272.

<sup>27</sup> Der Bekleidungs-Vergleich des 18. Jahrhunderts beinhaltet außerdem, dass man das Kleid sucht, das am besten passt; die Metaphorik geht noch weiter.

<sup>28</sup> Cf. ANDRESEN 1983:274.

<sup>29</sup> Cf. MALMBERG 1968:194. Amacker unterscheidet aus diesem Grund *arbitraire banal* und *arbitraire radical*: Zeichen sind arbiträr im Hinblick auf das System, aber auch im Hinblick auf ihre Gliederungsfunktion von Welt (*arbitraire radical*) (cf. WUNDERLI 1981a:279).

<sup>30</sup> Im Sinne der „Wortung“ der Welt bei Heidegger (cf. WUNDERLI 1981b:209): Objekte sind nicht vorgegeben, sie werden erst durch die „Wortung“ ausgegrenzt.

<sup>31</sup> Henry beschreibt in diesem Zusammenhang schon, dass die Wörter beim Erlernen einer Fremdsprache den Vorstellungen künstlich zugeordnet zu sein scheinen. In der Muttersprache entspricht das Wort genau der Vorstellung; eine später erlernte Sprache wirkt künstlich. Im Erwerb der Muttersprache sind die nach und nach aufkommenden Vorstellungen den Wörtern zugeordnet worden (cf. HENRY 1896:58), und beide haben sich mit der Zeit aneinander angepasst. Die Wörter der Muttersprache scheinen mit den Vorstellungen verschmolzen, sie sind die notwendigen und einzig möglichen Bezeichnungen; sie sind die Vorstellung selbst: „le langage se confond absolument avec la pensée“ (HENRY 1896:65; was er als die „antinomie essentielle du lan-

Auch in der moderneren Linguistik trifft man noch auf die These, dass die Sprache die Sichtweise und das kognitive Verhalten der Sprecher bedinge<sup>32</sup>. Die Sapir-Whorf-Hypothese besagt, dass die Art und Weise, wie ein Mensch denkt, stark durch seine Muttersprache beeinflusst sei. Daraus folge, dass es bestimmte Gedanken einer einzelnen Person in einer Sprache gebe, die von jemandem, der eine andere Sprache spreche, nicht verstanden werden könnten. Dass die Weltsicht einer Person immer relativ von ihrer Sprache bestimmt ist, darf als unbestritten gelten, nur ist heute die Ansicht widerlegt, dass Denken und Erkennen vollständig einzelsprachlich determiniert seien<sup>33</sup>; die Wirklichkeit ist selbst schon strukturiert.

Dass Sprache die Welt erst gliedert, bedeutet, dass es vor dem Erscheinen der Sprache keine klaren Vorstellungen gibt. Die Gedanken sind nur eine amorphe Masse<sup>34</sup>, und Saussure erachtet die Menschen für unfähig, zwei Vorstellungen auf klare und konstante Weise zu unterscheiden. Bei Saussure ist Denken schon ohne Sprache möglich, jedoch ist dieses Denken ohne Zeichen ungeordnet<sup>35</sup>: „Philosophes et linguistes se sont toujours accordés à reconnaître que, sans le secours des signes, nous serions incapables de distinguer deux idées d’une façon claire et constante.“<sup>36</sup> In den Gedanken hat zunächst nichts scharfe Grenzen; das Denken ist chaotisch und muss präzisiert werden, indem man es zerlegt. Die Rolle der Sprache ist es dabei nicht, für die Gedanken das lautliche Mittel zu schaffen, sondern als Vermittler zwischen Gedanke und Laut zu fungieren<sup>37</sup>. Es handelt sich weder um eine Materialisierung der Gedanken noch um eine Vergeistigung der Laute. Laut und Gedanke stehen in keiner natürlichen Verbindung, erst die Sprache konstituiert ihre Einheiten zwischen diesen beiden amorphen Massen<sup>38</sup>. Deswegen kann die Sprache auch nicht als gegebenes Produkt in der Natur des Menschen liegen; was in seiner Natur liegt, ist die Fähigkeit, eine Sprache, d.h. ein Zeichensystem zu konstituieren. Die Aktivierung bestehender Zeichen und Regeln ist dann auch wieder ein intellek-

---

gage“ bezeichnet). In der erlernten Fremdsprache dagegen sind die Wörter Formen, die schon ausgebildeten Vorstellungen übergestülpt werden.

<sup>32</sup> Sapir-Whorf-Hypothese oder auch in der abgeschwächten Version linguistisches Relativitätsprinzip, weil die Bedeutungsunterschiede zwischen verwandten Begriffen in einer Sprache oft beliebig sind und nur für diese Sprache gelten. Cf. BERRUTO 1976:24.

<sup>33</sup> Cf. LINKE/NUSSBAUMER/PORTMANN 1994:156.

<sup>34</sup> Cf. SAUSSURE 1973:155.

<sup>35</sup> Cf. DE PALO 2001a:66.

<sup>36</sup> ENGLER 1967-74:1822.

<sup>37</sup> Cf. SAUSSURE 1973:156.

<sup>38</sup> Cf. SAUSSURE 1973:156.



tueller Akt<sup>39</sup>, der nicht unbedingt bewusst stattfindet (evtl. eher vorbewusst). Er sorgt für die Herstellung einer Beziehung zwischen Zeichen und Denken. So wird dem Zeichen Referenz verliehen, d.h. es wird an die reale oder eine mögliche Welt zurückgebunden.

Für Bréal ist die Sprache im wahrsten Sinne wirklichkeitskonstitutiv. Auffällig ist sein Zitat, das der *Petit Robert* im Artikel «langage» anführt: „le langage objective la pensée“<sup>40</sup>. So wie Searle davon ausgeht: „Man muss eine Sprache haben, um den Gedanken zu denken“<sup>41</sup>, sieht Bréal den kindlichen Spracherwerb als Parallelentwicklung zu seiner Denkfähigkeit; beide gehen Hand in Hand:

On dit quelquefois d'un enfant: «Il ne parle pas, mais il n'en pense pas moins», et cela peut être vrai; mais cela n'est vrai qu'à la condition qu'il parle intérieurement, et, pour parler intérieurement, il faut qu'il ait des mots; n'ayant pas le mot, il n'aurait pas l'idée. (BRÉAL 1878b:207)

Nicht nur sprachliche, sondern auch außersprachliche Vorstellungen und Erfahrungen werden durch die Sprache als Mittlerin tradiert. Das Ausmaß dieser Funktion der Sprache ist kaum beschreibbar. Ohne diese Möglichkeit, Erlebtes aufzubewahren, müsste man annehmen, dass die Menschheit in ihrer gesamten Entwicklung gravierenden Störungen und Rückschritten unterlegen wäre; „[l]a continuité du langage à travers la série des générations en fait l'éducateur de l'humanité“ (BRÉAL 1891b:628). Bréal geht sogar so weit anzunehmen, dass das grammatische Gerüst der Sprache den Geist gewissermaßen stützt: „La charpente grammaticale subsiste dans l'esprit. Le langage, fidèle compagnon de l'intelligence et son constant interprète, accompagne ordinairement celle-ci jusqu'à la dernière lueur.“ (BRÉAL 1901a:245).

Die Sprache ist nicht nur *éducateur du genre humain*, der sozusagen erst in Aktion tritt, wenn Gedanken gegliedert werden müssen, sondern sie nährt gleichsam den Geist: „car c'est la langue qui nous a aidés à penser, elle a été notre nourrice intellectuelle“ (BRÉAL 1903b:803).

Bezeichnenderweise erläutert Bréal in didaktisch-pädagogisch ausgerichteten Veröffentlichungen die Funktion der Sprache und in Zusammenhang damit die Notwendigkeit der Beschäftigung mit antiken Autoren. Das Erlernen der lateinischen und griechischen Sprache hat als (untergeordnete) Ziele, die eigene Muttersprache besser kennen zu lernen und den Geist zu schulen:

---

<sup>39</sup> Cf. WUNDERLI 1976:433.

<sup>40</sup> *Le nouveau Petit Robert*:1257.

<sup>41</sup> SEARLE 2001:181.

Le premier [objet] est d'apprendre à mieux savoir le français, en approfondissant le sens des mots, en comparant les deux syntaxes. Le second est de développer l'intelligence de l'élève, en l'obligeant à entrer dans un raisonnement, à suivre une pensée en ses détours et replis. Les études classiques sont une école de style et de dialectique en même temps que de langue. (BRÉAL 1886:253)

Die Sprache ist aber nicht nur das nützlichste Werkzeug, den Geist zu entwickeln, sondern v.a. das unentbehrlichste Kommunikationsmittel unter den Menschen:

Par une rencontre qui, au fond, n'a rien que de naturel, le langage est à la fois l'instrument le plus indispensable de communication entre les hommes et le plus utile moyen de développement pour l'esprit. Ainsi, depuis qu'il existe une éducation, c'est la connaissance de la langue qui en a toujours formé le premier degré. Cela est vrai de tous les pays et de tous les peuples. (BRÉAL 1872:30)

Und genau dieses Kommunikations- und „Erziehungs“-Werkzeug hilft dem Kind, sich die Welt anzueignen:

[...] comme je vous le disais, le langage est non-seulement le moyen de communication entre les hommes, mais l'éducateur du genre humain; c'est par lui que nous continuons la chaîne des temps; c'est par le langage que s'établit la solidarité entre les générations. L'enfant entre en possession du monde extérieur en demandant: Qu'est-ce que ceci? Comment appelle-t-on cela? C'est ainsi qu'il commence. Et nous, que faisons nous? Nous lisons les grands écrivains, les penseurs originaux, pour fortifier et assouplir notre intelligence en l'habituant à passer par les chemins où ces grands esprits ont passé. (BRÉAL 1878b:220s.)

Busse dagegen setzt einen alleinigen Akzent auf die Funktion der Sprache, die intersubjektive Verständigung zu garantieren. Dabei warnt er vor der Vorstellung, als Instrument hätte der Mensch die Sprache und ihre Entwicklung in der Hand. Er gesteht zwar ein, dass der Mensch die Sprache mindestens in dem Maße beherrsche wie sie ihn beherrsche, aber eine reine Instrumentalisierung hält er für unangebracht.

Sprache als Zeichensystem und als Instrument ist doch Sprache stets beides zugleich: nämlich lebenspraktisches Instrument von Individuen zur intersubjektiven Verständigung und Zeichensystem. Auch die Metapher des Instruments hat Vorzüge, bringt aber auch Gefahren mit sich. Ich habe oben versucht anzudeuten, daß schon Schleiermacher sehr deutlich herausgestellt hat (aber nicht nur er, sondern etwa auch postmoderne Theoretiker wie Derrida und Lyotard), daß der Mensch die Sprache, die er als Instrument benutzt, nicht beherrscht, nicht in der Hand hat. Mindestens wird er selbst von der Sprache ebenso sehr beherrscht, wie er sie als Instrument zu beherrschen versucht. Insofern halte ich es für angebracht, instrumentalistische Erklärungsansätze in

der Sprachwissenschaft sehr sparsam zu gebrauchen. (BUSSE 1995c:263)

Das Instrumenthafte muss aber nicht bedeuten, dass der Mensch dieses Instrument bewusst beherrscht. Das gegenteilige Extrem, nämlich die Sprache unabhängig vom Menschen zu behandeln, würde eine ungleich größere Gefahr bergen. Die Sprache ist gleichzeitig Mittel und Produkt eines Erkenntnisprozesses:

Si le langage est un des outils conceptuels de l'homme, il ne doit être non pas étudié de façon autonome, mais considéré par rapport à sa fonction cognitive: interpréter, ordonner, fixer et exprimer l'expérience humaine<sup>42</sup>.

Diese kognitive Funktion, dank derer dauernd interpretiert, Erfahrung ausgedrückt und damit kategorisiert wird („un balancement ininterrompu entre l'origine de la connaissance et la connaissance de l'origine“<sup>43</sup>), beschreibt bereits Condillac als Konstitution von Wissen, das immer mit der Aktivierung von Zeichen gepaart ist. Jedes Denken beruht auf der grundlegenden menschlichen Fähigkeit zur Kategorisierung<sup>44</sup>. Sogar jede Wahrnehmung impliziert bereits eine Kategorisierung, ohne sie wäre alles im Chaos.

Busse will sich in der Frage um das Verhältnis von Sprache und Denken erst gar nicht festlegen. Bréal dagegen macht wenigstens Versuche, diese Beziehung zu beschreiben, wenn er auch zu dem Ergebnis kommt, dass zwischen Denken und Sprache eine unüberbrückbare Inkongruenz akzeptiert werden muss<sup>45</sup>. Obwohl die Sprecher ständig daran arbeiten, die Inkongruenz zu reduzieren, müssen beide „Ausgangsmaterialien“ – Gedanken und Laute/Schrift – einander artfremd bleiben. Es kann immer nur eine gegenseitige Annäherung versucht werden. Die Welt (und somit die Welt der Gedanken) unterliegt zusätzlich ständigen Änderungen:

[Da] der Anwendungsbereich der Sprache sich ständig verändert, erweisen sich diese Anpassungsversuche als Sisyphusarbeit. „Anwendungsbereich“ darf dabei nicht einfach mit „Welt“ gleichgesetzt werden, denn für Bréal repräsentieren sprachliche Zeichen nicht Dinge; sie sind vielmehr Akkumulationen (später hätte man gesagt: Erinnerungsspuren) einer Kette von gedanklichen Leistungen.<sup>46</sup>

---

<sup>42</sup> GEERAERTS 1991:27.

<sup>43</sup> ROUSSEAU 1986:41.

<sup>44</sup> Cf. WUNDERLI 1994b:263. Die Prototypentheorie geht damit über die Linguistik hinaus, denn sie versucht, das Denken im Allgemeinen zu erklären.

<sup>45</sup> Cf. WUNDERLI 2001:170.

<sup>46</sup> WUNDERLI 2001:170.

Geht man davon aus, dass Zeichen also auf Wissen verweisen, das sich aus Handlungen und intersubjektiver Verständigung ergibt, so könnte Busse das Konzept solcher „Erinnerungsspuren“ leicht mit seinem Konzept der Präzedenzfälle in Einklang bringen, ohne dass er Denken und Sprache allzu sehr vermischen, bzw. das Denken als sprachlich oder nichtsprachlich einstufen müsste.

### 3.1.2 Gebrauch und Regeln

Bréal und Busse würden sich darauf einigen können, dass die Bedeutung des sprachlichen Zeichens sich durch den Gebrauch konstituiert<sup>47</sup> (cf. BRÉAL 1924:108). Busse nimmt hier explizit Bezug auf Wittgenstein (cf. Kapitel 2.4.4). Stancati formuliert ausdrücklich, für Bréal sei die *signification* die Summe und die Geschichte der Verwendungsweisen und mehr noch: „L’Essai de Sémantique est axé sur l’usage et sur la communication“<sup>48</sup>.

Bréal ist der Ansicht, Sprache erwerbe man nicht als Ganzes, sondern man sei gezwungen, sie im Gebrauch neu zu schaffen (cf. BRÉAL 1924:245)<sup>49</sup>. Die Wörter seien nicht aus sich selbst heraus für einen bestimmten Gebrauch prädestiniert (cf. BRÉAL 1924:35s.).

„L’usage [...] est en ceci le fidèle interprète du sentiment individuel“ (BRÉAL 1884:555a). Die Sprache habe keine autonome Existenz, sie existiere nur in dem Moment, in dem wir denken und verstehen (BRÉAL 1866a:71a). Konventionen als Verhaltensregularitäten (BUSSE 1987a:177) sind dabei keine vorgeschriebenen Maximen, sondern sie ergeben sich „du consentement de beaucoup d’intelligences, de l’accord de beaucoup de volontés“ (BRÉAL 1924:314). Sie leiten den Gebrauch, sind aber dabei modellhaft und elastisch, nicht starr.

Regeln des Sprachsystems geben Anweisungen zur Strukturierung sprachlicher Zeichen und ganzer Zeichenfolgen. Diese Regeln werden durch die Anwendung erlernt, was aber nicht im streng behavioristischen Sinne verstanden werden darf. Regeln sind grundsätzlich soziale Verhaltenshilfen. Wittgenstein definiert das Befolgen einer Regel als „das Gleiche tun“<sup>50</sup>, um sicherzugehen, dass andere erkennen, dass man sich mit ihnen konform verhält. Eine Regel funktioniert wie ein Wegweiser (cf. BUSSE 1987a:194), den man sich allerdings nicht als eine Einzelanweisung vorstellen darf. Es handelt sich eher um eine Leitlinie, die auch gar nicht unbedingt im Moment der Anwendung sichtbar sein muss. Ihre Anwendung muss ganz selbstverständlich erfolgen; auch in ungewöhnlichen Fällen wird diese Leistung des Handelnden erwartet. Damit wird deutlich, dass kommunikatives Handeln eine aktive Leistung aller Beteiligten erfordert. Der Sinn einer Regel wird erst bei einer fal-

---

<sup>47</sup> Somit entsteht auch Bedeutungswandel für Bréal aus dem Gebrauch, cf. MARTONE 1990:XXIII N28.

<sup>48</sup> STANCATI 2000:163.

<sup>49</sup> Cf. schon DESTUTT DE TRACY 1803:372: „Une langue se forme et se compose petit à petit par l’usage, et sans projet.“

<sup>50</sup> Cf. WITTGENSTEIN 1971:§226.

schen Anwendung offengelegt. Im Gebrauch ist eine Regel nicht exakt formulierbar, nur ihr Kern wird deutlich.

Die (sprachlichen) Regeln sind, so Valéry in der Rezension zum *Essai*, nicht nur nützliches Beiwerk, sondern notwendige Instrumente, damit der Mensch seine Gedanken in eine Ordnung bringen kann:

Il [l'individu] a, toujours, à construire, avec des matériaux inflexibles, tirés d'un seul ordre de sensations, un ensemble qui lui redonne la multiplicité et les valeurs, et les variations brusques et les vitesses et les groupements puissants, irréductibles, universels de sa pensée. Il faut qu'il puisse restituer cette pensée en disposant selon des règles, des éléments étrangers à elle.

[...] Les règles – les indispensables – sont les lois mêmes de la compréhension.<sup>51</sup>

Bréal beschreibt die Auswirkungen bei Verstoß gegen eine Regel (zu Sanktionen bei Missverstehen cf. BUSSE 1996b:71): der Regelverstoß löst Verachtung oder Lächerlichkeit aus:

L'idée que le langage obéit à des lois fixes est profondément imprimée dans l'esprit du peuple: rien d'ailleurs n'est plus raisonnable, puisque, sans lois, le langage cesserait d'être intelligible et faillirait à son premier et unique objet. Nous voyons que chez l'homme du peuple un manquement à ce qu'il suppose la règle provoque soit le rire, soit le mépris. (BRÉAL 1924:72s.)

Die Verständigung bleibt aber garantiert gerade wegen der grundsätzlichen Disproportion von Zeichen und Bezeichnetem.

In der gesellschaftlichen Praxis kann eine Regel nicht auf Dauer statisch sein. Bréal vergleicht die Sprache mit Sitten und Gesetzen: von alledem kann man sich nicht freimachen. Es ist zwar denkbar, von gewissen sprachlichen Regeln abzuweichen; eine Regelabweichung bedeutet aber nicht unbedingt einen Regelverstoß, sondern kann auch die Befolgung einer anderen Regel sein. Eine Regel ist kein so starres Gebilde, dass die Bedingungen, die ihr vorangehen, sich nicht verschieben könnten. Mit einer Verschiebung der Bedingungen verändert sich das Handlungsmuster (cf. BUSSE 1987a:199); der Weg der Benutzung einer Regel ist nicht minutiös vorgezeichnet. Da eine Regel immer im Zusammenhang mit vielen anderen steht, ist zu erwarten, dass Möglichkeiten der kreativen Verknüpfung von den Sprechern einer Sprachgemeinschaft ausgenutzt werden.

Busse wie Bréal ist der Ansicht, dass jede Regelverwendung zugleich eine Regelmodifikation bedeutet, da auf mikrosemantischer

---

<sup>51</sup> VALÉRY 1898:258.

Ebene eine Situation, in der ein Zeichen verwendet wird, niemals mit einer vorherigen Verwendung exakt identisch sein kann; die Matrix der relevanten Voraussetzungen unterliegt immer Veränderungen. „Communication and understanding are only possible as «situated actions», situated in a special situation of discourse and relying on an ever changing network of mental clues“<sup>52</sup>.

Für die Tradierung von Wissen bedeutet die Definition über den Gebrauch, dass zwar bei jeder Übergabe ein Potential zur Veränderung vorhanden ist (BUSSE 1987a:254), diese Abweichung ist aber so minimal, dass sie nicht überbewertet werden darf, denn eine gewisse Beständigkeit ist in der Kommunikation unerlässlich.

Es ist nicht ganz leicht, Bréals *lois intellectuelles* mit Busses Regeln in Einklang zu bringen. Bei Busse haben die Regeln (auch diejenigen des Sprachgebrauchs) grundsätzlich eine soziale Komponente, was bei Bréal auch der Fall ist. Bréals Verständnis von der Wirkungsweise und Reichweite seiner Gesetze wird *ex negativo* durch Meillets Kritik sehr deutlich: „pour être psychiques et sociales, les lois linguistiques ne perdent rien de leur rigueur“; es reiche deshalb nicht, sie als „simples tendances vagues, des rubriques sous lesquelles on rangerait les faits“<sup>53</sup> zu beschreiben. Bréal legt den Schwerpunkt der Definition seiner *lois* im Gegensatz zu Busse weniger auf die Interaktion als auf den Verstand und die Rationalität des Einzelnen. Trotzdem geht er innerhalb seiner umrisshaften Tendenzen von einer gewissen *généralité* und *régularité* im Sprachwandel aus, insbesondere auf dem Gebiet der Morphologie und Syntax. Bréal legt dabei aber Wert darauf, dass die *lois intellectuelles* nicht ausnahmslos funktionieren, sondern Grenzen haben.

Die Ausbreitung einer neuen oder modifizierten Regel erfolgt über Imitation. Nachahmungen stehen am Anfang einer Konvention durch das Individuum und werden phylogenetisch weitergetragen:

[Nachahmungen] stehen sicherlich immer am Anfang einer Konvention (ontogenetisch) – damit auch am Anfang der Erlernung einer Konvention durch das Individuum (phylogenetisch)<sup>54</sup>. (BUSSE 1987a:182)

Das Erlernen selbst geschieht unmerklich, man kann nicht von einem bewussten Wissen sprechen. Es handelt sich eher um eine Handlungskompetenz, die aber – spätestens wenn Missverständnisse eintreten – bewusst gemacht werden kann und muss.

---

<sup>52</sup> NERLICH/CLARKE 1996:244.

<sup>53</sup> MEILLET 1903-04:641.

<sup>54</sup> Die Verbindung Phylogenese – Individuum ist bei der Lektüre ein wenig absonderlich, man würde eher erwarten, dass die Argumentation Busses sich auf eine Ausbreitung in der Sprechergemeinschaft hin bewegt.

Bréal setzt Konventionalität ausdrücklich nicht mit „Absprache“ gleich, was ausgesprochen modern ist.

Quantité d'objets sont inexactement dénommés, soit par ignorance des premiers auteurs, soit par quelque changement survenu qui a troublé la convenance entre le signe et la chose signifiée. Néanmoins les mots font le même usage que s'ils étaient d'une parfaite exactitude. Personne ne songe à les réviser. Ils sont acceptés grâce à un consentement tacite dont nous n'avons même pas conscience. (BRÉAL 1924:178)

Die Anfänge der Vorstellung von Konventionalität finden sich schon in der griechischen Antike<sup>55</sup>; im Kratylos-Dialog werden die zwei möglichen Interpretationsweisen dargelegt: entweder hat ein Ding einen naturgegebenen Namen oder seine Bezeichnung beruht auf einer Vereinbarung unter den Menschen. Bréal geht über die Debatte um Konventionalität oder Motiviertheit hinaus:

Si l'herbe est appelée *trīna* d'après sa qualité de piquer (*trī*), pourquoi ce nom ne s'applique-t-il pas à tout ce qui pique, par exemple à une aiguille ou à une lance? Et, d'autre part, si une colonne est appelée *sthūnā* parce qu'elle se tient debout (*sthā*), pourquoi ne l'appelle-t-on pas aussi celle qui soutient ou celle qui s'emboîte? (BRÉAL 1924:179)

Hier werden schon onomasiologische und semasiologische Sichtweise erkennbar, der Text fragt eigentlich: Wenn sich Dinge ähnlich sind, warum heißen sie dann nicht auch gleich? In semasiologischer Perspektive wird hier von einem *signifiant* ausgegangen und die möglichen damit zu verbindenden *signifiés* untersucht. Die zweite Frage könnte man folgendermaßen umformulieren: Welche Eigenschaft einer Sache ist der Auslöser dafür, dass sie so und nicht anders bezeichnet wird? Es wird onomasiologisch von der Sache ausgegangen mit dem Bewusstsein, dass verschiedene *signifiants* den betreffenden Inhalt bezeichnen könnten. Hinter all dem verbirgt sich natürlich die allgemeine Frage, wie die Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem hergestellt wird.

Busse hat Angst, dass „Bedeutung“ nur das sein solle, was unstrittig, also konventionalisiert sei (ihm schwebt dabei aber „Sinn“ vor).

---

<sup>55</sup> Seit der Antike werden Wörter als Konventionen verstanden. Cf. CAPT-ARTAUD 2000b:149. (Auch die indischen Grammatiker haben sich mit dem Problem beschäftigt.) Die Stoiker formulierten sogar schon, dass die Beziehung zwischen *aesthèton* (*partie sensible du signe*) und *noèton* (*partie intelligible*) konventioneller Natur sei. Capt-Artaud setzt Konvention nur leider mit Unmotiviertheit gleich! (cf. CAPT-ARTAUD 2000b:150). Auch im 17. und 18. Jahrhundert trifft man auf ähnliche Vorstellungen, die man als „satelliti concettuali“ (STANCATI 1999:6) eines Konventionalismus beschreiben könnte (in der Bedeutung von Vertrag oder Einverständnis). Turgot oder Du Marsais benutzten statt *convention* auch die Termini *usage*, *habitude* oder *instinct* (cf. STANCATI 1996:380).



Es handele sich dann eher um *Bedeutungsfestsetzung* als um *Bedeutungsfeststellung*, was ihn im Rahmen eines auf Interaktion basierenden Kommunikationsmodells stört.

Wann kann denn dann der Konsens als hergestellt erklärt werden, und wer darf diese Feststellung treffen? Wird darüber auch wieder ein Aushandlungs-Diskurs in Gang gesetzt über dessen Ende wiederum ... (usw. ad infinitum)? (BUSSE 1988c:36)

Busse fragt sich, ab wann ein Konsens hergestellt ist und wer diesen bestimmt, und kommt zu dem Ergebnis: er ergibt sich von alleine aus dem Gebrauch! Busse beschreibt einen Beurteilungsspielraum zwischen zwei Polen: auf der einen Seite „Gewißheit der Uneinigkeit“ und auf der anderen klare Übereinstimmung. Der dazwischenliegende Bereich der aushandlungsbedürftigen Wortverwendungen bleibt eine Grauzone, die Busse nicht ganz geheuer ist. Busse möchte verbieten, zwischen gesicherter und noch zu klärender Bedeutung zu unterscheiden (cf. BUSSE 1988c:36). Dies sei ein Scheingegensatz; wohl aus dem Grund, dass dann nicht weiter erklärt werden muss, wie die Grauzone dazwischen beschrieben werden kann. Ihn besorgt die Tatsache, dass jedes Element, das den Konsens übersteige, schon der Beginn einer Aushandlung sei. Für ihn sind aber Auslegungsprobleme „keine Probleme des alltäglichen Sprachverstehens“ (BUSSE 1988c:37)!

Sicher sind sich die Sprecher in hohem Maße der Gesetze ihrer Sprache nicht bewusst<sup>56</sup>. Saussure nimmt an, dass wenn dies der Fall wäre, kaum ein Volk mit seiner eigenen Sprache ganz zufrieden wäre. Die sprachlichen Zeichen sind Assoziationen, die vom kollektiven Konsens ratifiziert werden; und die *langue* ist damit eine Art Vertrag zwischen den Mitgliedern einer Sprachgemeinschaft<sup>57</sup>. Das Individuum muss sie erst erlernen, um ihr Spiel zu verstehen.

Die Definition von Konvention sowohl bei Bréal als auch bei Busse meint niemals eine autoritäre Norm (von oben), einen expliziten Vertrag zwischen Individuen oder eine künstliche auferlegte Ordnung. Beide verstehen sprachliche Konvention als sich stillschweigend aus dem Gebrauch (also auch der Gewohnheit) ergebende Regularität. Busse ist noch radikaler als Bréal, da er nicht einmal in Erwägung zieht, dass Individuen sich in der Kommunikation über Regeln oder Regelveränderungen einigen können. Er hält dies für einen äußerst seltenen Ausnahmefall, was verwundern muss, da er eigentlich mit allen Mitteln gegen einen starren Bedeutungsbegriff kämpft. Bréal dagegen sieht einen

---

<sup>56</sup> Cf. SAUSSURE 1973:106.

<sup>57</sup> Cf. SAUSSURE 1973:31.

flexibleren Konventionsbegriff vor, der gradweise Modifikationen zulässt und sogar notwendig macht.

Le langage, ce monde de convention qui reflète le monde réel, se divise également en un certain nombre de sphères, qui sans être absolument séparées l'une de l'autre, ont cependant leur caractère à part. Il faut s'établir dans l'une d'elles, apprendre à la connaître à fond, puis généraliser ses connaissances en se servant de ce qu'on a acquis, et étendre ainsi par degrés ses conquêtes. (BRÉAL 1886:238)

Die Flexibilität kann sogar so weit gehen, dass sich ein Sprecher einer Regel anpasst, die es eigentlich noch gar nicht gibt. In Zusammenhang mit der Analogie beschreibt Bréal den Fall, dass der Sprecher eine neue Regel vermutet, diese damit selbst bildet und ihr gehorcht:

Il est question ici d'une règle non formulée, que l'homme s'efforce de deviner, que nous voyons les enfants tâcher de découvrir: en la supposant, le peuple la crée. (BRÉAL 1924:72)

### 3.1.3 Muster und Präzedenzfälle

Da Busse in seinem Modell davon ausgeht, dass man keine mehr oder weniger konsistente Bedeutung eines Wortes extrapolieren kann, muss er annehmen, dass man sich in der Kommunikationssituation von Mustern leiten lässt, an die man sich erinnert. Unter Muster soll eine Analogie zu früheren Handlungen verstanden werden; nicht etwa Identität, denn keine Kommunikationssituation ist jemals wirklich identisch mit einer vorausgegangenen.

Einer Konvention (oder Regel) folgen heißt [...] einer Regularität des Verhaltens in einer sozialen Handlungsgemeinschaft zu folgen, d.h. nach erlebten, erfolgreichen analogen Beispielfällen handeln; regelhaft handelt, wer Präzedenzfällen folgt. (BUSSE 1986b:58)

Da Busse die Existenz von Bedeutung zu negieren versucht, ist das Muster ein einmaliges Phänomen<sup>58</sup>. Diese Sinnrealisierungen haben den Status von Musterbeispielen (*occurrences*), d.h. sie fungieren als Präzedenzfälle.

Wenn wir glauben, beim Hören eines Wortes die Sache selbst wahrzunehmen, dann nur deshalb, weil wir uns daran erinnern, während der Wahrnehmung desselben Zeichens die Sache gesehen zu haben. „[On] se laisse diriger par un certain nombre de locutions que la mémoire retient et qui servent de modèle“ (BRÉAL 1924:270, cf. auch 330). Auf diesem Wege geht auch Bedeutungsveränderung vonstatten: vorangegangene kommunikative Akte und deren thematische Ausrichtung werden auf gewisse Weise bei jeder minimalen Veränderung mitberücksichtigt.

Da Konstellationen in der realen oder möglichen Welt nie vollkommen identisch mit früheren sind, sind die Inbezugsetzungen auf der Ebene der sprachlichen Zeichen auch immer neu, nie da gewesen und immer kreativ. Kreativ sind die Zeichen aber nicht nur aufgrund äußerer Umstände, sondern auch aufgrund der Wahlfreiheit; *parole* ist immer spontan und lebendig<sup>59</sup>. Die *langue* dagegen als Schatz von Sprecherfahrungen der einzelnen Individuen der Sprachgemeinschaft ist statisch. Die Schaffung, der Aufbau dieses Systems ist dynamisch, das System selbst ist aber wie ein „mit dem Wasser des Dynamismus vollgeogener und in diesem schwimmender Schwamm“<sup>60</sup>.

---

<sup>58</sup> Für Rastier dagegen ist die Bedeutung selbst ein Typus, der ausgehend von den Sinnrealisierungen konstruiert wird, die man im Diskurs beobachten kann. Cf. RASTIER 1999.

<sup>59</sup> Cf. WUNDERLI 1976:434.

<sup>60</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:55.

Saussure nennt dieses soziale Produkt die Summe aller „images verbales emmagasinées“<sup>61</sup>. Die Eindrücke bei den einzelnen Sprechern setzen sich mit Hilfe von unzähligen Erfahrungen im Geist fest: „elle [notre langue maternelle] n’arrive à se déposer dans notre cerveau qu’à la suite d’innombrables expériences“<sup>62</sup>. Dabei verändern die Eindrücke vom Hören der anderen die sprachlichen Gewohnheiten. So ist die Sprache wie ein immenser Katalog, wo alle Produkte des menschlichen Geistes festgehalten sind. Dieser Katalog ist aber organisiert; auch bei Bréal hat er schon etwas Systemhaftes:

Il faut nous représenter la langue comme un vaste catalogue où sont consignés tous les produits de l’intelligence humaine: souvent le catalogue, sous un même nom d’exposant, nous renvoie à différentes classes. (BRÉAL 1924:144)

Es handelt sich fast um eine Art Suchmaschine, die bei Eingabe eines Suchbegriffs mehrere Ergebnisse „ausspuckt“.

Bréal hat (wie Saussure) mit der modernen Semantik die Verflechtung mit der „Gedächtniswissenschaft“<sup>63</sup> gemein; er sieht „la personnalité umana come l’aggregazione di diverse memorie compresenti“<sup>64</sup>. Schon das Kind lernt, einen Sinn zu verallgemeinern, zu abstrahieren (cf. BRÉAL 1884:554). Im ersten Moment ist die Bedeutung eines Wortes für ein Kind nicht dieselbe wie für diejenigen, die an sie gewöhnt sind; Taine beschreibt sie als

[...] plus étendu ou moins étendu que pour nous, proportionné à son expérience présente, chaque jour élargi ou réduit par ses expériences nouvelles, et très lentement amené aux dimensions précises qu’il a pour nous<sup>65</sup>.

Die Anfänge der Semantik stehen in Zusammenhang mit der Bewusstseinsforschung<sup>66</sup>. Besonders durch die Sprache wird deutlich, dass der menschliche Geist als Ansammlung verschiedener Gedächtnisse funktioniert, die durch assoziative Beziehungen vernetzt sind. Maspero versteht Bréals *Essai* gar als psychologische Abhandlung<sup>67</sup>, die ein Bewusstsein für die Begrenztheit des Gedächtnisses etabliere (cf. BRÉAL 1924:6s., 35, 249).

---

<sup>61</sup> SAUSSURE 1973:30.

<sup>62</sup> SAUSSURE 1973:37.

<sup>63</sup> Cf. DE PALO 2001a:18. Seine Zeitgenossen interessieren sich v.a. für die Philosophie des Unbewussten (BRÉAL 1924:306s.)

<sup>64</sup> DE PALO 2001a:18.

<sup>65</sup> TAINE 1870, vol.1:48.

<sup>66</sup> Cf. DE PALO 2001a:79.

<sup>67</sup> Cf. MASPERO 1917:270, cf. auch WOLF 2000:157.

Busse plädiert dafür, dass erst „das Verblassen älterer Präzedenzfälle“ (BUSSE 1986b:58) eine allmähliche, nicht wahrnehmbare Veränderung möglich macht. Wenn eine Bedeutungsveränderung einmal angenommen ist, denkt niemand mehr über die Etymologie nach, sonst könnte sie leicht zum Störfaktor werden. Auch Bréal setzt voraus, dass die Etymologie eines sprachlichen Zeichens inzwischen vergessen sein muss (cf. BRÉAL 1924:303, cf. Kapitel 1.10.2)<sup>68</sup>.

Les Latins eux-mêmes avaient perdu le souvenir de la parenté de certains mots qu'ils employaient. [...] En grammaire comme en histoire naturelle et comme en astronomie, nos yeux, armés de verres plus ou moins forts, aperçoivent des rapports et saisissent des détails qui échappent à l'œil nu; mais on n'a pas besoin de savoir l'origine des mots pour les employer. (BRÉAL 1878b:211)

Die Arbeit von gestern dient sozusagen als Vorlage für die Arbeit von morgen; sie darf aber nicht zu präsent sein, um kein Hemmnis in der Kommunikation darzustellen.

Es gibt innerhalb einer sozialen Gemeinschaft keine Schöpfung *ex nihilo*, – was nicht heißen soll, dass das Individuum nicht fähig dazu wäre – aber in der Interaktion am Beginn der Entstehung einer neuen Bedeutung ist der Rückbezug auf schon einmal da Gewesenes unentbehrlich. Bréal verweist darauf, dass jede Verwendung auf einer früheren basiert: „l'invention travaille toujours sur un fonds déjà existant“ (BRÉAL 1924:248). Busse stellt allerdings nie die Frage, was es vor den Präzedenzfällen gegeben haben könnte (wenigstens ein Kommunikationsbedürfnis?). Es muss aber ab einem gewissen Punkt wenigstens Material vorliegen, denn aus einer *tabula rasa* kann niemand einen Präzedenzfall „basteln“!

Die *groupes articulés* beschreibt Bréal als von Vorfahren geschmiedete „Fertigprodukte“, die wie Formulare (Muster) im Recht oder in der Verwaltung weiterbenutzt werden können!

C'est la pensée des ancêtres qui les [les locutions] a ainsi ajustées, et qui les a léguées aux âges postérieurs comme un appui ou comme un levier. Ce que les formulaires sont dans le droit ou dans l'administration, ces groupes articulés le sont pour le raisonnement de tous les jours. (BRÉAL 1924:172)

Es handelt sich hierbei natürlich um eine Spezialform von Präzedenzfällen. Sie dienen aber wie andere nicht nur als (passive) Gedächtnisstüt-

---

<sup>68</sup> Eine zu präzente Etymologie wäre in der Kommunikation nur schädlich. – Cf. dazu genauer DELESALLE 1987. – SCHOGT 1990:33 macht auf die Parallele bei Saussure aufmerksam: „Bréal effleure l'idée de l'arbitraire du signe“.

ze, sondern auch als „Schalter“. Sie sind nicht bloß Repräsentationswerkzeug (wie oft in klassischen Modellen), sondern ein „outil d’appréhension du monde, qui indique l’accès à ce monde“<sup>69</sup>. Sprachliche Zeichen liefern eine Handlungsanweisung, der Inhalt des Zeichens ist also nicht nur konzeptuell, sondern auch prozedural<sup>70</sup>.

Busse wird nicht müde zu betonen, dass der Anleitungscharakter der Muster oder Präzedenzfälle (cf. BUSSE 1987a:156) immer durch eine in der spezifischen Handlung zustande kommende Kombination kognitiver Momente ergänzt werden müsse (cf. BUSSE 1987a:303). Natürlich ist auch für Bréal das Muster nicht beliebig einsetzbar, aber es bleibt ein nützliches (eingeschränkt allgemeingültiges) Muster. Insofern scheint das Konzept des Musters bei Bréal – der Kreativität zulässt, aber eine relativ stabile Basis annimmt – mehr Sinn zu machen als bei Busse. Man muss sich fragen, welchen Wert Busse noch dem Präzedenzfall beimisst, wenn dieser darauf reduziert wird, eine äußerst vage Analogie zu früheren Handlungen herzustellen, die allenfalls dazu dient, ein Minimum an Regelmäßigkeit zu rechtfertigen.

---

<sup>69</sup> KLEIBER/RIEGEL 2004:33.

<sup>70</sup> Ducrot beschreibt den Gehalt der Wörter als *ensemble d’instructions/de procédures* (cf. GALATANU 1999b:47).

### 3.1.4 Kreativität

Der Mensch bedient sich der Sprache, und indem er Veränderungen an ihr vornimmt, wird sie zum Ausdruck seiner Kreativität; „le langage est la plus ancienne, la plus spontanée et la plus continue de ses créations“ (BRÉAL 1866a:71b)<sup>71</sup>. Seine Freiheit, kreativ zu sein, geht laut Busse nur so weit, wie das Verständnis gesichert ist, denn die kommunikative Verständigung ist der Hauptzweck der Sprache (cf. BUSSE 1987a:152)<sup>72</sup>. Auch Bréal formuliert als „but général du langage [...] de se faire comprendre aux moindres frais, je veux dire avec le moins de peine possible“ (BRÉAL 1924:11s., cf. auch 68). Die Einschränkung der Kreativität entspringt aus dem allgemeinen Handlungskonzept, denn „cette limitation de la liberté tient au besoin d’être compris, c’est-à-dire qu’elle est de la même sorte que les autres lois qui régissent notre vie sociale“ (BRÉAL 1924:257).

Sprachwandel allgemein könnte als Konsequenz der Kreativität der sprechenden Individuen beschrieben werden. Neue Wörter bzw. neue Verwendungen eines Wortes können eingeführt werden, da der Sprecher sich in hohem Maße „au travail de l’auditeur et à sa créativité“<sup>73</sup> verlassen kann. Der Freiheit in der Sprachveränderung sind jedoch in Bezug auf das potentielle Material gewisse Grenzen gesetzt: eine Schöpfung *ex nihilo* ist höchst unwahrscheinlich; auch Neues entwickelt sich aus vorhandener Substanz<sup>74</sup>:

L’invention pure, l’invention ex nihilo, est extrêmement rare en matière de langage. Si le dépôt héréditaire doit être modifié, corrigé, augmenté, c’est encore de ce dépôt héréditaire qu’est tirée la matière des remaniements. L’instinct populaire, peu apte à inventer de toutes pièces des procédés nouveaux, se laisse guider, de façon plus ou moins consciente, par l’imitation des anciens procédés.<sup>75</sup>

Bréal macht mit dem Konzept der Polysemie ganz deutlich, dass sprachliche Kreativität nicht unbedingt in der Schaffung eines neuen Wortes besteht. Nicht nur die Elemente des Sprachschatzes sind bereits vorgegeben, sondern ebenfalls Baupläne<sup>76</sup>. Beide werden immer wieder

---

<sup>71</sup> Cf. WUNDERLI 1974 und 1976 zur Kreativität des Sprachbenutzers bei Saussure.

<sup>72</sup> Cf. auch PUECH 1985:134.

<sup>73</sup> NERLICH 1986:36.

<sup>74</sup> So auch schon bei SMART 1831: da es nicht für alle Gelegenheiten natürliche Zeichen gibt, müssen die bestehenden kombiniert werden; sie modifizieren sich außerdem gegenseitig (cf. NERLICH 1996a:414).

<sup>75</sup> Aus Bréals vorbereitenden Notizen zum Artikel «Les commencements du verbe» (zit. nach DÉCIMO 2000a:82).

<sup>76</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:70.

aufs Neue durch Vergleich und Abstraktion ins Spiel gebracht. Auf diese Weise könnte man fast sagen, dass Neubildungen eigentlich schon in der *langue* angelegt sind<sup>77</sup>. Neubildungen sind damit gewissermaßen sowohl kreativ als auch nicht-kreativ: die spezifische Kombination ist kreativ, jedoch nicht das verwendete Material und die Kombinationsregeln<sup>78</sup>.

Die Spracherfinder schöpfen immer aus schon Bestehendem (cf. BRÉAL 1901a:243), was Bréal mit einschlägigen Beispielen illustriert, denn dies gilt nicht nur für einzelne Wörter der Alltagssprache, sondern auch für die künstlichen Sprachen. Der Autor des Volapük („l'abbé Schleyer“) bediente sich hauptsächlich des Deutschen; der Vater des Esperanto („le docteur Zamenhof“ aus Warschau) mischte das Französische und das Spanische („il avait d'abord signé: Doktoro Esperanto, le docteur espérant“). Bestehende Sprachen liefern immer das Material für neue<sup>79</sup>.

Auch Busse betont, dass der schöpferische Gebrauch der Sprache immer ein Spielen mit Vorhandenem sei (cf. BUSSE 1998a:539). Dazu kommt bei Busse allerdings die Annahme, dass auch die Regelbefolgung nicht ein automatischer, sondern ein kreativer Vorgang sei. Der Sprecher bewege sich zwischen seiner Sinnsetzungs-Absicht und dem unerlässlichen Bedarf an Intersubjektivität. So seien nach Busse zwar Verschiebungen weg von der „wörtlichen“ (BUSSE 1988c:33) Bedeutung möglich, doch – und hier erstaunt er seinen Leser – „die „wörtliche“ Bedeutung bleibt dennoch als Teil der Verstehensvoraussetzungen erhalten“!

Busse wirft Saussure mehrfach vor, seine Sprachkonzeption sei statisch (cf. BUSSE 1987a:21 N23; 113, 304); was auch bedeutet, dass sie Kreativität vernachlässigt. Auch Saussures Gesamtkonzeption muss aber eine dynamische Komponente enthalten, sonst wäre sie nicht in der Lage, Spracherwerb und Sprachwandel zu erklären (sogar nicht

---

<sup>77</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:70.

<sup>78</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:71. Saussure interessiert sich deswegen eher für den „Schnitt“ als für den „Stoff“: „La langue est une robe couverte de rapiécages faits avec sa propre étoffe“ (SAUSSURE 1973:235).

<sup>79</sup> Cf. auch das Rumantsch Grischun (Bündner Romanisch). Es ist eine künstlich geschaffene Hochsprache für alle Bündnerromanen, die auf Surselvisch, Sutselvisch, Surmeirisch, Oberengadinisch und Unterengadinisch basiert. (cf. Artikel «Rätoromanisch» in Wikipedia – <http://de.wikipedia.org/wiki/B%C3%Bcndnerromanisch>). Cf. auch das Ladin dolomitan: „1988 beauftragten die ladinischen Kulturinstitute «Micurà de Rü» und «Majon di Fascegn» den Zürcher Universitätsprofessor Heinrich Schmid, für sie eine gemeinsame Schriftsprache zu schaffen. Im Sommer 1998 erschien schließlich die langerwartete «Wegleitung für den Aufbau einer gemeinsamen Schriftsprache der Dolomitenladiner», mit der das Ladin Dolomitan oder «Ladin Standard» aus der Taufe gehoben wurde.“ (Artikel «Ladinische Sprache» in Wikipedia – [http://de.wikipedia.org/wiki/Ladinische\\_Sprache](http://de.wikipedia.org/wiki/Ladinische_Sprache)).



einmal Sprachverwendung). Jedoch ändert sich auch für Saussure die *langue* beständig; allerdings sind diese Veränderungen nicht intentional, sondern konsequenziell. *Langue* und *parole* stehen in einer gewissen Beziehung zur dynamischen Komponente, sind aber selbst nicht dynamisch konzipiert. Beide, *langue* und *parole*, sind in einen großen Rahmen eingebettet, die *faculté du langage*<sup>80</sup>, die als ein allgemeines anthropologisches Charakteristikum aufzufassen ist (und die nicht mit *langage*<sup>81</sup> gleichzusetzen ist). Die *faculté du langage* setzt sich aus zwei Komponenten zusammen<sup>82</sup>: eine anatomisch-physiologische (*faculté phonatoire*) und eine psychische, wobei v.a. die zweite essentiell für Sprachfähigkeit ist. Sie umfasst die Fähigkeit zur Kodierung und Dekodierung (*faculté de coordination*) und die Fähigkeit zur Schaffung oder Veränderung eines Systems (*faculté de classement*).

Die *langue* ist bei Saussure zwar passiv und kollektiv<sup>83</sup>; ihre Anwendung aufgrund der *faculté du langage* aber aktiv und individuell. Die *langue* hat praktisch keine kreative Funktion, was aber eingeschränkt werden muss: bei der Überführung in die *parole* findet doch Reflexion statt. Das *classement* an sich ist passiv, nicht schöpferisch<sup>84</sup>; es sorgt für die Überführung der Einheiten von der *parole* in die *langue*. Im Hinblick auf das System ist das *classement* aber doch kreativ, denn es verändert das System<sup>85</sup>.

Im 19. Jahrhundert wird sich die Sprachwissenschaft immer mehr bewusst, dass sprachliche Kreativität nicht auf die Bildung von Sätzen begrenzt ist<sup>86</sup>. Sie macht sich allerdings besonders in der Syntax bemerkbar<sup>87</sup> (cf. auch bei Saussure). Die sprachliche Kreativität beruht

[...] auf der Unendlichkeit der denk- und vorstellbaren Tatbestände und auf der Leichtigkeit, mit der nicht versprachlichte Gegenstände und Sachverhalte vorgestellt, gedacht und konzeptualisiert werden können<sup>88</sup>.

---

<sup>80</sup> Cf. WUNDERLI 1976:420 und 454.

<sup>81</sup> Die Einheit *langage* setzt sich aus *langue* und *parole* zusammen.

<sup>82</sup> Cf. WUNDERLI 1976:420.

<sup>83</sup> Cf. WUNDERLI 1976:430.

<sup>84</sup> Cf. WUNDERLI 1976:443.

<sup>85</sup> Cf. WUNDERLI 1976:444. Saussure unterscheidet regelgesteuerte und regelverändernde Kreativität. Neubildungen sind auf der Ebene der *parole* meist noch als regelgesteuert einzuordnen (v.a. Analogiebildungen), bei der Übernahme ins System können sie dann aber regelverändernd wirken (müssen es aber nicht). Die Analogie als konzeptuelle Kraft des Geistes wird im 20. Jahrhundert von der kognitiven Semantik wiederentdeckt (cf. NERLICH 1999:447), so wie auch Metapher und Metonymie.

<sup>86</sup> Cf. NERLICH 1989:101.

<sup>87</sup> Cf. DE PALO 2001a:81.

<sup>88</sup> LEBSANFT/GLEßGEN 2004:17.

Diese Leichtigkeit der Konzeptualisierung liegt für Bréal (ebenso bei Whitney) in der Elastizität der konventionellen Zeichen und des konventionellen Zeichensystems begründet<sup>89</sup>. Jede Verwendung eines Zeichens ist damit laut Bréal ein kreativer Akt, nicht nur eine Neubezeichnung. Es findet in jedem Anwendungsprozess eine intelligente Adaptation statt<sup>90</sup>, die nur dank der Tatsache möglich ist, dass Zeichen elastisch sind.

Bréal räumt ein, es könnte der Eindruck entstehen, dass die Sprache das Produkt einer höheren Intelligenz sein müsse als derjenigen des Menschen, da es Formen gebe, die die Sprecher zwar benutzen würden, aber nicht erklären könnten. Gewisse Wörter, wie die *outils grammaticaux* (z.B. Präpositionen, die unbeschreibbar viele heterogene Funktionen erfüllen können), haben zwar ihre Funktion, können aber trotzdem vollkommen sinnentleert scheinen: „C'est la présence de ces mots en apparence vides qui a fait paraître la création du langage une œuvre supérieure à la raison humaine.“ (BRÉAL 1924:189). Die Sprache bleibe aber alleiniges Werk des Menschen. Er könne sie nicht gänzlich erklären oder noch weniger kontrollieren, was es noch schwieriger mache, die Vorstellung von Intentionalität in eine Sprachkonzeption zu integrieren: „jusqu'à quel point l'intention a-t-elle une part dans les faits du langage? Les linguistes modernes, en général, sont très nets pour repousser l'idée d'intention.“ (BRÉAL 1924:306). Bréal macht aber schon darauf aufmerksam, dass hier höchste Vorsicht geboten sei: *volonté intelligente* dürfe auf keinen Fall mit aktiver, bewusster Reflexivität gleichgesetzt werden!

Il semble que la linguistique moderne confonde l'intelligence avec la réflexion. Pour n'être pas prémédités, les faits du langage n'en sont pas moins inspirés et conduits par une volonté intelligente. (BRÉAL 1924:307)

Die Sprache ist bei Bréal ein Produkt des menschlichen Geistes<sup>91</sup> und mehr noch der menschlichen Kreativität, die auf allgemeinen kognitiven Fähigkeiten beruht. Dass Sprachwandel stattfindet, sei der Nachweis einer ständigen sprachlichen Kreativität, die zwar nicht *ad hoc* arbeite, aber als „action lente et graduelle“ (BRÉAL 1924:40) unaufhaltsam fortschreite. Alles verändere sich mit der Zeit, auch die Sprache (cf. BRÉAL 1903b:803), und die Sprecher könnten diesen Prozess weder aufhalten noch beschleunigen.

---

<sup>89</sup> Cf. NAGLE 1991:508.

<sup>90</sup> Cf. WUNDERLI 2001:170 und 1986.

<sup>91</sup> Cf. WUNDERLI 2001:170.

Bis auf die Tatsache, dass Busse auch von einer Kreativität ausgeht, die sich immer auf bereits bestehendes Material stützt, sind seine Aussagen zur sprachlichen Kreativität im Vergleich zu denen Bréals geradezu rudimentär. Ihn besorgt eher, dass sprachliche Kreativität zu weit gehen könnte, so dass die Verständigung möglicherweise nicht mehr gesichert wäre. Bei so viel Pessimismus muss es erstaunen, dass gerade er Saussure den Vorwurf macht, seine Sprachkonzeption sei zu statisch angelegt, was ja widerlegt werden konnte.

### 3.1.5 Einführungssituation und Ausbreitung von Innovationen

Bréal setzt einen Akzent auf den Aspekt der Höherentwicklung durch den Menschen: „chacun de nous“ (BRÉAL 1924:2) ist maßgeblich an der Entwicklung der Sprache beteiligt. Alle Sprecher arbeiten an der Sprache der Zukunft: „ignorants ou savants, écrivains ou artistes, gens du monde ou hommes du peuple“ (BRÉAL 1924:270s.). Es geht nicht nur um die konkrete Schöpfung innovativer Wörter oder Bedeutungen; „nous sommes tous, et à tous les moments du jour, les inventeurs du langage“ (BRÉAL 1924:328)<sup>92</sup>. Auch ohne beabsichtigtes Erneuern wird die Sprache zu jeder Zeit, zu der sie verwendet wird, modifiziert.

Busse hebt besonders das Individuum in der Rolle des Sprachveränderers hervor. Er verweist nachhaltig auf den Part, den das Individuum in der hypothetischen Einführungssituation übernehme. Das einzelne Individuum löse die Ausbreitung einer gewandelten Bedeutung aus, zunächst innerhalb einer kleineren Gruppe von Sprechern in seiner Umgebung, dann aber immer größere Kreise ziehend bis möglicherweise hin zu einer ganzen Sprechergemeinschaft. Bréal insistiert weniger auf die Einführung einer Neuerung durch ein einziges Individuum; neue Unterscheidungen würden nur manchmal von „quelques intelligences plus fines que les autres“ (BRÉAL 1924:37) getroffen.

Die Betonung liegt bei Bréal nicht auf der Quantität, sondern eher auf der Qualität: „Les mots créés par les lettrés et les savants ont-ils plus d’exactitude? il n’y faut pas beaucoup compter.“ (BRÉAL 1924:180s.). Es gebe Fälle, in denen „le plus ignorant“ (BRÉAL 1924:179) der Urheber sei. Bréal geht aber – und dies fügt sich auch in sein Gesamtbild der Sprache als ständige Entwicklung zum Angepassteren ein – davon aus, dass eine „image éclore dans quelque tête bien faite devient, en se répandant, propriété commune“ (BRÉAL 1924:131). Auch von Dichtern geschaffene Metaphern können in die Sprache Eingang finden. Die Gründe dafür, warum eine Metapher lexikalisiert wird, können unterschiedlicher Natur sein: „Elle se fait adopter si elle est juste, ou si elle est pittoresque, ou simplement si elle comble une lacune dans le vocabulaire.“ (BRÉAL 1924:124; cf. auch BUSSE 1987a:191).

Der Hauptfaktor im Prozess der Ausbreitung ist neben dem „pouvoir que [...] l’action individuelle continue d’exercer“ (BRÉAL 1924:131) in erster Linie ein permanent aktiviertes Suchen nach Analogien.

---

<sup>92</sup> NERLICH 1986:23: „le langage est pour Bréal une œuvre, le produit d’une collaboration entre les hommes“.

Über Diminutivbildungen im Lateinischen<sup>93</sup> sagt Bréal, dass sie sehr fruchtbar gewesen seien. Die Sprecher hätten Gefallen daran gefunden und produzierten deswegen immer neue Formen. Bréal erklärt dieses Phänomen als eine Modeerscheinung: „Comme un jardinier qui s’applique à diversifier une fleur adoptée par la mode, l’esprit populaire, une fois mis en goût, produit des diminutifs de toute forme.“ (BRÉAL 1924:44).

Generell lässt sich laut Bréal festhalten, dass ein neues Zeichen gewisse Eigenschaften besitzen muss, um angenommen zu werden:

Pour que ce nom se fasse accepter, il faut sans doute qu’à l’origine il ait quelque chose de frappant et de juste: il faut que par quelque côté il satisfasse l’esprit de ceux à qui il est d’abord proposé. Mais cette condition ne s’impose qu’au début. Une fois accepté, il se vide rapidement de sa signification étymologique. Autrement, celle-ci pourrait devenir un embarras et une gêne. (BRÉAL 1924:178)

Damit ein neues Wort oder ein vorhandenes Wort in einer neuen Bedeutung aufgenommen wird, muss es anfänglich besonders treffend, sprechend oder passend sein. Es müsse den Geist befriedigen (Bréals Ausführungen erinnern hier unweigerlich an eine konkrete Einführungssituation), ansonsten würde gar kein Interesse geweckt, es in den Sprachgebrauch aufzunehmen.

Bréal weist gleichzeitig darauf hin, dass es auch Bedeutungsveränderungen (in diesem Fall Bedeutungsverengungen) gebe, die sich nicht durchsetzen:

Outre les restrictions de sens dont la langue porte l’évident et permanent témoignage, il se fait, dans le parler de chacun, de perpétuelles applications du même principe, mais qui ne laissent pas de trace durable, parce qu’elles varient selon le temps et le lieu. (BRÉAL 1924:115)

Busse konkretisiert nicht detailliert, ob Prestige, Modeerscheinungen oder andere Faktoren zur Verbreitung beitragen, obwohl er neuerdings sogar Schuchardt zitiert (cf. BUSSE 2005c:1314<sup>94</sup>). Er hält eher die soziale Stellung und Anerkanntheit des „Erfinders“ für maßgeblich. Schuchardt beschreibt neben einem allgemeinen Trieb zu Neuerungen und dem Bedürfnis, verständlich zu bleiben<sup>95</sup>, ganz konkrete Bedürfnisse

---

<sup>93</sup> Er zitiert v.a. Beispiele aus dem Deutschen. Das Phänomen hatte aber auch im 16. Jahrhundert in Frankreich bei den Dichtern der Pléiade Hochkonjunktur!

<sup>94</sup> Allerdings nur in Bezug auf die junggrammatischen Lautgesetze und „Wörter und Sachen“.

<sup>95</sup> Cf. SWIGGERS 1989:84.

der Sprecher, die zu Veränderungen führen können, wie z.B. Angemessenheit, Deutlichkeit, Bequemlichkeit, Kürze oder Wirksamkeit<sup>96</sup>.

Sprachliche Neuerungen haben ihren Ursprung oft in der Trägheit, den expressiven, affektischen usw. Bedürfnissen einzelner Sprecher; ihren Erfolg dagegen verdanken sie der Mode, die für ihre Verbreitung sorgt.<sup>97</sup>

Bei Umgestaltungen, die durch Imitation von Innovationen durch Prestigetträger bedingt sind, sind auch sprunghafte Veränderungen möglich<sup>98</sup>, d.h. solche, die sich nur über einen kurzen Zeitraum erstrecken. Bei modebedingten Modifikationen vermutet Schuchardt eine gewisse Bewusstheit im Unterschied zu solchen, die aus Bequemlichkeit hervorgerufen werden, denn Mode entspreche einer bewussten oder zumindest halbbewussten Nachahmung.

Die Ausbreitung neuer Formen stellt Schuchardt sich strahlenförmig vor<sup>99</sup>. Sie gehen von einem Zentrum aus<sup>100</sup>. Eine Neuerung wird zunächst durch ein Individuum ausgelöst<sup>101</sup>, muss aber dann durch die Sprechergemeinschaft übernommen werden. Seine Wellentheorie besagt, dass die Innovation nicht mit einem Schlag aufgenommen wird, sondern allmählich immer weiter reichende Kreise zieht. Die Wellentheorie wird auch mit Johannes Schmidt in Verbindung gebracht<sup>102</sup>: sie vergleicht die Ausbreitungsbewegung der Neuerung mit den Wellen, die entstehen, wenn man einen Stein ins Wasser wirft<sup>103</sup>.

Bréal begründet die immer schneller fortschreitende Ausbreitung von sprachlichen Neuerungen unter anderem mit der Industrialisierung. Er skizziert den Weg einer möglichen Verbreitung vom philosophischen Denker bis hin zur Werbung. Dieser Weg ist allein deswegen

---

<sup>96</sup> Cf. SWIGGERS 1989:82.

<sup>97</sup> WUNDERLI 1981a:164; cf. SCHUCHARDT 1922:63s., 75.

<sup>98</sup> Cf. WUNDERLI 2001:148.

<sup>99</sup> SCHUCHARDT 1922:61s. und 1928:432.

<sup>100</sup> Cf. SWIGGERS 1989:86.

<sup>101</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:163.

<sup>102</sup> *Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen* (1872:27). Cf. SWIGGERS 1989:86 und VAN POTTELBERGE 2003:301 N1. „Wenn Schuchardt als Urheber gilt [...], ist das Modell etwas früher zu datieren, nämlich auf 1868, das Erscheinungsjahr des 3. Bandes des *Vokalismus des Vulgärlateins*, wo Schuchardt auf S. 34 tatsächlich eine Wellen-Metapher benutzt“. Cf. VAN POTTELBERGE 2003:303.

<sup>103</sup> Die Entwicklungen in der Dialektologie und Sprachgeographie belegen Schuchardts Vorstellung der Ausstrahlung von regionalen Zentren aus. Echte Homogenität trifft man sogar in keiner Gemeinde an, nicht einmal innerhalb einer Familie. Die sprachliche Einheit ist eine Chimäre; selbst das Sprachverhalten des Individuums variiert (je nach Situation und Kontext). Bei der endlosen Variationsfähigkeit der Sprache, die ein Grundcharakteristikum von Sprache ist, ist die Einheitlichkeit nur als Abstraktion zu verstehen. Cf. WUNDERLI 2001:152.

möglich, weil Bedeutung erst sehr weit gefasst ist und sich dann in allen Bereichen anpasst:

[...] les penseurs et les philosophes ont le privilège de créer des mots nouveaux qui frappent par leur ampleur, par l'aspect savant de leur contexture. Ces mêmes mots passent ensuite dans le vocabulaire de la critique, et trouvent de cette façon leur entrée chez les artistes: mais une fois reçus dans l'atelier du peintre ou du sculpteur, ils ne tardent pas à se répandre dans le monde de l'industrie et du commerce, qui en fait usage sans mesure ni scrupule. C'est ainsi qu'en un temps relativement court le vocabulaire de la métaphysique va alimenter le langage de la réclame. (BRÉAL 1924:106)

Wolle man herausfinden, woher eine Bedeutung komme, helfe es nicht, alle denkbaren Realisierungen zu sammeln und auf einen Punkt bringen zu wollen; damit könne nur ein sehr allgemeines Resultat erzielt werden. Dies sei natürlich der normale Weg des Lexikographen, der z.B. die Funktion einer Konjunktion oder einer Präposition erklären wolle (dasselbe gilt für jede Lexie, aber auch für die Kasus, die Modi, etc.). Der menschliche Geist verfare ganz anders:

La logique populaire ne procède pas ainsi. Elle avance, pour ainsi dire, par étapes. Partant d'un point très circonscrit et très précis, elle pousse droit devant elle, et parvient, sans s'en douter, à une étape où, par la nature des choses – je veux dire par le contenu du discours – un changement se produit. Dès lors, on a un relais qui peut fournir à une nouvelle marche sous un angle différent, sans que d'ailleurs pour cela la première direction soit interrompue. Cela fait déjà deux sens. Puis les mêmes choses se reproduisent à une troisième étape, qui donne lieu à une troisième orientation. Et ainsi de suite ... En toute cette procédure, il n'y a pas généralisation, mais marche en ligne brisée, où chaque point d'arrêt présentant l'idée sous une incidence différente, devient à son tour tête de ligne. (BRÉAL 1924:225s.)

Bréal zeigt am Beispiel der Entwicklung des Akkusativs, das er über mehrere Seiten hinweg durchexerziert, wie schwierig die einzelnen Etappen nachzuvollziehen sind, und dass die letzte nichts mehr mit dem Ausgangspunkt zu tun zu haben scheint (BRÉAL 1924:226-33)<sup>104</sup>. Wer in all den Einzeletappen einen gemeinsamen Leitfaden finden will, verliert sich schnell in höchst generalisierten Abstraktionen.

Bréal räumt auch ein, dass ein Einzelner den Anfang einer Veränderung machen kann; anschließend bedarf es aber der kollektiven Praxis. Eine Neuerung muss in erster Linie dem Bedürfnis entsprechen, verständlich zu bleiben.

---

<sup>104</sup> Bréal erinnert hier an Wittgensteins Konzept der Familienähnlichkeit, das allerdings dort nicht für die historische Dimension geltend gemacht worden ist.

En fait de langage, il est une loi qui prime et domine toutes les autres: la nécessité d'être clair et le devoir d'être compris. Plutôt une inconséquence qu'une obscurité! Telle est la règle qui, dans les cas douteux, paraît avoir guidé nos pères. (BRÉAL 1889c:607)

Im Rahmen der Rechtschreibreform macht Bréal ganz deutlich, dass Veränderungen, die „von oben“ auferlegt werden, nur äußerst geringe Überlebenschancen hätten. Die Sprache sei eine Maschinerie, die nur unter ganz bestimmten Bedingungen minimale Veränderungen<sup>105</sup> akzeptiere, die ganz allmählich von den Sprechern integriert würden:

Tout le monde connaît l'histoire des ces empereurs, de ces rois, qui avaient imaginé d'ajouter une lettre nouvelle à l'alphabet, et qui ont échoué dans leur tentative. Les hommes de 89 et de 93, si hardis contre toutes les formes du passé, qui ont rompu avec les vieilles méthodes de mesurer l'espace et de diviser le temps, n'ont pas touché à ces humbles, mais nécessaires et indestructibles instruments de civilisation. Il y a là pour les novateurs un avertissement et une leçon: les réformes proposées devront se faire petites et imperceptibles, elles devront se glisser une à une, pour être admises à s'annexer au capital de savoir qui est à la base de toute éducation. (BRÉAL 1893a:63)

Im gleichen Geiste bestätigt Saussure, dass Wandel im Einzelfall eine Erfindung von Spezialisten, Grammatikern oder Logikern sein könne<sup>106</sup>, doch hätten solche Initiativen bis dahin keinen Erfolg gehabt. Savatovsky glaubt, der Linguist habe eine Sonderrolle im Sprachwandel: da er die „Gesetze“ kenne und bewusst mache, „il contribue à accélérer, fixer ou réguler les processus d'évolution“<sup>107</sup>. Genau damit könnte Bréal sich nicht einverstanden erklären: auch der Wissenschaftler ist immer nur ein Sprecher wie die anderen, er hat keine Allmacht über die Sprachentwicklung. Savatovsky geht noch weiter und gibt vor, der Linguist habe eine Machtstellung im Sprachwandel<sup>108</sup>.

Bréal äußert sich gerade in umgekehrter Perspektive: „le langage étant l'œuvre du peuple, il faut, pour le comprendre, dépouiller le logicien et se faire peuple avec lui“ (BRÉAL 1897:233). Wenn der Sprachwissenschaftler Sprachwandel verstehen und erklären wolle, müsse er von

---

<sup>105</sup> Henry nennt sie „nuances infinitésimales“, die im Moment ihres Eintretens unsichtbar sind, die aber Auswirkungen auf die Zukunft haben; wobei es schwierig ist, den Moment zu definieren, zu welchem genau ein Wandel eingesetzt hat. Cf. HENRY 1896:6.

<sup>106</sup> Cf. SAUSSURE 1973:106.

<sup>107</sup> SAVATOVSKY 2000:24.

<sup>108</sup> „Avant d'être un métier, la spécialité du linguiste, l'activité métalinguistique est inscrite en réalité au cœur de l'activité linguistique ordinaire, et forme l'un des puissants facteurs d'évolution“ (SAVATOVSKY 2000:24).



seinen allzu linguistischen Sichtweisen Abstand nehmen und sich ganz auf das Denken der eigentlichen Akteure einlassen<sup>109</sup>. Diejenigen, die die Sprache täglich benutzen, wissen gar nichts über ihr Funktionieren. Im Nachhinein können Veränderungen nur über Reflexion erfasst werden, und darin liegt die Aufgabe der Sprachwissenschaft.

Die Sprache ist prinzipiell immer möglichen Veränderungen ausgesetzt, da unzählige Individuen mit unterschiedlichen Erfahrungshorizonten sie benutzen<sup>110</sup>. Jede weitreichende und plötzliche Veränderung ist jedoch ausgeschlossen, da die kollektive Trägheit gegen sprachliche Innovation resistent ist und die Durchsetzung einer Veränderung vom Faktor der Überlieferung abhängig ist<sup>111</sup>. Jeder hat zu jedem Zeitpunkt Teil an der Sprache; deswegen unterliegt sie ständig dem Einfluss von allen, was eine Revolution unmöglich macht.

Vor und nach Blank<sup>112</sup> haben Coseriu, Koch und Oesterreicher gezeigt, dass Sprachwandel sich nicht nur auf die Innovationen selbst reduzieren lässt, sondern dass die Übernahme der Innovation durch die Sprecher eine enorm wichtige Rolle spielt<sup>113</sup>:

Die Typologie der Neuerung [...] [ist] in bezug auf das Problem des Sprachwandels [...] unwesentlich, da die Neuerung kein „Wandel“ ist. Der *Sprachwandel* („Wandel in der Sprache“) ist die Ausbreitung oder Verallgemeinerung einer Neuerung bzw. notwendigerweise eine Reihe von aufeinanderfolgenden Übernahmen. Das heißt, daß letztlich jeder Wandel eine *Übernahme* ist.<sup>114</sup>

Ausgangspunkt für die Systemerschaffung und -veränderung ist die *parole*<sup>115</sup>. Sprachliche Einheiten werden erst ins System übernommen, wenn sie sich bewährt haben und von der Gemeinschaft anerkannt worden sind. Von der *parole* aus gelangen die sprachlichen Neuerungen dank der *activité de classement* zur *langue*<sup>116</sup>. Wird eine Neubildung oft realisiert, bewährt sie sich im Gebrauch (Erprobungsphase), geht in das

---

<sup>109</sup> Saussure macht zusätzlich darauf aufmerksam, dass auch die Masse (als Kollektiv) unfähig sei, Veränderungen vorzunehmen, denn der Mechanismus sei meist zu komplex (cf. SAUSSURE 1973:106).

<sup>110</sup> Auch Henry unterstreicht, dass jede Generation, jedes Individuum die Sprache zu jedem Zeitpunkt formt und deformiert. Cf. HENRY 1896:13.

<sup>111</sup> „[L]e facteur historique de la transmission [...] exclut tout changement linguistique général et subit“ (SAUSSURE 1973:105s.).

<sup>112</sup> Cf. BLANK 1997, 2001.

<sup>113</sup> Cf. VÖLKER 2004:176.

<sup>114</sup> COSERIU 1974:68.

<sup>115</sup> Cf. WUNDERLI 1976:442.

<sup>116</sup> Cf. WUNDERLI 1976:450.

Lexikon ein und verändert das System<sup>117</sup>. Die Neubildung setzt aber gleichzeitig ein Systembewusstsein voraus<sup>118</sup>.

Man könnte Saussure vorwerfen, dass er etwas zu schnell von der *parole* zur *langue* übergeht<sup>119</sup>. Es wäre sinnvoll, eine Zwischenebene der Norm einzufügen, die als Ebene des allgemeinen Gebrauchs definiert ist im Gegensatz zur *langue* als Ebene aller Möglichkeiten des Systems.

Um die Entstehung von Veränderungen in der *parole* zu erklären, müsste zwischen dem allgemeinen System und einem momentanem System unterschieden werden<sup>120</sup>. Veränderungen entstehen aus der unendlichen Diversität der Kontexte und Situationen, in denen die Elemente der *langue* aktualisiert und damit verändert werden können<sup>121</sup>. Progressiv werden Veränderungen auf der Ebene der  $\Sigma$ -*parole* (nach Heger, cf. Kapitel 2.4.2) integriert. Die Quantität des Auftretens einer Veränderung verändert allmählich die frequentielle Hierarchie. Alle Veränderungen geschehen progressiv: ihre Anfänge sind kaum aufzuspüren, ihr Auftreten wird immer nachhaltiger und irgendwann integrieren sie sich in die Norm, und anschließend in die *langue*.

Im Unterschied zu Busse gibt Bréal an mehreren Stellen Hinweise darauf, aus welchen Gründen neue Bedeutungen eingeführt werden und wie (schematisch oder konkret in einer gegebenen Gesellschaft) sich die Neuerungen im Anschluss ausbreiten. Busse nennt v.a. die Abnutzung von Begriffen (bei Bréal nur in Bezug auf die Metapher), die immer wieder frische, „buntere“ Assoziationen notwendig macht (cf. BUSSE 1989a:104). Busse schlägt kein Konzept für die Form der Ausbreitung vor (strahlenförmig? Kreise ziehend? als „parachutage“<sup>122</sup>?); er bleibt sehr allgemein (vom Individuum zur Sprachgemeinschaft). Bréal illustriert immerhin an einigen Beispielen, wie die Ausbreitung (nachweislich) vonstatten gehen kann.

Busse und Bréal weisen darauf hin, dass eine konkrete Einführungssituation mit einem einzelnen verantwortlichen Individuum einen Ausnahmefall darstelle (cf. BUSSE 1991b:261). Busse lässt sich im Unterschied zu Bréal trotzdem wesentlich mehr von der Vorstellung faszinieren, dass eine konkrete Person mit Vorbildcharakter einen Neuerungsprozess in Gang bringe. Bréal ist da vorsichtiger und deklariert dies ausdrücklich als einen Ausnahmefall. Fast schon wie Saussure ist

---

<sup>117</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:71.

<sup>118</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:69.

<sup>119</sup> Cf. WUNDERLI 1990:45.

<sup>120</sup> Cf. WUNDERLI 1990:46.

<sup>121</sup> Cf. WUNDERLI 1990:47.

<sup>122</sup> Im Sinne von P. Gardette, cf. „le parachutage des mots et des formes de Paris sur les grandes villes du Midi“ (GARDETTE 1983:628).

er sehr skeptisch, ob überhaupt ein Anfangspunkt festgelegt werden könne.

Busse interessiert sich für einen (potentiellen) „Ablösungsprozess“, der stattfindet, wenn eine alte Bedeutung durch eine neue ersetzt werde. Bréal zieht diese Möglichkeit erst gar nicht in Erwägung, da die Beispiele alle belegen, dass der natürliche Prozess der Annahme einer neuen Bedeutung nur in den seltensten Fällen eine alte verdrängt. Zumindest ist dies nicht im gleichen Schritt denkbar.

### 3.2 Die Elastizität sprachlicher Zeichen

Bréal widerlegt die Hypothese, jedes Wort stehe für einen genau abgrenzbaren Teil der Wirklichkeit, denn die Sprache sei weitaus funktionsfähiger. Mit einer listenartigen Anhäufung von Realität repräsentierenden Wörtern könnte kein Mensch *das* leisten, wozu er mit Zeichen fähig zu leisten ist, deren Konturen nicht so fest umrissen sind und die je nach Bedarf erweitert, verengt oder anderweitig modifiziert werden können. Eine Sprache, in der jedes Wort einer exakten Definition entspreche, könne nur einer Wissenschaft dienen (z.B. Chemie), aber die menschliche Sprache passe sich der *pensée humaine* an. Sie müsse variabel sein, damit sie dem ständigen Fortschritt in der Entwicklung standhalten könne.

Tout imparfait qu'il est, le langage dépasse la plupart d'entre nous: il nous faut du temps pour le rejoindre. Combien peu seraient capables de procéder par eux-mêmes à ces découpures! Nous avons vu d'ailleurs que les contours n'en sont pas si résistants qu'on ne puisse les plier ou les élargir pour les faire entrer en des classements nouveaux. Une langue philosophique, au contraire, une langue sortie d'un système, où chaque mot resterait à jamais délimité par sa définition [...] une telle langue peut bien convenir pour quelques sciences spéciales, comme la chimie, mais appliquée à la pensée humaine, en sa variété et sa complexité, avec ses fluctuations et ses progrès, elle ne manquerait pas de devenir, au bout de quelque temps, une entrave et une camisole de force. Il faudrait remanier les cadres et recommencer tout l'ouvrage. Il n'en est pas de même pour ce langage ordinaire qu'on critique. À mesure que l'expérience du genre humain augmente, les mots, grâce à leur élasticité, se remplissent d'un sens nouveau. (BRÉAL 1924:250s.)

Die Annahme von mangelnder Exaktheit der Zeichenbedeutung und ihrer Elastizität erscheint bei Bréal zum ersten Mal in dieser Ausprägung<sup>1</sup>. Bei der grundsätzlichen Disproportion scheinen Bréal die Abstrakta noch am „passendsten“:

Ce qu'il y a, dans nos langues, de plus adéquat à l'objet, ce sont les noms abstraits, puisqu'ils représentent une simple opération de l'esprit: quand je prends les deux mots compressibilité, immortalité, tout ce qui se trouve dans l'idée, se trouve dans le mot. Mais si je prends un être réel, un objet existant dans la nature, il sera impossible au langage de faire entrer dans le mot toutes les notions que cet être ou cet objet éveille dans l'esprit. Force est au langage de choisir. Entre toutes les notions, le langage en choisit une seule: il crée ainsi un nom qui ne tarde pas à devenir un signe. (BRÉAL 1924:178)

---

<sup>1</sup> CHRISTY 2000 spricht von der „malleability of language“ (520).

Hiermit wird auch die Arbitrarität angesprochen, die darin angelegt ist, dass die Sprecher eine Wahl treffen müssen. Der Eindruck, gewisse Dinge seien ungenau bezeichnet, kann entstehen, wenn spätere Veränderungen der Angemessenheit „entre le signe et la chose signifiée“ nicht mehr entsprechen. Die Wörter erfüllen ihren Zweck aber ebenso gut (cf. Kapitel 1.10.1). Dazu kommt, dass die Beurteilung – ob eine Beziehung angemessen ist oder nicht – rein subjektiven Charakter hat.

Durch den Vorteil der ungenauen, nicht Realität abbildenden sprachlichen Zeichen sind erst elliptische Konstruktionen möglich. Die Kenntnis eines nicht ausgesprochenen Teils kann vorausgesetzt werden:

En toutes les situations, en tous les métiers, il y a une certaine idée si présente à l'esprit, si clairement sous-entendue qu'il semble inutile de l'énoncer dans le discours. L'épithète servant à spécifier cette idée est seule exprimée. (BRÉAL 1924:154)

Busse beschreibt die Ellipse gar als den Standardfall der Kommunikation: es werde immer nur so viel artikuliert wie gerade notwendig (cf. BUSSE 1997b:24). Die Sprecher würden geradezu mit einer sprachlich-kommunikativen Auslassungs- oder Lückenstrategie arbeiten. Die Vagheit würde also nicht den defizienten Ausnahmefall beschreiben, sondern die Regel (cf. BUSSE 1997b:25), denn es sei in jedem Fall kontextuelle Disambiguierung notwendig.

Rätselhaft ist im Anschluss allerdings Busses Auslegung dieser Vagheit: ein Wort könne auf verschiedene Ebenen des Wissens verweisen, womit er (ausdrücklich) morphologisches, syntaktisches, stilistisches, soziolinguistisches oder Weltwissen meint. Die größte Vagheit scheint jedoch allein auf dem Gebiet angesiedelt zu sein, das er „Weltwissen“ nennt. Die Sprecher seien daran gewöhnt, den „Suchbereich“ durch vorangegangene Aktualisierungen, die im Gedächtnis präsent seien, einzuschränken (cf. BUSSE 1997b:28). Die Möglichkeit einer solchen Eingrenzung werde grundsätzlich schon bei der Produktion einer Äußerung mitberücksichtigt. Sprachliche Ausdrücke arbeiten laut Busse mit Allusionen (und das beschreibt gerade ihren spezifischen „Zeichen“charakter, möchte man ergänzen).

Bréal hat bereits die unüberbrückbare Inkongruenz zwischen Denken und Sprache eingesehen, weshalb er ständige Anpassung (d.h. Reduktion dieser Inkongruenz) für nötig und gerechtfertigt befindet. Inhalt und Ausdruck sind nicht natürlich miteinander verbunden; die Zuordnungen zu den Zeichen sind nicht vorgegeben. Dabei ist der arbiträre Charakter der Zeichen aber die unabdingbare Voraussetzung, die

Sprachwandel erst möglich macht.

Busse verwechselt Arbitrarität mit Unmotiviertheit (cf. Kapitel 2.6.1), doch auch ein motiviertes Zeichen ist arbiträr! Er täte gut daran, zwischen *arbitraire absolu* und *arbitraire relatif* zu unterscheiden, denn: „Toute entité de langue est à la fois un signe et un terme: fondamentalement arbitraire et relativement motivé“<sup>2</sup>.

Das Thema des Gedächtnisses<sup>3</sup> beeinflusst Bréal in seiner Konzeption des *ordre intérieur*. Er unterscheidet 1884 in «Comment les mots sont classés» die Klassifizierung im menschlichen Bewusstsein (*ordre intérieur*) von einer Klassifizierung wie im historischen Wörterbuch (*ordre historique*). Der *ordre historique* resultiere aus der Sozialisation; der *ordre intérieur* dagegen sei Werk des Individuums. Er sei unabhängiger von der Geschichte und halbbewusst. Er funktioniere eigentlich genau anders herum als der *ordre historique*: der *ordre intérieur* stelle die modernste Bedeutung allen anderen voran, die aktuellste lernten die Sprecher zuerst (cf. BRÉAL 1884:554). Dies lässt vermuten, dass man die Synchronie im *ordre intérieur* ansetzen könnte, d.h. im Bewusstsein des Sprechers, in der konkreten Situation. Im Vergleich zum *ordre historique* besteht aber die Gefahr, dass eine solche Interpretation etwas kurz-sichtig ist<sup>4</sup>.

Bréal stellt sich das Gedächtnis als eine Art mentales Archiv<sup>5</sup> oder analogisches Lexikon<sup>6</sup> vor (cf. BRÉAL 1924:38). Auch erklärt er, dass der menschliche Geist Vorstellungen oft zu zweit gruppiere (cf. Kapitel 1.6.1). Saussure wird seine Vorstellung von der Struktur des Gedächtnisses präzisieren: es sei nach Bedeutungsbeziehungen (Synonymie, Antonymie, etc.) organisiert. Dazu kämen gelegentliche Assoziationen mit persönlichen Gefühlen, so dass das ganze Gedächtnis ein unbe-

---

<sup>2</sup> GODEL 1969:230. Zu *arbitraire banal* und *arbitraire radical* cf. auch WUNDERLI 2001:170.

<sup>3</sup> Die Thematik des Gedächtnisses ist zu Bréals Epoche nicht neu; sie war schon in Antike, Mittelalter und Renaissance von Interesse. Aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird der Markt mit Publikationen diesbezüglich geradezu übersättigt. Hier lassen sich grob drei Arten von Herangehensweisen differenzieren: neurologische Studien (erste Lokalisierung des Sprachzentrums im Gehirn durch Broca, weitergedacht von Carl Wernicke), experimentelle Untersuchungen zur Erinnerung (cf. EBBINGHAUS 1885: *Über das Gedächtnis*) und die sog. Psychodynamik des Gedächtnisses (Taine, Ribot, Charcot). Sie alle beeinflussen die Linguistik und bereichern die Arbeiten zur Bedeutung. In Deutschland blüht außerdem die experimentelle Psychologie unter Einfluss von Wundt; in Frankreich dagegen herrscht eher eine psychopathologische Orientierung vor. Cf. DE PALO 2001a:102.

<sup>4</sup> Marina de Palo setzt diese Unterscheidung fälschlicherweise mehr oder weniger mit Synchronie und Diachronie gleich (cf. DE PALO 2001a:91).

<sup>5</sup> Cf. DE PALO 2001a:115 N49.

<sup>6</sup> Im Zusammenhang mit der *loi de répartition* beschreibt er eine Art Synonymenwörterbuch im Kopf der Sprecher. Cf. CAPT-ARTAUD 2000b:147.

stimmtes und veränderliches Ensemble darstelle. Die assoziativen Beziehungen<sup>7</sup> sind insgesamt offen und nur teilweise geordnet und erlauben somit eine große Dynamik:

Il est certain cependant que chacun de nous détient au fond de sa mémoire les mots de la langue maternelle. Nous sommes tous, plus ou moins, des dictionnaires vivants de la langue française. Mais l'habitude de feuilleter ce vocabulaire intérieur est si grande, l'opération est si rapide, que nous n'en avons pas le sentiment [...]. Il est vrai qu'à aucun moment nous ne sentons simultanément en nous la présence de tout le vocabulaire. Mais ce n'est point une raison pour nier qu'il existe dans notre tête. (BRÉAL 1884:555)

Bréal rechtfertigt seinen Gebrauch von Metaphern:

J'ai dû employer, pour être compris, un langage quelque peu métaphorique et matériel. Que l'on compare l'intelligence à un casier où les idées sont rangées en ordre, à une plaque photographique où se déposent les images, ou à un instrument dont les diverses cordes vibrent tour à tour: il est clair que ce sont là de simples analogies. (BRÉAL 1884:555)<sup>8</sup>

Der einfachste und sicherste Weg herauszufinden, wie die Wörter im Gedächtnis angeordnet sind, wie sie assoziiert werden, ist für Bréal die Analyse der Art, wie Einheiten in das Gedächtnis aufgenommen werden: „Pour reconnaître de quelle manière les significations sont disposées dans notre tête, le moyen le plus sûr est de voir comment elles y sont entrées“ (BRÉAL 1884:554). Je nach Erfahrung des einzelnen Sprechers müsse die Struktur also auch ganz unterschiedlich ausfallen. „La disposition du vocabulaire intérieur diffère chez les hommes, selon leur expérience personnelle, selon leur éducation, leurs habitudes, leur manière de raisonner et de sentir.“ (BRÉAL 1884:554).

Bréal ist davon überzeugt, dass jeder Bedeutungswandel vom menschlichen Geist ausgeht<sup>9</sup>. Dies kann sogar von modernen interdisziplinären Untersuchungen bestätigt werden, z.B. aus der Psycholinguistik.

Die Vorstellung eines Synonymenwörterbuchs scheint nicht allzu abwegig zu sein, denn Busse sieht die Wortbedeutung ebenfalls als An-

---

<sup>7</sup> Cf. dazu WUNDERLI 1972:95s.

<sup>8</sup> Saussure wird diesbezüglich dieselben Metaphern benutzen wie Bréal (cf. DE PALO 2001a:100): (*casier, plaque photographique, dictionnaire, trésor, dépôt*). Seinen Metaphern nach zu urteilen, könnte man dazu verleitet sein zu glauben, Saussures Gedächtnis sei statisch konzipiert (154): „images photographiques“, „papillons classés dans une boîte de collectionneurs“ (ENGLER 1967-74:268s. IIIC). Hier gilt aber wohl dieselbe Rechtfertigung wie schon bei Bréal: es handelt sich um Analogien, die nicht alles erklären, sondern einen Teilaspekt illustrieren sollen.

<sup>9</sup> Cf. BARLEA 2000:989.

lass, potentielle „Sinnmöglichkeiten zu realisieren“ (BUSSE 1987a:168), ohne einen Verweis auf ein bestimmtes Synonym direkt anzugeben. Die Wortbedeutung könnte in beider Einvernehmen als Abkürzung für die Funktionen eines Wortes stehen. Bréal macht deutlich, wie komplex diese Funktionen sein müssten, so dass es unmöglich sei, sie umfassend zu beschreiben. Man könnte kaum alle Verwendungen einer Präposition aufzählen, „[c]ependant le peuple se retrouve sans difficulté dans cet apparent chaos“ (BRÉAL 1924:248). Die Definition des Wortes als „allgemeiner Titel für mögliche Verwendungsgeschichten“ (BUSSE 1987a:168) kommt Wittgensteins Vorstellung der Wörter als Werkzeuge sehr nahe, die unendlich viele Verwendungsmöglichkeiten (cf. BUSSE 1987a:117)<sup>10</sup> realisieren können. Somit ist eine Einheitssprache (wie sie z.B. Leibniz verfocht) undenkbar. Es wäre unmöglich, alle Konzepte auf einfache Begriffe „herunterzuberechnen“, so dass man mit der Zuordnung von jedem Begriff zu einem einfachen Zeichen eine Art „alphabet des pensées humaines“ (BRÉAL 1901a:230) erhielte. Busse scheint manchmal mit seinem Klassifizierungs- und Funktionalisierungsdrang so etwas anzustreben. Dabei wendet er sich teilweise auch ausdrücklich gegen Bestrebungen, die ganze Welt zu kategorisieren. Bréal macht sich fast über ein solches Hirngespinnst lustig, denn man könnte niemals Gedankengänge wie mit Zahlen nachrechnen. Das würde bedeuten, es gäbe keine Zweideutigkeiten, und nicht einmal syntaktische Varianten:

Notre langage ordinaire doit renoncer à être une image du monde réel: il en est tout au plus une sténographie. Nous voyons, par les mots monstrueux dont nous étonnent les chimistes, à quoi aboutirait cet assemblage des concepts simples. Heureusement, le langage de tous les jours n'a pas la prétention d'exprimer tout ce que nous apercevons dans les choses. Il n'opère point avec des cubes taillés à l'avance, rigides et inextensibles: c'est même pour cela qu'il peut accompagner la pensée en ses applications multiples et à travers les modifications inattendues qu'elle reçoit du temps, des événements et des hommes. (BRÉAL 1901a:232)

Eine Sprache besteht für Busse nicht aus Eins-zu-Eins-Relationen zur außersprachlichen Welt (cf. BUSSE 1991e:58)<sup>11</sup>, da die Verwendung eines Wortes immer in konkrete Handlungszusammenhänge und Wissensrahmen eingebettet ist. Gefährlich ist an dieser Begründung aller-

---

<sup>10</sup> WITTGENSTEIN 1971:§122.

<sup>11</sup> Erschreckenderweise scheint Busse aber doch davon auszugehen, dass es natürlich-sprachliche Zeichen gebe, die sehr wohl einer solchen eins-zu-eins-Zuordnung gleichkämen, denn er betont ausdrücklich, dass eine „semantische Feindifferenzierung [...] der spezifischen Bedeutungshaftigkeit der fraglichen Einzelzeichen oder Zeichenverkettungen auch dann gerecht werden [muss], wenn diese sich nicht in einer eins-zu-eins-Entsprechung von Ausdruck und Inhalt auflösen lässt“ (cf. BUSSE 2002d:28s.).



dings, dass sie situativ eingebettete Verwendung mit Bedeutung gleichsetzt. Außerdem spezifiziert Busse: „Wortbedeutungen stehen [...] nicht ein für allemal fest, sondern sind, je nach den Zielen der jeweiligen Sprecher, Wandlungen unterworfen.“ (BUSSE 1991e:51). So wie sich Interessen, Ziele und Zwecke ändern, ändere sich auch Bedeutung (cf. BUSSE 1991e:46).

Ein verbreitetes Missverständnis ist laut Busse die Vorstellung, die Funktion von sprachlichen Äußerungen sei es, einen Inhalt möglichst vollständig auszudrücken. Busse nennt das „Topftheorien der Kommunikation“ (BUSSE 1997b:23 N17): ein fertiger Bedeutungsinhalt müsse nur in ein Gefäß hinein gelegt und transportiert werden, so dass der Rezipient es gebrauchsfertig entnehmen könne. Treffender wäre nach Busse die Vorstellung von Zeichen, die nur als Anhalts- und Markierungspunkte fungieren und erlauben, die Bedeutung zu (re-)konstruieren. Dies sei möglich dank der allgemeinen menschlichen Fähigkeit, (überlebens-)relevante Informationen aus äußeren Daten zu erschließen (cf. BUSSE 1997b:23 N18). Bei jeder Interpretation bleibe so ein Rest an Unvorhersehbarkeit, „der bei jeder etwas komplexeren sprachlichen Formulierung verbleibt, die in die Welt hinaus gelassen wird.“ (BUSSE 2002c)<sup>12</sup>. Die Realisierungen eines Zeichens sind also nie dieselben:

L'objet qui sert de signe n'est jamais le même deux fois: il faut, dès le premier moment, un examen ou une convention initiale pour savoir au nom de quoi (dans quelles limites) nous avons le droit de l'appeler le même.<sup>13</sup>

Schon in «Les idées latentes du langage» beschreibt Bréal die Beziehung zwischen Form und Bedeutung der Wörter als arbiträr: „un autre côté du langage par où l'esprit et le corps des mots (je veux dire leur sens et leur forme) ne se trouvent point en une correspondance exacte“ (BRÉAL 1868b:8). Diese Inadäquatheit sei der Grund für die unabhängige historische Entwicklung von Form und Bedeutung. Es liege in der Natur der Sprache, die Vorstellungen auf unvollständige Weise auszudrücken:

---

<sup>12</sup> Die Ungewissheit des Werts der Zeichen liegt auch schon für Destutt de Tracy nicht an den Zeichen, sondern an den geistigen Fähigkeiten der Menschen (cf. DESTUTT DE TRACY 1803:378), denn „il est impossible que le même signe ait exactement la même valeur pour tous ceux qui l'emploient, et même pour chacun d'eux, dans les différents moments où il l'emploie.“ (378s.). Der menschliche Geist ist dazu verurteilt, „à ne jamais arriver complètement à l'exactitude“ (379). Er macht sich Zeichen für das, was er empfindet: „Il est donc impossible qu'aucun de ces signes ait une signification complètement déterminée et fixe“ (379).

<sup>13</sup> Notiz von Saussure von 1894, zit. nach GODEL 1975:11.

Une langue qui représenterait exactement tout ce qui, à un moment donné, existe dans notre entendement [...] loin de nous servir, deviendrait pour nous une gêne, car il faudrait qu'à chaque notion nouvelle, la langue se modifiât, ou que les opérations de notre esprit restassent toujours semblables à elles-mêmes, pour ne pas briser le mécanisme du langage. (BRÉAL 1868b:9)

In der Argumentation *ex negativo* wird das Konzept der Elastizität noch überzeugender. Ohne die Elastizität wären die Sprecher nicht zu der einfachsten Äußerung in der Lage.

### 3.2.1 Die Monosemierung im Kontext durch den Hörer

Erstaunlich ist in den Konzeptionen von Bréal und Busse, dass sie beide ein Schwergewicht auf die Rolle des Hörers legen. Zu Bréals Zeiten ist diese starke Akzentsetzung wirklich eine Neuheit; bei Busse mag sie auch wieder überraschen, nachdem lange – in Folge der Kommunikationstheorien mit Sender-Empfänger-Modell – der Hörer als mehr oder weniger passiver Kommunikationspartner gegolten hatte. Es lassen sich auch früher einzelne Vertreter finden, die dem Hörer eine aktive Rolle in der Kommunikation zuweisen: „Die Sprache gehört, wie Montaigne sagte, zur Hälfte dem, der spricht, zum andern dem, der zuhört.“<sup>14</sup> Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts warnt schon Smart, dass Kommunikation nicht einfach als Transfer „from the head of the speaker to the head of the hearer“<sup>15</sup> funktionieren könne.

Auch für Bréals Zeitgenossen Wegener ist die Sprache zweidimensional, denn sie basiere auf Kollaboration von Sprecher und Hörer. Diese Kollaboration wurde vorher auch schon von Steinthal und Lazarus erforscht. Lazarus schlägt vor, den Unterschied zwischen Sprecher- und Hörerperspektive in der Kommunikation zu untersuchen<sup>16</sup>. Wegener erkennt die Intention des Sprechers, „den Vorstellungszusammenhang oder Vorstellungsinhalt in der Seele des Hörenden zu verändern und so auf sein Denken oder seinen Willen einzuwirken“<sup>17</sup> und hat damit auch schon eine pragmatische Ausrichtung. Er unterstreicht ebenfalls, dass der Hörer die Bedeutung auf der Basis seiner Erwartungen, des Zwecks und des Ziels<sup>18</sup> des Kommunikationsaktes konstruiert.

Wörter dienen als Auslöser für das Gemeinte; sie erfüllen ihre Funktion als „signes de l'idée“. Sie dienen als Stimuli, die beim Hörer gewisse Denk-, Handlungs- und Verhaltensmuster hervorrufen, die nach Kontextualisierung verlangen, so dass das Gemeinte verstanden werden kann<sup>19</sup>. Sprachliche Zeichen erfüllen die Funktion von Instruktionen für die Bedeutungsschaffung vor einem gegebenen Hintergrund von gemeinsamen Erfahrungen.

Der Sprecher sorgt sich im Regelfall kaum um das Verhältnis zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem; „[l]’objet signifié attire seul nos regards“ (BRÉAL 1884:554b). Die einzelne kommunikative Handlung bezeichnet Busse auch als die Karteikarte, die uns zum Standort des be-

---

<sup>14</sup> STAROBINSKI 1987:21.

<sup>15</sup> NERLICH 1996a:415.

<sup>16</sup> Cf. NERLICH/CLARKE 1999:264.

<sup>17</sup> WEGENER 1902:407.

<sup>18</sup> Cf. NAGLE 1991:508.

<sup>19</sup> Cf. NERLICH 1986:37s.

nötigten Wissens leitet (cf. BUSSE 1987a:255). Dazu, wie dieser Vorgang abläuft, stellt Bréal sich die für seine Zeit sehr philosophisch anmutende Frage, ob der menschliche Kopf ähnlich einem Synonymenwörterbuch organisiert sei. Er geht sehr wohl davon aus, diese Liste werde aber nicht ständig aktiviert, sondern nur auf besondere Anfrage. Meist, so Bréal, komme das richtige Wort von alleine, was leider noch keine vollständig zufriedenstellende Erklärung darstellt. Geschieht dies nicht, so werde erst der „dictionnaire latent“ aktiviert und dieser „envoie successivement les synonymes qu’il tient en réserve“ (BRÉAL 1924:38).

Das sprachliche Zeichen an sich ist nichts anderes als eine Abstraktion. Sein Sinn erschließt sich erst im Gebrauch; er steht in unabänderlicher Beziehung zu Aktualität und Situationsgebundenheit, ist aber auf mysteriöse Weise doch schon vorher vorhanden. Dieses gewisse Vorhandensein bezeichnet Bréal als einen „secret accord entre notre propre pensée et le vieil héritage de la parole“ (BRÉAL 1924:131) und enthält sich geschickt einer Festlegung, wie diese Beziehung gestaltet sein könnte, anstatt wie Busse eine allgemein gültige Wortbedeutung zu negieren. Diese muss es aber geben, da unterschiedliche Verwendungen eines Wortes anders gar nicht denkbar wären. Eine Sprache ohne allgemeine Bedeutung käme einer Eins-zu-eins-Zuordnung sehr nahe. Dabei wäre es unmöglich, für die unzähligen Bedeutungsnuancen jeweils eigene Zeichen bereitzuhalten. Im konkreten Kommunikationsakt ist im Idealfall grundsätzlich nur ein Sinn passend; Kontext und Situation lassen normalerweise nur einen bestimmten Sinn zu (es sei denn, das Gegenteil ist beabsichtigt).

À l’égard des mots, nous sommes doués d’une faculté singulière. Au moment où nous nous en servons, nous oublions toutes les autres significations qu’ils peuvent avoir, pour ne sentir que la seule acception qui s’accorde avec notre pensée. (BRÉAL 1884:552b)<sup>20</sup>

So müssten Polysemien (cf. Kapitel 1.9) den Sprechern auch kein Verständnisproblem bereiten, denn das Wort präsentiere sich in seinem Kontext, in dem nur eine Realisierung möglich sei, sowohl für den Sprecher, als auch für den Hörer:

[...] l’acception d’un très grand nombre de mots ne devient claire que dans un contexte. [...] Pour identifier le sens d’un mot, parfois même le

---

<sup>20</sup> HILTY 1971 präzisiert, dass nicht immer alle Seme aktiviert werden, dass dagegen die unaktivierten aber trotzdem einen gewissen Einfluss ausüben können: „Das Semantem mit seiner Semstruktur ist ein Ganzes. Auch wenn in der Aktualisierung nur ein Teil davon verwirklicht wird, sind die anderen Teile (Sememe) nicht einfach inexistent. Potentiell bleiben sie vorhanden und haben eine Wirkung, welche derjenigen von Obertönen vergleichbar ist, das heißt sie bestimmen die Klangfarbe.“ (252s.).

contexte ne suffit pas; il faut connaître encore la situation, par exemple le sens du mot *carte* dans la phrase *Passez-moi des cartes (la carte)* ne devient clair qu'au moment où l'on apprend que cette phrase a été prononcée en jouant aux cartes ou dans un cabinet de géographie, dans une salle de vote, auprès d'une machine électronique, au bureau de poste, au restaurant, dans l'antichambre d'un ministre, etc.<sup>21</sup>

Wie genau die Aktualisierung einer bestimmten Bedeutung im *discours* sich im Geist der Kommunikationspartner manifestiert, bleibt schwierig zu ergründen. Bréal antwortet auf die Frage leider ausweichend, warum „parmi les nombreuses significations d'un mot une seule se présente à l'esprit [...] tandis que les autres ont l'air de rester au repos“ (BRÉAL 1884:555a). Er führt dann diese Leistung auf die hohe Geschwindigkeit der Gedanken zurück, was aber nicht wirklich erklärende Kraft hat. Im Nebensatz sagt er allerdings etwas zu den näheren Umständen, die dafür sorgen, dass Verstehen gelingt: „l'intelligence, guidée par ses souvenirs, par les circonstances, par le contexte, vole vers la signification dont elle a besoin, et ne laisse pas même aux autres le temps d'apparaître“ (BRÉAL 1884:555a).

Busse beschreibt im Zusammenhang mit den diskurssemantischen Grundfiguren auf der Tiefenebene der Textsemantik, wie diese aktualisiert werden (cf. BUSSE 1997a:20). Sie seien kein statischer Thesaurus, sondern könnten auch da auftauchen, wo sie vom Sprecher gar nicht beabsichtigt seien (also werden sie durch potentielle Hörer aktiviert). Sie seien dem Willen der Sprachteilhaber aber nicht ganz entzogen, vergleichbar mit dem „Freudschen Versprecher“. Temporär gelangten sie immer wieder an die Oberfläche des Diskurses, ohne dass der Auslöser dafür den Sprechern wirklich bewusst wäre.

Im Zusammenhang mit der Entstehung einer neuen Metapher fällt auf, dass Bréal ein ganz ähnliches Bild zur Illustration des verstandesmäßigen Vorgangs heranzieht wie Busse. Im Ereignis des Sprechens empfinde man „quelque métaphore dont la valeur n'avait pas été comprise jusque là, s'ouvrir et s'illuminer subitement“ (BRÉAL 1924:131). Busse benutzt auch die Lichtmetaphorik; bei ihm erlaubt die Zeichenfolge, „blitzartig ein verzweigtes Feld von epistemischen Beziehungen assoziativ aufleuchten zu lassen“ (BUSSE 1987a:253):

La lumière de la conscience tombe seulement sur l'instant présent de notre existence intellectuelle et morale, et encore n'éclaire-t-elle qu'un champ très restreint. [...] Les mots dorment en nous aussi longtemps que nous n'en avons pas besoin. Au premier appel, ils ont l'air de s'éveiller et viennent se ranger à note commandement. Ils ressemblent à des acteurs qui attendent dans les coulisses ou dans l'ombre des loges

---

<sup>21</sup> DUCHÁČEK 1967:207.

le moment d'entrer en scène, tout prêts à disparaître une fois qu'ils ont rempli leur office. (BRÉAL 1884:552b)

Der Hörer benutzt sein Wissen, um auch metaphorische Innovationen des Sprechers zu verstehen. Er betreibt eine Art ständiges Wühlen, „active shuffling“<sup>22</sup>, auf der Suche nach möglichen Sinnanwendungen. Wenn sich in der Kommunikation potentiell mehrere Weisen anbieten, auf die eine Äußerung zu verstehen wäre, ist es erforderlich, dass der Hörer die Äußerung so versteht, wie der Sprecher sie gemeint hat. Dazu wird in jedem Gebrauch jedes Zeichen „fixed afresh by the context and by the active effort of comprehension on the part of the interlocutors“<sup>23</sup>. Die Konzeptionen zur Sinnkonstitution von Bréal und Busse nähern sich in diesem Punkt einander bemerkenswert an. Allein die Tatsache, dass sie beide die Rolle des Hörers explizit in ihr Verständnis von sprachlicher Kommunikation einbeziehen, steht in ausgeprägtem Gegensatz zu einem Großteil anderer Kommunikationsmodelle. Sie räumen dem Hörer eine gleichberechtigte Rolle in der gegenseitigen Verständigung ein:

Kommunikative Handlung des Sprechers und verstehensbedingende Leistung des Hörers sind zwei verschiedene Akte, die zusammen eine kommunikative Interaktion ergeben, d.h. einen sozialen Vorgang, in dem sich (mindestens) zwei Partner aufeinander beziehen, indem sie gemeinsam Sinn realisieren; der Sprecher setzt ihn in Szene, der Hörer muß diese Szene interpretieren. Das Verfügen über die kognitiv-epistemischen Voraussetzungen verbindet beide und bildet die Bedingung der Möglichkeit, Verständigung (übereinstimmende Sinnrealisierung) überhaupt herzustellen. (BUSSE 1986b:57)

„Das Verstehen ist also Ergebnis einer eigenen intentionalen Aktivität des Hörers“ (BUSSE 1986b:57), was nicht heißen solle, dass Kommunikation allein aus enkodieren und dekodieren bestehe. „Parler et comprendre supposent au contraire un travail constant de construction et d'interprétation“<sup>24</sup>. Um Kommunikation richtig interpretieren zu können, muss man sich bewusst werden „que le langage est une œuvre en collaboration, où l'auditeur entre à part égale“ (BRÉAL 1924:266). Die Sprachen „s'adressent à bon entendeur“ und „omettent ce qui va sans dire“ (BRÉAL 1868b:15), denn Menschen verstehen sich scheinbar schon „à demi-mot“ (BRÉAL 1898a:7). Wird also ein für das Verstehen eigentlich konstitutiver Teil weggelassen, beinhaltet dies, dass der Hörer gezwungen ist, unausgesprochene Elemente mitzudenken.

---

<sup>22</sup> NAGLE 1991:508.

<sup>23</sup> NERLICH 1992a:147.

<sup>24</sup> NERLICH 1986:37. – Cf. auch NERLICH 1990a:142.

La pensée est un acte spontané de notre intelligence qu'aucun effort venant du dehors ne peut mettre en mouvement d'une manière directe et immédiate. Tout ce que vous pouvez faire, c'est de provoquer ma pensée, et cette provocation sera quelquefois d'autant plus vive qu'elle paraîtra moins explicite. De même qu'une allusion suffit souvent pour éveiller en nous un monde de sentiments et de souvenirs, le langage n'a pas toujours besoin de nous détailler les rapports qu'il veut nous faire entendre: la seule pente du discours nous fait arriver où l'intelligence d'autrui veut nous conduire. (BRÉAL 1868b:20)

Der Hörer vollführt demnach ständige Interpretationsarbeit<sup>25</sup>, die eine nicht zu unterschätzende Leistung ausmacht im Vergleich zu Modellen, die davon ausgehen, dass der Hörer vom Sprecher alle zum Verstehen notwendigen Angaben geliefert bekommt. Der Hörer arbeitet wie eine Suchmaschine: er muss ständig auf alles gefasst sein, diverse Sinnmöglichkeiten auf mögliche Indizien für Bedeutungsnuancen „abchecken“. Der Großteil der Information ist versteckt oder implizit (cf. BRÉAL 1868b:9); der intendierte Sinn des Sprechers muss vom Hörer erst konstruiert werden, was er mit Hilfe seines Wissens über den Diskurs und eine Art interne Grammatik bewerkstelligt<sup>26</sup>.

Busse unterstreicht, dass Fehlerquellen auf beiden Seiten der Kommunizierenden liegen können (cf. BUSSE 1987a:162s.); der Sprecher kann den Hörer (unabsichtlich) leicht täuschen. Oft beziehen sich z.B. Adjektive oder Adverbien wie *sans doute*, *peut-être*, *probablement*, oder *sûrement* gar nicht direkt auf den Inhalt einer Äußerung, sondern sind als Reflexionen oder Kommentare (cf. illokutive Indikatoren in der Sprechakttheorie) des Sprechers aufzufassen,

[...] [qui] servent à nuancer les impressions ou les intentions des interlocuteurs. On peut les comparer à des gestes faits en passant ou à des regards d'intelligence jetés du côté de l'auditeur. (BRÉAL 1924:235)<sup>27</sup>

---

<sup>25</sup> Er befindet sich gewissermaßen schon auf dem gleichen Weg wie der Sprecher, cf. GAUGER 1972c: „Man darf sich auch das Verstehen einer Äußerung nicht so vorstellen, als würden dabei durch den Hörenden die diesem vom Sprechenden nach und nach zugespielten semantischen Häppchen in irgendeinem Sinne [...] sukzessiv zusammengefügt, bis dem Hörenden schließlich der Inhalt der ganzen Äußerung fertig vorläge. Auch der Hörende ist ja – in irgendeiner Weise – in jenem Gesamtsinn schon ein Stück weit «drin».“ (438).

<sup>26</sup> „The meaning intended by the speaker is not handed over to the hearer lock, stock and barral [sic], it has to be constructed by the mind of the hearer, with the help of his knowledge of internal grammar and the context of discourse.“ (NERLICH 1990b:112).

<sup>27</sup> Cf. dazu DELESALLE 1984b:122 und NERLICH/CLARKE 1996:247s.: „These markers of subjectivity [...] have a paradigmatic value [...] an expressive or affective function, [...] an emotive function [...] not just the one of picturing the world“.

Der Sprecher baut laut Busse als erster ein ganzes Handlungskalkül auf und zieht daraus einen praktischen Schluss, der ihn zu seiner Äußerung leitet. Eine gelungene Kommunikation könnte sich danach definieren, wie „originalgetreu“ der Hörer eben dieses Handlungskalkül durchschaut und für sich selbst nachvollzieht, d.h. in welchem Maße die beiden Matrizes deckungsgleich sind.

In diesem Prozess entstehen für beide Beteiligte Koordinationsprobleme, sie müssen zwischen Alternativen entscheiden und schließlich in Übereinstimmung mit den Erwartungen über das Handeln des anderen agieren, so dass sich ein Koordinationsgleichgewicht einstellt. Auch Bréal vergleicht die Sprache mit einer mathematischen Rechnung: „L’intelligence tire du langage, pour les opérations de toutes les heures, les mêmes services qu’elle tire des chiffres pour le calcul“ (BRÉAL 1924:249). Hier klingt wieder die Grundlage eines Handlungskonzeptes an: die Sprache erfüllt den Zweck einer Vermittlerin der Gedanken.

Die Voraussetzungen, auf denen koordinatives Handeln basiert, sind unterschiedlicher Natur. Zunächst müssen die Partner einander grundsätzlich unterstellen, rational zu handeln. Eine allgemeine Annahme, dass alle konform handeln (cf. BUSSE 1987a:180s.), liegt jedem sozialen Interagieren zugrunde; dazu kommen spezielle Erwartungen. Der Sprecher muss erwarten, dass der Hörer davon ausgeht, dass sie beide mit ähnlichen Voraussetzungen kalkulieren, andernfalls ist Kommunikation von vornherein verfehlt. Das spezifische Wissen der Beteiligten, aus dem sich u.a. die Matrix der Voraussetzungen zusammensetzt, ist in der Kommunikation elementar. Die Erwartung des Hörers steht in gewisser Weise in Kongruenz zur Intention des Sprechers. Erst durch ungefähr analoge Wahrnehmungsmuster kann annähernd garantiert werden, dass sich bei der Sinnkonstitution keine allzu großen Abweichungen ergeben. Dass Wahrnehmungsmuster von Gesellschaft zu Gesellschaft und auch innerhalb kleinerer Gruppierungen stark variieren können, wird bei Bréal eigentlich noch deutlicher. Der Bezug auf Gemeinsames ist unerlässlich für den Handlungserfolg; dass gewisse sich überschneidende Voraussetzungen vorhanden sind, wird in keiner Kommunikationssituation dem Zufall überlassen.

Das Streben danach, Dingen Bedeutung beizumessen und sich dabei auf bereits Vorhandenes zu stützen und davon leiten zu lassen, wird bei Bréal besonders im Kapitel zur *irradiation* deutlich. Die *irradiation* könne zur Fehlerquelle werden, da man versuche, z.B. in Suffixen eine Regelmäßigkeit zu finden und ihnen eine passende Bedeutung zuzuschreiben. D.h. ein grundlegendes Etymon für einen Mechanismus werde da vermutet, wo gar keines vorliege. Jede *fausse perception* sei



schließlich darauf zurückzuführen, dass sich ein Geflecht von epistemischen Voraussetzungen beim Akt des Verstehens eines nicht auf Anhieb durchsichtigen Terminus' aufdränge. Bréal empfindet solche Phänomene wie auch die Volksetymologie als wesentlich sympathischer als eine wissenschaftliche Etymologisierung (cf. BRÉAL 1924:45), da sie der Verständigung dienlich seien.

Auch wenn es bei Bréal weniger ausdrücklich zur Sprache kommt, erkennt man eine Parallele zu Busses epistemologischer Grundfärbung: Bréal vollzieht in Abgrenzung zu seinen Vorläufern und Zeitgenossen eine radikale theoretische Wende. Seine eigene „conversion épistémologique“ führte ihn hin zu einer „causalité en diachronie“<sup>28</sup>, auf die Busse ebenso insistiert. Sowohl für Bréal als auch für Busse sind Situation und Kontext „la clé de la valeur des signes, ensemble comportant comme facteurs la situation antérieure, la situation immédiate, le temps, le lieu, et les acteurs“<sup>29</sup>.

Bréal sagt sogar ganz klar, dass ein Wort nicht isoliert existiere, der Mensch könne sich Wörter gar nicht isoliert merken! Sie müssen immer in ein mnemotechnisches Netz eingebunden sein: „Tout le monde sait que le mot, à l'état isolé, n'existe pas très clairement dans la conscience populaire, et qu'il est exposé à s'y souder avec ce qui précède ou ce qui suit.“ (BRÉAL 1924:173).

Gerade deswegen ist auch die Lexikonbeschreibung eines Wortes so schwierig zu erstellen, und aus demselben Grund sind Missverständnisse und überhaupt Streiten über Bedeutung möglich, da jedes Individuum in seinem Gedächtnis die Wörter anders einsortiert und vielleicht mit anderen Verknüpfungspunkten Verbindungen hat als es bei seinem Gesprächspartner der Fall ist. Bréal nimmt deshalb an, dass neue Wörter thematisch sortiert werden müssten, was nur möglich sei, wenn sie im Kontext aufträten. Busse setzt den identischen Akzent: sprachliche Zeichen müssen in den kognitiven bzw. epistemischen Horizont eines verstehenden Individuums eingefügt werden.

Ein eventuelles Missverständnis beruht bei Busse auf der fehlerhaften Wissensaktivierung und Kontextualisierung der „beim Textrezipienten einlaufenden Sprachdaten“ (BUSSE 2002c). Dies lässt sich durch eine Inkompatibilität der „Gelingens-Voraussetzungen“ begründen. Belege für Missverständnisse sind

[...] Formulierungen wie: „Das (Gegenstand) ist doch nicht lila, sondern rosa“ (d.h. die Gebrauchsregeln von Ausdrücken werden offengelegt),

---

<sup>28</sup> SWIGGERS/VAN HOECKE 1990:668. – CHOUL 1982:363 spricht sogar von einer eigenen „épistémologie bréalienne“.

<sup>29</sup> CHOUL 1982:364. – Cf. auch NERLICH/CLARKE 1996:243s.

oder „Ich versteh dich nicht, wovon redest du eigentlich“ (die situativen und kontextuellen Voraussetzungen werden bewußt gemacht und zu verdeutlichen gefordert, d.h. der Sprecher hat hinsichtlich der Unterstellung von Handlungswissen einen Fehler gemacht); oder „Ach was, wir reden ja gar nicht über dasselbe, für mich ist Demokratie was ganz anderes“ (das allgemeine Hintergrundwissen, die Einstellungen zu bestimmten ideologischen Fragen, das Weltbild werden angesprochen, und deutlich gemacht, daß dadurch eine Divergenz im Sinnhorizont bei der Verwendung identischer Begriffe auftritt). (BUSSE 1987a:164)

Bei der Anwendung eines Wortes auf neue, von der akzeptierten abweichenden Bedeutung macht der Hörer den Abgleich: „l’auditeur va chercher la chose derrière le mot et ne tarde pas à les mettre de niveau“ (BRÉAL 1924:101). Er nimmt damit eine Modifikation vor, die nicht auf seiner eigenen spontanen Initiative beruht, sondern er verändert, weil er glaubt, beim Gesprächspartner ein verändertes System festgestellt zu haben<sup>30</sup>. Er passt sich nur an, weil er sich dazu verpflichtet fühlt. Um einem Zeichen einen Wert beizumessen, muss das Zeichen also noch nicht (in exakt dem vorliegenden Gebrauchskontext) existieren. Intuitiv verbindet der Hörer mit dem Zeichen den Wert, von dem er glaubt, dass der Sprecher ihn meint<sup>31</sup>.

Die Arbeit des Hörers ist in diesem Sinne dynamisch und sogar bis zu einem gewissen Grad kreativ. Er handelt zwar primär exekutiv und rezeptiv<sup>32</sup>, aber innerhalb eines gewissen Rahmens hat er doch verschiedene Realisierungsmöglichkeiten. Der Hörer hat nicht die freie Wahl der Mittel, aber er kann etwas leicht zu dem Versetztes rekonstruieren, was der Kommunikationspartner eigentlich gemeint hat.

Nach Bréal, wie bei Busse, interpretieren sowohl der Sprecher als auch der Hörer die Wörter vor dem Hintergrund der aktuellen Situation: „sia il parlante, sia l’ascoltatore selezionano o interpretano le parole alla luce della situazione in cui si trovano“<sup>33</sup>.

---

<sup>30</sup> Cf. WUNDERLI 1976:447.

<sup>31</sup> Cf. WUNDERLI 1976:447.

<sup>32</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:64.

<sup>33</sup> MORPURGO DAVIES 1996:435. Bréal macht sich diese Erkenntnis auch zum didaktischen Prinzip. Im Vorwort zu *Leçons de mots* beschreibt er die natürliche Assoziation der Wörter nach Analogien oder Sachgruppen, so wie sie aus dem Gebrauch bekannt sind. Auch die Wörter einer Fremdsprache könnten am besten erlernt werden, indem sie direkt nach Sachgruppen oder analogisch geordnet präsentiert würden. „Nous avons fait un choix de mots latins les plus usités, nous les avons réunis d’après l’analogie du sens, et nous les avons groupés de telle façon qu’ils se gravent aisément dans la mémoire. [...] Il est pénible de voir les jeunes enfants se battre simultanément avec les difficultés de la construction et avec l’ignorance du vocabulaire. Ils croient bien faire en recourant aux plus gros dictionnaires: mais l’abondance des significations qu’ils y trouvent augmente leur désarroi.“ (BRÉAL/BAILLY 1882:v-vii).

Es ist nicht unbedingt unstrittig, ob Bréal wirklich der erste war, der darauf hingewiesen hat, dass Bedeutungswandel dadurch stattfinden kann, dass die Bedeutung eines Kontextes auf das Bezugswort selbst übergeht<sup>34</sup>. Aber hier wird erstmals an einer großen Zahl von Beispielen wirklich deutlich, dass Bedeutungskonstitution vom Gebrauch im Kontext abhängig ist.

Bréal hat die Monosemierung im Kontext schon richtig beschrieben<sup>35</sup> und damit deutlich gemacht, dass Bedeutungswandel immer in der Rede beginnt. Er lässt zu, dass auch ohne exakte Deckungsgleichheit der Gelingensvoraussetzungen bei den Kommunikationspartnern Abweichungen trotzdem richtig interpretiert werden können. Dies ist der Adaptationsleistung des Hörers zu verdanken, der jedes Zeichen in Situation und Kontext rekonstruktiv einbettet. Ohne die kreative Interpretation des Hörers ist schlicht keine Kommunikation denkbar.

---

<sup>34</sup> Cf. STIERLE 1979 sieht ihn als Pionier (180 N36).

<sup>35</sup> Cf. WUNDERLI 2001:169.

### 3.2.2 Kontinuität von Bedeutungen

Im Gegensatz zu Busse unterscheidet Bréal Sinn und Bedeutung<sup>36</sup>. Bréal erkennt, dass es notwendigerweise eine Unterscheidung zwischen „signification générale“ und „sens spécial“ (BRÉAL 1924:108s.) geben muss. Für Busse ist die Bedeutung eine Schimäre<sup>37</sup> (cf. BUSSE 1998a:536); auf dieser Einbildung beruhe die ganze gewusste Welt. Es könne gar keine gleich bleibende Bedeutung geben, da sich die Einbettung der Zeichen bei jedem Gebrauch ändere (cf. BUSSE 1998a:535). „Bedeutung“ in seiner Auslegung hat nichts Kontinuierliches; jedoch fragt man sich dann als Leser, wie es verstanden werden soll, dass z.B. im Wortfeld *Chaos/Chaot* gewisse Sinnmomente „die Zeit der re-education überdauert“ (BUSSE 1989a:99) haben.

Busses Worttheorie, die sich aus der komplexen Vorstellung einer Handlungsmatrix herleitet, erkennt die Bedeutung nicht einmal als modellhaftes Konzept an und ist damit gegenüber weitaus älteren Ansätzen rückschrittlich. Gardiner präzisiert z.B. schon, dass Bedeutung lange in der Etymologie verankert gewesen sei, aber auch aus dem Ko- und Kontext abgeleitet werden könne<sup>38</sup>. Er unterscheidet zwischen *meaning* (potentiell) und *thing meant* (aktuell, situationsgebunden), was mit Pauls usueller und okkasioneller Bedeutung verglichen werden kann<sup>39</sup>. Aber die Betonung der Momenthaftigkeit der Sinnrealisierung darf nicht verabsolutiert werden.

Bréal räumt im Unterschied zu Busse ein, dass metasprachliche Äußerungen im Alltag – wie die Frage nach dem Unterschied zwischen x und y (cf. BRÉAL 1924:26) – deutlich machen, dass es eine konsistente

---

<sup>36</sup> Er legt sich allerdings mit der Doppelverwendung von *sens* auch Steine in den Weg: *sens* in der *langue* entspricht einem *sens symbolique général*; *sens* in der *parole* ist konkret aktualisierter Sinn, der sich aber im Lauf der Zeit zu *sens* (auf Systemebene) weiterentwickeln kann.

<sup>37</sup> Schon Reisig erkennt im Unterschied zu Busse, dass es nicht ausreicht, das Wort in seiner Form (Etymologie) und in seinen Beziehungen zu anderen Wörtern (Syntax) zu erklären. Es habe eine eigene Bedeutung, die nicht von der Form und nicht von seinem Platz im Satz bestimmt sei. (cf. NERLICH 1996a:402).

<sup>38</sup> Cf. NERLICH 1990b:118.

<sup>39</sup> Cf. NERLICH 1990b:122. Dabei ist Gardiner sogar noch funktionaler: die Bedeutung eines Wortes konstituiert sich aus vorangegangenen Gebrauchssituationen und diese potentielle Bedeutung leitet die Aufmerksamkeit des Hörers zum Ziel (*thing meant*). Der Sprecher bietet dem Hörer eine ganze Serie von vorangegangenen Erfahrungen an, die durch benachbarte Wörter, Situation, Gestik, Ton (Stimme) begrenzt werden. Das *thing meant* entsteht erst in der Kommunikationssituation. Aber auch *meaning* wird kontinuierlich konstruiert, dekonstruiert, rekonstruiert (cf. Galatanu in Kapitel 2.7.2). Die Bedeutung erscheint nicht mehr als an ein Wort gebunden, sondern mehr an „an area of potential applications“ (NERLICH 1990b:123). Diese unterschiedlichen Applikationen sind wiederum über Familienähnlichkeit (Wittgenstein) miteinander verbunden.

Bedeutung geben muss. Bréal begibt sich mit solchen Äußerungen auf die Ebene des „Normalsprechers“, der auf ein theoretisches Konstrukt zugreifen können muss, um sich metasprachlich äußern zu können. Allein um das zu benennen, was das Wörterbuch in erster Linie liefert, ist ein Bedeutungsbegriff notwendig. Nerlich hebt hervor, dass Bréal aus pragmatischen Beweggründen Sinn und Bedeutung unterscheidet; so auch Valéry: *valeur de base (systémique)* und *valeur d'emploi (contextuelle)*<sup>40</sup>:

On appelait *signification* ce qui se trouve dans les dictionnaires – les essais de définition et de transmission des signifiés à l'état isolé. Quant au *sens*, c'est leur effet fonctionnel en acte, ce qui les appelle ou les annule.<sup>41</sup>

Laut Busse geschieht das Sprechen von Bedeutung eigentlich nur außerhalb des Alltags. Dies entspreche keinem normalen Gebrauch: „Nur wenn wir am Feiertage unserer Sprache über sie reflektieren, wird Bedeutung zum Problem.“ (BUSSE 1998a:540)<sup>42</sup>.

Busse akzeptiert die Unterscheidung von Schiffauer zwischen wirklicher und analoger Bedeutung nicht. Hier handele es sich gar nicht um verschiedene Konzepte: der Unterschied liege nur im unterschiedlichen Grad der Erwartbarkeit des Gelingens der kommunikativen Handlung (cf. BUSSE 1988c:34). Daraus lässt sich aber herauslesen, dass es doch einen Unterschied gibt, wenn es sich auch eher um verschiedene Werte auf einer kontinuierlichen Skala handelt als um zwei voneinander unabhängige Konzepte.

Bréal und Busse berufen sich beide ausdrücklich auf Humboldt, der davon ausgeht, dass die Sprache ständig neu erschaffen wird. Neben seinem philosophischen Interesse an Sprache betrachtet er die Sprache vornehmlich als historisches und an den Menschen gebundenes Phänomen. Sprache als permanente Tätigkeit und nicht als statisches Werk zu sehen (*enérgeia*, nicht *ergón*), beinhaltet, dass die Sprecher einen immerwährenden zeichenkonstitutiven Prozess unterhalten, sei es bewusst oder unbewusst:

Il n'y a pas de langage en dehors de nous: même gravées sur la pierre ou sur l'airain, a dit Guillaume de Humboldt, les langues n'ont qu'une existence idéale. Les mots n'existent qu'au moment où nous les pensons et les comprenons. (BRÉAL 1866a:71a)

---

<sup>40</sup> Cf. NERLICH 1999:455.

<sup>41</sup> VALÉRY: *Cahiers*, vol. 22 (1939-1940):281s.

<sup>42</sup> Busse lehnt sich hier an Wittgenstein an: „Philosophie ist, wenn die Sprache feiert“.

Wandel ist damit für Bréal jederzeit möglich. Die Dynamik der Sprache ist ihre prinzipielle Eigenschaft<sup>43</sup>. Saussure wird in der Folge auch die Existenz eines stabilen Zustandes in der Sprache ablehnen; es kann nur gehen um die „transformation incessante des langues [...] Le cas d'un idiome qui se trouverait en état d'immobilité et de repos ne se présente pas“<sup>44</sup>. Die Schrift wirkt nur in gewissem Maße konservierend; auch die Literatur und Institutionen wie die *Académie française* tragen nur zu einer relativen Beständigkeit bei<sup>45</sup>.

Der Verweis auf Humboldt, aber auch das allgemeine Bestreben, eine Position aufzugeben, die nach Stabilität sucht, scheint zu Bréals Zeit keine Ausnahme darzustellen. Auch bei seinem Lehrer Renan findet man die Sprache als „*éternel devenir*“<sup>46</sup> beschrieben:

Le grand progrès de la réflexion moderne a été de substituer la catégorie du *devenir* à la catégorie de l'*être*, la conception du relatif à la conception de l'absolu, le mouvement à l'immobilité. Autrefois tout était considéré comme *étant*; on parlait de droit, de religion, de politique, de poésie d'une façon absolue. Maintenant tout est considéré comme en voie de se faire.<sup>47</sup> [Kursivierungen im Original]

Bréals Zeitgenosse Whitney beschreibt wie er selbst, dass Wörter in jedem neuen Satz einen neuen Kontext erhalten und somit leicht verändert werden<sup>48</sup>. Dieser Prozess findet immer dann statt, wenn Kommunikation geschieht. Dabei kann man allerdings nicht von einem absichtlichen Herbeiführen sprachlicher Veränderung sprechen. Henry geht noch weiter und gesteht dem Wort gar keine Existenz zu. Es sei nur ein flüchtiger Laut in dem Moment, wo es ausgesprochen werde. Allerdings habe das Wort als Zeichen eines Konzepts eine andauernde Realität<sup>49</sup>.

Schuchardt wird noch präziser erklären, inwiefern die Sprache ein Geschehen ist<sup>50</sup>: Er negiert zwar nicht das Produkt, leitet es aber aus dem dynamischen Vorgang her. Das Sein muss aus dem Werden erklärt werden, so dass deutlich wird: „das Sein ordnet sich dem Werden als unendlich kleines Werden ein“<sup>51</sup>. Als ewiges Werden wird die

---

<sup>43</sup> Bereits bei Turgot in der Enzyklopädie (Artikel «Etymologie») wird der Wandel als der Sprache inhärent beschrieben (cf. DE PALO 2001a:223 N48). Zu diesem Zeitpunkt scheint es jedoch noch schwierig, Gesetze des Wandels auszumachen, da der Wandel kontinuierlich vonstatten geht, weshalb lediglich angestrebt wird, einzelne Phänomene wie historische Daten zu untersuchen (cf. NERLICH/CLARKE 1997:355).

<sup>44</sup> ENGLER 1967-74:3284.4-5 N1.2.

<sup>45</sup> Cf. ENGLER 1967-74:I, p. 14.

<sup>46</sup> RENAN 1995:228.

<sup>47</sup> RENAN 1995:229.

<sup>48</sup> Cf. WHITNEY 1875a:109.

<sup>49</sup> Cf. HENRY 1896:18.

<sup>50</sup> Cf. SWIGGERS 1989:83.

<sup>51</sup> Zit. nach SWIGGERS 1989:83.

Sprache von einer lebenden Gesellschaft getragen. Sie existiert nur in der Anwendung durch die Individuen und ist in dem Sinne kein Objekt, an dem etwas verändert werden kann<sup>52</sup>. Die Wandelbarkeit ist sozusagen ihre Seinsweise. Wie für Coseriu ist auch für Halliday<sup>53</sup> der Wandel der Sprache inhärent. Die Sprache verändert sich nach kommunikativen Bedürfnissen<sup>54</sup>: sie adaptiert sich je nach neuen Kontexten, so dass – wie bei Busse – kaum eine Anwendung einer anderen entspricht: „No act of speech leaves the old material unchanged.“<sup>55</sup>

Die Vorstellung der Sprache als eine sich ständig im Fluss befindende Bewegung, die ihre Existenz nur im Geiste der sie benutzenden Menschen hat, impliziert, dass trotz stetiger Erneuerung eine gewisse Kontinuität gesichert sein muss:

On s'est demandé souvent comment les générations qui se succèdent peuvent porter si aisément le poids sans cesse croissant des connaissances, d'inventions, d'idées, que leur lèguent les âges antérieurs. Mais on ne fait pas assez attention qu'une partie de ce trésor vient se condenser dans le langage [...] Des milliers d'hommes, les uns illustres, les autres inconnus, y ont travaillé. (BRÉAL 1884:555b)

Bréal stört sich im Gegensatz zu Busse nicht an der „Aporie“, dass Wandel bei gleichzeitiger Kontinuität angenommen werden müsse. Er sieht ein, dass es schließlich eine Verbindung zwischen Idiolekt und sprachlichem Erbe geben müsse, denn sonst wäre Wandel gar nicht möglich. Ihn fasziniert, dass zu einem gewissen Zeitpunkt eine minimale Verschiebung möglich sei, ohne dass Verständigungsprobleme aufträten:

Il y a une satisfaction que le langage réserve à l'observateur, satisfaction d'autant plus vive qu'elle aura été moins cherchée: c'est de sentir, en parlant, quelque métaphore dont la valeur n'avait pas été comprise jusque-là, s'ouvrir et s'illuminer subitement. Nous constatons alors un secret accord entre notre propre pensée et le vieil héritage de la parole. (BRÉAL 1924:131)

Als weitervererbte Anwendung ist sogar metaphorisches Sprechen möglich. Trotz Sprachwandel bleibt also ein gewisser Rest immer unverändert<sup>56</sup>. Der Bedeutungswandel ist für Bréal nicht nur ein zufälliges Pro-

---

<sup>52</sup> Cf. COSERIU 1983. Coseriu geht in seinem Aufsatz mit dem gleichen Titel («Linguistic Change Does not Exist») dem Phänomen des Sprachwandels auf den Grund. Er diskutiert dort Grundkonzepte des Sprachwandels wie Kausalität und Finalität.

<sup>53</sup> HALLIDAY 1982:36.

<sup>54</sup> ANTTILA 1972:179.

<sup>55</sup> NERLICH 1992a:229.

<sup>56</sup> Cf. VALÉRY 1898:254.

dukt, sondern ein aktive, notwendige, menschliche kognitive Aktivität<sup>57</sup>. Diese Aktivität verläuft nie sprunghaft; „eher sollte man von der ruhigen Kontinuität der Entwicklung ausgehen“<sup>58</sup>.

Saussure wird im Anschluss an Bréal die Kontinuität der Bedeutung zur Bedingung ihres Wandels machen: das Zeichen verändert sich, weil es andauert<sup>59</sup>. Bei jeder Veränderung wird trotzdem altes Material bewahrt; so gründet sich das Prinzip der Veränderung auf das Prinzip der Kontinuität<sup>60</sup>.

Die Sprache hat die Veränderung als inhärenten Charakter<sup>61</sup>, ist aber gleichzeitig durch das Kollektiv fixiert und in der Zeit situiert. Der Zeitfaktor ist sozusagen für alle Sprachveränderungen verantwortlich<sup>62</sup>. Die notwendige Solidarität mit der Vergangenheit schränkt den Sprechern aber die Freiheit der Wahl ein. Die Sprache verändert sich im Transfer von einer Generation zur anderen, wobei die Generationen von Individuen gleichzeitig Konservierung und Wandel bedingen<sup>63</sup>.

---

<sup>57</sup> Cf. NAGLE 1991:509.

<sup>58</sup> MÖHREN 2004:76.

<sup>59</sup> Martinet argumentiert ähnlich, setzt aber einen funktionalen Akzent: „une langue change parce qu'elle fonctionne.“ (MARTINET 1975:12).

<sup>60</sup> Cf. SAUSSURE 1973:109.

<sup>61</sup> Cf. ENGLER 1967-74:3281 N.I.I.

<sup>62</sup> Cf. SAUSSURE 1973:108.

<sup>63</sup> Cf. WUNDERLI 1988:296.



### 3.3 Einige dichotomische Meilensteine

Die folgenden vier Kapitel sollen sich um die Dichotomien Diachronie/Synchronie und *langue/parole*, die sprachwandelrelevanten Pole Gesellschaft und Individuum und die Konzepte Finalität und Kausalität ranken. Besonders bei den ersten beiden handelt es sich um Begriffspaare, die allgemein zunächst mit Saussure in Verbindung gebracht werden. Da die Konzepte zu Bréals Zeit natürlich noch nicht in der saussureschen Form ausgeprägt sind, soll es nicht in erster Linie darum gehen, nachzuweisen, was Bréal und Saussure hinsichtlich dieser methodischen Unterscheidungen gemeinsam haben. Es soll eher versucht werden, zu erklären, inwiefern Bréals und Busses Theorie mit Saussures Konzepten vereinbar sind.

Coseriu wendet sich gegen Aarsleff, der in Bréals Schriften Parallelen zu Saussure ausmacht<sup>1</sup>. Coseriu findet weder Entsprechungen auf dem Gebiet der Dichotomie *langue/parole* noch auf dem der Synchronie/Diachronie<sup>2</sup>. Bréal bilde eher einen Gegensatz zu Saussure, da er am Individuum interessiert sei, und nicht an der Masse. Dazu muss schon an dieser Stelle gesagt werden, dass trotz der Betonung des *fait social* das Individuum auch bei Saussure eine wichtige Rolle spielt. Überdies sei Sprachwandel für Bréal intentional und nicht zufällig. Er gehe sogar noch weiter: die *volonté* bei Bréal bewirke alles<sup>3</sup>, bei Saussure geschehe Sprachwandel dagegen unabsichtlich.

Aarsleff suche krampfhaft nach Parallelen; Coseriu hält diese „Versuche“ aber für fehlgeschlagen. Bréal benutze Begriffe wie *langue*, *parole*, *valeur* nicht im saussureschen Sinn. Hierzu muss gesagt werden, dass dies auch unmöglich scheint, da Bréal nicht auf präziseste Weise die Weiterentwicklung der Sprachwissenschaft vorausahnen konnte. Gewisse Begriffe (wie *langue* oder *sens*) sind bei Bréal noch lange nicht sauber ausdefiniert<sup>4</sup>. Coseriu muss am Ende doch zugeben, dass Definitionen, die Saussure später vorgenommen hat, bei Bréal teilweise schon implizit waren.

---

<sup>1</sup> Cf. COSERIU 2000:41.

<sup>2</sup> Cf. COSERIU 2000:41 N64. Aarsleff habe Parallelen zwischen von der Gabelentz und Saussure nicht gesehen, die man besser hätte vergleichen können.

<sup>3</sup> Dass sie nicht als bewusstes Handeln zur Sprachveränderung interpretiert werden darf, konnte in Kapitel 1.4.1 gezeigt werden.

<sup>4</sup> Bei Saussure aber übrigens auch nicht unbedingt, bzw. es finden sich z.B. zu *valeur* oder *signification* unterschiedliche Definitionen und damit ganz verschiedenartige Anwendungen.

### 3.3.1 Synchronie und Diachronie

Im 19. Jahrhundert werden die Geschichte und der historische Vergleich in die Sprachwissenschaft eingeführt. Dies geschieht mit so viel Enthusiasmus und Erfolg, dass andere Ansätze darüber vernachlässigt werden<sup>5</sup> und nicht mehr gesehen wird, dass auch eine synchronische Betrachtungsweise Not tut, v.a. in einem ersten Schritt. Erst Saussure wird diesen Bedarf so laut formulieren, dass er erhört wird; das Terrain dafür ist in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aber schon bereitet worden. Renan plädiert noch dafür, dass man Sprachen nur historisch untersuchen könne; die Synchronie alleine führe nicht weit<sup>6</sup>.

Im 19. Jahrhundert entdeckt die neue Sprachwissenschaft außerdem den Sprecher hinter dem System und die Variation hinter der Homogenität<sup>7</sup>. Die sprachliche Entwicklung war in der Sprachwissenschaft lange nicht in Mode; Entwicklungstheorie und Sprachwissenschaft schienen nicht zueinander zu passen. Dies ändert sich, als die sprachliche Dynamik entdeckt wird.

Die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert versteht sich hauptsächlich diachronisch<sup>8</sup>; erst nach 1916 werden wieder synchronische und systematische Aspekte hervorgehoben. Im Gegensatz zur diachronischen und psychologischen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts ist die Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts vornehmlich synchronisch und strukturell (deswegen aber nicht zwangsweise statisch).

---

<sup>5</sup> Cf. MORPURGO DAVIES 1996:439.

<sup>6</sup> „L’histoire est la vraie forme de la science des langues. Prendre un idiome à tel moment donné de son existence peut être utile sans doute, s’il s’agit d’un idiome qu’on apprenne pour le parler. Mais s’arrêter là est aussi peu profitable à la science que si l’on bornait l’étude des corps organisés à examiner ce qu’ils sont à tel moment précis, sans rechercher les lois de leur développement. Sans doute, si les langues étaient comme les corps inanimés dévoués à l’immobilité, la grammaire devrait être purement théorique. Mais elles vivent comme l’homme et l’humanité qui les parlent; elles se décomposent et se recomposent sans cesse; c’est une vraie végétation intérieure, une circulation incessante [...] elles ont, comme tous les êtres soumis à la loi de la vie changeante et successive, leur marche et leurs phases, leur histoire en un mot, par suite de cette impulsion secrète qui ne permet point à l’homme et aux produits de son esprit de rester stationnaires.“ [Unterstreichungen im Original] (RENAN 1995:227).

<sup>7</sup> Cf. NERLICH 1989:101.

<sup>8</sup> Cf. NERLICH 1989:106. Cf. auch DE PALO 2001a:77, 201, die jedoch gleichzeitig behauptet, der Status der Gesetze sei innerhalb von Bréals Theorie vollkommen widersprüchlich. Ihr ist nicht klar, ob es sich um synchronische oder diachronische Gesetze handeln soll (203)!

Bréal versteht seine Semantik ganz diachronisch<sup>9</sup>. Sein Hauptziel ist es, Gründe und Gesetze herauszuarbeiten, die den Bedeutungswandel regeln. Er setzt den Akzent auf den historischen Wandel, da er der Auffassung ist, dass der typische Charakter der Sprache nur aufgrund ihrer Wandlungsercheinungen erklärt werden könne.

Du Marsais oder Girard untersuchten Bedeutung noch synchronisch<sup>10</sup>. Da sie als Vorbilder Bréals betrachtet werden können, könnte man sich fragen, ob bei Bréal auch synchronische Perspektiven anzutreffen sind<sup>11</sup>. Bréal liefert aber eine allgemeine Sprachtheorie, die Gründe des Sprachwandels herausfinden will<sup>12</sup>. Deswegen ist der *Essai* vorherrschend diachronisch. Trotzdem finden sich dort auch synchronische Ansätze, die allerdings von Bréal unter evolutivem Aspekt behandelt werden<sup>13</sup>. Die Sprache ist ein historisches Produkt, das nur dem Anschein nach stabil ist: „la lingua, ad ogni tempo, è un prodotto storico, e questo prodotto storico non è altro che «il compromesso [...] che la mente accetta»“<sup>14</sup>.

Mit dem Bewusstsein über den provisorischen Charakter eines jeglichen Sprachzustandes macht es sich Bréal zur Aufgabe, das sprachliche Material in eine chronologische Reihenfolge zu bringen. Er strebt an, „[d] introduire dans l'histoire des langues une chronologie au moins relative“. Die Chronologie ist für Bréal ein essentielles Kriterium „sans lequel aucune science ne peut avancer“ (BRÉAL 1877a:227). Bis dahin ist ihm die Sprachwissenschaft zu ungeordnet: „nos premiers maîtres élevaient aux langues un monument imposant, quoique construit un peu à la hâte“ (BRÉAL 1868c, zit. aus 1877a:284). Es müsse eine historische Einordnung vorgenommen werden, damit anschließend Funktionsmechanismen bestimmt werden können.

Bréal interessiert sich mehr für die Diachronie als für synchronische Schnitte, für „Prinzipien der Bewegung und Transformation kommunikativer Teilbereiche, funktionale Zusammenhänge und Regeln, die ihr Werden, ihr Sein und ihr Vergehen bestimmen“<sup>15</sup>. Die Geschichte repräsentiert für ihn die „trame chronologique nécessaire pour ajuster

---

<sup>9</sup> „Michel Bréal envisage les mots du point de vue de leur signification – et en perspective diachronique“ (WIDLAK 1986:162).

<sup>10</sup> Schon Taine unterscheidet Synchronie und Diachronie (*simultanéité* und *successivité*), ohne dass dies einen Systembegriff ausschließt. Was simultan ist, bildet ein System: die Elemente bedingen sich gegenseitig (cf. AARSLEFF 1979b:40s.). Was auf etwas folgt, ist bedingt durch das vorhergehende System.

<sup>11</sup> DE PALO 2001a:77 findet, solche seien schwierig auszumachen, mit der Begründung, Bréal sei so unsystematisch!

<sup>12</sup> Cf. DE PALO 2001a:86.

<sup>13</sup> Cf. DE PALO 2001a:94.

<sup>14</sup> GODEL 1975:4.

<sup>15</sup> THIELEMANN 1994:298.

ses éléments linguistiques“<sup>16</sup>. Erst die historische Ordnung erlaube mehr und exaktere Erkenntnisse und könne dazu führen, Regeln zu formulieren<sup>17</sup>. Die „sensibilité aiguë de Bréal pour ce qu’on pourrait appeler «l’ordre historique»“<sup>18</sup> schlägt sich auch in seinen *lois intellectuelles* nieder, die die Gerichtetheit des Sprachwandels illustrieren sollen. Und hier zeigt sich der Mehrwert der historischen Semantik gegenüber der reinen Etymologie. Erst historisch kann man Bedeutung erklären; die Etymologie fördert nicht alles zu Tage<sup>19</sup>:

On doit voir combien il est nécessaire que notre connaissance d’une langue soit étayée sur l’histoire. L’histoire peut seule donner aux mots le degré de précision dont nous avons besoin pour les comprendre. Supposons, par exemple, que pour connaître les magistratures romaines nous n’ayons d’autres secours que l’étymologie. Nous aurons: ceux qui siègent ensemble (*consules*), celui qui marche en avant (*prætor*), l’homme de la tribu (*tribunus*), et ainsi de suite. Ces mots n’éclairent, ne prennent un sens précis, que grâce au souvenir que nous en avons, pour les avoir vus dans les récits des historiens, dans les discours des orateurs, dans les formules des magistrats. En même temps que l’histoire explique ces mots, elle y fait entrer une quantité de notions accessoires qui ne sont pas exprimées. Elle agit à la façon d’un verre, qui, en resserrant les images, les rend plus nettes. Mais il y a cette différence que le meilleur microscope ne nous peut faire voir autre chose dans les objets que ce qui s’y trouve, au lieu que nous croyons sentir dans des mots comme *tribunus*, *consul*, quantités d’idées qui n’y sont pas, et qui sont la part apportée par notre pensée. (BRÉAL 1924:112s.)

Die unhistorische Etymologie berge v.a. für die Analyse moderner Sprachen Gefahren: „quand elle se trouve en présence d’une langue moderne, sans avoir des documents plus anciens pour l’éclairer et lui servir de guide, [elle] erre à l’aventure“ (BRÉAL 1924:216). „Für Bréal sind Semantik und historische Semantik noch identisch.“<sup>20</sup> Er versteht Semantik als *histoire des mots*. „Es gibt keine Bedeutung ohne Bedeutungswandel, also ohne Diachronie.“<sup>21</sup> Erst seitdem man Synchronie

---

<sup>16</sup> COSTE 2000:129.

<sup>17</sup> Cf. dazu die Besprechung von MOHL (BRÉAL 1900b und c) über die Chronologie des „Vulgärlateins“.

<sup>18</sup> SWIGGERS/DESMET 2000:206.

<sup>19</sup> „His semantics was mainly historical [...] but it was also synchronic insofar as he rejected the use of etymology to explain the meanings of words in ordinary language use.“ NERLICH/CLARKE 1999:278.

<sup>20</sup> STIERLE 1979:166. Wie auch für Bally und Sechehaye muss die Semantik eine historische sein: „la sémantique [...] étudie les changements de signification“ (zit. nach ENGLER 1973:36). Die Veränderlichkeit ist der Semantik inhärent; „son principe fondamental [...] est la mutabilité, le déplacement du rapport entre signifiant et signifié qui entraîne des changements de sens“ (zit. nach ENGLER 1973:36).

<sup>21</sup> MÖHREN 2004:76.

und Diachronie unterscheidet, wird die Semantik zur synchronen Disziplin und bedarf es der Bezeichnung *historische Semantik*.

Trotzdem ist auch für Saussure die Semantik primär eine historische Disziplin. Für Engler geht aus dem *Cours de linguistique générale* nicht ganz ausdrücklich hervor, dass Semantik diachronisch ist<sup>22</sup>; für Saussure sei die Opposition Semantik – Morphologie wichtiger. „La définition que Saussure en a donnée dans son second Cours est autre: pour lui, «la sémantique [est la] science des sens <des mots> de la langue, par opposition à celle des formes»“<sup>23</sup>. Für die Morphologie gelte, dass man sie zuerst synchronisch untersuchen müsse (*morphologie des états*) und anschließend diachronisch: „La morphologie diachronique n’est qu’une application secondaire des résultats de la morphologie synchronique“<sup>24</sup>. Dasselbe könne man aber schließlich für die Semantik annehmen, wenn sie das „Gegenstück“ zur Morphologie sei. Die Synchronie habe bei Saussure aber zunächst einen höheren Stellenwert<sup>25</sup>, was Engler damit erklärt, dass sein Zeichenmodell auf der Synchronie basiere.

Marina de Palo wirft Bréal vor, unsystematisch zu sein: „Bréal è un autore fortemente asistemático“<sup>26</sup> und zieht als Autoritätsargument eine Aussage Meillets heran. Meillet argumentiert aber auf einem ganz anderen Niveau als de Palo. Nach ihrem Geschmack ist Bréals Modell nicht systematisiert genug. Meillet dagegen hebt hervor, dass Bréal die Sprache nicht als ein geschlossenes System betrachte, seine Arbeiten seien „sans recherche d’un système complet et fermé“<sup>27</sup>. Bréal wendet sich gegen seine Zeitgenossen, die die Sprache als (systemhaften) Organismus verstanden wissen wollen, wenn er sagt:

Une langue n’est pas, comme on le suppose trop souvent, un système. Elle n’est pas d’avantage, comme on le répète trop de nos jours, un organisme. Elle est un ensemble de signes accumulés par les siècles et qui n’ont ni le même âge, ni la même provenance. Ces signes ont été emmagasinés à des époques éloignées les unes des autres par des hommes qui différaient entre eux de culture, d’idées, d’habitudes. [...] La langue est un bien héréditaire que chaque âge cultive, aménage, transforme selon ses besoins et ses moyens: nous appliquerons la vraie méthode historique en nous attachant au dernier état pour en comprendre la formation et pour en tirer à notre tour le meilleur parti. (BRÉAL 1889b:607)

---

<sup>22</sup> Cf. ENGLER 1973:37. Cf. dazu WUNDERLI 1981a:11-24.

<sup>23</sup> Zit. nach ENGLER 1973:36.

<sup>24</sup> ENGLER 1973:38.

<sup>25</sup> Cf. ENGLER 1973:39.

<sup>26</sup> DE PALO 2001a:77.

<sup>27</sup> Cf. MEILLET 1905-06:234.

Bréals *système* ist hier ganz sicher nicht mit Saussures Systembegriff gleichzusetzen. Er legt vielmehr Wert darauf, dass die Sprache nicht als abgeschlossenes, als Ganzes tradiertes (unveränderliches) Etwas verstanden wird. Sie konstituiere sich mit jeder Generation neu, werde verändert und angepasst und befinde sich in einer ständigen Weiterentwicklung.

Daneben kann man sich aber gut vorstellen, dass Bréal die Sprache als etwas versteht, das systemhaft funktioniert. Die Sprache ist kein starres, in sich geschlossenes System, sondern ein wandelbares, offenes. Jedes System ist einer Entwicklung unterworfen. Saussure unterstreicht ebenfalls die notwendige historische Dimension, die auch beinhaltet, dass eine Institution wie die Sprache zu jeder Zeit mehr oder minder ein Produkt der Vergangenheit ist<sup>28</sup>.

Was Bréal im Unterschied zu Saussure noch nicht beschreibt, ist eine Sprache, die ständig „resystematisiert“ wird. Trotz aller Modifikationen bleibt sie ein in sich funktionierendes Wertesystem, was erst bei Saussure wirklich deutlich wird, für den jede einzelne Veränderung Rückwirkungen auf das gesamte System hat. Für Bréal dagegen steht mehr die Vielfalt der Herkunft für die einzelnen sprachlichen Einheiten im Vordergrund.

Für Busse ist der Gegensatz zwischen Synchronie und Diachronie aufgehoben (cf. BUSSE 1986b:65). Es gebe gar keine synchronische Sprachbetrachtung innerhalb seines Konzepts des kommunikativen Handelns, da der Vergleich von zeitlich auseinanderliegenden „Querschnitten“ schon eine historische Dimension habe. Busse erkennt nicht, dass Saussures Dichotomie als rein methodische Abstraktion zu verstehen ist. Für Busse steht die Objektebene der Sprache im Vordergrund seiner Betrachtungen. Saussure unterscheidet jedoch auf einer Metaebene (theoretische Ebene der Sprachwissenschaft) die beiden Disziplinen der Untersuchung eines Momentzustandes und der historischen Betrachtungsweise, die verschiedene „Momentaufnahmen“ zueinander in Beziehung setzt<sup>29</sup>. Der Vorwurf kann also Saussure in keiner Weise treffen, denn auf der Objektebene ist er derselben Ansicht wie Busse. Der Sprachzustand ist für Saussure nicht real gegeben, sondern

---

<sup>28</sup> Cf. SAUSSURE 1973:22.

<sup>29</sup> Meillet erklärt ganz unmissverständlich: „[Saussure] voulait surtout bien marquer le contraste entre deux manières de considérer les faits linguistiques: l'étude de la langue à un moment donné, et l'étude du développement linguistique à travers le temps“ (MEILLET 1951, vol. 2:183). Busse ist jedoch nicht der einzige, der diese methodische Unterscheidung leider vollkommen übersieht. Stierle erinnert an Coseriu, der versuche, Saussures Theorie dadurch zu „retten“, dass er die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie als verschiedene Perspektiven darstelle (cf. STIERLE 1979:159 N12)!

immer eine methodische Hilfskonstruktion. Er ist immer Ergebnis einer Abstraktion, der andere „Zustände“ ausblendet<sup>30</sup>.

Saussure schafft es endlich, die Positionen seiner Zeitgenossen zu synthetisieren<sup>31</sup>. Er differenziert sauber Synchronie und Diachronie, sieht aber auch gleichzeitig ihre gegenseitige Abhängigkeit. Entgegen häufigen Vorwürfen hat Saussure sogar teilweise die Diachronie bevorzugt, da diese ihn persönlich stärker interessierte<sup>32</sup>. Auch wenn viele Interpretationen des *CLG* den Akzent auf die Synchronie legen, ist Saussure historisch orientiert<sup>33</sup>. Er ist verpflichtet, sich mit der Synchronie zu beschäftigen, um überhaupt eine Grundlage für die historische Betrachtung zu schaffen<sup>34</sup>.

Es darf generell nicht verkannt werden, dass auch für Saussure die Sprache (auf der Objektebene) im Sinne Humboldts als ständiges Werden zu betrachten ist, bei dem sich alles im Fluss befindet und es keine Zustände im Unterschied zu Übergangsphasen gibt. So gibt es eigentlich keinen Zustand in der Synchronie. In gewisser Weise spiegelt sogar jede einzelne Synchronie Diachronie<sup>35</sup>. Coseriu weist darauf hin, dass in der Sprache als ständige Reorganisation eines Systems die Geschichte auch immer Auswirkungen auf die Synchronie haben muss.

Aber auch die Diachronie entspricht keiner Realität; der Sprecher ist sich der historischen Perspektive nicht bewusst, sie ist eine Perspektive des Sprachwissenschaftlers<sup>36</sup>. Der Sprecher nimmt nur die synchronische Perspektive wahr<sup>37</sup>.

Bei aller Dynamik der Sprache bedeutet die Betrachtung diachronischer Gegebenheiten nicht, dass es gar keine Identität geben kann. Im Gegenteil, die diachronische Perspektive bestätigt die Stabilität. Die Konsequenz einer solchen semantischen Konzeption für die Diachronie ist, dass eine non-denominative Bedeutung, die sich sowohl in veralte-

---

<sup>30</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:160.

<sup>31</sup> Cf. DE PALO 2001a:235.

<sup>32</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:27.

<sup>33</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:167.

<sup>34</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:27.

<sup>35</sup> Cf. WUNDERLI 1988:297.

<sup>36</sup> Cf. WUNDERLI 1988:297.

<sup>37</sup> Dafür spricht auch die Tatsache, dass er einen Wandel nicht als diachronisch interpretiert, sondern eher als diatopische, diaphasische und diastratische Variation. Cf. WUNDERLI 1988:297. Man kann also davon ausgehen, dass Wandlerscheinungen wie synchronische Variationen sind; mit der Besonderheit, dass sie in der Zeit situiert sind (cf. KLEIBER/RIEGEL 2004:35). Übertrieben ist allerdings die Vorstellung nach KLEIBER/RIEGEL, jede Bedeutungskonzeption schließe eine semantische Entwicklung gleichsam aus (31).

ten Gebrauchsweisen als auch in modernen wieder findet, „une certaine permanence de sens“<sup>38</sup> verlangt.

Busse ist nicht der erste, der die Grunddichotomie des *CLG* kritisiert. Vor ihm wollte schon W. von Wartburg die Dichotomie Synchronie/Diachronie überwinden<sup>39</sup>, denn er legte viel Wert auf die Verbindung von statischer und evolutiver Sprachwissenschaft. Mehr noch als eine Verbindung strebte er ein Ineinandergreifen der beiden Komponenten an, was Saussure ablehnte. Für ihn war eine integrierende Perspektive undenkbar, da er Synchronie und Diachronie als zwei unterschiedliche Untersuchungsweisen sauber getrennt wissen wollte<sup>40</sup>. Trotzdem stehen synchronische und diachronische Sprachbetrachtung in einem dialektischen Verhältnis<sup>41</sup>, sie bedingen sich gegenseitig.

Die Synchronie muss systematisch untersucht werden (cf. auch bei Bréal); die Diachronie kann nicht als System erfasst werden. Systeme können zwar auch durch die Geschichte verfolgt werden, Saussure befasst sich jedoch eher mit Mikrostrukturen<sup>42</sup>.

Nur wenige Zeitgenossen reagierten positiv auf die Dichotomie, wie z.B. Karl Jaberg<sup>43</sup>. Hugo Schuchardt als „eingefleischter Humboldti-  
aner“<sup>44</sup> dagegen gibt zu bedenken, dass es gar keine sauberen synchronischen Schnitte geben könne, denn in die Sprache sei Bewegung und Werden (wieder auf Objektebene); alles Statische sei künstlich: „Jedes Stadium der Sprache ist ein Übergangsstadium, ein jedes ebenso normal wie irgend ein anderes“<sup>45</sup>. Wie Saussure gibt Schuchardt der synchronischen Analyse Vorrang (mehr auf der Lautseite)<sup>46</sup>, da sie der diachronischen immer vorangehen muss.

Ab dem Ende der 20er Jahre beginnt eine zweite Phase der Auseinandersetzung mit Saussures Dichotomie. Charles Bally tritt kompromisslos für eine radikale Trennung ein; Albert Sechehaye nimmt eher eine Mittlerposition ein<sup>47</sup>. Hjelmslev ist um eine Panchronie bemüht; der Prager Kreis (Jakobson) äußert sich immer wieder gegen eine

---

<sup>38</sup> KLEIBER/RIEGEL 2004:39. Das darf natürlich auch nicht so weit gehen, das es gar keinen Wandel mehr gibt und nur noch von Variationen einer panchronischen Bedeutung ausgegangen würde.

<sup>39</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:121s.

<sup>40</sup> Saussure ist allerdings auch nicht blind für Interdependenzen (cf. WUNDERLI 1981a:137).

<sup>41</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:140.

<sup>42</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:140.

<sup>43</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:128.

<sup>44</sup> WUNDERLI 1981a:128.

<sup>45</sup> SCHUCHARDT 1885:18. So ähnlich auch bei Otto Jespersen, aber etwas weniger radikal (Sprache als ständiges Werden) (cf. WUNDERLI 1981a:129).

<sup>46</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:158.

<sup>47</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:130. Um die Wechselwirkung zu verstehen, müssen Synchronie und Diachronie aber immer zuerst getrennt untersucht werden.



radikale Trennung, da diachronische Veränderungen durch das Ausgangssystem bedingt seien. Veränderungen seien funktional (als Verbesserung des Systems) zu erklären; eine solch teleologische Sichtweise dürfte heute als überholt gelten<sup>48</sup>.

Noch heute wird die Dichotomie kritisiert, was meist mit dem ständigen Werden der Sprache begründet wird. Es wird Saussure immer wieder vorgeworfen, er verkenne, dass jeder Sprachzustand ein Ergebnis der Geschichte sei. Aber auch für ihn ist der Sprachzustand eine Abstraktion und Sprache nie stabil<sup>49</sup>:

[...] il n'y a jamais de caractères permanents, mais seulement transitaires et de plus délimités dans le temps; il n'y a que des états de langue qui sont perpétuellement la transition entre l'état de la veille et celui du lendemain<sup>50</sup>.

Jeder Sprachzustand ist prekär und zufällig, und kann jederzeit verändert werden<sup>51</sup>. Er situiert sich immer auf dem Übergang zwischen Vorhergehendem und Nachfolgendem; eine Synchronie 2 ist immer von einer Synchronie 1 abhängig. So sind Synchronie und Diachronie als zwei Aspekte der Sprache „unauflöslich miteinander verfilzt“<sup>52</sup>. Die Sprache ist homogen historisch; alles Nicht-Historische resultiert aus Abstraktion<sup>53</sup>. Die Unterscheidung in Synchronie und Diachronie hat rein methodischen Charakter.

Busse leugnet ein Phasen-Modell, in dem sich stabile Phasen der Bedeutung immer mit Wandel- oder Übergangsphasen abwechseln. Auf der Objektebene ist dies schlüssig: Sprachwandel ist ein fließender Prozess. Jedoch kann es zum Zweck der Analyse von Sprachwandel hilfreich sein, einzelne „Momentaufnahmen“ zu vergleichen, in denen ein Zeichen jeweils für bestimmte Sprecher zu einem bestimmten Zeitpunkt (bzw. in einem gewissen längeren Zeitraum) eine ganz bestimmte Bedeutung hat. Erst in der Gegenüberstellung kann ein Wandel ausgemacht werden.

Sprachwandel bedeutet, dass zu einem gewissen Zeitpunkt ein System A durch ein System B (nach Wandel) ersetzt wird<sup>54</sup>. Deswegen bedingt das System aber den Wandel nicht. Auch geschieht der Wandel

---

<sup>48</sup> W. von Wartburg argumentiert dagegen eher als Praktiker (*FEW*) und stützt sich auf sein Beispielmateriale. Saussure erkennt zwar eine strukturelle Diachronie, doch ist diese nicht teleologisch (cf. WUNDERLI 1981a:140).

<sup>49</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:141.

<sup>50</sup> GODEL 1969:39 (N 1.3, p. 6).

<sup>51</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:141.

<sup>52</sup> WUNDERLI 1981a:144.

<sup>53</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:144.

<sup>54</sup> Cf. WUNDERLI 1990:11.

für Saussure nicht deterministisch im Hinblick auf B. Trotzdem sind A und der Wandel gewissermaßen verantwortlich für das Ergebnis B<sup>55</sup>. Diachronische Veränderungen streben nie intentional eine Veränderung des Systems an<sup>56</sup>; sie sind weder durch das Ausgangssystem noch durch das neue System determiniert. Sprachwandel ist zufällig, aber nicht intentional. Innovationen sind (zufallsgebundene) Ergebnisse des *discours*<sup>57</sup>.

Die Kritik an der Konzeption Saussures zum Sprachwandel (durch den Prager Kreis, von Wartburg oder Sechehaye) ist bis zu einem gewissen Punkt gerechtfertigt<sup>58</sup>. Das Ausgangssystem löst den Wandel zwar nicht aus, aber es bedingt ihn. Es bleibt unmöglich zu sagen, warum eine Veränderung zu einem gewissen Zeitpunkt geschieht, und warum andere Veränderungen nicht passieren. Es stimmt aber nicht, dass der Wandel nichts mit dem Ausgangssystem und dem „Endsystem“ zu tun hat. Wandel richtet sich nicht nach dem Zielsystem, aber ein Zielsystem muss wirksam und praktikabel sein und den Bedürfnissen der Sprecher entsprechen. Teilweise lässt sich sogar die Entwicklung eines Systems (z.B. der französischen Nasalvokale) bis zu einem gewissen Grad voraussagen.

Man könnte Saussure vorwerfen, dass er nicht zwischen notwendiger und hinreichender Bedingung unterscheidet<sup>59</sup>: wenn die Systeme A und B auch vom Wandel unabhängig sind, so beeinflusst der Wandel doch die Systeme. Synchronischer und diachronischer Bereich stehen in einer widersprüchlichen Beziehung zueinander, sie sind gleichzeitig voneinander abhängig und unabhängig: unabhängig, weil die Synchronie nicht für die Diachronie verantwortlich ist, und abhängig, weil diachronische Entwicklungen (unberechenbare) Auswirkungen auf synchronische Systeme haben.

Auf einer philosophischeren Ebene erläutert Busse die Aporie, dass im Vergleich zweier Zustände  $x_1$  und  $x_2$  sowohl Identität als auch Nicht-Identität gegeben sei. Saussure nennt dasselbe Phänomen *identité diachronique*<sup>60</sup>, was tatsächlich Widersprüche in sich birgt.

Eine Identität existiert für Saussure „parce que nous la déclarons identique à elle-même“. Außer dem Sprecherbewusstsein gibt es kein Prinzip, das erlaubt, die Identität von zwei Phänomenen herzuleiten<sup>61</sup>.

---

<sup>55</sup> Cf. WUNDERLI 1990:12.

<sup>56</sup> Cf. WUNDERLI 1990:35.

<sup>57</sup> Cf. WUNDERLI 1990:37.

<sup>58</sup> Cf. WUNDERLI 1990:38.

<sup>59</sup> Cf. WUNDERLI 1990:39.

<sup>60</sup> SAUSSURE 1973:249s.

<sup>61</sup> Cf. WUNDERLI 1995a:165.

Nur der Sprecher kann entscheiden, warum Identität vorliegt, und es sind immer auch andere Entscheidungen denkbar.

Für die Diachronie ist die Suche nach Identität aber besonders problematisch. Elemente synchronischer Identität gehören ein und demselben Sprachzustand an<sup>62</sup>. Elemente diachronischer Identität gehören jedoch zwei unterschiedlichen Synchronien an. So ist zwischen zwei Formen CALIDUS und *chaud* [ʃo] eigentlich keine Identität mehr erkennbar; trotzdem wird sie behauptet (gleichzeitige Identität und Nicht-Identität des Zeichens<sup>63</sup>). Saussure beschreibt den Übergang von einer zur anderen Form als eine Serie von synchronischen Identitäten. Trotz Transformationen hat es nie einen Bruch in der Kette gegeben.

Or l'identité diachronique de deux mots aussi différents que *calidum* et *chaud* signifie simplement que l'on est passé de l'un à l'autre à travers une série d'identités synchroniques dans la parole, sans que jamais le lien qui les unit ait été rompu par les transformations successives.<sup>64</sup>

Mit Hilfe von Lautgesetzen lässt sich auf der Ausdrucksseite noch eine diachronische Identität herleiten. Dabei wird jedoch die Inhaltsseite außer Acht gelassen<sup>65</sup>. Will man also das Zeichen mit seinen beiden Seiten berücksichtigen, ist Identität nicht fassbar.

Saussure macht die synchronische Identität zum Maß für die diachronische, was in eine Aporie führen muss<sup>66</sup>. So kann das Problem der diachronischen Identität nicht wirklich gelöst werden. Wunderli weist darauf hin, dass dies daran liegen könne, dass das Problem von vornherein schlecht definiert sei<sup>67</sup>, wenn wie bei der synchronischen Identität vom Sprecherbewusstsein ausgegangen werde. Denn Sprecherzuweisungen könnten keine adäquate Basis für das theoretische Problem der diachronischen Identität liefern.

In der Synchronie sucht der Sprecher nach Identitäten (*valeurs*) innerhalb eines Systems. Historische Gegebenheiten bilden jedoch nie ein System!

Si les chaînes historiques ne forment pas système, il ne peut pas y avoir valeur; s'il n'y a pas valeur, il ne peut pas y avoir unité; s'il n'y a pas unité, il ne peut pas y avoir identité (diachronique).<sup>68</sup>

---

<sup>62</sup> Cf. WUNDERLI 1995a:172.

<sup>63</sup> Cf. DE PALO 2001a:226.

<sup>64</sup> ENGLER 1967-74:2749.

<sup>65</sup> Busse dagegen geht vom Bedeutungswandel aus, bei dem nur noch die Ausdrucksseite des Zeichens als Klammer zwischen zwei Formen  $x_1$  und  $x_2$  fungiere. Er übersieht dabei, dass auch die Ausdrucksseite Veränderungen unterliegen kann.

<sup>66</sup> Cf. WUNDERLI 1995a:174.

<sup>67</sup> Cf. WUNDERLI 1995a:176.

<sup>68</sup> WUNDERLI 1995a:178.

Auf diachronischer Ebene ist eine Abstraktion ausgehend von konkreten Einheiten wie im synchronischen System nicht möglich. Zum Problem der diachronischen Identität kann es auf der Sprecher-Ebene keine befriedigende Lösung geben<sup>69</sup>. Busse unterscheidet allerdings gar nicht präzise zwischen synchronischer und diachronischer Identität, wenn er das Problem aufwirft, scheint aber von diachronischer auszugehen.

Busses Arbeit enttäuscht nicht in dem, was sie versucht, nämlich Begriffsgeschichte linguistisch zu fundieren<sup>70</sup>. Auch kann man ihr die Art von historischer Semantik, die sie vorzieht (nämlich eine, in der das Wort in eine größere epistemische Einheit eingebettet wird), nicht vorwerfen. Ernüchternd ist vielmehr die Tatsache, dass sie (v.a. in der Form seiner Dissertation mit dem Titel *Historische Semantik*) nichts mit historischer Semantik als linguistischer Disziplin zu tun hat: „it fails to link up with historical semantics as a linguistic discipline in general, and with the recent cognitive and prototypical developments in linguistic semantics in specific“<sup>71</sup>. Dabei könnte Busses Ansatz mit der aktuelleren kognitiven Semantik in Verbindung gebracht werden, die sich auch auf die performative Komponente konzentriert: „meaning-in-use rather than [...] meaning-as-structure“<sup>72</sup>. Die kognitive Semantik verlangt ebenfalls einen historischen Rahmen und ist epistemologisch und kulturell orientiert.

Die kognitive Semantik geht auch von übergeordneten Einheiten aus („the cognitive function of larger chunks of knowledge“<sup>73</sup>), wie Busse vom Sprachspiel. Deswegen müssen lexikalische Kategorien als epistemologisch funktionierende allerdings nicht gänzlich verworfen werden. Prototypensemantik und kognitive Semantik gehen sogar von der konzeptuellen Struktur der lexikalischen Kategorien aus. Würde Busse sich näher mit kognitiver Semantik beschäftigen, könnte er auch die prototypische Konzeption benutzen: Wandelbarkeit und Kontinuität sind darin verankert (cf. BUSSE 1987a:104). Durch die Flexibilität der Kategorien innerhalb ihrer konzeptuellen Struktur wird die Brücke geschlagen ü-

---

<sup>69</sup> Cf. WUNDERLI 1995a:180.

<sup>70</sup> Wenn dies auch keine Revolution darstellt: die Begriffsgeschichte beschäftigt die historische Semantik schon lange: „the history of ideas far from occupies the minds of historical linguists dealing with diachronic semantics“ (GEERAERTS 1989b:163). Außerdem sucht der Leser bei Busse vergeblich nach einführenden Werken in die historische Sprachwissenschaft (wie z.B. LEHMANN 1969, BYNON 1981 [1977], HOCK 1986; FISIĄK 1985).

<sup>71</sup> GEERAERTS 1989b:168.

<sup>72</sup> GEERAERTS 1989b:168.

<sup>73</sup> GEERAERTS 1989b:168.

ber dem strukturalistischen Abgrund zwischen Diachronie und Synchronie, der Busse so viel Kopfzerbrechen bereitet.

### 3.3.2 *Langue* und *parole*

Bei Bréal findet sich noch keine *langue* als hypostasiertes Konzept<sup>74</sup>. Bréal trennt nicht methodisch explizit zwischen *langue* und *parole*. In Bréals Methode ist noch stärker als bei Saussure der Sprecher die Hauptachse der ganzen Disziplin. Er sammelt aber alle im Sprecherbewusstsein möglichen Formen, genau so wie Saussure es beschreibt: „la méthode est simplement d’observer, de considérer comme réel ce que la conscience de la langue reconnaît, ratifie, et comme irréel ce qu’elle ne reconnaît pas“<sup>75</sup>.

Marina de Palo meint, Bedeutung sei bei Bréal zwischen *langue* und *parole* anzusiedeln. Bréal kennt jedoch noch keine sauber getrennten Konzepte, die ihm erlauben würden, Bedeutung derartig einzuordnen. Gleichzeitig charakterisiert sie (richtig) *langue* als sozial und kollektiv und *parole* als individuell und psychologisch. Daraus erwächst bei de Palo der weitere Vorwurf, Bréal schaffe es auch nicht, den psychologischen Gesichtspunkt mit dem sozialen Charakter in Einklang zu bringen<sup>76</sup>. Es fehle bei ihm ein Abgleich seiner psychologischen Überlegungen zur Bedeutung mit dem sozialen Faktor, so dass man bei ihm nicht wisse, wie eine Neuerung von der *parole* zur *langue* gelange<sup>77</sup>. Bréal diskutiert aber mehrfach ausführliche Beispiele, die illustrieren, wie eine neue Bedeutungsnuance von einem „Benutzerkreis“ zu einem anderen überwandern kann und sich langsam als neue Bedeutung etabliert (cf. BRÉAL 1924:106, 144).

Wenn Bréal auch noch nicht *langue* und *parole* begrifflich voneinander trennt, so wird an seiner Verteidigung diverser Varietäten (und auch der Dialekte) deutlich, dass es für ihn so etwas wie ein virtuelles System geben könnte, das alle sprachlichen Manifestationen der Individuen einer Sprechergemeinschaft umfasst. Er verurteilt die normative Grammatik gerade deswegen, weil sie zahlreiche Varianten unterdrückt, die ebenso wie die normierte Standardsprache ihre Existenzberechtigung haben.

Le préjugé qu’il n’y a qu’une seule manière de bien dire les choses est en partie entretenu par nos manuels grammaticaux, qui, imposant une expression, condamnent tout ce qui s’en écarte. Ne dites pas ceci: dites de cette façon. Voilà ce que nos enfants entendent depuis leur plus jeune âge.

---

<sup>74</sup> Cf. DE PALO 2001a:40.

<sup>75</sup> ENGLER 1967-74:2163 IIIR.

<sup>76</sup> Cf. DE PALO 2001a:171.

<sup>77</sup> Cf. DE PALO 2001a:173.

[...] Mais c'est appauvrir la langue, tarir le naturel et figer l'esprit que de semer ainsi les prohibitions sous les pas de l'enfant. Comme le dévot sous les yeux du Seigneur, il est tenu dans la crainte perpétuelle de la grammaire. Mais cette divinité n'est pas aussi sévère qu'on nous le fait croire. Elle se plaît, au contraire, dans la diversité, et toutes les façons de parler sont approuvées par elle du moment qu'elles sont naturelles et claires. Loin de faire le vide autour de l'expression officielle, je voudrais appeler l'attention de mon élève sur les différentes manières dont on peut dire la même chose. Entre le mot familier, quelquefois trivial, et la locution littéraire, viendront se placer par couches toute une série d'expressions qui seront à la disposition de l'enfant, suivant qu'il parlera à la maison ou en public, s'adressant à un égal ou à un supérieur, par écrit ou de vive voix. En possédant plusieurs locutions, les unes bonnes, les autres meilleures, l'enfant sentira que vraiment il s'enrichit. (BRÉAL 1872:57)<sup>78</sup>

Bréal unterscheidet also diatopische und diaphasische Varietäten und zählt sie mit zum allgemeinen Sprachschatz. Er geht fast so weit wie Berruto<sup>79</sup>, indem er sogar ausdrücklich mündliche und schriftliche Ausdrucksformen als eigene Kategorien berücksichtigt.

Boutan liest bei Bréal ein Plädoyer für die Einführung einer Normebene. Darum kann es ihm aber nicht wirklich gehen. Bréal berücksichtigt soziale Unterschiede, Unterschiede je nach Kommunikationspartner und Stilunterschiede. Sein Sprachsystem erlaubt verschiedene Schichtungen, was gerade dessen Reichtum ausmacht. Regionale und soziale Varietäten charakterisiert Bréal mehrfach ausdrücklich als gleichwertig mit gängigen hochsprachlichen Formen. Alle sind gleichermaßen interessantes Material für die moderne Sprachwissenschaft:

Pour la linguistique moderne, toutes les formes, du moment qu'elles sont employées, ont droit à l'existence. Plus même elles sont altérées, plus elles sont intéressantes [...] La véritable vie du langage se concentre dans les dialectes: la langue littéraire, arrêtée artificiellement dans son développement, n'a pas à beaucoup près la même valeur [...] l'idée de bien et de mal n'est pas applicable au développement d'une langue (BRÉAL 1924:276s.).

Busse zieht die Unterscheidung zwischen *langue* und *parole* gar nicht wirklich in Betracht (cf. Kapitel 2.4.2), obwohl ihm die Dichotomie in

---

<sup>78</sup> Cf. auch BRÉAL 1877c:348 „Il y a plus d'une manière de présenter les mêmes idées: l'instituteur ne manquera pas d'y insister, et il montrera la différence entre une locution familière, comme celle que l'enfant aurait trouvée lui-même, et l'expression employée par l'écrivain. Il ne condamnera pas pour cela le parler populaire; mais il mettra l'écolier en possession de plusieurs termes, qui seront à son choix suivant qu'il s'adressera à un égal ou à supérieur, selon qu'il parlera par lettre ou de vive voix.“

<sup>79</sup> Cf. BERRUTO 1974, 1980 und 1987 (Cf. auch WUNDERLI 1992b und HALLIDAY 1978).

Saussures Form längst bekannt sein müsste. Für ihn ist die *langue* irrelevant (als „Norm“ führt er sie dennoch wieder ein), denn man solle sich nur auf die *parole* verlassen, da dort Sinn konstituiert werde. Busse versteht nicht, dass die Unterscheidung von *langue* und *parole* wie diejenige von Synchronie und Diachronie eine methodische Entscheidung ist. Die Sprache als System zu verstehen soll niemals bedeuten, dass ihr ihre Funktion als aktives Kommunikationsinstrument aberkannt wird. Busse fürchtet aber eine „Festschreibung“ in der Form eines Zeichensystems:

Zu übersehen, daß „über einen Begriff zu verfügen“ allein heißen darf, begreifend und verstehbar handeln zu können, verstellt den Blick auf den Handlungs- und Prozesscharakter unseres Wissens, und verführt zu gefährlicher Festschreibung unserer Begriffssysteme in Form von, als von der Verwendung und kommunikativem Handeln unabhängig zu denkenden, Zeichensystemen. Die Tradition der Dichotomisierung von *langue* und *parole* oder von *competence* und *performance* muß endlich überwunden werden. (BICKES/BUSSE 1986:266)

Genauer gesagt lehnt Busse nicht die Unterscheidung ab, sondern er möchte *langue* (als starres Gebilde, so wie er sie begreift) erst gar nicht in Betracht ziehen. Die Unterscheidung ist aber nicht nur als Abgrenzungsproblem interessant, vielmehr ist die Systemvorstellung für den Linguisten unerlässlich. Sogar Busses vielzitiertes Vorbild Humboldt fand die Vorstellung problematisch, dass Sprache nur Objekte und Konzepte ohne sprachliches System bezeichne<sup>80</sup>. Vom Objekt Sprache her gesehen sind *langue* und *parole* zwar eng miteinander verbunden, doch müssen sie methodisch getrennt werden<sup>81</sup>.

Die Dichotomie *langue/parole* wird oft bestritten oder abgelehnt, oder die Grenze wird anders gezogen<sup>82</sup>. Der Vorwurf, die *langue* sei statisch konzipiert, Sprache dagegen aber etwas Dynamisches, findet sich schon in Schuchardts Besprechung des *CLG*<sup>83</sup>. Schuchardt versteht Saussure aber wie Busse falsch, da er synchronische Sprachwissenschaft als statisch (d.h. mit der *langue*) identifiziert. Auch Coseriu kritisiert die Unterscheidung von *langue* und *parole*, da er *langue* als statisch (psychisch, sozial, essentiell, passiv) und *parole* als dynamisch (physisch-physiologisch, individuell, akzidentell, aktiv) versteht<sup>84</sup>.

---

<sup>80</sup> Cf. MALMBERG 1968:194.

<sup>81</sup> Cf. WUNDERLI 1981b:279.

<sup>82</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:50.

<sup>83</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:50.

<sup>84</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:51. Außerdem setzt Coseriu *langue* und *parole* in Beziehung zu Bühlers viergeteiltem Modell. Darin entspricht die *langue* eigentlich nur dem *Sprachgebilde*. *Sprechakt* und *Sprachwerk* kommen bei Saussure kaum zum Tragen; die *parole* entspricht am ehesten noch der *Sprechhandlung* (cf. COSERIU 1970a:196s.).



Es ist beinahe ein Gemeinplatz, Saussure vorzuwerfen, seine Konzeption der *langue* sei zu starr<sup>85</sup>. Coseriu führt zusätzlich zu *langue* und *parole* die Norm als Zwischenebene der gewöhnlich realisierten Möglichkeiten ein<sup>86</sup>, was auch Busse interessieren müsste (der Coseriu aber leider komplett missversteht, cf. Kapitel 2.4.2).

Natürlich ist es schwierig, sich vorzustellen, wie man die *langue* kollektiv erfassen könnte, denn sie ist nicht im Gedächtnis aller Sprecher gleich angelegt. Alle individuellen Sprachschätze können nur teilweise identisch sein. Jedes reale individuelle Sprachgedächtnis kann immer nur eine Untermenge der kollektiven *langue* darstellen<sup>87</sup>. Quantitativ gesehen ist die *langue* also ein individuelles Phänomen. Qualitativ betrachtet jedoch ist sie immer sozial.

Busses Konzept, das Bedeutung gegenüber dem Sinn negiert, muss auch die *langue* ablehnen. Ebenso wie sein Modell aber zeitweise für Ansätze von Bedeutungskonzepten durchlässig wird, kann es auch nicht durchgängig auf die Vorstellung eines Systems verzichten<sup>88</sup>.

Heger beschreibt detailliert die Gegenstände auf den verschiedenen Untersuchungsebenen (bei ihm *parole*,  $\Sigma$ -*parole* und *langue*) und fragt sich, welche Zweige der Linguistik sich mit welchen Einheiten beschäftigen<sup>89</sup>. Für die Ebene der *parole* (Untersuchungseinheit = *token*) findet er zwei Wissenschaftszweige: zum einen operationale Analysen und zum anderen Textinterpretation, wobei er die Textinterpretation nicht zur Linguistik, sondern zu den jeweiligen textinterpretierenden Wissenschaften zählt<sup>90</sup>, da dort die „hic et nunc“-gebundenen individuellen Einheiten um ihrer selbst Willen Untersuchungsgegenstand seien<sup>91</sup>.

Operationale Bedeutungsdefinitionen (besser Linguistik der Aktualisierungsmodalitäten und nicht der *parole*) würden meist unter Beru-

---

<sup>85</sup> Cf. WUNDERLI 1988:283. Auch bei Coseriu findet sich dieser Vorwurf, was ihn dazu veranlasst, eine komplexe Lösung vorzuschlagen: die Gegensätze *individuel/social* und *concret/abstrait* (die für Saussure mehr oder weniger gleichbedeutend seien) müssten getrennt werden (cf. COSERIU 1970a:209).

<sup>86</sup> Cf. WUNDERLI 1988:283.

<sup>87</sup> Cf. WUNDERLI 1988:287.

<sup>88</sup> Ein Zeichen zu interpretieren heißt normalerweise, seine Anwendung unter einen Typus zu subsummieren und somit seine Bedeutung zu erfassen (cf. RASTIER 1999). Rastier ist sich dabei ganz bewusst, dass solche Typen je nach der aktuellen Praxis temporäre Rekonstruktionen sind. Sie haben keinerlei Vorrangstellung gegenüber den Sinnrealisierungen. Die Opposition von Typ und Einzelrealisierung ist jedoch höchst wichtig für die Sprachwissenschaft, denn sie spiegelt die Opposition zwischen *langue* und *parole*, die somit unerlässlich ist.

<sup>89</sup> Cf. HEGER 1969b:160.

<sup>90</sup> D.h. da wo Busse sich Textinterpretation auf die Fahne schreibt, betreibt er in den Augen Hegers sowieso keine Linguistik.

<sup>91</sup> Cf. HEGER 1969b:160.

fung auf Wittgenstein „eingeführt oder einzuführen versucht“<sup>92</sup> (Bedeutung als Gebrauch). Heger beschreibt genau, was bei Busse tatsächlich seit Jahren anzutreffen ist: in solchen Ansätzen werde immer gepredigt, dass Bedeutung von Kommunikationsakt, seinen Voraussetzungen und seinem Gelingen abhängig sei. Bedeutungsdefinition gründe dann entweder auf den einzelnen Kommunikationsakt (= Ebene der *parole*) oder auf der Bedingung der Möglichkeit von Kommunikationsakten (= Ebene der Aktualisierungsmodalitäten). „Im ersten Fall ist sie [...] für die Sprachwissenschaft nur von marginalem Interesse“ und für Analysen auf der Ebene der *langue* seien beide „per definitionem unbrauchbar, da solche Analysen gerade durch das Abstrahieren von den möglichen Verwendungen sprachlicher Zeichen im Kommunikationsakt charakterisiert sind.“<sup>93</sup>

---

<sup>92</sup> HEGER 1969b:161.

<sup>93</sup> HEGER 1969b:161.

### 3.3.3 Gesellschaft und Individuum

Beide Ansätze setzen den Menschen, bzw. den Sprecher an erste Stelle; einerseits als Individuum, andererseits als Teil einer Gemeinschaft. Für die Analyse von Bedeutungswandel ist es unentbehrlich, Sprachgeschichte als Teil der Geistes- und Sozialgeschichte eines Volkes aufzufassen. Dies schließt ein, dass sämtliche Bereiche, in denen sich verstärkt soziales Handeln ereignet und definiert, wie z.B. Politik, Wirtschaft, Philosophie, Religion und Literatur (cf. BRÉAL 1866a:71a), potentiell als Faktoren in der Entwicklung der Sprache mitbedacht werden müssen. So steht die Sprachgeschichte auch bei Bréal schon in enger Verbindung zur politischen und sozialen Geschichte und zur Geistesgeschichte.

Nerlich unterstreicht die Bedeutung der allgemeinen Geschichte für die Sprachgeschichte<sup>94</sup>; Bréal macht die aktuelle Bedeutung eines Wortes von seiner historischen Einordnung abhängig. Auch Busse legt Wert darauf, dass die sprachliche Äußerung im Zusammenhang mit historischen und sozialen Gegebenheiten steht<sup>95</sup>. Historische Semantik bedeutet damit auch immer Geschichte der Sprecher (cf. BUSSE 1987a:307). Die Einbettung in den historischen und sozialen Rahmen ist bei Busse allerdings nichts Neues. Saussures Definition der *linguistique externe* schließt die sogenannten „Bindestrich-Linguistiken“ (wie z.B. Soziolinguistik, Psycholinguistik, Pragmalinguistik, etc.) schon mit ein (cf. ausführlicher Kapitel 2.3.2).

Eine weitere Triebkraft ist die Schichtung der Gesellschaft in unterschiedliche soziale Gruppen (cf. Kapitel 1.4.3 zu den Varietäten bei Bréal). Sie stellt „mehr als nur ein akzidentelles Moment historischer Bedeutungsanalyse“ (BUSSE 1987a:307) dar, da sich je nach Gruppe auch voneinander abweichende Regeln ergeben können. Aus der Tatsache heraus, dass einzelne Gruppen nicht unbedingt zum gleichen Zeitpunkt dieselben Entwicklungen durchmachen, können Interferenzen entstehen. Bréal meint z.B. feststellen zu können, „[que] c’est la partie cultivée de la nation qui ralentit l’évolution du langage“ (BRÉAL 1924:22, cf. auch Kapitel 1.4.5).

Die Kommunikationspartner erwarten voneinander, dass jeder neben sprachlichen auch gewisse soziale Handlungsregeln beachtet. Solche Handlungsregeln sind nicht *a priori* festgelegt; sie lassen sich nur situationsspezifisch definieren. In einer Untersuchung zu einem

---

<sup>94</sup> Cf. NERLICH 1990a:119 und 1992a:134.

<sup>95</sup> Neuerdings bezieht sich Busse auch auf den Erklärungsansatz von Antoine Meillet, der sprachlich, historisch und sozial bedingten Bedeutungswandel unterscheidet (cf. BUSSE 2005c:1312).

eventuellen Bedeutungswandel muss zunächst die entsprechende Situation genau beschrieben werden. Voraussetzung zum Gelingen von Kommunikation ist, dass die beteiligten Interaktionspartner die Situation gleich beurteilen. Das Bewusstsein einer vorhandenen Situation ist nicht substantiell gegeben, sondern wird jeweils interpretiert und konstruiert. Es ist erforderlich, auch institutionelle Zusammenhänge (Kirche, Justiz) zu berücksichtigen, die die Situation vorgeben.

Innerhalb einer Interaktionssequenz kann die Situation neu definiert werden müssen, z.B. wenn von sachbezogener auf private Kommunikation umgeschaltet wird. „Situationsdefinitionen sind Teil des Handlungsvollzugs und werden u.U. auch sprachlich angedeutet“ (BUSSE 1987a:153); zu einer solchen Konkretisierung würden u.a. Gruß- und Anredeformen gehören. Im Normalfall ist jedoch davon auszugehen, dass die Verständigung über die Situation als selbstverständlich unterstellt wird. Bei Missverständnissen und Kommunikationsproblemen kann die Situation ausdrücklich thematisiert und hinterfragt werden. In all diesen Prozessen wird deutlich, dass Kommunizieren kein schlichtes Reagieren bedeutet, sondern sozial aufgefasstes Handeln, d.h. in Übereinstimmung mit anderen; „[l]a question de linguistique est au fond une question sociale“ (BRÉAL 1924:27).

Die Mitgliedschaft in einer sozialen und kulturellen Gemeinschaft ist die Voraussetzung, die zufriedenstellende Kommunikation überhaupt möglich macht. Denn daraus ergibt sich ein mehr oder weniger großer gemeinsamer Schatz an Weltwissen und Handlungsmustern. Dieses Wissen ist keine abstrakte Größe (cf. BUSSE 1987a:254), sondern Ausdruck einer gesellschaftlichen Praxis, die aus gemeinsamen Erfahrungen resultiert, ohne dass diese Erfahrungen unbedingt gemeinsam *gemachte* Erfahrungen sein müssen (cf. BUSSE 1987a:154, 185)<sup>96</sup>. Dieses spezielle Kontextwissen hat starken Einfluss auf die gegenseitige Verständigung.

Quelquefois un mot devient impossible parce que le sens qui s'y attache est banni de la conversation de ceux qui veulent rester dans les limites de la politesse (BRÉAL 1879:1010a).

Neben Fehlinterpretationen der Situation besteht eine andere „Gefahrenquelle“ darin, dass sich soziale Gruppierungen auf divergierende Erfahrungsschätze berufen, bzw. dass Gruppensprachen jeweils spezifischen sozialen Regeln folgen. Solche Regeln sind allgemeine Handlungsregeln, wie z.B. ein Rationalitätsprinzip oder Regeln des Sprachsystems

---

<sup>96</sup> HASLER 1991:162 hebt auch die Abhängigkeit des Wissensschatzes von persönlichen Erfahrungen bei Bréal hervor.

(cf. BUSSE 1987a:156). Regelungen, die die allgemeine sprachliche Strukturierung betreffen, wandeln sich nur sehr langsam; „œuvres collectives“ brauchen eine graduelle Entwicklung und eine gewisse strukturelle Einheitlichkeit (cf. BRÉAL 1924:327), da sie von einer großen Zahl von Individuen akzeptiert sein müssen. Solche Bedingungen werden für gewöhnlich erst gar nicht hinterfragt. Bedingungen, die den sozialen Kontext betreffen, werden in alltäglicher Reflexion über Kommunikation offen gelegt und seien v.a. in politischen Diskursen anzutreffen (cf. BUSSE 1987a:164). Der Diskurs als gesellschaftliche Praxis ist der Ort der Vermittlung von Individualität und Intersubjektivität (cf. BUSSE 1987a:271); ohne sprachliche Interaktion wäre ein komplexes, funktionierendes soziales Gefüge kaum zu denken.

Ferdinand de Saussure verwendet nicht zu Unrecht große Teile seines Grundlagenwerkes *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* darauf, die wechselseitige Determinierung von individuellen und sozialen Bedeutungen durch die Konventionalität (und damit Sozialität) des Zeichensystems zu erklären [...] Wichtiger wäre es aber, [...] das Verhältnis von Individualität und Intersubjektivität bei Sprache und Kommunikation neu zu bestimmen. Für einen solchen Bestimmungsversuch gibt es, wie ich abschließend andeuten möchte, in der Geschichte der europäischen Sprachtheorie genügend Vorarbeiten, an die man nur anknüpfen muß<sup>97</sup> (BUSSE 1995c:259s.).

In Bréals Konzeption ist die Sprache „l'organe d'une société; les faits de langue doivent, en une large mesure, s'expliquer par la vie de l'homme en société“<sup>98</sup>. Er versteht sie schon vor Saussure als *fait social* (cf. BRÉAL 1924:79, 88, 286, 293, 345, 353) und führt als erster ausdrücklich den Sprecher als aktiven Sprachteilhaber in die Sprachtheorie ein. „Bréal essaie de réintroduire le sujet parlant, pensant et agissant dans la théorie du langage et, avec lui c'est également la société qui trouve une place dans la linguistique.“<sup>99</sup>

Bréal stellt den Sprecher an den Anfang einer jeden Sprache. Die indogermanischen Sprachen konnten sich überhaupt erst als sprachliche Systeme etablieren, weil sie durchgängig von Zivilisationen gestützt waren. Nur wenn eine gewisse Stabilität in der Tradierung gesichert ist,

---

<sup>97</sup> Busse bezieht sich im Folgenden auf Humboldt, Schleiermacher, Mead und Bühler. Fraglich ist, ob Mead (1934!) und Bühler (1934!) im Hinblick auf Saussure noch als „Vorarbeiten“ gelten können.

<sup>98</sup> MEILLET 1966:451s. – Die Hervorhebung der Rolle der Gesellschaft bei Bréal geht zurück auf Zeitgenossen wie Whitney und Jespersen, aber auch auf Condillac. Neuere Ansätze aus der Soziologie wie z.B. von Durkheim und insbesondere von Taine (*race, milieu, moment*) scheinen nicht spurlos an Bréal vorbeigezogen zu sein (cf. Kapitel 1.3.4).

<sup>99</sup> NERLICH 1986:22. – Cf. auch SWIGGERS 1995:658-63 „l'insertion sociale“.

kann sich eine Sprache herausbilden, denn sie existiert nicht autonom, sondern im Geist der Menschen. Durch die andauernde Kontinuität erfüllt die Sprache ihre Funktion als „éducateur de l’humanité“:

La continuité du langage à travers la série des générations en fait l’éducateur de l’humanité. Ce n’est pas assez dire que d’affirmer que nous jetons nos idées, aussitôt que nous les concevons, dans le moule fourni par la parole. Bien avant l’âge où il nous sera possible d’analyser nos pensées, nous recevons les mots et les tours qui en représentent les éléments. (BRÉAL 1891b:628)

Die Übergabe des sprachlichen Erbes von Generation zu Generation erfolgt mit Hilfe von Texten. Die *continuité de la langue* (BRÉAL 1924:325) ist v.a. durch die literarische Sprache gesichert, da diese sich langsamer entwickelt als die Alltagssprache. Aber auch mündlich überlieferte Texte bilden einen Teil dieses Erbes:

Pour qu’une grammaire et un système morphologique atteignent le degré d’unité et de fixité que nous constatons à la base des langues aryennes [= indo-européennes], il faut une certaine perpétuité dans la tradition. Cette perpétuité suppose, sinon une littérature, du moins des formules, des chants, des textes sacrés ou profanes transmis d’âge en âge. (BRÉAL 1924:89)

So enthält die Sprache dank ihrer Texte das kulturelle Erbe, was anders gar nicht zu konservieren wäre:

On s’est demandé souvent comment les générations qui se succèdent peuvent porter si aisément le poids sans cesse croissant de connaissances, d’inventions, d’idées, que leur lèguent les âges antérieurs. Mais on ne fait pas assez attention qu’une partie de ce trésor vient se condenser dans le langage. (BRÉAL 1884:555b)

Der Schatz, den die Sprache in sich trägt, ist auch für die Wissenschaft von Interesse: „il [le langage] peut nous fournir de précieux renseignements historiques dont il est le dépositaire involontaire“ (BRÉAL 1924:180)<sup>100</sup>. Der frühe Bréal wehrt sich noch gegen eine einfache *dépôt*-Metapher. Die Sprache ist nicht ein einmal geschaffenes starres Depot; sondern ein Inventar von flexiblen, praktischen Zeichen, die das geistige Erbe tradieren:

S’il n’est pas exact de considérer le langage, ainsi qu’on l’a fait quelquefois, comme le dépôt où sont accumulées les idées de nos ancêtres, il est cependant vrai de dire qu’il est le registre où elles se trouvent toutes

---

<sup>100</sup> Cf. SAUSSURE 1973:105. Die Sprache ist immer das Erbe einer vorangegangenen Epoche.

représentées par un signe. Chaque mot de la langue correspond à une notion acquise, à une conquête de l'humanité (BRÉAL 1872:30).

Die Sprache stellt die Verbindung zu den Vorfahren her: „c'est par la langue que nous entrons en communication avec nos semblables; c'est par la langue que nous recevons le dépôt des connaissances acquises par nos ancêtres“ (BRÉAL 1878b:194). Die Sprache erfüllt so in der Tradierung auch des allgemeinen *patrimoine national* eine wesentliche Aufgabe<sup>101</sup>. Deswegen ist auch der Sprachunterricht nicht von der übrigen Bildung getrennt zu denken:

Il n'est pas surprenant que l'enseignement de la langue, pris dans toute son étendue et dans son vrai sens, se confonde avec l'éducation générale, puisque le langage est le principal instrument de communication entre les hommes, et puisque au moyen de la parole les générations sont solidaires les unes des autres. C'est ainsi que l'enseignement de la langue maternelle forme à la fois le commencement et le centre des études, et que le maître qui le donne dans toute son étendue en fait pour ses élèves le principal instrument de progrès. (BRÉAL 1887c:1122, cf. auch 1877a:373)

Wie auch für Saussure ist die wichtigste Funktion der Sprache die der Kommunikation. Somit ist jeder individuelle Sprechakt auch sozial<sup>102</sup>. Im kollektiven Werk leistet das Individuum den Hauptteil der Arbeit: „l'observation a laissé voir la part qui, dans le travail collectif, revient aux individus, et, dans l'œuvre confuse des masses, aux esprits d'élite“ (BRÉAL 1903b:803). Bei Bréal interessiert weniger die Sprachgemeinschaft als der individuelle Sprecher<sup>103</sup>; trotzdem zählt der Mensch als Teil der Gesellschaft.

Im Gegensatz zu Bréal sind andere seiner Zeitgenossen noch weit entfernt von der Einsicht, dass Sprachwandel vom Sprecher in der Gesellschaft abhängt. Müller z.B. will Sprachwandel weder als Ergebnis des Willens eines Individuums noch als das einer Gruppe von Individuen verstanden wissen<sup>104</sup>. Aber bereits für Bréals Vorbild Condillac (und Locke ebenso) ist die Sprache eine soziale Institution<sup>105</sup>, denn der Mensch kann nicht isoliert leben. Es kann gar nicht keine Gesellschaft geben, so dass ein soziales Gesetz angenommen werden muss. Und das

---

<sup>101</sup> Die Kritik von MAES 1990:76 und DESMET/SWIGGERS 1995:33, Bréal habe die Frage nach dem Austausch zwischen den Generationen vernachlässigt, ist also nicht nachvollziehbar.

<sup>102</sup> Cf. WUNDERLI 1988:285.

<sup>103</sup> Cf. COSERIU 2000:43.

<sup>104</sup> Sprachentwicklung hat für ihn nichts mit der Geschichte einer Sprecher-gemeinschaft zu tun. Cf. DESMET 1996:107.

<sup>105</sup> Cf. AARSLEFF 1979b:43.

wichtigste Kommunikationsinstrument einer Gesellschaft basiert auf diesem sozialen Charakter<sup>106</sup>.

Schon vor Saussure gilt die Sprache bei Whitney als soziale Institution<sup>107</sup>. In Saussures Augen geht Whitney darin jedoch zu weit: die Sprache sei keine soziale Institution in dem Sinne, dass sie in allen Punkten mit anderen vergleichbar wäre. Andere Institutionen profitierten von mehr oder weniger Freiheit; es gebe ein Gleichgewicht zwischen auferlegter Tradition und freier Verfügung der Gesellschaft. In der Sprache dominiere im Gegensatz zu anderen Institutionen der Faktor der Überlieferung<sup>108</sup>. Aber Whitney habe Recht damit, dass die Sprache eine Konvention sei. Und da sie konventionell sei, müsse sie auch kollektiv sein<sup>109</sup>.

Saussure wird noch stärker als Bréal den sozialen Charakter der Sprache hervorheben<sup>110</sup>. Die Sprache ist nicht nur ein einfacher Vertrag<sup>111</sup>. Unter allen Individuen gibt es eine Art Durchschnitt, denn alle reproduzieren ungefähr dieselben Zeichen: „Entre tous les individus ainsi reliés par le langage, il s'établira une sorte de moyenne: tous reproduiront, – non exactement sans doute, mais approximativement – les mêmes signes unis aux mêmes concepts.“<sup>112</sup> Der Ursprung dieses Durchschnitts ist eine „cristallisation sociale“. Mit derselben Metaphorik wie Bréal beschreibt Saussure den Charakter einer sozialen Sprache: „C'est un trésor déposé par la pratique de la parole dans les sujets appartenant à une même communauté“<sup>113</sup>.

Trotzdem hat das Individuum seinen Platz, denn die einzelne Ausübung geschieht nie durch die Masse, sondern immer durch individuelle *parole*. Die Sprache ist aber in keinem Individuum perfekt: „la langue n'est complète dans aucun [cerveau], elle n'existe parfaitement que dans la masse“<sup>114</sup>. Der soziale Teil der Sprache ist in der *langue* ansässig, außerhalb des Individuums<sup>115</sup>.

---

<sup>106</sup> „[T]oute connaissance humaine est fonction du langage, et le langage est fonction de la vie collective en société“ (AARSLEFF 1982c:165).

<sup>107</sup> Cf. SAUSSURE 1973:26.

<sup>108</sup> Cf. SAUSSURE 1973:105.

<sup>109</sup> Cf. SAUSSURE 1973:100. „Il linguaggio è invece una istituzione fondata su di un contratto, che la mente ha accettato“ (GODEL 1975:4).

<sup>110</sup> Cf. SAUSSURE 1973:29.

<sup>111</sup> Cf. SAUSSURE 1973:104.

<sup>112</sup> SAUSSURE 1973:29.

<sup>113</sup> SAUSSURE 1973:30.

<sup>114</sup> SAUSSURE 1973:30. „Le fait social, ce sera une certaine moyenne qui s'établira, qui ne sera pas sans doute complète chez aucun individu.“ (ENGLER 1967-74:220 IIIC).

<sup>115</sup> Cf. SAUSSURE 1973:31. Die *langue* existiert in der Gemeinschaft als „somme d'empreintes déposées dans chaque cerveau“ (SAUSSURE 1973:38).



Saussure scheint dem Individuum im Vergleich zu Bréal nicht viel Schaffensfreiheit zuzugestehen. Das Individuum könne die *langue* weder willentlich schaffen noch verändern<sup>116</sup>; das Zeichen entziehe sich dem individuellen oder sozialen Willen: „le signe linguistique échappe à notre volonté“<sup>117</sup>. Auch die Arbitrarität des Zeichens solle nicht bedeuten, dass die Wahl des *signifiant* der freien Entscheidung des Sprechers überlassen sei<sup>118</sup>. Es liege nicht in der Macht des einzelnen Individuums, auch nur irgendetwas an einem einmal etablierten Zeichen zu ändern. In Bezug auf die Vorstellung scheine das *signifiant* frei gewählt, aber in Bezug auf die Sprachgemeinschaft sei es nicht frei<sup>119</sup>; es könne durch kein anderes ersetzt werden. Auch die Masse habe keinen direkten Einfluss; sie müsse die Sprache so nehmen, wie sie ist. Zieht man aber nicht nur den *CLG*, sondern auch andere Quellen in Betracht, so wird deutlich, dass Saussure sehr wohl den Einfluss des Individuums auf die Sprache akzeptiert, denn „c’est la seule institution qui concerne tous les individus à tous les moments; chacun y a son influence“<sup>120</sup>.

Saussure begreift Sprachveränderungen wie eine Art Testballons<sup>121</sup>, die vom Individuum ausgesandt werden und von der Gemeinschaft erst akzeptiert werden müssen:

(1641) Le rudiment de tout changement dans la langue n’arrive que par la parole. Toute espèce de changement est essayée par un certain nombre d’individus: <des ballons d’essai>. (1645) Ils ne seront faits linguistiques que quand ils seront devenus acceptés par la collectivité.<sup>122</sup>

Dies schließt interessanterweise auch nicht aus, dass Veränderungen gleichzeitig an mehreren Stellen stattfinden können! Allerdings könnte sich „un certain nombre d’individus“ bereits auf diejenigen beziehen, die das veränderte Zeichen zwischen seinem erstem Auftauchen und seiner Verbreitung auf die ganze Gemeinschaft nutzen<sup>123</sup> und nicht auf die „Erfinder“. In jedem Fall ist der Sprachwandel kein rein kollektives Phänomen.

Meillet findet Bréals Ansatz nicht sozial genug. Das Individuum könne schließlich nicht tun und lassen, was es wolle (was Bréal so auch nie gemeint hat); es sei noch an eine Intersubjektivität gebunden. Meillet kritisiert einen „fehlenden“ sozialen Charakter der Sprache: „Plus

<sup>116</sup> Cf. SAUSSURE 1973:31.

<sup>117</sup> SAUSSURE 1973:104. Cf. auch SAUSSURE 1973:34.

<sup>118</sup> Cf. SAUSSURE 1973:101.

<sup>119</sup> Cf. SAUSSURE 1973:104.

<sup>120</sup> ENGLER 1967-74:273 IIS.

<sup>121</sup> Cf. BRÉAL 1924:7 „de milliards d’essais entrepris en tâtonnant“.

<sup>122</sup> ENGLER 1968:223s. (III C 356s.).

<sup>123</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:164.

soucieux de psychologie que de sociologie, l'auteur se borne souvent à de simples indications et n'approfondit pas les causes sociales des changements des sens<sup>124</sup>. Meillet erklärt, es müsse schwierig sein, den sozialen Aspekt auch noch in eine einheitliche Theorie zu integrieren<sup>125</sup>. Bréal gibt aber z.B. die verschiedenen sozialen Schichten als sprachexterne Gründe für Wandel an. Auch die verschiedenen Berufe trügen zur Diversifikation bei (cf. BRÉAL 1884:553). Meillet möchte aber noch deutlicher formuliert wissen, dass die Sprache eine soziale Institution ist, und die Sprachwissenschaft damit eine *science sociale*<sup>126</sup>. Sprachveränderungen sind für ihn nur Konsequenzen der sozialen Veränderungen.

Schuchardt unterstreicht die beiden Haupteigenschaften der Sprache, dynamisch und sozial zu sein<sup>127</sup>. Die Sprache hat trotz der Sprecher-Individuen totalen Charakter, denn alle Mitglieder der sozialen Gemeinschaft sind immer am System beteiligt<sup>128</sup>. Ein soziales Bedürfnis bindet das Individuum an die Gesellschaft<sup>129</sup>, so dass alle die Sprache verwenden und sie beeinflussen. Im Einklang mit Bréal ist eine Veränderung aber nicht auf Grund eines (bewussten) Willensaktes möglich, weder durch das Individuum, noch durch die Gruppe.

Schuchardts Hervorheben des konventionellen und sozialen Charakters der Sprache richtet sich in erster Linie gegen die Junggrammatiker.

Die Lehre von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze [...] ragt wie eine Antiquität aus jener Periode [derjenigen Schleichers] in die heutige hinein, welche der Sprachwissenschaft den Charakter einer Geisteswissenschaft zuerkennt, welche in der Sprache keinen natürlichen Organismus, sondern ein soziales Produkt erblickt.<sup>130</sup>

Dieses soziale Produkt bedarf des Einvernehmens (über Bedeutung der verwendeten Einheiten<sup>131</sup>) der Mitglieder einer Gruppe. Die funktionierende Gesellschaft ist überhaupt erst Voraussetzung für die Überlebensfähigkeit von arbiträren Zeichen. Sie müssen von einer Gemeinschaft gebraucht und damit getragen werden<sup>132</sup>.

Der erste Grund für die ständige Veränderung der Sprache ist damit auch genannt, nämlich die Tatsache, dass die Sprache benutzt

---

<sup>124</sup> MEILLET 1903-04a:640.

<sup>125</sup> Cf. DE PALO 2001a:208.

<sup>126</sup> Cf. MEILLET 1964:17

<sup>127</sup> Cf. SWIGGERS 1989:82.

<sup>128</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:31s.

<sup>129</sup> Dies zeigt sich sowohl in der Phylogenese (Anfänge der Sprache) als auch in der Ontogenese („Notsprachen“: *linguae francae*, Pidgin, Kreolsprachen).

<sup>130</sup> SCHUCHARDT 1922:82.

<sup>131</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:155.

<sup>132</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:46.

wird<sup>133</sup>. Das kommunikative Handeln ist für Kontinuität und Veränderung gleichzeitig verantwortlich. Eine Gesellschaft ist nie homogen; und ihre innere Strukturierung spiegelt sich auch in der Sprache<sup>134</sup>. Diachronische, diatopische, diastratische, diaphasische Faktoren sorgen für Spannungen, die als Motor für Veränderungen wirken.

Ein anderer Grund für Kontinuität und Veränderung ist die Transmission der Zeichen von einer Generation zur nächsten. So findet Wandel in minimalen Schritten ohne Brüche statt. Auch Saussure ging von einer sehr langsamen, sukzessiven Veränderung aus: „une altération lente, insensible, sans ruptures et chocs“<sup>135</sup>. Schuchardt betont außerdem, dass Veränderungen sporadisch sind und an die Gebrauchshäufigkeit gebunden. Der Wandel als Resultat beschreibt eine Summe allerkleinster Verschiebungen, so wie Busse es in seiner Handlungsmatrix illustrieren möchte<sup>136</sup>.

---

<sup>133</sup> Cf. WUNDERLI 1990:17s.

<sup>134</sup> Cf. WUNDERLI 1990:19-23.

<sup>135</sup> Cf. WUNDERLI 1990:20.

<sup>136</sup> Cf. auch schon bei Schuchardt (cf. WUNDERLI 2001:148). Cf. dazu auch SWIGGERS 1982b:328.

### 3.3.4 Kausalität und Finalität

Beschäftigt man sich mit Theorien zum Sprachwandel, so stößt man früher oder später unweigerlich auf die Frage, ob die Sprachentwicklung ein finaler oder kausaler Prozess ist. Dabei wird davon ausgegangen, dass es Theorien gibt, die rückwärtsgewandt nach Auslösern für Veränderungen suchen und andere, die, den Blick nach vorne richtend, sich fragen, zur Erreichung welches Ziels Sprachwandel „vorgenommen“ wird.

Die Vorstellung einer Kausalität findet sich oft in älteren Theorien, wo Sprache als lebendiger Organismus gesehen wurde<sup>137</sup>, im Sinne von „fatalen“, aller Kommunikation voranstehenden Bedingungen, die gewisse Veränderungen fordern. Hermann Paul nimmt z.B. an, dass Veränderungen des Umfeldes sich unmittelbar auf die Entwicklung der Sprache auswirken.

In den beiden vorgestellten Konzeptionen trifft man keine derartigen (polarisierenden) Ansätze an. Bréal diskutiert zwar Motoren des Bedeutungswandels (v.a. im sehr allgemeinen Sinne des Prinzips der *volonté intelligente*) und Busse stellt Listen von Gründen für Bedeutungswandel auf, doch konzipiert keiner der beiden die Sprachentwicklung als primär kausalen Prozess. Bei beiden hat die Sprache die Funktion, im sozialen Gefüge Verständigung zu ermöglichen und ein gewisses Maß an Kreativität zuzulassen.

Bréal wehrt sich gegen jede Art von Determinismus oder Fatalität von außen auf die sprachliche Entwicklung. Man kann aus seinen Stellungnahmen eine eindeutige Gerichtetheit des Sprachwandels hin zu immer größerer Perfektion herauslesen, was aber nicht heißt, dass Sprachwandel gewollt inszeniert wird. Es handelt sich eher um eine halbbewusste Intentionalität<sup>138</sup>. In der Kommunikation wird ständig nach mehr Klarheit gesucht, nach wirksameren Ausdrücken, die die Gedanken möglichst adäquat „transportieren“ (cf. auch BRÉAL 1884:554s. und 1898a:5) und nach Möglichkeiten, sich mit dem geringstem Aufwand zu verständigen (cf. BRÉAL 1868:15, 20s. und 1924:11s.). Bréals (teilweise) teleologisch verstandene Sprachentwicklung wirkt nach heutigen Erkenntnissen etwas überholt<sup>139</sup> (cf. Kapitel 1.4.4), weil Bréals Vorstellung einer ständigen Perfektionierung falsch

---

<sup>137</sup> Cf. COSERIU 1958:152.

<sup>138</sup> Cf. NERLICH 1986:45s.

<sup>139</sup> Eine ständige Perfektionierung des Sprachgebrauchs würde bedeuten, die Sprache hätte vor einigen Jahren eine schlechtere Leistung erbracht, was beinhalten müsste, dass Kommunikation früher öfter zu Missverständnissen geführt hätte als heute.

interpretiert wird. Dies soll nicht bedeuten, dass die Sprache „besser“ wird, sondern, dass sie ständig an das (sich ebenfalls verändernde) sozio-kulturelle Umfeld angepasst wird. Das „Fortschrittsdenken“ (oder schlimmer noch die „Fortschrittsgläubigkeit“, cf. Kapitel 1.4.4), das ihm unterstellt wird, müsste vielmehr als ständige Reaktion auf „Adaptationsdruck“ interpretiert werden.

Neben Zielgerichtetheit und Fortschrittsglauben steht in Bréals Modell jedem *changement sémantique* eine allgemeine Bedingung voran, nämlich der menschliche Wille<sup>140</sup>. Dies darf aber nicht als rückwärts-gewandtes Suchen nach konkreten, außerhalb des Systems der Sprache liegenden Gründen verstanden werden. Diejenigen Faktoren, die als Motoren des Bedeutungswandels zusammengestellt wurden (cf. Kapitel 1.7), sind selten sprachextern, bzw. außerhalb des menschlichen Denkens liegend.

Der Mensch ist sich seines Handelns bewusst und er handelt nach gewissen Motiven. Ob er dabei seinem eigenen freien Willen gehorcht oder aber schicksalhaft determiniert ist, kann wohl nur eine Frage des Glaubens sein. Sicher ist, dass die menschliche Aktivität immer bewusst auf ein Ziel gerichtet ist<sup>141</sup>.

Bréals Zeitgenossen waren so geblendet von seiner Hervorhebung des menschlichen Willens, dass Missverständnisse fast unvermeidlich waren. So könnte man vermuten, dass Henry ihm vorwirft, Sprache als Ergebnis von intelligentem, reflektiertem Handeln zu verstehen, das durch Finalität charakterisiert wäre. Eine solche Verwechslung treffe man leider immer wieder an: „il n'est pas rare de rencontrer çà et là, dans tel livre d'ailleurs excellent“<sup>142</sup>. Henry beschreibt aber selbst richtig (und ganz im Sinne Bréals): „Le langage est le produit de l'activité inconsciente d'un sujet conscient.“ Das Bewusstsein des Menschen manifestiere sich in der Sprache, „le langage est l'acte conscient par excellence“<sup>143</sup>. Leider sei man aber immer wieder versucht, die Charakteristik des Aktes auf die Eigenschaften der Sprache zu übertragen.

Busses Modell ist im Hinblick auf den Bedeutungswandel in keiner Weise teleologisch konzipiert. Sein Modell des praktischen Schlus-

---

<sup>140</sup> Puech meint, das Konzept der *volonté* richte sich gegen blindes, mechanisches Wirken von Kausalitäten, aber auch gegen finale Erklärungen (finale und kausale Erklärungen seien dasselbe!). Cf. PUECH 2000a:146.

<sup>141</sup> Dabei braucht jede Handlung einen Willensakt als Auslöser: „tous les faits sociaux sont des faits volontaires, c'est-à-dire des faits produits par l'activité consciente de l'homme poursuivant un certain but“ (DUGUIT 1927:68). Es müssen jedoch dem Menschen nicht alle Faktoren, die sein Handeln beeinflussen, bewusst sein.

<sup>142</sup> HENRY 1896:65. Was als Seitenhieb auf Bréal und sein Konzept der *volonté* interpretiert werden könnte.

<sup>143</sup> HENRY 1896:65.

ses ermöglicht die Frage nach den Gründen einer Bedeutungsveränderung, denn Schlüsse werden vor dem Hintergrund von Prämissen gezogen, die – mit der Absicht kontrastiert – den Schluss nahe legen. Da der Sprecher das Ziel hat, beim Hörer eine bestimmte kognitive Einstellung hervorzurufen, ist die Erarbeitung der Bedingungen des Gelingens von Kommunikation für Busse ein wichtiger Schwerpunkt. Die Intentionalität, von der Busse spricht, ist nicht vorgeschaltet oder außerhalb des kommunikativen Verhaltens; sie umfasst den ganzen Prozess. Der intentionale Charakter seiner Konzeption von Bedeutungswandel entsteht dadurch, dass das Verhalten vom Sprecher durch den Hörer wahrgenommen und in einen Kontext gestellt wird. Die Intention drückt sich im Vollzug der Handlung aus (cf. BUSSE 1987a:148). Busse bemängelt, dass bisher „verkannt wurde, daß Sprachwandel als Wandel gesellschaftlicher Verhaltensmuster zwar immer Ergebnis menschlichen Handelns ist, aber dennoch niemals (oder kaum je) intentional erfolgt“ (BUSSE 1986b:51) und zitiert u.a. Keller, der allerdings selbst schreibt, dass Sprachwandel kein intentionales oder finales Phänomen sei, „denn er ist ja nicht beabsichtigt“<sup>144</sup>. Grundlegendes Problem ist hier einfach das Verständnis von Intentionalität. Wie bei Bréal noch klarer herausgestellt wurde, ist die Intentionalität in der Sprache eben kein Wille zur Sprachveränderung, sondern das Bestreben, erfolgreich zu kommunizieren. Der Sprachwandel ist eine nicht-intendierte Folge dieser Kommunikationsoptimierung.

Die Frage nach dem Handlungsziel könnte zwar als eine finale Erklärung interpretiert werden (cf. BUSSE 1987a:147), aber Busse geht es nicht um eine Höherentwicklung, sondern allenfalls um die Anpassung kommunikativer Verwendungsregeln zum gegenseitigen Verständnis. In diesem Sinne sind die Konzeptionen von Busse und Bréal mehr als vergleichbar. Auch für Bréal geht es in erster Linie darum zu zeigen, dass die Sprecher unreflektiert immer auf ideale Verständigung hinarbeiten.

Auch beschreiben beide Linguisten die Kommunikationssituation auf der Folie von gemeinsamen Erfahrungen. Veränderungen ergeben sich allein aus der Tatsache, dass jeder Mensch auf seine eigene Erfahrungsgeschichte zurückgreifen muss und in jeder neuen Kommunikationssituation wieder in sein eigenes Verstehen „übersetzt“. Die Bedeutungen unterliegen dabei unweigerlich Schwankungen.

La disposition du vocabulaire intérieur diffère chez les hommes, selon leur expérience personnelle, selon leur éducation, leurs habitudes, leur manière de raisonner et de sentir. (BRÉAL 1884:554b)

---

<sup>144</sup> KELLER 1994:113.

Dass diese divergierenden Voraussetzungen nicht zu einem unendlichen Durcheinander führen, wird dadurch verhindert, dass, wie Bréal annimmt, eine gewisse Konventionalität der Wortbedeutung unerlässlich ist.

Es scheint sinnvoll, beiden Konzeptionen zu unterstellen, dass sie von einer intentionalen Entwicklung der Sprache ausgehen, wenn man intentional ausdrücklich nicht als bewusstes Hinarbeiten auf Veränderungen sieht, sondern als unbewusstes Anpassen an die aktuellen kommunikativen Bedürfnisse im zwischenmenschlichen Umgang.

### 3.4 Arbeitstechniken

Bei Bréal und Busse liegen zwei grundverschiedene Herangehensweisen vor. Bréal führt seinen Leser „bottom up“ vom sprachlichen Material zum Erkennen von Strukturen und Gesetzmäßigkeiten. Busse dagegen geht eher – „top down“ – von Vorinformationen, Erwartungen, Erklärungen und Interpretationen aus und erklärt so z.B. den fortwährenden Auf- und Umbau des Erwartungsrahmens während des Verstehensprozesses.

Dementsprechend sind ihre Methoden gegensätzliche. Bréal arbeitet induktiv. Er steigt vom Besonderen zum Allgemeinen auf, „du manifeste au latent“<sup>1</sup>, und seine Gesetzmäßigkeiten erschließen sich durch Beobachtung, Vergleich und Generalisierung. Durch Vergleich von Einzelfällen kristallisiert sich das Allgemeine heraus. Der *Essai* ist nach Bréals eigenen Aussagen ein Produkt jahrelanger Beobachtung und Sammlung. Er systematisiert Fakten, was dem positivistischen Klima seiner Epoche noch entspricht<sup>2</sup>: „j’ai rangé les faits sous un certain nombre de lois“ (BRÉAL 1924:5). Bréals Gesetzmäßigkeiten sind nie von den entsprechenden Phänomenen getrennt; seine Beispiele fungieren nicht nur als illustratives Beiwerk<sup>3</sup>. Bréals induktive Vorgehensweise schlägt sich auch in seinen pädagogischen Ansichten nieder. Er hält die anschließende Anwendung der Regel auf weitere Beispiele für besonders „einsichtiges Lernen“.

Busse dagegen arbeitet deduktiv. Sein Ausgangspunkt ist meist eine Regel, ein Gesetz, oder eine vorformulierte Definition; der Endpunkt die Bestätigung des Gesetzhaften am Einzelnen. Anstelle von Beispielen findet man bei ihm eher die Überprüfung von (verblüffenden) Regeln<sup>4</sup>. Teilweise bekommt man als Leser fast den Eindruck, er produziere nur Theorie um der Theorie Willen.

Bréals Methode hängt eng mit seiner vorausgesetzten Leserschaft zusammen. Er bemüht sich, leserfreundlich zu schreiben und treffende Beispiele einzusetzen. Sein Vulgarisierungsbestreben ist gepaart mit einer ganzheitlichen pädagogischen Sicht. Der *Essai* ist so konzipiert, dass er von jedem gebildeten Menschen gelesen werden kann:

[...] plein d’observations fines et pénétrantes, il est de plus d’une lecture attrayante et facile; nul linguiste n’écrit comme M. Bréal, bien peu de savants poussent aussi loin le souci du bien dire et l’art non seulement de charmer, mais aussi de persuader et d’entraîner le lecteur; à voir une

---

<sup>1</sup> PUECH 2000a:143.

<sup>2</sup> VAN BUREN 1966:102.

<sup>3</sup> Cf. PUECH 2000a:143 und BAGGIONI 2000:59.

<sup>4</sup> Cf. LENSCHEN 1991:77.



prose aussi légère et aussi ferme, on se croirait souvent reporté au siècle dernier si l'on ne sentait partout l'auteur parfaitement averti des choses de son temps – et des plus neuves.<sup>5</sup>

Bréal ist eine richtige Lehrerpersönlichkeit; ein *inspecteur* ist anlässlich eines Unterrichtsbesuchs in einer 5<sup>e</sup> beeindruckt von Bréals didaktischen Fähigkeiten:

M. Bréal est le type du professeur. [...] Les enfants dont il paraît le frère aîné l'écoutent avec une affectueuse déférence, suivant de l'œil tous ses mouvements, sont heureux d'un de ses regards et surtout d'une de ses interrogations, je n'ai encore rien vu de pareil<sup>6</sup>.

Er ist ein guter Lehrer, was ihm auch bewusst ist, doch bleibt er dabei sehr bescheiden. Sein Sohn Auguste schreibt:

Mon père aimait son métier de professeur. Cela ne l'empêchait pas d'en rire volontiers et de se moquer de soi-même. Il avait adopté d'enthousiasme la formule: «Moi je ne sais rien: je suis professeur» et se faisait un plaisir de répéter cette déclaration devant certains collègues que sa bonne humeur exaspérait.<sup>7</sup>

Bréal erkennt die Notwendigkeit, mit Beispielen zu illustrieren, um nicht in die Methoden seiner Lehrer zurückzuverfallen. Er selbst ist mit Definitionen „gefüttert“ worden: „cet exercice m'a considérablement ennuyé dans ma jeunesse“ (BRÉAL 1877a:358).

Busses Monographien (*Historische Semantik* und *Textinterpretation*) dagegen klingen zunächst wie einführende Werke in die jeweilige Materie, sind es bei genauerem Hinsehen aber nicht wirklich. Das Modell in *Textinterpretation* ist für die Literaturwissenschaft schwierig umsetzbar. Der Klappentext verspricht sogar, das Buch gebe Antwort auf die Grundprobleme des Textverstehens<sup>8</sup>, doch richtet sich der Inhalt eher nicht an Studierende niedriger Semester<sup>9</sup>.

Busse glaubt ernstlich, juristische Beispiele würden sich gerade in der Schule eignen, da so vom alltäglichen Sprachgebrauch abgewichen werde (cf. BUSSE 1991b:59). Sie eignen sich aber gerade nicht, um die Funktion von Sprache im Alltag und Sprachwandel zu erklären. Es stimmt schon, dass so gezeigt werden kann, „wie komplex die «Bedeutung» eines Gesetzeterminus werden kann“ (BUSSE 1991b:59). Wie in

---

<sup>5</sup> MEILLET 1898:142.

<sup>6</sup> Zit. nach BOUTAN 1998:13.

<sup>7</sup> DÉCIMO 1997:34.

<sup>8</sup> Cf. HARTUNG 1993:174.

<sup>9</sup> Cf. HARTUNG 1993 prangert die Titelwahl sogar als kommerziell an, da sie Studienanfänger zum Kauf verleite, die mit Busses Ausführungen überfordert sein dürften (182).

Kapitel 2.2.1 deutlich gezeigt werden konnte, ist aber die Komplexität alltagssprachlicher Begriffe nicht eingeschränkter als die rechtlicher. Allgemein sollte man doch davon ausgehen, dass ein den Schülern bekanntes und gemeinsames Untersuchungsobjekt eine bessere Basis bildet als ein „artfremdes“, unbekanntes. Die Schüler können wohl im besten Fall entscheiden lernen, wann sie es mit natürlicher Sprache zu tun haben und wann Fachtermini vorliegen.

Hartung sieht das Grundproblem von *Textinterpretation* darin, dass Busse nicht zwischen Theorie und Empirie unterscheidet<sup>10</sup>. Dass Busse sich entschieden hat, die Theorie der Empirie voranzustellen, darf wohl als allgemeines Charakteristikum seiner meisten Veröffentlichungen gelten.

---

<sup>10</sup> Cf. HARTUNG 1993:178.

### 3.4.1 Linguistische Terminologie

Busse als Linguist wirft gerade der Sprachwissenschaft vor, ein Konglomerat von Theorien, Modellen und Erkenntniszielen zu sein (cf. BUSSE 1989b:27s.). Dies verkompliziere auf unnötige Weise die Forschung, wenn auch andererseits der Pluralismus notwendig sei:

Der Charakter einer Einzelwissenschaft zeigt sich in der Art des Umgangs mit den eigenen theoretischen Wurzeln und Begründungsansätzen, mit Begriffen, Terminologien, Definitionen, Abgrenzungen und Phänomenordnungen; er zeigt sich jedoch vor allem darin, mit welcher Haltung auf die in wohl jeder Einzeldisziplin feststellbare Pluralität der genannten Arbeitsmittel der Wissenschaften reagiert wird. (BUSSE 1999b:151s.)

Busse würde sich wünschen, dass gerade Sprachwissenschaftler ihre eigene Begrifflichkeit reflektierten. Er ist davon überzeugt, dass die je spezifische Terminologie einer Wissenschaft in den Augen ihrer Vertreter dazu diene, die Wissenschaftlichkeit der Disziplin zu rechtfertigen. Oft stehe nicht die Sache im Vordergrund, sondern die Begrifflichkeit:

Zwar sind heute allem Anschein nach die Zeiten vorbei, in denen nahezu jeder sich als „modern“ fühlende deutsche Linguist meinte, sein eigenes terminologisches System aus dem Steinbruch des morphologischen und lautlichen Materials der klassischen Sprachen zusammenbasteln zu können bzw. müssen (wie es so hübsche morphologische Reihen zeigen wie: *Phonem, Morphem, Graphem, Lexem, Klassem, Plerem, Monem, Semem, Tagmem, Noem, Kenem, Glossem, Textem, Taxem* usw.), und in denen es schon aus diesem Grunde nahezu unmöglich war, einen theoretischen Konsens zu erzielen; doch ist auch heute noch die Linguistik ein Paradebeispiel dafür, daß sich eine theoretische Schule zunächst und vor allem durch eine eigene und spezifische Prägung ihrer Nomenklatur auszeichnet. (BUSSE 1999b:152)

In Busses Augen ist die Linguistik eine vorwiegend „theorielastige“ Wissenschaft, die empirische Verfahren nicht kenne und meist auch ablehne. Versteht er die Linguistik aber als reine Ansammlung von Theoremen, so müsste er ihr selbst die Wissenschaftlichkeit absprechen. Eine echte Wissenschaft kann sich nie allein mit dem Entwerfen von Theorien begnügen, was die Linguistik auch nicht tut.

Busse spricht von einer wahren „Neologismensucht“ (d.h. ohne Bedarf) insbesondere für Bedeutungsphänomene:

So gibt es kaum einen Phänomenbereich, in dem Einigung über die Definition der grundlegenden Begriffe erzielt worden sei. Zwar kann man sich heute schon eher als in den siebziger Jahren wenigstens auf gemeinsame Ausdrucksseiten der linguistischen Termini einigen (die Neo-

logismensucht der damaligen Zeit hatte sich als kommunikationszerstörend erwiesen), eine Gemeinsamkeit auch der Inhaltsseiten (bzw. Definitionen) scheint jedoch beim derzeitigen state of the art schlichtweg nicht herstellbar. (BUSSE 1999b:152)

Busse stört sich v.a. an einer Sorte linguistischer Arbeiten, die nicht genügend bestehende Modelle in die Betrachtung einbeziehen:

Noch immer beherrscht terminologische Axiomatik den Darstellungsstil, lesen sich manche linguistische Arbeiten wie pure Definitionskataloge, hinter denen der eigentliche Gegenstand, das sprachliche Einzelphänomen in seinen Zusammenhängen, tendenziell zu verschwinden droht. Noch immer wird zu viel terminologisch gesetzt oder schlicht unkommentiert vorausgesetzt, wird zu wenig reflektiert, relativiert, zu wenig in Verbindungen und Übergängen zu anderen (konkurrierenden) Modellen und Nomenklaturen gedacht. (BUSSE 1999b:153)

Allerdings enthalten Busses eigene Arbeiten auch oft ganze Serien von Definitionen; man bedenke alleine die höchstkomplizierte Unterscheidung von Textverstehen und Textverständnis (cf. BUSSE 1992a:182s.), die von Wissensebenen, Wissenstypen und Wissensmodi, die Prämissen des praktischen Schlusses oder die Analyseschritte einer Diskurssemantik.

Weiter bemängelt Busse, Fachtermini seien in der Linguistik nicht wohldefiniert. Gerade über die zentralen Begriffe der Disziplin und ihrer Teilgebiete bestehe kaum eine Einigung:

Kaum ein Gegenstand der Linguistik, dessen Definition nicht (bei manchen Gegenständen: bis zum äußersten) umstritten ist, über dessen begriffliche Fassung und dessen Abgrenzung nicht unterschiedlichste bis gegensätzlichste Auffassungen bestehen. (BUSSE 1999b:120)

Er muss jedoch auch einsehen, dass die unterschiedlichen Terminologien meist ihre Daseinsberechtigung haben, da sie jeweils von einer anderen Perspektive ausgehen (nur er selbst benutzt unzählige Verwirrung stiftende Bezeichnungen allein um den Begriff „Bedeutung“ zu umgehen).

Die Klagen über die linguistische Terminologie gibt es aber nicht erst seit Busse<sup>11</sup>. Besonders im Bereich der Phonetik und Phonologie, aber auch in der Morphologie wird teilweise der gleiche Terminus je nach Schule anders verwendet. Dies ist schwierig für Studenten<sup>12</sup> und bereitet gerade in Übersetzungen große Probleme. Bekannt ist das Beispiel des *Morphems*: in der Anglistik wird meist keine Unterscheidung

---

<sup>11</sup> Cf. WUNDERLI 1992c:693.

<sup>12</sup> Cf. WUNDERLI 1992c:716.

zwischen morphosyntaktischer und lexikalischer Verwendung gemacht<sup>13</sup>; Martinet dagegen führt zusätzlich das *Monem* ein.

Eine einheitliche linguistische Terminologie wird es aber nie geben können<sup>14</sup>. In den Geisteswissenschaften gibt es immer konkurrierende Paradigmen<sup>15</sup>. Eine (wissenschaftliche) Terminologie ist immer „fremdbestimmt“, d.h. vom gültigen Paradigma und dem Kenntnisstand der jeweiligen Wissenschaft abhängig. Das muss aber nicht heißen, dass Terminologien nicht strukturiert sind. Terminologien sind keine reinen Nomenklaturen wie Eigennamen. Die enthaltenen Termini beruhen immer auf einer Auswahl, die vergleichbar ähnlich funktionieren muss wie natürliche Sprache. Terminologien sind zwar stark referenziell, aber nicht unstrukturiert<sup>16</sup>. Anstatt auf *common sense*-Wissen beruhen sie auf wissenschaftlichen Erkenntnissen<sup>17</sup>. Die Schwierigkeit liegt oft darin begründet, dass die Linguistik gezwungen ist, die Sprache mit ihren eigenen Begriffen zu beschreiben, so wie Valéry es in der Rezension des *Essai* beleuchtet: „le langage se montre [...] forcé de parler de lui-même, de se nommer“<sup>18</sup>.

Busses Steckenpferd bleibt, dass alle theoretischen Begrifflichkeiten rein abstraktive Konstruktionen seien, die immer nur im Zusammenhang mit einem bestimmten Modell Gültigkeit hätten:

Gegenstände der linguistischen Forschung sind Entitäten, deren „Existenz“ nicht unabhängig von einer eingeführten linguistischen Beschreibungssprache (Theorie, Modell, Notationssystem) gesehen werden kann, und damit theorieabhängig. Sie sind mit anderen Worten *konstituierte* Objekte, abhängig von theoretischer Konstruktion und Modellierung. (BUSSE 2000b:45)

Und mehr noch:

Eine theoretische Abstraktion muß immer auf das Ziel und den Zweck dieser Operation hin befragt werden; nur so kann genauer bestimmt werden, welchen Nutzen das gewonnene Erzeugnis (nennt man es „Lexikonbedeutung“, „Verwendungsregel“, „Konvention“, „Bedeutungskern“ oder schlicht „Bedeutung“) haben kann. Die Zwecke können verschieden sein, und so sind auch die Produkte verschieden; und zwar sowohl hinsichtlich ihrer konstitutiven Momente als auch ihres theoretischen Status'. Eines ist ihnen in ihrem Status jedoch gemeinsam: daß sie alle theoretische Modellbildungen, (Re-)Konstruktionen unter der Vorgabe

---

<sup>13</sup> Cf. WUNDERLI 1992c:693.

<sup>14</sup> Cf. WUNDERLI 1992c:716.

<sup>15</sup> Zum wissenschaftlichen Paradigmenbegriff soll hier der Verweis auf KUHN 1970 genügen.

<sup>16</sup> Cf. WUNDERLI 1995b:795.

<sup>17</sup> Cf. WUNDERLI 1995b:796.

<sup>18</sup> VALÉRY 1898:1258.

sprachtheoretischer Grundaxiome und insofern nichts „natürliches“ sind, keine Phänomene, die als solche empirisch „in der Wirklichkeit aufgefunden“ werden können. (BUSSE 1986b:64)

Busse betont die Ebene des Objekts der Sprache. Mit der Kritik an den Abstraktionen, die sich nicht in der Wirklichkeit finden lassen, geht er aber sehr weit. Dies könnte so interpretiert werden, dass sich auch die Regeln in der Wirklichkeit nicht finden lassen. Doch können sich nachweislich auch ungebildete Sprecher über die Bedeutung eines Wortes streiten.

Busse proklamiert tatsächlich, er gehe von den Bedürfnissen von Studenten, Juristen, Historikern, Psychologen und Literaturwissenschaftlern aus (cf. BUSSE 1989b:30) und wolle die Barriere zwischen Wissenschaft und vorwissenschaftlichem Denken überwinden (cf. BUSSE 1989b:32). Er erkennt theoretisch das Bedürfnis nach Anschaulichkeit und zeigt zwar die Einsicht, eine Terminologie solle das Funktionieren von Sprache ausgehend vom Alltagsverständnis (!) erklären, liefert aber trotzdem kaum Beispiele und geht keineswegs von alltagssprachlichen Begriffen aus. Auch die Forderung, linguistische Arbeitsweisen zu verdeutlichen, ist ein schönes Versprechen, das sich bei ihm darauf reduziert, in erster Linie Arbeitsweisen auszutüfteln, die jedoch kaum je in die Tat umgesetzt werden.

Bréal dagegen richtet sich in seinem „*élan pédagogique*“ *de facto* an Studierende (oft an angehende Lehrer), und ist immer bemüht, auch für Laien zugänglich zu bleiben. Er rechtfertigt diese Vorgehensweise aus dem Objekt der Sprachwissenschaft heraus: die Sprache als Werk des Menschen muss den Menschen interessieren: „La Linguistique parle à l’homme de lui-même“ (BRÉAL 1924:2). Die Einleitung des *Essai* dient dazu, die Sprachtheorie anhand von *intelligence* und *volonté* (statt *nature* und *contrainte*) zu humanisieren und v.a. dazu, den Leser zu fesseln<sup>19</sup>.

Rhetorisch clever integriert Bréal einige Titel als Konjunktionalsätze (*Comment s’est fixé le sens des mots; Comment s’est formée la syntaxe*)<sup>20</sup>. Er schafft es auf diese Weise, dem Leser zu suggerieren, die Erklärung der Phänomene liege bereits vor und müsse nur noch verbreitet werden. Die Nähe auch zum nicht linguistisch vorgebildeten Leser ist für Bréal ein Garant für das Weiterbestehen der Linguistik als Wissenschaft, denn „[e]n rendant la linguistique illisible et inabordable aux

---

<sup>19</sup> Cf. PUECH 2000a:142.

<sup>20</sup> Cf. PUECH 2000a:143.

non-initiés, on s'expose à rester bientôt seul"<sup>21</sup>. Er bedient sich einer einfachen Sprache und bemüht keine überflüssigen neuen Konzepte.

Bei Busse dagegen fallen die Formulierungen „im allgemeinen komplex bis kompliziert aus, zumal Busse immer wieder parenthetische Konstruktionen bevorzugt und Zwischengedanken in Klammern hineinpackt“<sup>22</sup>. Dies erschwert die Rezeption erheblich (nicht nur für Studenten, die gerade erst im Fach debütieren). Sein Rezensent Sauer bemerkt mit Recht, dass bei der Lektüre ein enormer Geduldsaufwand notwendig sei<sup>23</sup> und vermutet, dass vielleicht genau hierin die Analogie zu juristischen Texten liege! Hoffmann resümiert treffend im Hinblick auf *Recht als Text* (was aber ebenso für die meisten anderen Publikationen Gültigkeit hat):

Eine Straffung und Vermeidung der häufigen Wiederholungen, manchmal bis hinein in die Formulierung (vgl. etwa S. 242 und 243), etwas weniger Jargon und Metaphorik, dafür (Juristinnen und Juristen mögen mir verzeihen) noch etwas mehr linguistische Analyse hätten das Buch noch besser gemacht<sup>24</sup>.

Ausführungen auf höchstem Abstraktionsniveau bietet auch *Textinterpretation*, was vielleicht etwas weniger erstaunt, wenn man sich vor Augen führt, dass der Fall einer juristischen Examensklausur entnommen ist<sup>25</sup>. Busse kommt seinem Leser nicht gerade entgegen, denn ihm liegen Schemata „ebensowenig wie knapp formulierte Thesen und Ergebnisse“<sup>26</sup>. Seine redundanzreichen Darlegungen münden häufig in Wiederholungen und „hermeneutische «Schleifen»“<sup>27</sup>, was die Lektüre äußerst mühsam macht. Da kann man Busse kaum Glauben schenken, wenn er allen Ernstes vorgibt, er habe Wert darauf gelegt, dass „die Ausführungen auch für Nicht-Linguisten jederzeit verständlich bleiben“ (BUSSE 1992a:11)!

Eine durchweg beobachtbare Angewohnheit ist bei Busse die Tatsache, dass er immer überspitzt formuliert (und damit in Extremen denkt und argumentiert). Dieses „Pendelspiel“ der Übertreibung in die entgegengesetzte Richtung ist typisch für jemanden, der sich bewusst von der gängigen Meinung absetzen will.

---

<sup>21</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 16.1.1891, zit. nach CIUREANU 1955:463.

<sup>22</sup> Cf. SAUER 1994:189. Interessanterweise fällt Busse selbst jedoch bei anderen Autoren eine „herunterholende“ Schreibweise angenehm auf (cf. in der Rezension zu Wesel; BUSSE 1994f:278).

<sup>23</sup> Cf. SAUER 1994:190.

<sup>24</sup> HOFFMANN 1994:300.

<sup>25</sup> Cf. STICKEL 1994:114.

<sup>26</sup> STICKEL 1994:115.

<sup>27</sup> STICKEL 1994:115.

Man ist beinahe versucht zu glauben, Bréals Konzeptualisierung sei gerade deswegen sehr klar, weil er keine eigene umfassende Terminologie entworfen hat<sup>28</sup>. Bei ihm ist dies Resultat der Auffassung, dass eine exzessive Terminologie eine schlechte universitäre Angewohnheit sei, die dem Gewinn eines breiten Publikums (denn das strebt er an) nicht zuträglich sein könne<sup>29</sup>.

Der Bréal eigene Schreibstil wird noch heute bewundert und positiv beurteilt: „Bréal’s writings are marked by an elegance and simplicity of style which one has come to associate with the tradition of French philosophical prose.“<sup>30</sup> Bréals Zeitgenossen bewundern neben seinem Schreibstil sein Auftreten bei Vorträgen und das Vermögen, Wissenschaft und Vorwissenschaftliches in Einklang zu bringen, indem er nie die Bedürfnisse des Unterrichtswesens (und der Lehrerbildung) aus dem Auge verliere.

Esprit ingénieux, esprit lumineux, il avait ce privilège de porter un vif agrément dans des recherches austères. Sa parole savamment mesurée et comme enveloppée se nuançait d’une grâce et d’une finesse auxquelles rendaient hommage les auditoires les plus difficiles. Supérieur à tout pédantisme professionnel, beaucoup plus soucieux de mettre en valeur des idées justes que d’accumuler des matériaux sans choix, il a servi supérieurement les intérêts de l’enseignement en même temps que les intérêts de la science.<sup>31</sup>

Schon Bréal verurteilt scharf verwirrende Terminologien. Besonders in didaktischer Hinsicht tadelt er schon zu seiner Zeit einen Großteil der (grammatikalischen) Unterscheidungen als überflüssigen mnemotechnischen Ballast für die Schüler:

Nous avons aujourd’hui les *causes temporelles* et les *causes extra-temporelles*; les *dépendantes* et les *sous-dépendantes*, *l’oblique* opposé à *l’indirect*, le *subjonctif de condition*, de *possibilité* et d’*embarras*. Ceux qui inventent cette nomenclature connaissent peu l’esprit de l’enfant, qui a plus vite fait d’imiter une construction que de la décomposer, et pour qui ces termes d’école ne sont qu’un langage mnémonique de plus. Encore si ces distinctions étaient toujours fondées! (BRÉAL/PERSON 1888:125)

---

<sup>28</sup> Cf. AARSLEFF 1982c:168. Auch Bréals Vorbild Condillac lehnt schon alles technische Vokabular ab, wenn es nicht gerade unerlässlich ist (cf. ANGENOT 1971:121).

<sup>29</sup> Auch Brugmann äußert, dass Terminologie, Formeln und Schemata eine Sache nicht unbedingt klarer machen. Viele glauben leider, etwas erklärt zu haben, „wenn man einen n a m e n für die sache ausfindig gemacht hat“ (BRUGMANN 1878:196). Eine so verstandene „terminologie und nomenclatur ist oft ein sehr gefährlicher feind der wissenschaft“ (BRUGMANN 1878:199 N3).

<sup>30</sup> STANKIEWICZ 1998:259.

<sup>31</sup> SENART 1915:515s.



Die theoretischen Definitionen erfüllen eigentlich nur einen Zweck, wenn der Sachverhalt an sich schon verstanden ist; die Definition selbst erklärt nichts, sie resümiert lediglich, worüber schon Einigkeit bestehen sollte:

Il faut prendre garde encore aux définitions; c'est une chose singulière que les définitions; elles sont très-claires pour celui qui connaît déjà les choses, mais elles n'apprennent rien à celui qui ne les connaît pas. (Appro-  
bation.) Elles sont donc bonnes pour aider à retenir des explications déjà données. (BRÉAL 1878b:201)

Hey hat in seiner Rezension des *Essai* den Eindruck, Bréals Stil und Vorgehensweise seien allgemein in Frankreich verbreitet. Er meint, die Franzosen „wollen lieber gemeinverständlich schreiben als sich in eine Wolke fachmännischer Terminologien einhüllen“<sup>32</sup>. Auch Enoch stimmt einen wahren Lobgesang auf Bréals Stil an und charakterisiert ihn als typisch französisch:

Cet érudit était [...] un agréable écrivain [...] son style est élégant, nuancé, parfois délicatement ironique. Il aimait à lire Voltaire, et il s'est montré digne de son maître. Sa science et sa langue sont bien françaises.<sup>33</sup>

---

<sup>32</sup> HEY 1898:551.

<sup>33</sup> ENOCH 1916:665.

### 3.4.2 Umgang mit Quellen

Fast alle Semantiker und Semiologen haben frühere Quellen<sup>34</sup>. Seit dem 18. Jahrhundert existiert auch schon in Deutschland eine „semantische“ Tradition, die in Schleiermacher gipfelt<sup>35</sup>. Ihr Ziel ist aber vornehmlich die Interpretation von Texten. Hier haben Texte einen Sinn, der nicht aus der Bedeutung der Wörter „errechnet“ werden kann. Im Gegensatz dazu basiert die französische Tradition (Du Marsais, Condillac) nicht auf Textsinn, sondern auf einer lexikographischen Grundlage; sie geht vom Wert des Worts in der Sprache aus<sup>36</sup>.

Busse verweist überhaupt nur sehr spärlich auf das 19. Jahrhundert. Er erwähnt, dass die meisten Bedeutungsmodelle versuchen, Bedeutung über den Begriff zu bestimmen. Dies sei der Fall bei Saussure, aber auch schon in der Semantik des 19. Jahrhunderts (präziser wird er aber nicht) bis hin zur neuesten kognitiven Linguistik (cf. BUSSE 1997b:21).

Erstaunlicherweise erwähnt Busse jahrelang Bréal gar nicht; nicht einmal in der *Historischen Semantik*<sup>37</sup>, in der ein Verweis auf Bréal und die Anfänge der historischen Semantik eigentlich unvermeidlich gewesen wären. Busse zitiert Bréals *Essai* zum ersten Mal 2005 (cf. BUSSE 2005c:1323); dies allerdings nur im Hinblick auf den seiner Meinung nach viel zu starr verstandenen Gesetzesbegriff (cf. Kapitel 2.3.1). Diverse andere Ansätze in seiner Konzeption erinnern immer wieder auffällig an die Vorarbeiten von Bréal, die Busse wenigstens als Referenz hätte nennen können. So ist die Vorstellung vom Bedeutungswandel in minimalen Schritten ohne Brüche auch schon bei Bréal angelegt. Dank seiner Handlungsmatrix versinnbildlicht Busse nichts anderes als die Summe allerkleinster Verschiebungen, wie auch Bréal sie beschreibt.

Die autonome Rolle des Hörers in der Kommunikation wird bei Busse erstaunlich stark hervorgehoben, wie bei Bréal. Dass dies sich inzwischen auch in anderen Konzeptionen von sprachlicher Kommunikation finden lässt, ist noch mehr ein Grund dafür, sich zu fragen, warum Busse – anstatt einfach Bréal oder einen anderen Vorläufer seiner Wahl zu zitieren – das Rad neu erfindet. Beide insistieren auf den Prozess der Monosemierung im Kontext durch den Hörer, der (dank seiner Adaptationsleistung in Situation und Kontext, in die jedes Zeichen eingebettet ist) trotz Abweichungen richtig interpretieren kann. Ohne die

---

<sup>34</sup> Cf. AUROUX 1995:222.

<sup>35</sup> Cf. AUROUX 1995:223.

<sup>36</sup> Cf. AUROUX 1995:224.

<sup>37</sup> Dies bemerkt auch STORK 2001:473 N6.

kreative Interpretation des Hörers kann keine Kommunikation stattfinden, was auch schon bei Bréal dafür spricht, dass sprachliche Zeichen weniger starre Bedeutungen haben als Instruktionen vermitteln.

Mit wenigen Abstrichen ist Bréals Konzeption auch heute noch gültig. Bréal ist nicht nur der Schöpfer des Terminus *sémantique*; er hat der neuen Disziplin auch wichtige Impulse verliehen. Mit ihm wird sie zu einer echten historischen Wissenschaft, so dass es kaum vorstellbar ist, dass Busse seinen Weg – wenn es denn wirklich sein Ziel ist, historische Semantik zu betreiben – vor 2005 nie gekreuzt hat.

Busses offenkundige Nicht-Rezeption von Bréals Schriften lässt sich nicht damit erklären, dass er ungenügend Französisch-Kenntnisse besäße (der *Essai* und einige Artikel sind ja außerdem ins Englische übersetzt). Er gibt im Fragebogen des Magazins der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf an, das Französische zähle zu den Fremdsprachen, die er beherrsche (neben Englisch und Linguistisch!)<sup>38</sup>. Zudem führt er das französische Beispielwort *politicien* an, das im Gegensatz zu *homme politique* pejorativ gebraucht werde (cf. BUSSE 1989a:100).

Busse betont selbst (in einer Fußnote 2003), dass sich seine Ausführungen in erster Linie auf Wittgenstein berufen, womit er sich beinahe hätte begnügen können:

Nur nebenbei bemerkt: Viele Aussagen zu den theoretischen Grundlagen der historischen Semantik, auf die es mir ankommt, wären auch mit alleinigem Bezug auf Wittgenstein formulierbar gewesen. (Gerade die Verbindung von Foucaults Diskurstheorie mit Wittgensteins Sprachphilosophie und anderen Ansätze der sprachanalytischen Philosophie ist mir ja von Anhängern einer dezidiert ideologiekritischen Diskursforschung – und notabene Verächtern analytischen Denkens – heftig vorgeworfen worden. Übrigens eine ziemlich wohlfeile akademische Version einer in Deutschland unter seinen Gebildeten so beliebten Vorurteilsstruktur, die auf dem unterschweligen Konzept einer strikten Antonomie von Anglophilie und Frankophilie beruht.) (BUSSE 2003a:23 N14).

Allerdings rechtfertigt er das Hinzunehmen von Foucaults Diskurskonzept als epistemologische Bereicherung. Interessanterweise hebt Busse gerade die Vorzüge für die praktische Umsetzung der Diskursanalyse bei Foucault hervor, da Wittgensteins Philosophie doch weit vom sprachlichen Material entfernt sei:

Jedoch bot und bietet Foucaults Diskurskonzept m.E. analytische Möglichkeiten und Perspektiven, die auf der Basis des fragmentarischen und eher grundlagenphilosophischen Wittgensteinschen Ansatzes erst hätten konstruiert werden müssen. Foucaults Ansatz liegt erheblich

---

<sup>38</sup> Ausgabe 3/2002:31 (auch im Internet).

näher an den Phänomenen, dem Material, der sozialen und historischen Analyse einer historischen Epistemologie und erlaubt für deren Zweck daher direktere Anschlüsse. (BUSSE 2003a:23 N14)

Grundsätzlich ist die Verbindung von unterschiedlichen Ansätzen (gerade in den Geisteswissenschaften) ja äußerst wünschenswert<sup>39</sup>. Die Verbindung von Sprachwissenschaft, Philosophie und Recht entspricht der so in Mode gekommenen Interdisziplinarität (oder besser noch: Transdisziplinarität).

In Bezug auf *Textinterpretation* (1992) kritisiert Hartung, Busses Theorie sei inkonsistent und ideologiefällig<sup>40</sup>. Weiter seien seine Argumente nicht neu, sondern lediglich neu kombiniert. Seine Referenzen auf Iser, Derrida und Wittgenstein gingen derartig durcheinander, dass es dem Rezensenten so scheint, als könne Busse sich nicht zwischen sich gegenseitig ausschließenden Theorien entscheiden. Dazu komme noch: „Über Forschungsstand und literaturwissenschaftliche Grundkenntnisse (Kommunikationsmodell, Kritik der Rezeptionsästhetik) ist der Verfasser nicht informiert und reagiert daher auf Scheinprobleme und längst überholte Positionen.“<sup>41</sup>

Es ist wichtig, die Geschichte des eigenen Faches zu kennen, um ökonomisch und effizient zu forschen<sup>42</sup>. Busse bemängelt selbst die fehlende Rückbesinnung der Sprachwissenschaft auf die Geschichte ihres eigenen Faches. Ihn wundert, dass gerade die Semantik, die in den Anfängen eine primär historische Disziplin war, ihre kulturhistorische Verankerung völlig unter den Tisch gekehrt habe:

Die Geschichtsvergessenheit der sogenannten modernen Linguistik hat in den meisten Bereichen der Sprachforschung dazu geführt, dass heutige Wissenschaftlergenerationen von den kulturgeschichtlichen Wurzeln ihres eigenen Faches meist keinerlei Kenntnis mehr haben. Dies gilt auch und gerade für die Semantik, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein vorrangig (wenn nicht ausschließlich) *historische* Semantik, d.h. Bedeutungswandelforschung war. Dass jede historische Semantik notwendig kulturgeschichtlich orientiert sein muss, war den Sprachforschern an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert (z.B. Sperber, Stöcklein, Wellander und anderen) völlig bewußt, ist aber in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Vergessenheit geraten. (BUSSE 2002b:33)

---

<sup>39</sup> „Seule une discipline de l'interdisciplinarité peut convenir à l'interprétation des phénomènes humains“, Agamben, *Stanze*, 1988:149 N26, zit. nach RASTIER 2001.

<sup>40</sup> Cf. HARTUNG 1993:182.

<sup>41</sup> HARTUNG 1993:182.

<sup>42</sup> Cf. WUNDERLI 2001:170.

Anstatt aber nun dieses Manko zu korrigieren, wälzt Busse die Verantwortung für dieses Drama auf den Strukturalismus ab:

Die mit dem Siegeszug des Strukturalismus und der logizistisch-formalistischen Sprachmodelle einhergehende Amputation des kulturgeschichtlichen Anteils der Linguistik verursachte nicht nur eine Unkenntnis der Ursprünge des eigenen Faches, sondern auch eine Blindheit gegenüber aktuellen Forschungsansätzen in benachbarten Fächern. (BUSSE 2002b:34)

Bréal verwertet seine Quellen immer auf besondere Weise<sup>43</sup>. Er versucht, verschiedenste Materialien in sein allgemeines Sprachprojekt einzubauen. So steht sein *Essai* im Licht aller neueren Ansätze zum Studium der Sprache. Bréal „connaissait la pensée linguistique du XVIII<sup>e</sup> siècle à fond“<sup>44</sup> und fühlte sich Port-Royal, den Ideologen, Humboldt und Bopp (und gewissermaßen auch Schleicher) verbunden, was aus zahlreichen Referenzen in seinem Gesamtwerk hervorgeht. Er steht in der Tradition der Philosophen des 18. Jahrhunderts und ist v.a. auch begeisterter Voltaire-Fan. Von Voltaire übernimmt er dessen Wissenschaftskonzeption, die er bewundert, denn sie habe „rien de technique, rien de rébarbatif, rien non plus de mystique“<sup>45</sup>.

Bréal erwähnt – so merkwürdig dies auch klingen mag – die deutsche Semasiologie nie und stellt seine Semantik als eine ganz neue Disziplin dar, die vor seinem Entschluss, sie zu gründen, als solche noch nicht existierte:

Es cierto, sin embargo, que la historiografía „ignara“ podría invocar a su favor el testimonio del propio Bréal. En efecto, Bréal, por extraño que esto parezca, no menciona nunca la semasiología alemana y presenta su semántica como una disciplina enteramente nueva y no constituída aún como tal antes de su decisión de fundarla.<sup>46</sup>

Coseriu vermutet, dass Bréal entweder die deutsche Sprachwissenschaft überhaupt nicht kannte oder aber dass er sie kannte und nicht wollte, dass seine Semantik mit der deutschen Semasiologie verwechselt wurde<sup>47</sup>. In Wirklichkeit kannte Bréal sie jedoch gut, zitiert Reisig oder Heerdegen aber nicht. Reisig muss ihm aber als Latinist ein Begriff gewesen sein; statt dessen zitiert er Curtius und Paul.

Sowohl Bréal als auch Busse „unterschlagen“ ihren Lesern also gewisse Referenzen. Bei Bréal ist dies allerdings noch verzeihlich, da er

---

<sup>43</sup> Cf. STANCATI 2000:170.

<sup>44</sup> AARSLEFF 1982c:169.

<sup>45</sup> MEILLET 1921:1.

<sup>46</sup> COSERIU 2000:33.

<sup>47</sup> Cf. COSERIU 2000:33.

statt der deutschen Semasiologie ein ganz ordentliches Fundament anderer Quellen regelmäßig einbringt. Abgesehen davon kann man ihm nicht vorwerfen, sich nicht explizit auf Strömungen bezogen zu haben, die nicht seiner Denkrichtung entsprechen und die er geradezu ablehnt, weil er etwas Neues konstruieren will. Busses Unkenntnis der Anfänge der historischen Semantik dagegen schmerzt nicht nur den Studenten, der von seiner *Historischen Semantik* eine Einführung in das Fach erwartet oder zumindest eine einschlägige Bibliographie mit Hinweisen auf andere Standardwerke<sup>48</sup>. Der Umgang mit dem wissenschaftlichen Erbe einer Disziplin darf zwar relativ frei sein, doch sollte die eingehende Beschäftigung mit gewissen Quellen dem Leser wenigstens ersichtlich sein. Auch die zahlreichen Missverständnisse hinsichtlich Saussures Dichotomien zeugen davon, dass hier entweder bei eigener Lektüre falsch verstanden wurde oder aber – schlimmer noch – Busse sich lediglich darauf beschränkt, die immer wieder auftauchenden Vorwürfe zu wiederholen, die bei genauerem Hinsehen einfach nicht fundiert sind.

Und was Wunderli zum Poststrukturalismus anmerkt, darf sicher auch teilweise für Busse gelten. Nicht-Rezeption oder Fehl-Rezeption der Geschichte des eigenen Faches kann nur dazu führen, dass man sich selbst (und die geköderten Leser) im Kreis dreht. „Das ständige, durch mangelhafte Kenntnis des aktuellen Forschungsstandes bedingte «Neuentdecken» von bereits längst Bekanntem bringt die Wissenschaft definitiv nicht weiter.“<sup>49</sup>

Natürlich kann nicht in jedem kleineren Artikel aufgerollt werden, welche Linguisten seit der Grammatik der Inder und der Griechen schon ähnlich Positionen bezogen haben oder sogar noch weitergehend Positionen, die in weitestem Sinne zu dem geführt haben, was ausgesagt werden soll. Jeder Wissenschaftler hat seine bewussten und unbewussten Quellen. Jahrelange Lektüre führt dazu, dass gewisse Theorieelemente „absorbiert“ werden und möglicherweise erst viel später auf transformierte Weise in den wissenschaftlichen Diskurs Eingang finden. Jeder Wissenschaftler zieht mehr oder weniger bewusst gewisse Vorkenntnisse heran, verarbeitet sie, und steht zusätzlich immer in einem „climate of opinion“. Dieser „Zeitgeist“ wirkt meist unbewusst, er färbt das theoretische Argument: „ce Zeitgeist, opère d'une façon plutôt in-

---

<sup>48</sup> Derselbe Vorwurf kann für *Textinterpretation* geltend gemacht werden, wo keineswegs auf unumgängliche Werke der Literaturwissenschaft referiert wird.

<sup>49</sup> WUNDERLI 1992a:282.

consciente; il teinte l'argument théorique du penseur sans que celui-ci s'en rende compte<sup>50</sup>.

Ein Wissenschaftler ist geprägt durch seine Ausbildung, sein Umfeld, und er arbeitet ausgehend von gewissen Kenntnissen. Sein wissenschaftlicher Diskurs enthält zwei Ausdrucksarten<sup>51</sup>: sie beziehen sich entweder auf das behandelte Phänomen oder auf andere (vorangegangene) Arbeiten<sup>52</sup>.

Wissensbestände werden in der Argumentation bearbeitet<sup>53</sup>; dabei bieten sich verschiedene Arten der Bearbeitung an: in einer positiven werden sie gesichert oder weiterentwickelt, in kritischen Arten der Bearbeitung werden sie überarbeitet, und in einer negativen werden sie schließlich abgelehnt, verworfen oder sogar tabuisiert. Bei Busse reduziert sich diese Arbeit aber leider auf die Evozierung sprachphilosophischer Wissensbestände, die mit semantischen kaum in Abgleich gebracht werden.

Im Vorwort zum ersten Band der Bopp-Übersetzung legt Bréal die Unkenntnis (oder das absichtliche Unterschlagen) früherer Arbeiten als typisches Merkmal der französischen Wissenschaft dar. Der Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Wissenschaft sei, dass gerade in Frankreich regelmäßig von neuen Fundamenten ausgegangen werde. Jeder Autor, „prenant la science à son origine, s'en constitue le fondateur et en établit les premières assises“. Dabei kritisiert Bréal, dass gerade eine Wissenschaft „qui change continuellement de plan et d'architecte, reste toujours à ses fondations“. Er bedauert, dass eine so konzipierte Linguistik, in der die Arbeit der anderen nicht fortgeführt werde, keine Fortschritte erziele. Die französischen Sprachwissenschaftler „s'ignorent les uns les autres, ne se continuent ni ne se répondent“ (BRÉAL 1866b:308, cf. auch 1875b:III). Anstatt aufeinander einzugehen, fängt jeder die Wissenschaft quasi wieder von vorne an und bringt damit keine weiterführenden Erkenntnisse, so dass die Leser glauben könnten, die Sprachwissenschaft stecke noch in den Kinderschuhen. Durch seine Arbeitsweise schafft Bréal es aber gerade, unterschiedliche philosophische und die ersten linguistischen Versuche (v.a.

---

<sup>50</sup> KOERNER 1985:287. Coseriu geht noch weiter, indem er sogar an eine universelle Einheit der menschlichen Phantasie und Intentionen glaubt (cf. LEB-SANFT/GLEßGEN 2004:11).

<sup>51</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:21.

<sup>52</sup> Die dabei bemühten Retrospektionshorizonte (*horizons der rétrospection*, HR, nach Auroux) teilen sich in einen HR *actif* und einen HR *monumental* (einfache historische Repräsentation). Es gibt Referenzen, die aus dem HR *actif* herausfallen und solche, die in den HR *monumental* aufgenommen werden. Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:21.

<sup>53</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:21.

in der Auseinandersetzung mit Bopp und Schleicher) zu vereinen und auf neue Wege zu bringen.

Renan zeichnet zur selben Epoche von der typischen französischen Vorgehensweise der Wissenschaftler folgendes Bild: „Telle est la manière française; on reprend trois ou quatre mots d'un système, suffisants pour indiquer un esprit; on devine le reste, et cela va son chemin.“<sup>54</sup> Es sei für die Franzosen charakteristisch, sich damit zu begnügen, nur Ansätze von anderen zu übernehmen; so hätte z.B. schon Voltaire angeblich nur einen Bruchteil der Philosophie Lockes gekannt. Gerade dies tut Bréal aber bewusst nicht. Er ist sogar äußerst sparsam im Erfinden neuer Begrifflichkeiten und seine Verweise auf seine Vorbilder zeugen von eingehender, persönlich vorgenommener Lektüre.

Gerade für die Sprachentwicklungstheorie stellt Brigitte Nerlich fest, dass leider viele Linguisten isoliert arbeiten. Man müsste diverse Forschungsrichtungen zusammenführen<sup>55</sup>, wo doch gerade in vielen neueren Veröffentlichungen direkt in der Einleitung betont werde, wie wichtig es sei, die sprachliche Entwicklung zu untersuchen.

Erst eine Wissenschaft mit Wissenschaftsgeschichte ist eine reife Wissenschaft. Grundsätzlich ist es die Aufgabe der Wissenschaftsgeschichtsschreibung, Kontinuitäten und Diskontinuitäten aufzuzeigen<sup>56</sup>. Eine Synthese in der Wissenschaft – und diese ist *per definitionem* anstrebenswert – kann es laut Blank nur geben, wenn vorhandene Traditionen aufgearbeitet werden<sup>57</sup>. Dabei sollte immer davon ausgegangen werden, dass veraltete Theorien nicht unbedingt unwissenschaftlich sind, denn bedeutende Gedanken reichen in die Zukunft. Von Bréal kann wohl kaum verlangt werden, dass er schon Wissenschaftsgeschichte eines sich neu konstituierenden Faches betreibt. Busse dagegen sollte ein Jahrhundert später schon einen ganz anderen Überblick vermitteln, bedenkt man alleine, dass sich dank Internetrecherche und Zugänglichkeit zu Bibliotheksbeständen die Arbeitsbedingungen für den Forscher wesentlich verbessert haben.

Die Sprachwissenschaft kann heute nicht mehr als stetiger Zuwachs aufgefasst werden<sup>58</sup>. Es kann einfach nicht verlangt werden, dass jeder Linguist große Revolutionen in Gang setzt und bahnbrechende Entdeckungen an den Tag bringt. Es muss sich oft um Reinterpretationen von Vergangenen handeln, indem Erkenntnisse aus anderen Bereichen auch in Betracht gezogen werden. Dies schafft Busse,

---

<sup>54</sup> RENAN 1995:262.

<sup>55</sup> Cf. NERLICH 1989:109.

<sup>56</sup> Cf. RÖMER 2004 (im Internet).

<sup>57</sup> Cf. LEBSANFT/GLEßGEN 2004:2.

<sup>58</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:18.



doch ist es fraglich, ob seine so erzielten Ergebnisse wirklich die Wissenschaftsgeschichte revolutionieren.

Schlieben-Lange sieht eine Krise in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft<sup>59</sup>. Man empfinde ein offensichtliches Bedürfnis nach Neuorientierung der Perspektive auf die Geschichte der Sprachwissenschaft. Viele wollten nur vergessene Autoren und Werke in Erinnerung rufen; andere versuchten Neuinterpretationen im Hinblick auf Kontinuitäten, Diskontinuitäten und Brüche, Paradigmen und Paradigmenwechsel. Busse selbst argumentiert ähnlich: für ihn heißt Wissenschaft, Strukturen, Zusammenhänge aufdecken und gewisse Aspekte in einen Erkenntniszusammenhang bringen (cf. BUSSE 1989b:34). Es bleibt aber leider bei diesem sehr programmatischen Credo. Oft ist bei solchen Unternehmungen zudem störend, dass die Bezugspunkte der Reinterpretation im Dunkeln bleiben. Feyerabends Maxime „anything goes“ darf wohl nicht für die Sprachwissenschaft Geltung beanspruchen! Die unterschiedlichen Ansätze unterscheiden sich dann unweigerlich qualitativ.

Das Aufzeigen von Kontinuitäten ist eigentlich ein unhistorisches Verfahren, denn wirklich historisch und interessant ist erst die Frage nach Modifikationen<sup>60</sup>. Die Suche sowohl nach Brüchen als auch nach Kontinuitäten ist an sich nicht historisch. Eine historisch verstandene Epistemologie muss Prozesse rekonstruieren, die die Veränderung der Wissensbestände bewirken. Solche Prozesse sind Selektion, Homogenisierung, Kanonbildung, Zensur, Aufhebung, Verdrängung, Vergessen, Umstrukturierung und Neuordnung<sup>61</sup>. Außerdem muss die Betrachtungsweise seriell<sup>62</sup> sein, d.h. über längere Zeiträume stattfinden. Die Geschichte der Sprachwissenschaft zu schreiben sollte nicht heißen, die Unterschiede zwischen den einzelnen Schulen zu beschreiben, sondern vielmehr zu zeigen, an welche Sicht der Sprache jede einzelne Theorie gebunden ist<sup>63</sup>.

Schlieben-Lange unterscheidet problematische und unproblematische Wissensbestände<sup>64</sup>. Die unproblematischen Wissensbestände können vergessen oder erinnert werden. Das unproblematische Wissen wird eine Zeitlang als geteiltes Wissen unterstellt, wird kaum explizit genannt. Die übernächste Generation gewinnt dann den Eindruck, es sei nur das problematische Wissen überliefert. Will man aber gerade

---

<sup>59</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:19.

<sup>60</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:19.

<sup>61</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:20.

<sup>62</sup> Cf. AUROUX 1981.

<sup>63</sup> Cf. DUCROT et al. 1980:31.

<sup>64</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:21.

das Vergessen rekonstruieren, so müsste man besonders die verschiedenen expliziten und impliziten sprachlichen Verfahren beobachten<sup>65</sup> (Verschweigen, Anspielung, Paraphrase, Verwerfung). Z.B. haben Tabuisierung (problematischen Wissens) und Vergessen (unproblematischen Wissens) unterschiedliche Verfahren. Bréal leistet seinen Beitrag diesbezüglich, indem er z.B. ganz bewusst auf die Ideologen zu sprechen kommt, die jahrelang tabuisiert worden waren.

Es kann nicht ausreichen, zu behaupten, die historische Semantik nehme mit Saussure ein vorläufiges Ende<sup>66</sup>. Das würde bedeuten, dass das Auftreten einer neuen Strömung in der Wissenschaft mit dem Verschwinden der vorherigen einhergehen würde. Dies ist glücklicherweise nicht der Fall. Das geistige Universum ist nicht so beschränkt, dass ein neuer Zugang den Untergang eines bewährten bedingen müsste. Die Methoden der historischen Semantik und die der strukturalistischen sind keinesfalls ausgeschöpft. Beide können noch immer zu erstaunlichen Ergebnissen führen, die sich vor der kognitiven Semantik nicht verstecken müssen.

Der Sinn und Nutzen von Wissenschaftsgeschichte<sup>67</sup> sind nach Arens die bildende Wirkung für angehende Linguisten, die Aufdeckung von dem, was schon über Sprache gedacht worden ist (unter welchen Aspekten) und das Verhindern von Pseudoneuentdeckungen. Nicht nur im didaktischen Sinne ist die Wissenschaftsgeschichte also unentbehrlich, sondern auch für die Wahrung der Wissenschaftlichkeit des Faches selbst.

---

<sup>65</sup> Cf. SCHLIEBEN-LANGE 1984:22.

<sup>66</sup> „Selon la périodisation séduisante mais simpliste proposée par Geeraerts (1991:36, 44), la sémantique historico-philologique aurait disparu vers 1930, date d'apparition de la sémantique structuraliste; celle-ci aurait disparu à son tour vers 1975, date d'apparition de la sémantique cognitive.“ (RASTIER 1996).

<sup>67</sup> Cf. RÖMER 2004 (im Internet).

### 3.4.3 Wissenschaftsverständnis

Die Konzeptionen von Wissenschaft und die Kriterien für Wissenschaftlichkeit gehen bei Bréal und Busse weit auseinander. Busse fragt sich allen Ernstes in Zusammenhang mit der Kritik an den verkomplizierenden linguistischen Theorien, ob Verständlichkeit die Wissenschaftlichkeit mindere (cf. BUSSE 1989b:35). Dem Glauben scheint er teilweise leider wahrhaft selbst anzuhängen! Er definiert jedoch selbst, Wissenschaft müsse sich immer fragen, von wem und für wen eine Untersuchung vorgenommen werde, zu welchem Zweck (mit welchem Ziel) und mit welchen Mitteln. Bei so vielen Parametern sei auch gerechtfertigt, dass die Begrifflichkeit vielfältig sei. Er schließt aber richtig, weder der Gegenstand (die Definition des Gegenstandes schon) noch die Begriffe machten die Wissenschaftlichkeit aus, sondern der Umgang mit den Begriffen (cf. BUSSE 1989b:35). Da Sprachwissenschaft sich immer überlegen müsse, wer ihr Adressat sei, müsse sich auch die Terminologie danach richten.

Die Linguistik dürfe nicht nur einem Selbstzweck dienen, womit er ganz in Einklang mit Bréal ist. Sie müsse auch einen Platz im Deutschunterricht haben, und es sollte bedacht werden, dass potentiell auch Literaturwissenschaftler, Psychologen, Historiker (und bei Busse mit Vorliebe Juristen) ihre Modelle anwenden wollten. In heutigen Zeiten sei es sogar ein unerlässliches Kriterium, dass die Linguistik anwendbar bleibe (oder noch stärker werde), wenn sie nicht bald ganz ohne finanzielle Mittel dastehen wolle (cf. BUSSE 1989b:36).

Busse stellt vier Maximen auf, die vorbildlich die Vorgehensweise linguistischer Forschung regeln sollten (cf. BUSSE 1989b:36):

1. Beachte bei der Wahl der Modelle den Adressatenkreis, sei so verständlich wie möglich, „vermeide unnötige Kompliziertheit“(!).
2. Benutze keine versteckten (?) Metaphern, sondern lege offen, weise auf Gefahren hin und erkläre, welche Funktion eine Metapher erfüllt (evtl. im Gegensatz zu anderen Gebieten).
3. Orientiere dich eher an der Sache als an der Terminologie, gehe vom Alltagsverständnis aus (!).
4. Mache die Geisteswissenschaften stark und vermeide Naturwissenschaftetelei, bringe Beispiele (!).

Busses Leser würde sich wünschen, der Autor würde selbst mehr Hingabe v.a. für seine Maximen 1, 3 und 4 zeigen. Busse, auch wenn lange verschachtelte Sätze in seiner Natur liegen, scheint sich kaum größere Mühe zu machen, unnötige Kompliziertheit zu vermeiden (jedenfalls gilt dies für seine Publikationen). Dem Ausgehen vom Alltagsverständnis

erteilt er jedes Mal eine Absage, wenn er wieder juristische Begrifflichkeit als Anschauungsmaterial wählt, und ansonsten sind seine Beispiele doch recht dünn gesät. Seine Metaphern leitet er allerdings gut her (wie z.B. die des Handlungskalküls); allerdings sind sie meist fachfremd (womit er selbst doch wieder in die verurteilenswerte „Naturwissenschaftetelei“ zurückverfällt), und sie sind z.B. in Form der Rekonstruktion von Zeicheninhaltsseiten als mengentheoretische Strukturen (cf. BICKES/BUSSE 1986:261) oder des Algorithmus der Anschaulichkeit nicht unbedingt dienlich.

Busse stellt diese Maximen „zur Diskussion“. Es geht ihm nur um ein „Zur-Disposition-Stellen der eigenen Forschungsergebnisse“ (BUSSE 1989b:32), womit er sich als sehr bescheiden zeigt, aber leider nicht dem gängigen Wissenschaftsverständnis entspricht. Natürlich sind wissenschaftliche Ergebnisse keine unumstößlichen Wahrheiten, doch sollten sie innerhalb ihres Ansatzes einen Platz einnehmen, der zulässt, dass sie auch von anderen Forschern als vollwertig akzeptiert werden können. Busse liefert regelmäßig ausdrücklich Interpretations-Angebote ohne jede Verbindlichkeit (cf. BUSSE 1988c:28). So ist z.B. auch seine Typologie zur Wortartenklassifikation nur ein Vorschlag (cf. BUSSE 1997c:238). Da es sich „nur“ um methodische Konstrukte handelt, scheint Busse übervorsichtig und in der Folge auch nicht mehr sehr glaubwürdig, wenn er den Anspruch erhebt, wissenschaftliche Ergebnisse (seien es auch nur vorläufige Zwischenergebnisse) müssten überprüfbar, nützlich und demokratisch legitimierbar (?) sein.

Insgeheim erhebt Busse (entgegen allen Beteuerungen) natürlich gelegentlich doch den Anspruch auf die Gültigkeit z.B. seiner Interpretationstheorie für Texte. Er präzisiert auch hier, es handele sich nur um ein Informationsangebot, doch erheben Interpretationstheorien immer Gültigkeitsanspruch<sup>68</sup>. Auch Busse will ja seinem Leser die „richtige“ Theorie an die Hand geben. Würde er nur ein Angebot machen, wäre die Theorie beliebig, also wissenschaftlich irrelevant. Beliebiges kann man jedoch nicht verbindlich machen<sup>69</sup>.

Fast wie ein unbeteiligter Zuschauer überlässt Busse auch seinen Kollegen die Entscheidung, ob eine Synthese der verschiedenen diskursanalytischen Ansätze möglich sei:

Als Vertreter einer spezifischen Konzeption von Diskursanalyse (neben anderen existierenden Formen), sollte ich die Beantwortung dieser Fra-

---

<sup>68</sup> Cf. HARTUNG 1993:173.

<sup>69</sup> Lyotard beschreibt diese Ablehnung jeglichen Gültigkeitsanspruchs als typisch für die Postmoderne. Busse würde sich aber nicht als postmodern bezeichnen, er orientiert sich ja am späten Wittgenstein (sprachphilosophischer Skeptizismus). Cf. LYOTARD 1979: *La condition postmoderne*.

ge der interessierten wissenschaftlichen Öffentlichkeit überlassen, v.a. denjenigen, die mit den unterschiedlichen theoretischen Instrumentarien und Zielsetzungen praktisch arbeiten. (BUSSE 2000b:49)

Im gleichen Atemzug bietet er aber eine Lösungsmöglichkeit an, die allerdings nur erfahrenen Foucault-Kennern (wie ihm) zugänglich bleibe. In letzter Instanz zieht er sich dann aber doch wieder aus der Affäre und überlässt den Nachweis der praktischen Forschung, die ja bekanntlich nicht sein Hauptarbeitsfeld ist:

Auch kann man als Vertreter der linguistischen Diskursanalyse die Erfahrung machen, dass die spezifische Leistung des Diskurskonzepts, ihr eigentlicher Ansatz und Kerngedanke, nämlich die Aufdeckung der semantisch-epistemischen Prädispositionen des Sprachgebrauchs auch jenseits der semantischen Oberflächenanalyse des Korpusmaterials (d.h. des „historischen Aprioris“, wie es Foucault ausdrückte), häufig auch von wohlmeinenden Interessenten nicht verstanden werden. Diese spezifische Leistung, die sich sofort erschließt, wenn man mit Foucaults Werk näher vertraut ist, kann letztlich nur in der konkreten, materialbezogenen Forschung plausibilisiert werden. Dass dies möglich und gewinnbringend ist und z.T. andere Erkenntnisformen erbringt als die anderen genannten Ansätze, daran habe ich keinerlei Zweifel. (BUSSE 2000b:50)

Mehr noch als bescheidene Zurücknahme finden sich auch regelrechte Entschuldigungen, den gewagten Ausgangshypothesen nicht gerecht geworden zu sein. Busse zweifelt teilweise selbst an der Ausführbarkeit seiner Arbeitsvorschläge<sup>70</sup> wegen der Menge der zu berücksichtigenden Faktoren.

Zum Schluss seiner Auseinandersetzung mit dem Kommunikationsbegriff im Hinblick auf die Rechtssprache rechtfertigt sich Busse dafür, dass das Ergebnis der Anfangsthese (dass Rechtssprechung wie ein Fall von sprachlicher Kommunikation aufgefasst werden könne) nur ein negatives sein könne:

Ziel der hier entfaltenen Überlegungen war es nicht, eine vollständige Sprachtheorie des Rechts quasi aus dem Ärmel zu schütteln. Ziel war es vielmehr (ausgehend vom vorgegebenen Rahmenthema) zunächst einmal nur, die Probleme aufzuzeigen, die aus rechtslinguistischer Sicht dann entstehen, wenn man die Auslegung und Anwendung von Normtexten vorrangig in Termini der Kommunikation konzipieren will. (BUSSE 2005b:52)

Bréals Bescheidenheit äußert sich eher privat. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten stellt er sich selbst bewusst als Neuerer dar, ohne dabei

---

<sup>70</sup> Cf. LENSCHEN 1991:79.

in Eitelkeit zu verfallen. Sein Leben ist einem ernstgemeinten Fortschritt der Sprachwissenschaft verpflichtet, weshalb er auch andere Ehrungen ablehnt. De Gubernatis hatte z.B. vorgeschlagen, er müsse in die *Académie française* gewählt werden, worauf Bréal sehr bescheiden reagierte: „moi je trouve qu'on n'a pas mal récompensé déjà mes petits mérites et je me déclare amplement satisfait“<sup>71</sup>.

Seine Schüler Meillet und Havet bewundern, bis zu welchem Grad Bréal andere Meinungen gelten lassen konnte: „Il appréciait et il patronnait des esprits très disparates avec le sien, car il avait compris – bien peu le comprennent –, que la filiation spirituelle exclut la ressemblance.“<sup>72</sup> Bréal hat nie verlangt, dass man so denkt wie er, aber dabei hat er auch nicht ständig die Gültigkeit seiner Ergebnisse relativiert, denn schließlich verstand er sich als Erneuerer der französischen Sprachwissenschaft nach deutschem Modell.

Bréal wünschte sich als Nachfolger jemanden „qui le continuerait en ne le répétant pas“<sup>73</sup>. Er hat immer die Jungen ermutigt und war ausgesprochen offen, sogar wenn seine Schüler sich von der junggrammatischen Methode inspirieren ließen: „il sut découvrir et encourager – en se sacrifiant au besoin – de jeunes talents: J. Darmesteter, Bergaigne, Saussure et Meillet, sans jamais chercher à imposer ses façons de voir.“<sup>74</sup> „Son principal mérite est d'avoir encouragé toutes les découvertes qui ouvraient à la science des voies nouvelles“<sup>75</sup>. So hat er sogar seinen Lehrstuhl Saussure überlassen, der ja in seinen Anfängen dem junggrammatischen Lager zuzuordnen ist. Maspero glaubt, er habe dies getan, gerade weil er sich des großen Unterschieds zwischen der neuaufkommenden junggrammatischen Doktrin und seinen eigenen (veralteten?) Ansichten bewusst war:

Les élèves de Bréal [...] s'étaient éloignés de Bopp, puis de leur maître [...] en 1881, la fissure s'élargissant toujours, il [Bréal] quitta la partie, mais en désignant, pour le remplacer, celui-là même dont les directions scientifiques s'éloignaient le plus des siennes, Ferdinand de Saussure.<sup>76</sup>

Auch mit dem Bewusstsein, dass sich die Sprachwissenschaft in seiner Nachfolge (in eine veränderte Richtung) weiterentwickeln wird, macht

---

<sup>71</sup> Brief Bréals an Angelo de Gubernatis vom 7.6.1879, zit. nach CIUREANU 1955:461. Außerdem kann noch als Begründung gelten: „J'ai échappé aux tracassins d'une candidature, aux commentaires de la presse et aux mésintelligences d'un corps que je crois profondément divisé.“ (cf. WOLF 2001:79).

<sup>72</sup> HAVET 1916:41.

<sup>73</sup> MEILLET 1921:1.

<sup>74</sup> FLOBERT 1967:18.

<sup>75</sup> VENDRYES 1955:16.

<sup>76</sup> MASPERO 1916:563s.

Bréal seine eigenen Errungenschaften nicht zunichte. Sein wissenschaftlicher Weitblick wurde ihm schon kurz nach seinem Tod (durch Havet) bescheinigt:

Il a toujours fait preuve d'une extrême largeur scientifique. Il avait vu, autour de lui, la linguistique se transformer et se compliquer, prendre les allures d'une algèbre rébarbative, offenser son goût de la clarté simple et sa défiance du dogmatisme et des formules.<sup>77</sup>

Wie sein Kollege Schuchardt muss Bréal gesehen haben, dass die Diversifikation der Ansätze der sich etablierenden Sprachwissenschaft nur gut tun kann: „Die prinzipiellen Unstimmigkeiten innerhalb der Sprachforschung sind bis heute beständig gewachsen, ich möchte aber nicht sagen: in erschrecklicher Weise, fast eher: in ersprieszlicher.“<sup>78</sup>

Bréal ist nicht nur offen für alles Neue (auch im Rahmen der *SLP*), sondern auch ein wissenschaftlicher Geist, der seiner Methode treu bleibt, wie Vendryes berichtet.

À Bréal revient le mérite d'avoir créé le véritable esprit de la Société, que Meillet prit à tâche de maintenir. C'est un esprit de sagesse et de liberté, largement ouvert à toutes les idées, planant au-dessus des oppositions de tempérament ou de doctrine, résolument dégagé de tout parti pris d'école ou de chapelle. Cet esprit pratique le respect des opinions d'autrui, la concorde et la confiance mutuelle. Quiconque s'intéresse aux problèmes du langage est admis à faire connaître le résultat de ses réflexions du moment qu'il travaille suivant une saine méthode et qu'il appuie son argumentation sur une connaissance directe des faits [...] Telle était la doctrine de Bréal.<sup>79</sup>

Grundsätzlich gilt für Bréal, dass es fundiert ist, sich zunächst an dem zu orientieren, was es schon gibt. Dabei legt er allerdings besonderen Wert darauf, dass der Forscher sich Wissen nicht über Dritte vermittelt aneignet, sondern dass er sich direkt selbst informiert. Seine zwei grundlegenden Anliegen, die wissenschaftlicher nicht sein können, sind, Forscher mit innovativen Ansätzen heranzuziehen und Raum für Kritik und Diskussion zu geben:

[...] deux désirs essentiels: celui d'attirer à la Société et d'accueillir avec faveur tous ceux, surtout parmi les jeunes, qui étaient à même d'apporter des découvertes ou des inventions nouvelles, et aussi celui de laisser toute liberté aux discussions et aux critiques.<sup>80</sup>

---

<sup>77</sup> HAVET 1916:41. Cf. heute auch SWIGGERS/DESMET 2000:195.

<sup>78</sup> Schuchardt, zit. nach KUKENHEIM 1966:97.

<sup>79</sup> VENDRYES 1955:20.

<sup>80</sup> VENDRYES 1955:20.

Auch Busse sieht die Notwendigkeit, dass sich die Sprachwissenschaft immer (mehr) um Vermittlung bemühen muss. Bréal will aber im Unterschied zu Busse ausdrücklich, dass seine wissenschaftlichen Ergebnisse auch angewendet werden. Er macht nicht nur Vorschläge oder Interpretationsangebote, sondern er stellt ein Instrumentarium zur Verfügung, das zwar nicht unfehlbar sei, aber mit dem vorerst als Basis gearbeitet werden könne.

Und der praktische Nutzen der Wissenschaft solle bis in die Lehrerausbildung und damit mittelbar bis in die Schulen weitergetragen werden. Schüler würden natürlich keine Wissenschaft betreiben, doch sollten die von der wissenschaftlichen Ausbildung der Lehrer profitieren:

Je ne veux pas dire cependant que nos écoliers de sixième et de cinquième ne doivent pas profiter des leçons de la grammaire comparée. Si vous me permettez cette comparaison, ils en bénéficient sans le savoir, comme l'enfant, en suçant le lait de sa nourrice, profite des aliments qu'elle a pris. (BRÉAL 1877a:327s.)

Lehrer müssen sich die Wissenschaft aneignen, dann werden sie zu Wissensverbreitern, „dispensateurs du savoir“, und als solcher versteht sich auch Bréal von ganzem Herzen:

Laissez-le [professeur], pendant sa jeunesse, acquérir le plus qu'il pourra de science: donnez-lui en outre des notions claires sur le but et sur les méthodes d'enseignement. Puis fiez-vous à lui pour la manière dont il fera entrer dans ses leçons les connaissances qu'il possède. (BRÉAL 1877a:341)

Mit Sorge um die Sprachendidaktik wünscht sich Bréal, dass die zukünftigen Lehrer sich die Wissenschaft bewusst und langsam aneignen und dann für ihre Schüler umsetzen. Es sei niemandem geholfen, wenn solche Kenntnisse angehenden Lehrern schnell und resümeehaft vermittelt würden. Erst durch eigene Lektüre und intensive Beschäftigung könne ein Umgang mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen erreicht werden, der überhaupt erst erlaube, diese an eine nachfolgende Generation weiterzugeben:

J'ai longtemps cru que c'était une qualité dangereuse inhérente à la linguistique de griser ceux qui en ont pris trop hâtivement quelques gorgées. Mais j'ai reconnu que le même phénomène se produit encore ailleurs: il se produit pour toute connaissance acquise trop tard et au galop. (BRÉAL 1877a:341)

Pour transmettre avec plaisir même les connaissances les plus modestes, il faut qu'elles nous soient devenues chères par notre propre travail.



Si la règle grammaticale que j'enseigne me rappelle la place qu'elle occupe dans un ensemble logique et harmonieux, je l'exposerai mieux que si elle m'apparaît comme le caprice inexplicable du hasard. Je ramènerai à des lois les formes irrégulières, et si l'exposition excède le savoir des élèves, je leur ferai pressentir un certain ordre par la manière dont je disposerai ces formes exceptionnelles. Le savoir acquis récemment et à la hâte en vue de la classe, reste inutile et il peut même devenir dangereux; mais toute science que le maître se sera assimilée avec goût à l'âge où les études profitent le mieux, est un gain pour sa classe. [...] C'est une erreur bizarre de croire que les maîtres peuvent enseigner d'après un résumé une science qu'ils ignorent. Il faut que chacun ait puisé aux sources et se soit lui-même fait son résumé. (BRÉAL 1877a:343-45)

Die praktische Anwendbarkeit der Wissenschaft ist zu Bréals Zeiten im Vergleich zu heute beinahe eine wagemutige Forderung. Bréal sieht in der Sprachwissenschaft die gleiche Nützlichkeit wie in den Naturwissenschaften, wenn es auch heute noch teilweise schwierig ist, in gewissen Milieus eine solche Ansicht durchzusetzen:

Il n'y a pas encore bien longtemps, la Linguistique aurait cru déroger en avouant qu'elle pouvait servir à quelque objet pratique. Elle existait, prétendait-elle, pour elle-même, et elle ne se souciait pas plus du profit que le commun des hommes en pourrait tirer, que l'astronome, en calculant l'orbite des corps célestes, ne pense à la prévision des marées. Dussent mes confrères trouver que c'est abaisser notre science, je ne crois pas que ces hautes visées soient justifiées. Elles ne conviennent pas à l'étude d'une œuvre humaine telle que le langage, d'une œuvre commencée et poursuivie en vue d'un but pratique, et d'où, par conséquent, l'idée de l'utilité ne saurait à aucun moment être absente. Bien plus: je crois que ce serait enlever à ces recherches ce qui en fait la valeur. La Linguistique parle à l'homme de lui-même: elle lui montre comment il a construit, comment il a perfectionné, à travers des obstacles de toute nature et malgré d'inévitables lenteurs, malgré même des reculs momentanés, le plus nécessaire instrument de civilisation. (BRÉAL 1924:2)

Für Bréal ist die angewandte Sprachwissenschaft nicht weniger wissenschaftlich, im Gegenteil. Sie darf sich sogar vor politischen Interessen nicht verschließen<sup>81</sup>:

Toutes les sciences ont des applications politiques. [...] Nous ne faisons que répéter ici ce qu'a dit, le premier, M. Hugo Schuchardt, le savant professeur autrichien, qui n'a jamais partagé, en fait de linguistique, le mysticisme à la mode. (BRÉAL 1901a:242)

---

<sup>81</sup> Cf. DESMET/SWIGGERS 2000:29.

Im Unterschied zu Busse gehört für Bréal die Verständlich- und Nutzbarmachung wissenschaftlicher Ergebnisse für die Allgemeinheit ausdrücklich zum Aufgabenbereich des Linguisten<sup>82</sup>!

Mit dem gleichen Tenor wie Bréal spricht Steinthal über die noch unterentwickelte Psychologie:

Es kann keine Wissenschaft zu vollem Gedeihen und Wachstum gelangen ohne die allgemeine Theilnahme der gebildeten Welt. Es genügt nicht, daß einige wenige Männer irgend ein Gebiet der Forschung mit Erfolg anbauen; nein, es muß das Bewußtsein von dem Bedürfniß ihrer Bemühungen, von der Natur und dem Umfange ihrer Aufgaben, von den Mitteln und der Methode der Lösung wenigstens in allgemeiner Weise weit verbreitet sein, muß zum geistigen Inhalt der Bildung gehören.<sup>83</sup>

Hier legt Steinthal in vorbildlicher Weise Erkenntnisinteresse (Bedarf), Methode (Mittel) und Konsens (Beteiligung aller Interessierten) als Säulen der Wissenschaft dar. Es lässt sich erst von Wissenschaftlichkeit sprechen, wenn es einen „accord préalable sur la méthode et les objets“ gibt<sup>84</sup>. Dies ist die Bedingung für den Fortschritt in der Wissenschaft, die ansonsten ewig von vorne anfangen muss. Erst der Konsens mit den anderen Forschern desselben Gebietes über Methoden und Resultate macht das Forschen zur Wissenschaft.

Es kann nicht ausreichen, wie Busse unverbindliche Angebote zu machen. Die Bestätigung, dass eine neue Methode sich bewährt und auch außertheoretisch Nutzen bringt, macht für Bréal aus seinen Entdeckungen erst einen wissenschaftlichen Fortschritt. Unterschiedliche Methoden liefern unterschiedliche Ergebnisse; trotzdem und gerade deswegen lässt sich Methodenvielfalt rechtfertigen. Eine ist nicht als besser zu bewerten als eine andere, denn alle haben unterschiedliche Verwendungsbereiche und Erkenntnisinteressen.

Eine neue Methode kann sich oft nur etablieren, indem man sie aufs Korn nimmt und sie den konkurrierenden Ansätzen standhält<sup>85</sup>. Und dazu reicht es nicht aus, nur theoretische Angebote zur Diskussion zu stellen: „Es genügt aber nicht, dass Gedanken gelegentlich ausgesprochen werden, sie müssen durch die Breite der Thatsachen hindurchgeführt werden. Dies thut Hr. Bréal“<sup>86</sup>.

---

<sup>82</sup> Cf. SAVATOVSKY 2000:13.

<sup>83</sup> STEINTHAL 1869:281.

<sup>84</sup> Cf. SAVATOVSKY 2000:23.

<sup>85</sup> Cf. BRUGMANN 1878:205.

<sup>86</sup> STEINTHAL 1869:282. Aus denselben Gründen schreibt Steinthal über Bréals *Essai*: „Arbeiten wie die hier angezeigte liebe ich sehr.“ (281).

Busse schätzt auch das Erkenntnisinteresse (und noch vorge-schaltet die Definition des Gegenstandes) als essentielles Charakteristikum von Wissenschaftlichkeit ein, vernachlässigt jedoch die Ratifizierung der Methode durch den Konsens:

Wissenschaft beginnt (so die Lehre der modernen Wissenschafts- und Erkenntnistheorie) – zumal in den sog. Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften – mit der Bestimmung und Abgrenzung ihres Gegenstandes bzw. der einzelnen Gegenstände, Erkenntnisobjekte. (BUSSE 1999b:119)

DEFINIEREN steht daher am Beginn jeder Wissenschaft, jedes Forschungsunternehmens, jeder Begründung [...] einer Disziplin oder Teildisziplin – so auch (und gerade) in der modernen Sprachwissenschaft (BUSSE 1999b:120).

Busse scheint kaum über das Definieren und Theoretisieren hinaus zu gelangen, wenn er auch ausdrücklich wissenschaftliches Arbeiten als Handeln charakterisiert.

Die Gegenstandsbestimmung erfolgt üblicherweise durch Definition, kommt jedenfalls nicht ohne sie aus. DEFINIEREN ist nun aber nichts anderes als eine spezifische Form sprachlichen Handelns, ein Handlungstyp, der charakteristisch für die soziale Institution (man könnte auch sagen: die soziale Interaktionsform) „Wissenschaft“ ist (daneben spielt dieser Handlungstyp etwa noch in der Institution „Recht“ eine große Rolle). Es steht daher fest (und nur wissenschaftstheoretisch völlig unreflektierte Forscher können dies bezweifeln), daß wissenschaftliches Arbeiten, Handeln zunächst und vor allem, also in nuce, sprachliches Arbeiten und Handeln ist. (BUSSE 1999b:119)

Wäre Busses wissenschaftliches Arbeiten aber wirklich eine Form des Handelns, so dürfte er sich nicht auf das Angebot rein theoretischer Definitionen und Programme beschränken, sondern müsste wie Bréal auch selbst seine theoretisch erworbenen Erkenntnisse der praktischen Umsetzbarkeit aussetzen und sich dazu bereit erklären, dass seine Methode auf den Prüfstand gesetzt wird. Dass dies nicht der Fall ist, scheint er damit entschuldigen zu wollen, dass es in der Linguistik angeblich einer verbreiteten Tradition entspreche, Begrifflichkeiten und Theorien nicht kritisch zu reflektieren:

Deshalb kann – auch weil wissenschaftlicher Pluralismus sich auch und gerade im Bereich der Begriffe, Terminologien, Definitionen und Modelle zeigen können muß und daher jede erzwungene Vereinheitlichung und Normierung Erkenntnischancen zerstören könnte – eine kritische Selbstreflexion einer Wissenschaft auf ihre eigene Sprache weniger die Inhalte der Begriffe selbst betreffen als vielmehr die Art und Weise des Umgangs mit ihnen und der unleugbaren Tatsache der terminologisch-theoretischen Differenz. Gerade hierin zeigt sich die

Sprachwissenschaft jedoch nicht gerade beispielgebend. Um nur das mindeste zu sagen: kritische Selbstreflexion ihrer eigenen Sprache und ein entspannter Umgang mit ihr ist nicht gerade ihre herausragendste Tugend. (BUSSE 1999b:152s.)

Busse hegt die Vorstellung einer idealen Wissenschaft, die „mehr auf das Phänomen und weniger auf das Modell“ (BUSSE 1999b:153) achtet, obwohl er selbst vom eigentlichen Gegenstand der Linguistik, nämlich der Alltagssprache, weit entfernt ist. Er würde sich wünschen, dass die Sprachwissenschaft sich „eher um Diskurs, Austausch und Vermittelbarkeit als um Abgrenzung, Clubbildung und Exklusivität“ (BUSSE 1999b:153) bemüht, doch zeugen Busses eigene Werke weder von der Intention, sich mit neueren (z.B. kognitiven) Ansätzen auseinander zu setzen, noch von einem Vulgarisierungsbestreben, wie es bei Bréal in jedem Satz zu spüren ist.





## 4. Fazit

Nachdem unter ausgesuchten thematischen Gesichtspunkten die Konzeptionen von Michel Bréal und Dietrich Busse zueinander in Beziehung gesetzt worden sind, gäbe es sicherlich noch mehr Parallelen im Detail. Wollte man diese jedoch herausarbeiten, müsste man im gleichen Schritt auch immer mehr auf die Unterschiede insistieren<sup>1</sup>. Was bis hierhin an Ähnlichkeiten aufgezeigt worden ist, kann wohl kaum reiner Zufälligkeit entsprechen. Es lässt sich zwar nur schwer behaupten, Busse sei direkt von Bréal beeinflusst gewesen, denn der Einfluss anderer Quellen ist ebenso manifest, doch kann global festgehalten werden, dass es erstaunliche Parallelen gibt.

Wie erklären sich aber so augenfällige Parallelen? Man könnte für die Zeit direkt nach Bréal argumentieren, gewisse Ideen hätten zu der Zeit „in der Luft gelegen“. Fast ein Jahrhundert später jedoch hat dieses Zeitgeist-Argument weniger erklärende Kraft und es bleibt – wenn nicht die Vermutung, dass Busse doch (bewusst oder unbewusst) von Bréals Wirken beeinflusst ist – immerhin der Beweis, dass Bréals Ansichten bis heute überlebt haben und damit ein Bedauern, dass er nicht ein einziges Mal für seine Modernität in Busses Publikationen gewürdigt wird<sup>2</sup>.

Die beiden Linguisten zeigen ungeachtet ihrer theoretischen Parallelen eine ganz andere Grundeinstellung: Bréal steht der Sprache auffallend positiv gegenüber, manchmal vielleicht sogar etwas zu bewundernd. Busse dagegen ist pessimistischer: auch wenn er zeitweise davon abrät, die Diskursanalyse nur dazu zu nutzen, Sprachgebrauch zu verurteilen, scheint er die Sprache als gefährliches Manipulationsinstrument einzuschätzen.

Bréal will jeglichem Dogmatismus aus dem Weg gehen und lehnt jede Art der Übertreibung ab. Er ist ein offener Geist, aber sicherlich kein Revoluzzer. Zugunsten der notwendigen sozialen Kontinuität will er keinen „Sturm im Wasserglas“ provozieren. Bréal ist humanistisch, antinaturalistisch, antipositivistisch und nahe eines linguistischen Idealismus (cf. Humboldt)<sup>3</sup>, weshalb Desmet und Swiggers ihn auch als „le grand humaniste“<sup>4</sup> bezeichnen. Meillet nannte ihn schon einen Humanisten, der fast einen Hang zu Soziologie auslebe.

Gemeinsam sind beiden Konzeptionen zur Sprache die Rolle des Individuums, (der Sprecher und v.a. der Hörer sind zentrale Faktoren),

---

<sup>1</sup> Cf. WUNDERLI 1981a:165.

<sup>2</sup> Und überhaupt erst 2005 zum ersten Mal auftaucht!

<sup>3</sup> Cf. COSERIU 2000:38.

<sup>4</sup> DESMET/SWIGGERS 2000:38.

der individuelle Sprechakt als Quelle des Sprachwandels (pragmatische Basis) und die Rolle der sozialen Gruppen. Die Sprecher wirken unbewusst auf eine Sprachentwicklung hin, die ihnen erlaubt, sich den wandelnden Bedürfnissen angepasst zu verständigen.

Busse benutzt in Anlehnung an die *ordinary language philosophy* zweifelsohne ein ganz anderes Begriffsinstrumentarium als Bréal. Die Art der Darstellung ist sicherlich nicht so „organisch“ strukturiert wie die Bréals, was durch die Verbindung vieler „artfremder“ Theorien bedingt ist. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn Busse seine sehr verschiedenartigen Theorien noch mehr in Einklang gebracht hätte. Er hätte sich auf weniger Referenzen beschränken können und gewisse andere hinzufügen müssen<sup>5</sup>.

Wenn er sich daran stört, dass bisher die übergreifenden Zusammenhänge nur unzureichend erarbeitet worden seien, so muss man sich fragen, ob Busse *im Prinzip* die historisch-semantiche Wortforschung bejahen könnte<sup>6</sup>, denn ohne sie fehlte jede Grundlage. Er hätte dem Leser im Ergebnis ein homogeneres Modell der kommunikativen Interaktion auf dem Hintergrund einer historischen Diskurssemantik bieten können.

Auch Bréal liefert sicherlich keine Theorie „complète et fermée“<sup>7</sup>; dies scheint aber auch gar nicht sein Anliegen gewesen zu sein. Er geht allein aus praktischen Gründen von einer konsistenten Bedeutung aus. Busse gibt sein Einverständnis zu einem solchen Konzept erst 1991 in Form eines „intuitiven Sprachgefühl[s]“. Gleichzeitig kommt aber immer wieder (bis heute) auf seine alten Behauptungen zurück. Er scheint sich bewusst zu werden, dass eine „allgemeine Sinnmöglichkeit“ (BUSSE 1987a:169) notwendig ist, um die Entstehung der Wortbedeutung aus dem Gebrauch aufrechterhalten zu können. Denn der Gebrauch folgt selbst einem Sprachverständnis, das ohne explizite Regelkenntnis funktionieren muss (und hierin weicht Busse doch erheblich von Wittgensteins Sprachverständnis ab); ansonsten würde Busses Modell in einem unendlichen Regress als immerwährendes Rückschreiten von der Wirkung zur Ursache enden.

---

<sup>5</sup> Der literaturwissenschaftlichen Exegese, wenn er sich *Textinterpretation* auf seine Fahne schreibt; und der historischen Semantik, wenn er so seine erste große Veröffentlichung betitelt.

<sup>6</sup> Cf. DIECKMANN 1989:224. – BUSSE/HERMANN/TEUBERT 1994:26s. räumen ein, dass die wortbezogene Lexikographie sehr dienlich sein, aber die Diskurssemantik nicht ersetzen kann, da von vornherein die Auswahl des Materials und die Zielsetzungen andere sind.

<sup>7</sup> HEY 1898:552 merkt an, dass Bréal nur Einzelbeobachtungen gruppiert hat. – „Bréal élaborait justement un système ouvert et perfectible“ (DELESALLE 1988b:35).



Es ist zu großen Teilen Bréal zu verdanken, dass die Semantik sich emanzipierte und nicht mehr nur als Nebenzweig von Etymologie oder Lexikographie gilt. Damit trat gleichzeitig die Suche nach Gesetzen und Gründen an die Stelle der Suche nach der „wahren“ Bedeutung. Er hat dafür gesorgt, dass das Bewusstsein eines ständigen Wandels an die Stelle von Sprachursprungsfragen gesetzt wurden. Fragen über Gesetze und Gründe des Sprachwandels wurden langsam durch Reflexion über Kommunikationsmechanismen, Verständigung und die Interaktion zwischen Sprecher und Hörer in Situation und Kontext ersetzt und eher synchronisch als diachronisch erarbeitet. Außerdem befreite Bréal die Semantik von ihrer Verbindung zur Rhetorik und zur vergleichenden Philologie und näherte sie der Psychologie und Soziologie an.

Als Gesamteindruck des Vergleichs der Konzeptionen von Michel Bréal und Dietrich Busse lässt sich allgemein festhalten, dass es an diversen Stellen erstaunlich ist, dass die Theorie, die Busse vor fünfzehn Jahren formuliert hat, fast identische Ergebnisse liefert wie Bréal zum Ende des vorletzten Jahrhunderts. Dabei verwundert es um so mehr, dass Bréal in Busses Veröffentlichungen kein einziges Mal hinsichtlich seiner Verdienste Erwähnung findet<sup>8</sup>. Bréal hat eine außerordentlich moderne Sprachkonzeption<sup>9</sup>; er ist 1868 schon psychologisch orientiert und stellt eine Semantik der Kommunikation und des Verstehens auf die Beine<sup>10</sup>, so dass es höchst unverständlich scheint, warum sie ein ganzes Jahrhundert lang keine Wirkung gezeigt hat:

Bréals Sicht des aus dem Sprachgebrauch resultierenden Sprachwandels darf mit geringfügigen Abstrichen auch heute noch Gültigkeit beanspruchen. Umso mehr muß es erstaunen, daß bei Forschern wie Busse (1987a, 1991), die eine weitgehend identische Auffassung vertreten, der Name Bréals nicht einmal in der Bibliographie auftritt. Wie so oft in der Linguistik, scheint auch hier das Rad wieder einmal neu erfunden worden zu sein.<sup>11</sup>

Die Semantik als „Mode-Disziplin“ wird zwar immer produktiver, aber besinnt sich nicht immer auf ihre Anfänge, da sie, wenn man sich z.B. auf die Kritik an einem zu starren Gesetzesbegriff beschränkt (dem Bréal aber bei genauerem Hinsehen mit allen Kräften entgegengewirkt hat), zu vereinfachend scheint:

Et pourtant, en face de l'abondance actuelle de divers essais, études, introductions, etc., qui, surtout au cours de la dernière trentaine

---

<sup>8</sup> Cf. dazu auch STORK 2001:473.

<sup>9</sup> Cf. WUNDERLI 2001:170.

<sup>10</sup> Cf. NERLICH 1990b:113.

<sup>11</sup> WUNDERLI 2001:170.

d'années, ont été dédiés à la sémantique (laquelle, sans cesser d'être considérée „science nouvelle“, est devenue dernièrement aussi „science à la mode“), dans cette inondation [sic] actuelle des travaux où l'on risque quelquefois de se perdre dans la surabondance fâcheuse de terminologie souvent inutile et dans la complexité quelquefois artificielle et improductive des choses – il vaut bien diriger plus d'attention à des ouvrages comme celui de M. Bréal, en remontant ainsi aux sources mêmes (qu'elles paraissent à certains démodés et „trop simples“ en face de la complexité et la richesse des analyses contemporaines) de ce qui a été dit et fait après.<sup>12</sup>

Die Rückbesinnung auf die Anfänge der Disziplin kann jedoch sehr produktiv und fruchtbringend sein, denn sie hilft „à vérifier des points de vue et des résultats obtenus“<sup>13</sup>. Die Arbeiten von Bréal sind es wert, wieder aufgegriffen zu werden wegen ihrer „clarté dans la présentation du problème“<sup>14</sup>; Bréals Potential ist noch lange nicht ausgeschöpft<sup>15</sup>. Es ist frappierend, wie Bréals Ausführungen in ihrer „actualité surprenante“<sup>16</sup> den Eindruck erwecken, als habe er neben der Pragmatik und dem Strukturalismus auch die Diskurssemantik antizipiert:

La sémantique „historique“ de Bréal contient non seulement des éléments pour une sémantique synchronique, cognitive et pragmatique, mais aussi des idées pour une théorie de l'acquisition et de l'exécution de notre compétence lexicale et discursive.<sup>17</sup>

Bréal sieht schon zu seiner Zeit ein, dass er sich auf dünnem Eis bewegt, denn es lassen sich darüber, was im Geiste vorgeht, nur Vermutungen anstellen. Ein solches Zugeständnis macht Busse an keiner Stelle. Es können keine gesicherten Ergebnisse geliefert werden; die Sprache der Beschreibung muss gezwungenermaßen eine sehr metaphorische bleiben. Angesichts der dargelegten Komplexität kommunikativen Interagierens, die in beiden Konzeptionen zum Tragen kommt, bleibt Bréal seinem Leitsatz treu, die pragmatische und kommunikative Funktion der Sprache in den Vordergrund zu stellen. Es mag naiv wirken, den Wortschatz einer Sprechergemeinschaft in Wörterbüchern festlegen zu wollen, aber Bréal hält es für eine „idée raisonnable“ (BRÉAL 1924:268), eine Aussage darüber zu treffen, welche Wörter die Sprecher benutzen sollten, wenn sie verstanden werden wollen.

Wissenschaftliches Arbeiten ist für Busse immer sprachliches Arbeiten. Das gelte zumindest in allen Geisteswissenschaften, da die

---

<sup>12</sup> WIDLAK 1986:161s.

<sup>13</sup> WIDLAK 1986:162.

<sup>14</sup> WIDLAK 1986:162.

<sup>15</sup> Cf. WUNDERLI 2001:127.

<sup>16</sup> SCHOGT 1990:35.

<sup>17</sup> NERLICH 2000:191.

Sprache „das zentrale Werkzeug der Wissenschaft ist“ (BUSSE 1999b:119). Dazu kommt in der Sprachwissenschaft die Besonderheit, dass selbst das Erkenntnisziel sprachlich definiert ist, und mehr noch sogar erst durch Sprache konstituiert wird. Busse macht darauf aufmerksam, dass die linguistischen Erkenntnisobjekte – und hier muss auf eine letzte verblüffende Parallele zu Bréal (s.u.) hingewiesen werden – „ohne diese sprachliche Konstitution gar nicht «in der Welt» sind, als Objekte (der Erkenntnis, des Forschens) gar nicht existieren, zumindest jedoch nicht verfügbar sind“ (BUSSE 1999b:120).

Obwohl beide Ansätze ausdrücklich die Grenzen ihres Modells aufzeigen, muss noch einmal betont werden, dass Rekonstruktion von Handeln immer theoretisch ist. Es darf nicht aus dem Blick verloren gehen, dass sowohl Sinn als auch Bedeutung, Handlungsmatrizen und *lois intellectuelles du langage* analytische Konstrukte sind, die zu extravagant Interpretationen verleiten können.

*Avant de terminer, je veux ajouter une simple remarque qui est inutile avec un auditoire aussi éclairé, mais qui, au dehors, peut prévenir des malentendus. [...] [L]a véritable nature des phénomènes intellectuels est inconnue. Nous percevons les effets, la cause se dérobe. Nous sommes obligés de transposer dans la langue de nos cinq sens des faits d'un ordre supérieur. Pour être exact, on ne devrait parler ni d'idées ni de mots, car il n'y a ni idées ni mots. (BRÉAL 1884:555b)*



## 5. Bibliographie

### 5.1 Publikationen Michel Bréal

- BRÉAL, M. 1862a: «De la géographie de l’Avesta», *Journal asiatique* 19:482-97 [mit geringfügigen Änderungen in: BRÉAL 1877a:187-99 übernommen]
- BRÉAL, M. 1862b: «Le Brahme Tchengréngghâtchah», *Journal asiatique* 19:497-502 [mit geringfügigen Änderungen unter dem Titel «La légende du Brahmane converti par Zoroastre» in: BRÉAL 1877a:201-06 wieder aufgenommen]
- BRÉAL, M. 1863a: *Hercule et Cacus. Étude de mythologie comparée. Thèse présentée à la Faculté de Lettres de Paris, Paris* [auch abgedruckt in: BRÉAL 1877a:1-161]
- BRÉAL, M. 1863b: *De Persicis nominibus apud scriptores Graecos. Facultati litterarum Parisiensi thesim proponebat Michael Bréal, Paris*
- BRÉAL, M. 1863c: «Le mythe d’Œdipe», *Revue archéologique* 8:193-214 [mit geringfügigen Änderungen in: BRÉAL 1877a:163-86 übernommen]
- BRÉAL, M. 1864: «[Collège de France. Grammaire comparée. Cours de M. Michel Bréal.] De la méthode comparative dans l’étude des langues», *Revue des cours littéraires de la France et de l’étranger* 2:20-23, 43-47 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:71-79]
- BRÉAL, M. 1866a: «[Collège de France. Grammaire comparée. Cours de M. Michel Bréal.] De la forme et de la fonction des mots», *Revue des cours littéraires de la France et de l’étranger* 4:65-71 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:89-96]
- BRÉAL, M. 1866b: «Variétés. Introduction à la grammaire comparée de Bopp», vol. 1, *Revue des cours littéraires de la France et de l’étranger* (1865-1866):308-11
- BRÉAL, M. 1868a: «Introduction», *Grammaire comparée des langues indo-européennes comprenant le sanscrit, le zend, l’arménien, le grec, le latin, le lithuanien, l’ancien slave, le gothique et l’allemand. Traduite sur la seconde édition et précédée d’introductions par Michel Bréal, (5 vol.), vol. 2, Paris:I-XXXVIII* [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:107-45]
- BRÉAL, M. 1868b: *Les idées latentes du langage. Leçon faite au Collège de France pour la réouverture du cours de grammaire comparée le 7 décembre 1868, Paris* [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:184-213]
- BRÉAL, M. 1868c: «Les progrès de la grammaire comparée. Leçon faite pour la réouverture du cours de grammaire comparée, le 9 décembre 1867», *Mémoires de la Société de linguistique de Paris* 1:72-89 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:155-73]
- BRÉAL, M. 1869: \*TH. BENFEY 1869, *Revue critique d’histoire et de littérature* 8:385-89

- BRÉAL, M. 1872: *Quelques mots sur l'instruction publique en France*, Paris
- BRÉAL, M. 1873: \*W.D. WHITNEY 1873: *Oriental and linguistic studies*, New York, *Revue critique d'histoire et de littérature* 13:113
- BRÉAL, M. 1875a: «Les Tables Eugubines», *Revue des Deux Mondes* (nov.):57-79
- BRÉAL, M. 1875b: «Variétés. Introduction à la grammaire comparée de Bopp», in: F. BOPP, *Grammaire comparée des langues indo-européennes comprenant le sanscrit, le zend, l'arménien, le grec, le latin, le lithuanien, l'ancien slave, le gothique et l'allemand*. Traduite sur la seconde édition et précédée d'introductions par M. Michel Bréal, vol. 1, <sup>2</sup>Paris:I-LVIII
- BRÉAL, M. 1876a: «La langue-mère indo-européenne», *Le Temps* (25 sept.):3, col. 5 und *Le Temps* (2 oct.):4, col. 1-2
- BRÉAL, M. 1876b: «Les racines indo-européennes», *Journal des savants*:632-52 [auch abgedruckt in: BRÉAL 1877a:375-411]
- BRÉAL, M. 1877a: *Mélanges de mythologie et de linguistique*, Paris
- BRÉAL, M. 1877b: «Les racines indo-européennes», in: BRÉAL 1877a:375-411
- BRÉAL, M. 1877c: «L'enseignement de la langue française», in: BRÉAL 1877a:347-73
- BRÉAL, M. 1877d: «Quelle place doit tenir la grammaire comparée dans l'enseignement classique?», in: BRÉAL 1877a:323-45
- BRÉAL, M. 1878a: «De l'analogie», *Mélanges d'histoire et de philologie publiés par la section historique et philologique de L'École des Hautes Études pour le dixième anniversaire de sa fondation* (Bibliothèque de l'École des Hautes Études. Sciences historiques et philologiques 35:101-14 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:220-34]
- BRÉAL, M. 1878b: «L'enseignement de la langue française. Par M. Michel Bréal. Membre de l'Institut, Professeur au Collège de France», *Les Conférences pédagogiques faites aux instituteurs primaires venus à Paris pour l'Exposition universelle de 1878*:193-221
- BRÉAL, M. 1878c: «Sur les rapports de la linguistique et de la philologie», *Revue de philologie, de littérature et d'histoire anciennes* 2:1-10 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:242-51]
- BRÉAL, M. 1879: «La science du langage», *Revue scientifique de la France et de l'étranger. Revue des cours scientifiques* 8:1005-11 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:259-65]
- BRÉAL, M. 1882: *Excursions pédagogiques, en Allemagne, en Belgique et en France*, Paris
- BRÉAL, M. 1883a: «De la force du mécanisme grammatical», *Académie des Inscriptions et Belles-Lettres* 11:184s.
- BRÉAL, M. 1883b: «Les lois intellectuelles du langage. Fragment de sémantique», *Annuaire de l'Association pour l'encouragement des études grecques en France* 17:132-42 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:272-82]

- BRÉAL, M. 1884: «[Institut. Séance publique annuelle des cinq Académiens] Comment les mots sont classés dans notre esprit», *Revue politique et littéraire. Revue des cours littéraires* 8:552-55 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:288-91]
- BRÉAL, M. 1886: «Comment on apprend les langues étrangères. Conférence faite à l'Association scientifique le 27 février 1886», *Revue internationale de l'enseignement* 11:235-55
- BRÉAL, M. 1887a: «Comment les langues réparent les points faibles de leur grammaire», in: *Mélanges Renier*. Recueil de travaux publiés par l'École Pratique des Hautes Études (Section des sciences historiques et philologiques) en mémoire de son président Léon Renier, Paris:233-39
- BRÉAL, M. 1887b: «L'histoire des mots», *Revue des deux mondes* 82:187-212
- BRÉAL, M. 1887c: «Langue maternelle», in: F. BUISSON (ed.), *Dictionnaire de pédagogie et d'instruction primaire*, vol. 2, Paris:1120-22
- BRÉAL, M. 1889a: «De l'importance du sens en étymologie et en grammaire», *Mémoires de la Société de Linguistique de Paris* 6:163-75
- BRÉAL, M. 1889b: «La réforme de l'orthographe française», *Revue des Deux Mondes* (déc.) 96:592-616
- BRÉAL, M. 1889c: «Les langues vivantes dans l'enseignement primaire», *Recueil de monographies pédagogiques publiées à l'occasion de l'exposition universelle de 1889*, vol. 4, Paris:501-43
- BRÉAL, M. 1889d: «Phonétique syntactique», *Mémoires de la Société de Linguistique de Paris* 6:326-36
- BRÉAL, M. 1891a: *De l'enseignement des langues anciennes*. Conférences faites aux étudiants en lettres de la Sorbonne, Paris
- BRÉAL, M. 1891b: «Le langage et les nationalités», *Revue des deux mondes* 108:615-39
- BRÉAL, M. 1892a: «Deux prétendus cas d'analogie», *Mémoires de la Société de Linguistique de Paris* 7:12-17
- BRÉAL, M. 1892b: «Notes grecques et latines», *Mémoires de la Société de Linguistique de Paris* 7:20-32
- BRÉAL, M. 1893a: *Causeries sur l'orthographe*, Paris
- BRÉAL, M. 1893b: *De l'enseignement des langues vivantes*. Conférences faites aux étudiants en lettres de la Sorbonne, Paris
- BRÉAL, M. 1893c: «La réforme orthographique et le rapport de M. Gréard», *Revue des deux mondes* 120:112-31
- BRÉAL, M. 1893d: \*E. RENAN 1890, *Journal des savants*:5-17 [auch abgedruckt in: *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 8 (1894):LVIII-LXVIII]
- BRÉAL, M. 1894: \*K. BRUGMANN/B. DELBRÜCK 1886-1893, vol. 1-2, *Journal des Savants* (août):445-60
- BRÉAL, M. 1895a: «Nécrologie de James Darmesteter», *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 9:LVI-LXXII
- BRÉAL, M. 1895b: \*K. BRUGMANN/B. DELBRÜCK 1886-1893, vol. 3, *Journal des Savants* (mai):274-88

- BRÉAL, M. 1895c: \*K. BRUGMANN/B. DELBRÜCK 1886-1893, vol. 3, *Journal des Savants* (août):457-62
- BRÉAL, M. 1895d: \*K. BRUGMANN/B. DELBRÜCK 1886-1893, vol. 3, *Journal des Savants* (oct.):608-20
- BRÉAL, M. 1896: \*O. JESPERSEN 1894, *Journal des Savants* (juillet):381-89 und (août):459-70
- BRÉAL, M. 1897a: *Essai de sémantique*. Science des significations, <sup>1</sup>Paris [<sup>2</sup>1899, <sup>3</sup>1904, <sup>4</sup>1908, <sup>5</sup>1921, <sup>6</sup>1924] [Limoges 2005 avec une introduction de SIMONE DELESALLE]
- BRÉAL, M. 1897b: «Une science nouvelle: la sémantique», *Revue des deux mondes* 141:807-36, [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:298-327]
- BRÉAL, M. 1898a: «Des lois phoniques», *Mémoires de la Société de Linguistique de Paris* 10:1-11 [auch abgedruckt in: DESMET/SWIGGERS 1995:336-46]
- BRÉAL, M. 1898b: *Deux études sur Goethe*. Un officier de l'ancienne France. Les personnages originaux de la „Fille naturelle“, Paris
- BRÉAL, M. 1898c: \*K. BRUGMANN/B. DELBRÜCK 1886-1893, vol. 4, *Journal des Savants* (août):449-62
- BRÉAL, M. 1900a: «Les commencements du verbe», *Mémoires de la Société de Linguistique de Paris* 11:268-84
- BRÉAL, M. 1900b: \*F.G. MOHL 1899, *Introduction à la chronologie du latin vulgaire*, Paris, *Journal des Savants* (fév.):65-72
- BRÉAL, M. 1900c: \*F.G. MOHL 1899, *Introduction à la chronologie du latin vulgaire*, Paris, *Journal des Savants* (mars):137-47
- BRÉAL, M. 1901a: «Le choix d'une langue internationale», *La Revue de Paris* 8/4 (15 juillet):229-46
- BRÉAL, M. 1901b: «Les verbes signifiant 'parler'», *Revue des études grecques* 14:113-22
- BRÉAL, M. 1901c: «Réponse aux objections», *Revue de Paris* (1<sup>er</sup> septembre):223
- BRÉAL, M. 1902: \*K. BRUGMANN/B. DELBRÜCK 1886-1893, vol. 5, *Journal des Savants* (janv.):5-16
- BRÉAL, M. 1903a: «Un changement de signification: le verbe allemand *müssen*», in: *Album Kern*. Opstellen geschreven ter eere van Dr. H. Kern, hem aangeboden door vrienden en leerlingen op zijn 70. verjaardag, den 6. April 1903, Leiden:27s.
- BRÉAL, M. 1903b: «La grammaire au XX<sup>e</sup> siècle», *Revue politique et littéraire* (26 déc.):801-04
- BRÉAL, M. 1906: *Pour mieux connaître Homère*, Paris
- BRÉAL, M. 1907: «Nécrologie: Graziadio Ascoli», *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 14:222s. [= BRÉAL, M. 1907: «Graziadio Ascoli», *Journal des Débats politiques et littéraires* 14:248s.]
- BRÉAL, M. 1908: «Erinnerungen an Deutschland», *März – Halbmonatschrift für deutsche Kultur* 2/1:75-83
- BRÉAL, M. 1964: *Semantics: Studies in the science of meaning*. Transl. by Mrs. H. [i.e., Nina, née Welby] Cust. With a new introduction



- by Joshua Whatmough, New York [<sup>1</sup>1900]
- BRÉAL, M. 1972: «Die geistigen Gesetze der Sprache», in: L. ANTAL (ed.), *Aspekte der Semantik. Zu ihrer Theorie und Geschichte 1662-1970*, Frankfurt a.M.:43-50
- BRÉAL, M. 1990: *Saggio di semantica*. Introduzione, traduzione e commento di Arturo Martone, Napoli
- BRÉAL, M. 1991: *The Beginnings of Semantics [1832-1915]*. Essays, lectures and reviews. Ed. and translated by George Wolf, London
- BRÉAL, M. 1992: *Ensaio de semântica*. Ciência das significações. Trad. Eduardo Guimarães et al., São Paulo
- BRÉAL, M. 1992: *Saggio di semantica*. Scienza dei significati. Introduzione e cura di Renata Mecchia. Edizione critica e bibliografia brealiana di Domenico Russo, Chieti
- BRÉAL, M. 2001: *Ensaio de semântica*. Ciencia de las significaciones, Madrid [Pamplona <sup>1</sup>1904]
- BRÉAL, M./BAILLY, A. 1882: *Leçons de mots*. Les mots latins groupés d'après le sens et l'étymologie. Cours élémentaire, Paris
- BRÉAL, M./BAILLY, A. 1885: *Leçons de mots*. Cours supérieur. Dictionnaire étymologique latin, Paris
- BRÉAL, M./PERSON, L. 1888: *Grammaire latine élémentaire*, Paris



## 5.2 Publikationen Dietrich Busse

- BUSSE, D. 1986a: «Sprache und Bildung: Bericht über ein Symposium zum 150. Todestag Wilhelm von Humboldts», *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 14/2:229-36
- BUSSE, D. 1986b: «Überlegungen zum Bedeutungswandel», *Literatur und Sprache in Wissenschaft und Unterricht* 17:51-67
- BUSSE, D. 1987a: *Historische Semantik*. Analyse eines Programms, Stuttgart
- BUSSE, D. 1987b: «Kriminelle, Chaoten und Gewalttäter. Zur Semantik des politischen Diskurses», *kultuRRevolution*. Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie 16:61-65
- BUSSE, D. 1988a: «Kommunikatives Handeln als sprachtheoretisches Grundmodell der historischen Semantik», in: L. JÄGER (ed.), *Zur historischen Semantik des deutschen Gefühlswortschatzes*. Aspekte, Probleme und Beispiele seiner lexikographischen Erfassung, Aachen:247-72
- BUSSE, D. 1988b: «Normtextauslegung als Regelfeststellung? Zur Rolle von Wittgensteins Regelbegriff in der juristischen Methodenlehre», in: P. KOLLER/A. SCHRAMM/OTA WEINBERGER (ed.), *Philosophie des Rechts, der Politik und der Gesellschaft*. Akten des 12. Internationalen Wittgenstein-Symposiums 1987, Wien:207-10
- BUSSE, D. 1988c: «Semantische Regeln und Rechtsnormen. Ein Grundproblem von Gesetzesbindung und Auslegungsmethodik in linguistischer Sicht», in: R. MELLINGHOFF/H.-H. TRUTE (ed.), *Die Leistungsfähigkeit des Rechts*. Methodik, Gentechnologie, Internationales Verwaltungsrecht, Heidelberg:23-38
- BUSSE, D. 1988d: «Zum Regelcharakter von Normtext-Bedeutungen und Rechtsnormen. Was leistet Wittgensteins Regelbegriff in einer anwendungsbezogenen Semantik für das Interpretationsproblem der juristischen Methodenlehre?», *Rechtstheorie* 19:305-22
- BUSSE, D. 1989a: «„Chaoten und Gewalttäter“. Ein Beitrag zur Semantik des politischen Sprachgebrauchs», in: A. BURKHARDT/F. HEBEL/R. HOBERG (ed.), *Sprache zwischen Militär und Frieden*. Aufrüstung der Begriffe?, Tübingen:93-121
- BUSSE, D. 1989b: «Sprachwissenschaftliche Terminologie. Verständlichkeits- und Vermittlungsprobleme der linguistischen Fachsprache», *Muttersprache* 99/1:27-38
- BUSSE, D. 1989c: «Was ist die Bedeutung eines Gesetzestextes? Sprachwissenschaftliche Argumente im Methodenstreit der juristischen Auslegungslehre – linguistisch gesehen», in: F. MÜLLER (ed.), *Untersuchungen zur Rechtslinguistik*. Interdisziplinäre Studien zu Praktischer Semantik und Strukturierender Rechtslehre in Grundfragen der juristischen Methodik, Berlin:93-148
- BUSSE, D. (ed.) 1991a: *Diachrone Semantik und Pragmatik*. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels, Tübingen

- BUSSE, D. 1991b: «Angewandte Semantik. Bedeutung als praktisches Problem in didaktischer Perspektive», *Der Deutschunterricht* 43/5:42-61
- BUSSE, D. 1991c: «Der Bedeutungswandel des Begriffs *Gewalt* im Strafrecht: Über institutionell-pragmatische Faktoren semantischen Wandels», in: D.B. (ed.), *Diachrone Semantik und Pragmatik*. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels, Tübingen:259-75
- BUSSE, D. 1991d: «Juristische Fachsprache und öffentlicher Sprachgebrauch. Richterliche Bedeutungsdefinitionen und ihr Einfluß auf die Semantik politischer Begriffe», in: F. LIEDTKE/M. WENGLER/KARIN BÖKE (ed.), *Begriffe besetzen*. Strategien des Sprachgebrauchs in der Politik, Opladen:160-85
- BUSSE, D. 1991e: «Konventionalisierungsstufen des Zeichengebrauchs als Ausgangspunkt semantischen Wandels», in: D.B. (ed.), *Diachrone Semantik und Pragmatik*. Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels, Tübingen:37-65
- BUSSE, D. 1991f: «Politische Sprache im Umbruch: Sprachwandel in der DDR, Interdisziplinäre Fachtagung, Braunschweig, 3.-4.12,1990», *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 19/3:369-74
- BUSSE, D. 1992a: *Textinterpretation*. Sprachtheoretische Grundlagen einer explikativen Semantik, Opladen
- BUSSE, D. 1992b: *Recht als Text*. Linguistische Untersuchungen zur Arbeit mit Sprache in einer gesellschaftlichen Institution, Tübingen
- BUSSE, D. 1992c: «Partikeln im Unterricht Deutsch als Fremdsprache: Semantische und didaktische Probleme der Synsemantika», *Muttersprache* 102/1:37-59
- BUSSE, D. 1993a: *Juristische Semantik*. Grundfragen der juristischen Interpretationstheorie in sprachwissenschaftlicher Sicht, Berlin
- BUSSE, D. 1993b: «Semantic strategies as a means of politics. Linguistic approaches to the analysis of semantic struggles», P. AHONEN (ed.), *Tracing the semiotic boundaries of politics*, Berlin:121-28
- BUSSE, D. 1994a: «„Hailig Reich“, „Teutsch Nacion“, „Tutsche Lande“. Zur Geschichte kollektiver Selbstbezeichnungen in frühneuhochdeutschen Urkundentexten», in: D.B./F. HERMANN/W. TEUBERT (ed.), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte*. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik, Opladen:268-98
- BUSSE, D. 1994b: «Interpretation, Verstehen und Gebrauch von Texten. Semantische und pragmatische Aspekte der Textrezeption», in: A. BÖHM/A. MENGEL/TH. MUHR (ed.), *Texte verstehen*. Konzepte, Methoden, Werkzeuge, Konstanz:49-79
- BUSSE, D. 1994c: «Kommunikationsmodelle und das Problem des Sprachverstehens. Über technische Metaphern in der Sprachwissenschaft», in: R. HOBERG (ed.), *Technik in Sprache und Literatur*. Festschrift für Franz Hebel, Darmstadt:207-34
- BUSSE, D. 1994d: «La comprensibilitat de les lleis: un problema jurídic

- des del punt de vista lingüístic», *Revista de Llengua i Dret* (Barcelona) 22:7-24
- BUSSE, D. 1994e: «Verständlichkeit von Gesetzestexten – ein Problem der Formulierungstechnik? Zu Möglichkeiten und Grenzen einer semantischen Optimierung der Rechtssprache», *Gesetzgebung heute* 2:29-37
- BUSSE, D. 1994f: \*U. WESEL 1992: *Fast alles, was Recht ist*. Jura für Nichtjuristen, Frankfurt a.M., *Muttersprache* 104/3:277-83
- BUSSE, D. 1995a: «Deutsche Nation. Zur Geschichte eines Leitbegriffs im Deutschland vor und nach der Wiedervereinigung», in: RUTH REIHER (ed.), *Sprache im Konflikt*. Zur Rolle der Sprache in sozialen, politischen und militärischen Auseinandersetzungen, Berlin:203-31
- BUSSE, D. 1995b: «Hermeneutik und Sprachverstehen. Zu den verstehentheoretischen Grundlagen der modernen Linguistik», in: K. S. JOHANNESSEN/T. NORDENSTAM (ed.), *Culture and Value*. Philosophy and the Cultural Sciences (Proceedings of the 18. International Wittgenstein Symposium 13.-20. August 1995, Kirchberg am Wechsel), Wien:616-22
- BUSSE, D. 1995c: «Sprache – Kommunikation – Wirklichkeit. Anmerkungen zum „Radikalen“ am Konstruktivismus und seinen Auswirkungen für die Sprach- und Kommunikationswissenschaft», in: H.R. FISCHER (ed.), *Die Wirklichkeit des Konstruktivismus*. Zur Auseinandersetzung um ein neues Paradigma, Heidelberg:253-65
- BUSSE, D. 1996a: «Öffentlichkeit als Raum der Diskurse. Entfaltungsbedingungen von Bedeutungswandel im öffentlichen Sprachgebrauch», in: KARIN BÖKE/M. JUNG/M. WENGELER (ed.), *Öffentlicher Sprachgebrauch*. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet, Opladen:347-58
- BUSSE, D. 1996b: «Sprachstil – Sprachnorm – Sprachgebrauch. Zu einem prekären Verhältnis», in: ULLA FIX/G. LERCHNER (ed.), *Stil und Stilwandel*. Bernhard Sowinski zum 65. Geburtstag gewidmet, Frankfurt a.M.:63-81
- BUSSE, D. 1997a: «Das Eigene und das Fremde. Annotationen zu Funktion und Wirkung einer diskurssemantischen Grundfigur», in: M. JUNG/M. WENGELER/KARIN BÖKE (ed.), *Die Sprache des Migrationsdiskurses*. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag, Opladen:17-35
- BUSSE, D. 1997b: «Semantisches Wissen und sprachliche Information. Zur Abgrenzung und Typologie von Faktoren des Sprachverstehens», in: INGE POHL (ed.), *Methodologische Aspekte der Semantikforschung*, Frankfurt a.M. et al.:13-34
- BUSSE, D. 1997c: «Wortarten und semantische Typen: Überlegungen zu den Grundlagen der lexikalisch-syntaktischen Wortarten-Klassifikation», in: CHRISTA DÜRSCHIED/K.H. RAMERS/MONIKA SCHWARZ (ed.), *Sprache im Fokus*, Tübingen:219-40

- BUSSE, D. 1998a: «Bedeutung und Bedeutungen. Ein Essai», in: INGE POHL/J. POHL (ed.), *Texte über Texte. Interdisziplinäre Zugänge*, Frankfurt a.M.:531-41
- BUSSE, D. 1998b: «Rechtssprache als Problem der Bedeutungsbeschreibung. Semantische Aspekte einer institutionellen Fachsprache», *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 29/81:24-47
- BUSSE, D. 1999a: «Die juristische Fachsprache als Institutionensprache (am Beispiel von Gesetzen und ihrer Auslegung)», in: L. HOFFMANN/H. KALVERKÄMPER/H. E. WIEGAND (ed.), *Fachsprache. Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft*, vol. 2, Berlin/New York:1382-91
- BUSSE, D. 1999b: «Morphologische Irritationen. Die Konstitution des Gegenstandes der linguistischen Morphologie im Wege der terminologischen Setzung», in: H.E. WIEGAND (ed.), *Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Walter de Gruyter & Co anlässlich einer 250jährigen Verlagstradition*, Berlin:119-53
- BUSSE, D. 2000a: «Anmerkungen zur politischen Semantik», in: G. PITZ/P. SILLER (ed.), *Politik als Inszenierung. Zur Ästhetik des Politischen im Medienzeitalter*, Baden-Baden:91-94, 105-114
- BUSSE, D. 2000b: «Historische Diskurssemantik. Ein linguistischer Beitrag zur Analyse gesellschaftlichen Wissens», *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 86:39-53
- BUSSE, D. 2000c: «Textlinguistik und Rechtswissenschaft», in: K. BRINKER (ed.), *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, vol. 1, Berlin/New York:803-11
- BUSSE, D. 2000d: «Textsorten des Bereichs Rechtswesen und Justiz», in: K. BRINKER (ed.), *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*, vol. 1, Berlin/New York:658-75
- BUSSE, D. 2001a: «Öffentliche Sprache und politischer Diskurs. Anmerkungen zu einem prekären Gegenstand linguistischer Analyse», in: H. DIEKMANN SHENKE/IRIS MEIßNER (ed.), *Politische Kommunikation im historischen Wandel. (Festschrift Josef Klein)* Tübingen:31-55
- BUSSE, D. 2001b: «Semantik der Praktiker: Sprache, Bedeutungsexplikation und Textauslegung in der Sicht von Richtern», in: F. MÜLLER/R. WIMMER (ed.), *Neue Studien zur Rechtslinguistik. Dem Gedenken an Bernd Jeand'Heur*, Berlin:45-81
- BUSSE, D. 2002a: «Bedeutungsfeststellung, Interpretation, Arbeit mit Texten? Juristische Auslegungstätigkeit in linguistischer Sicht», in: ULRIKE HAß-ZUMKEHR (ed.), *Sprache und Recht*. Berlin/New York:136-62
- BUSSE, D. 2002b: «Sprachgeschichte als Teil der Kultur- und Wissensgeschichte – Zum Beitrag einer Historischen Diskurssemantik», in: P. WIESINGER et al. (ed.), *Aufgaben einer zukünftigen Sprachge-*

- schichtsforschung*. Akten des x. Internationalen Germanistenkongresses Wien 2000, vol. 3, Bern:33-38
- BUSSE, D. 2002c: «Verstehen und Auslegung von Rechtstexten – institutionelle Bedingungen. Vortrag vor der AG Sprache des Rechts der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, 22. August 2002» <http://www.bbaw.de/sdr/content/beitraege/busse.html> (24.07.2005)
- BUSSE, D. 2002d: «Zur Semantik öffentlicher Kommunikation – Typologische Aspekte», in: INGE POHL (ed.), *Semantische Aspekte öffentlicher Kommunikation*, Frankfurt a.M. et al.:23-42
- BUSSE, D. 2002e: «Wortkombinationen (Phraseologismen II)», in: D.A. CRUSE (ed.), *Lexikologie*. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen, Berlin/New York:408-15
- BUSSE, D. 2003a: «Begriffsgeschichte oder Diskursgeschichte? Zu theoretischen Grundlagen und Methodenfragen einer historisch-semantischen Epistemologie», in: C. DUTT (ed.), *Herausforderungen der Begriffsgeschichte*, Heidelberg:17-38
- BUSSE, D. 2003b: «Diskursanalyse in der Sprachgermanistik - Versuch einer Zwischenbilanz und Ortsbestimmung», in: ULRIKE HAß/CHR. KÖNIG (ed.), *Literaturwissenschaft und Linguistik*, Marbach:175-87
- BUSSE, D. 2003c: «Historische Diskursanalyse in der Sprachgermanistik – Versuch einer Zwischenbilanz und Ortsbestimmung», in: M. WENGELER (ed.), *Deutsche Sprachgeschichte nach 1945*. Diskurs- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Beiträge zu einer Tagung anlässlich der Emeritierung Georg Stötzels, Hildesheim:8-19
- BUSSE, D. 2004: «Verstehen und Auslegung von Rechtstexten – institutionelle Bedingungen», in: K. D. LERCH (ed.), *Die Sprache des Rechts*, vol. 1: *Recht verstehen*. Verständlichkeit, Missverständlichkeit und Unverständlichkeit von Recht, Berlin/New York:7-20
- BUSSE, D. 2005a: «Architekturen des Wissens. Zum Zusammenhang von Semantik und Epistemologie», in: E. MÜLLER (ed.), *Begriffsgeschichte im Umbruch*, Berlin:43-57
- BUSSE, D. 2005b: «Ist die Anwendung von Rechtstexten ein Fall von Kommunikation? Rechtslinguistische Überlegungen zur Institutionalität der Arbeit mit Texten im Recht», in: K.D. LERCH (ed.), *Die Sprache des Rechts*, vol. 3: *Recht vermitteln*. Strukturen, Formen und Medien der Kommunikation im Recht, Berlin et al.:23-54
- BUSSE, D. 2005c: «Semantischer Wandel in traditioneller Sicht. (Etymologie und Wortgeschichte II)», in: D.A. CRUSE/F. HUNDSNURSCHER/M. JOB/P.R. LUTZEIER (ed.), *Lexikologie*. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen, Berlin/New York:1306-24
- BUSSE, D. 2005d: «Sprachwissenschaft als Sozialwissenschaft?», in: D.B./TH.NIEHR/M. WENGELER (ed.), *Brisante Semantik*, Tübingen:21-43
- BUSSE, D./NIEHR, TH./WENGELER, M. (ed.) 2005: *Brisante Semantik*.

Neuere Konzepte und Forschungsergebnisse einer kulturwissenschaftlichen Linguistik. Festschrift für Fritz Hermanns zum 65. Geburtstag, Tübingen

- BUSSE, D./TEUBERT, W. 1994: «Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik», in: D.B./F. HERMANNNS/W.T. (ed.), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte*. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik, Opladen:10-28
- BUSSE, D./HERMANNNS, F./TEUBERT, W. (ed.) 1994: *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte*. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik, Opladen
- BATZ, W.-D./BICKES, CHRISTINE/BICKES, H./BUSSE, D./LÖRCH, B. (ed.) 1987: *Konzeptuelle Strukturen in der Sprache des Vorurteils*. Eine Analyse ethnischer Stereotype im Sprachgebrauch verschiedener sozialer Gruppen, Heidelberg
- BICKES, H./BUSSE, D. 1986: «Kommunikatives Handeln und die Rekonstruktion von Handlungsmustern», in: *Epistimoniki Epetirida Tis Philosophikis Scholis*. Tmima Germanikis Glossas Ke Philologias. Aristoteleio Panepistimio Thessalonikis, vol. 1:235-69
- BICKES, H./BUSSE, D. 1989: «Begriffe im kommunikativen Handeln. Linguistische Begriffsanalyse als Rekonstruktion von Handlungsmustern», *Conceptus* 23/60:81-97



### 5.3 Weiterführende Sekundärliteratur

- AARSLEFF, H. 1976: «Thoughts on Scaglione's *Classical Theory of composition: The survival of 18<sup>th</sup> century French linguistic philosophy before Saussure*», *Romance Philology* 29:522-38
- AARSLEFF, H. 1977: «Guillaume de Humboldt et la pensée linguistique des idéologues», in: A. JOLY/J. STÉFANINI (ed.), *La Grammaire générale: des modistes aux idéologues*, Villeneuve-d'Ascq:217-41
- AARSLEFF, H. 1979a: «Bréal vs. Schleicher: Linguistics and Philology during the Latter Half of the Nineteenth Century», in: H.M. HOENIGSWALD (ed.), *The European Background of American Linguistics. Papers of the Third Golden Anniversary Symposium of the Linguistic Society of America*, Dordrecht:63-106
- AARSLEFF, H. 1979b: «Taine: son importance pour Saussure et le structuralisme», *Romantisme* 25-26:35-48
- AARSLEFF, H. 1981: «Bréal, la sémantique et Saussure», in: J.-CL. CHEVALIER et al. (ed.), *De la grammaire à la linguistique* (avec des inédits de Court de Gébelin et Rask), Paris:115-33 [*Histoire, Épistémologie, Langage – HEL* 3/2]
- AARSLEFF, H. 1982a: *From Locke to Saussure. Essays on the study of language and intellectual history*, Minneapolis (Minnesota)
- AARSLEFF, H. 1982b: «Bréal, „La Semantique“, and Saussure», *International Journal of Slavic Linguistics & Poetics* 25-26:23-39
- AARSLEFF, H. 1982c: «Condillac, Taine et Saussure», in: J. SGARD (ed.), *Condillac et les problèmes du langage*, Genève/Paris:165-74
- ADELUNG, J. CHR. 1811: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart*. Mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Mit D. W. Soltau's Beyträgen; revidirt und berichtigt von Franz Xaver Schönberger, Doctor der freyen Künste und Philosophie, Wien [1<sup>st</sup> Berlin 1793-1801] <http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/adelung/> (genaue URLs zu konsultierten Artikeln s.u.)
- ALGEO, J. 1990: «Semantic change», in: E. POLOMÉ (ed.), *Trends in Linguistics. Language Change*, Berlin:399-408
- ANDRESEN, JULIE 1983: «Signs and systems in Condillac and Saussure», *Semiotica* 44/3-4:259-81
- ANGENOT, M. 1971: «Condillac et le „Cours de linguistique générale“», *Dialectica* 25/2:119-29
- ANSCOMBRE, J.-C. 1995: «Topique or not topique: formes topiques intrinsèques et formes topiques extrinsèques», *Journal of Pragmatics* 24:115-41
- ANTAL, L. 1972: *Aspekte der Semantik. Zu ihrer Theorie und Geschichte 1662-1970*, Frankfurt a.M.
- ANTTILA, R. 1972: *Introduction to Historical and Comparative Linguistics*, New York
- ANTTILA, R. 1992: \*BRIGITTE NERLICH 1990a, *Diachronica* 9/2:307-16
- ARENS, H. 1969: *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von*

- der Antike bis zur Gegenwart, <sup>2</sup>Freiburg/München
- ARNAULD, A./LANCELOT, CL. 1660: *Grammaire generale et raisonnée*. Contenant les fondemens de l'art de parler; expliquez d'une maniere claire & naturelle; les raisons de ce qui est commun à toutes les langues, & des principales differences qui s'y rencontrent; et plusieurs remarques nouvelles sur la langue françoise, Paris
- ASCHEBERG, HEIDI 1996: \*P. DESMET/P. SWIGGERS 1995, *Romanische Forschungen* 108/3-4:523-25
- AUROUX, S. 1979a: *La sémiotique des encyclopédistes*. Essai d'épistémologie historique des sciences du langage, Paris
- AUROUX, S. 1979b: «Les tropes et la sémantique générale», *Ornicar?* 17/18:56-68
- AUROUX, S. 1981: «Court de Gébelin (1725-1784) et le comparatisme», in: J.-CL. CHEVALIER et al. (ed.), *De la grammaire à la linguistique (avec des inédits de Court de Gébelin et Rask)*, Paris:21-67 [*Histoire, Épistémologie, Langage – HEL*; 3/2]
- AUROUX, S. 1984: «D'Alembert et les synonymistes», *Dix-huitième Siècle* 16:93-108
- AUROUX, S. 1988a: «Avant-propos», S.A. (ed.), *Antoine Meillet et la linguistique de son temps*, Paris:5-7 [*Histoire, épistémologie, langage – HEL*; 10/2]
- AUROUX, S. 1988b: «La notion de linguistique générale», S.A. (ed.), *Antoine Meillet et la linguistique de son temps*, Paris:37-56 [*Histoire, épistémologie, langage – HEL*; 10/2]
- AUROUX, S. 1995: «The Semiological Sources of Semantics», in: LIA FORMIGARI/DANIELE GAMBARARA (ed.), *Historical Roots of Linguistic Theories*, Amsterdam/Philadelphia:221-32
- AUROUX, S. 1996: *La philosophie du langage*, Paris
- AUROUX, S./DELESALLE, SIMONE 1990: «French Semantics of the Late Nineteenth Century and Lady Welby's Significs», in: H.W. SCHMITZ (ed.), *Essays on Significs*. Papers presented on the occasion of the 150<sup>th</sup> anniversary of the birth of Victoria Lady Welby (1837-1912), Amsterdam/Philadelphia:105-31
- AUROUX, S./DESCHAMPS, J./KOULOUGHLI, D. 2004: *La philosophie du langage*, Paris
- AUSTIN, J. L. 1962: *How to do things with words*, Oxford
- BAGGIONI, D. 2000: «Bréal et le sens de la question du rapport entre langage et nationalité», in: BERGOUNIOUX 2000a:49-60
- BAILEY, R. W. 1980: «W.D. Whitney and the Origins of Semiotics», in: R.W.B. et al. (ed.), *The Sign: Semiotics around the World*, Ann Arbor (Mich.):68-80
- BAKER, G.P./HACKER, P.M.S. 1985: *Wittgenstein, Rules, Grammar and Necessity*. An Analytical Commentary on the Philosophical Investigations, vol. 2, Oxford
- BALDINGER, K. 1984: *Vers une sémantique moderne*, Paris
- BALTEAU, J. 1956: *Dictionnaire de biographie française*, vol. 7, Paris
- BÁRDOSI, V. 1990: «Contribution à l'histoire de la phraséologie française

- des origines jusqu'à Michel Bréal», *Acta Romanica* 14:61-132
- BÂRLEA, GHEORGHIE 2000: «L'énantiosémie», in: M. MARTÍNEZ HERNÁNDEZ/D. GARCÍA PADRON et al. (ed.), *Cien años de investigación semántica. De Michel Bréal a la actualidad. Actas del Congreso Internacional de Semántica (Universidad de La Laguna, 27.10.-31.10.1997)*, Madrid:984-90
- BAUMANN, M. 1993: \*D. BUSSE 1993a, *Gesetzgebung heute* 3:160-66
- BAUMANN, M. 1994: \*D. BUSSE 1993a, *Schweizerische Juristenzeitung* 8  
<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse/mat/rez-js-4.pdf#search=%22Schweizerische%20Juristenzeitung%20Busse%22>
- BAYER, K. 1977: *Sprechen und Situation. Aspekte einer Theorie der sprachlichen Interaktion*, Tübingen
- BENFEY, TH. 1869: *Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts, mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten*, München
- BERGOUNIOUX, G. 1984: «La science du langage en France de 1870 à 1885: du marché civil au marché étatique», in: J-CL. CHEVALIER/P. ENCREVÉ (ed.), *Vers une histoire sociale de la linguistique*, Paris:7-41 [*Langue française*; 63]
- BERGOUNIOUX, G. 1986: «Arsène Darmesteter (1846-1888)», in: S. Aurooux (ed.), *Dictionnaires, grammaires, catégories, philosophie, déchiffrement*, Saint-Denis:107-23 [*Histoire, Épistémologie, Langage – HEL*; 8/1]
- BERGOUNIOUX, G. 1987: «Comment la sémantique se fit un nom», *Ornicar?* 42:12-44
- BERGOUNIOUX, G. 1992: *Enquêtes, corpus et témoins en France, hier et aujourd'hui*, Paris
- BERGOUNIOUX, G. 1994: *Aux origines de la linguistique française*, Paris
- BERGOUNIOUX, G. 1996: «Au XIX<sup>e</sup> siècle: science et politique», in: S. AUROUX/SIMONE DELESALLE/H. MESCHONNIC (ed.), *Histoire et grammaire du sens. Hommage à Jean-Claude Chevalier*, Paris:72-85
- BERGOUNIOUX, G. (ed.) 2000a: *Bréal et le sens de la „Sémantique“*, Orléans
- BERGOUNIOUX, G. 2000b: «Bréal et les études indo-européennes: républicanisme et judaïsme», in: BERGOUNIOUX 2000a:211-29
- BERGOUNIOUX, G./COSTE, ANNE 2000: «Actualité de Bréal», in: BERGOUNIOUX 2000a:5-8
- BERGSON, H. 1947: *Le bon sens et les études classiques*, Clermont-Ferrand
- BERLIN, B./KAY, P. 1969: *Basic Color Terms. Their Universality and Evolution*, Berkeley [Calif.]
- BERRETTA, MONICA (ed.) 1990: *Morfologia. Atti del v incontro Italo-Austriaco della Società di Linguistica Italiana a Bergamo, 2-4 ottobre 1989*, Tübingen
- BERRUTO, G. 1974: *La sociolinguistica*, Bologna

- BERRUTO, G. 1976: *La semantica*, Bologna
- BERRUTO, G. 1980: *La variabilità sociale della lingua*, Torino
- BERRUTO, G. 1987: *Sociolinguistica dell'italiano contemporaneo*, Roma
- BICKES, H. 1983: «Zeichen als mengentheoretisch rekonstruierbare Problemlösemuster», *Conceptus* 17:117-31
- BIERE, B.U. 1989: *Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung*, Tübingen
- BILLING, H. 1980: *Wittgensteins Sprachspielkonzeption*, Bonn
- BLANK, A. 1997: *Prinzipien des lexikalischen Bedeutungswandels am Beispiel der romanischen Sprachen*, Tübingen
- BLANK, A. 2001a: *Einführung in die lexikalische Semantik für Romanisten*, Tübingen
- BLANK, A. 2001b: «Fondamenti e tipologia del cambio semantico nel lessico», in: ZSUZSANNA FÁBIÁN (ed.), *Semantica e lessicologia storiche. Atti del XXXII congresso internazionale di studi (Budapest 29-31 ottobre 1998)*, Roma:47-67
- BLOCH, E. 1964: *Tübinger Einleitung in die Philosophie 2*, Frankfurt a.M.
- BONFANTE, G. U./WHATMOUGH, J. 1970: «Semantics in Linguistics», *Encyclopaedia Britannica*, vol. 20, Chicago (Ill.):198-201
- BOPP, F. 1816: *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache: in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache; nebst Episoden des Ramajan und Mahabharat in genauen metrischen Übersetzungen aus dem Originaltexte und einigen Abschnitten aus den Veda's*, Frankfurt a.M.
- BOPP, F. 1828: *Ausführliches Lehrgebäude der Sanskritsprache*, Berlin
- BOPP, F. 1834: *Kritische Grammatik der Sanskritsprache in kürzerer Fassung*, Berlin
- BOPP, F. 1833-1852: *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Gotischen und Deutschen*, Berlin
- BOPP, F. 1866-1874: *Grammaire comparée des langues indo-européennes comprenant le sanscrit, le zend, l'arménien, le grec, le latin, le lithuanien, l'ancien slave, le gothique et l'allemand. Traduite sur la seconde édition et précédée d'introductions par Michel Bréal*, Paris, 5 vol. [I 1866, II 1868, III 1869, IV 1872, V 1874]
- BOUTAN, P. 1995: «Michel Bréal, „ami des patois“: linguistique, pédagogie, politiques», *Langages* 120:33-51
- BOUTAN, P. 1997: «La Revue des Langues Romanes, le Félibrige et Michel Bréal», *Lengas* 42:123-33
- BOUTAN, P. 1998: *De l'enseignement des langues. M. Bréal linguiste et pédagogue*, Paris
- BOUTAN, P. 2000: «Le langage éducateur du genre humain. À propos d'une formule récurrente de Bréal», in: BERGOUNIOUX 2000a:61-68
- BRACHET, A. 1867: *Dictionnaire étymologique de la langue française*, préface de É. EGGER, Paris
- BREKLE, H.E. 1974: *Sémantique*, Paris
- BROCA, P. 1861: «Remarques sur le siège de la faculté du langage articu-

- lé, suivies d'une observation d'aphémie», *Bulletin de la Société Anatomique* 36:330-57
- BRÜCKE, E. 1876: *Grundzüge der Physiologie und Systematik der Sprachlaute für Linguisten und Taubstummenlehrer*, Wien
- BRUGMANN, K. 1878: «Vorwort», in: H. OSTHOFF, *Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen*, Leipzig, vol. 1:III-XX [auch abgedruckt in CHRISTMANN, H.H. 1977: *Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts*, Darmstadt:190-205]
- BRUGMANN, K./DELBRÜCK, B. 1886-1893: *Grundriss der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*, Straßburg
- BRUGMANN, K. 1900: «Zu dem „Vorwort“ zu Band 1 der morphologischen Untersuchungen von Osthoff und Brugmann», *Anzeiger für indogermanische Sprach- und Altertumskunde*. Beiblatt zu den indogermanischen Forschungen 11:131s.
- BRUNOT, F. 1905: *La Réforme de l'orthographe, lettre ouverte à M. le ministre de l'instruction publique*, Paris
- BÜHLER, K. 1965: *Sprachtheorie*. Die Darstellungsfunktion der Sprache, <sup>2</sup>Stuttgart
- BUREN, P. VAN 1966: \*M. BRÉAL 1964, *Modern Language Review* 62:102s.
- BURKHARDT, A. 1983: «Bedeutung und Begriff. Die Fragwürdigkeit des Wittgensteinischen Methodologie-Konzepts», *Zeitschrift für philosophische Forschung* 37:68-87
- BUYSENS, E. 1961: «Origine de la linguistique synchronique de Saussure», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 18:17-23
- BYNON, THEODORA 1981: *Historische Linguistik*, bearb. u. erw. dt. Ausg., München [1977]
- CÁCERES LORENZO, TERESA/DÍAZ PERALTA MARINA 2000: «Cambio semántico y prestigio social en el léxico del siglo de oro», in: M. MARTÍNEZ HERNÁNDEZ/D. GARCÍA PADRON et al. (ed.), *Cien años de investigación semántica*. De Michel Bréal a la actualidad. Actas del Congreso Internacional de Semántica (Universidad de La Laguna, 27.10.-31.10.1997), Madrid:289-98
- CAPT-ARTAUD, MARIE-CLAUDE 2000a: «Bréal, Saussure, Prieto», *Modèles linguistiques* 41:38-52
- CAPT-ARTAUD, MARIE-CLAUDE 2000b: «Des mots pour penser», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 53:141-57
- CAREL, MARION/DUCROT, O. 1999: «Le problème du paradoxe dans une sémantique argumentative», *Langue française* 123:6-26
- CARNOY, A. 1927: *La science du mot: traité de sémantique*, Louvain
- CASADEI, FEDERICA 1999: «Significato ed esperienza. Linguaggio, cognizione, realtà», in: DANIELE GAMBARARA (ed.), *Semantica*, Roma:79-116
- CASSIRER, E. 1923: *Philosophie der symbolischen Formen*, vol. 1: *Die Sprache*, Berlin
- CELEYRETTE-PIETRI, NICOLE 1987: «Entre Bréal et Mallarmé», in: N. C.-P., (ed.), *Problèmes du langage chez Valéry, 1894-1900*, Paris:75-97
- CHAVANNES, É. 1915: «Notice sur la vie et les travaux de Michel Bréal»,

- Académie des InSCRIPTION et Belles-Lettres. Comptes rendus des séances de l'année 1915 (5<sup>e</sup> série, 15):491-96*
- CHAVÉE, H. 1867: «Les familles naturelles des idées verbales», *Revue de linguistique et de philologie comparée* 1:32-45
- CHERUBIM, D. 1974: «Sprachwandel, Individuum und Gesellschaft (Thesen)», in: W. MÜLLER-SEIDEL (ed.), *Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972*, München:365-73
- CHERUBIM, D. 1975: *Sprachwandel. Reader zur diachronischen Sprachwissenschaft*, Berlin/New York
- CHERUBIM, D. 1977: «Sprachtheoretische Positionen und das Problem des Sprachwandels», *Sprachwandel und Sprachgeschichtsschreibung. Jahrbuch 1976 des Instituts für deutsche Sprache*, Düsseldorf:61-82
- CHERUBIM, D. 1979: «Zum Problem der Ursachen des Sprachwandels», *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 46:320-37
- CHERVEL, A. 1979: «Le débat sur l'arbitraire du signe au XIX<sup>e</sup> siècle», *Romantisme* 25/26:3-34
- CHEVRILLON, A. 1932: *Taine. Formation de sa pensée*, Paris
- CHOMSKY, N. 1957: *Syntactic Structures*, The Hague/Paris
- CHOMSKY, N. 1984: «La connaissance du langage», *Communications* 40:7-24
- CHOUL, J.-CL. 1982: «Michel Bréal sémioticien: la disproportion du signe», *Recherches sémiotiques/Semiotic Inquiry* 2/4:360-97
- CHOUL, J.-CL. 1984: «Bréal et les théories sémantiques actuelles», in: S. AUROUX et al. (ed.), *Matériaux pour une histoire des théories linguistiques*, Lille:471-79
- CHRISTMANN, H.H. 1977: *Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts*, Darmstadt
- CHRISTY, TH. C. 1980: *Uniformitarianism in nineteenth-century linguistics*, Princeton, (N.J.)
- CHRISTY, TH. C. 2000: «Bréal and the Semantics of Etymological Development: On the Need to Forget in Order to Remember», in: P. DESMET et al. (ed.), *The history of linguistic and grammatical praxis. Proceedings of the XI<sup>th</sup> International Colloquium of the Studienkreis „Geschichte der Sprachwissenschaft“*, (Leuven, 2<sup>nd</sup>-4<sup>th</sup> July 1998), Leuven/Paris:519-27
- CIUREANU, P. 1955: «Lettere inedite di Michel Bréal, Gaston Paris e Emile Littré», *Convivium* 23:452-65
- CLARK, EVE V. 1992: «Conventionality and Contrast: Pragmatic Principles with Lexical Consequences», in: ADRIENNE LEHRER/EVA FEDER KITTAY (ed.), *Frames, fields, and contrasts: new essays in semantic and lexical organization*, New Jersey:171-88
- CLARK, T.N. 1968: «Émile Durkheim and the institutionalization of sociology in the French university system», *European Journal of Sociology* 9:37-71
- CLAVÈRES, MARIE-HÉLÈNE 1995: «Bréal et l'enseignement des langues vi-

- vantes ou „dans quel état on devient une référence“, *Histoire, Épistémologie, Langage* – HEL 17/1:75-93
- COLE, P. 1975: «The Synchronic and Diachronic Status of Conversational Implicature», in: P.C./J.L. MORGAN (ed.), *Syntax and Semantics*, vol. 3: *Speech Acts*, New York/San Francisco/London:257-88
- COLLIN, C.S.R. 1914: *A bibliographical guide to sematology*. A list of the most important works and reviews on sematological subjects hitherto published, Lund
- CONDILLAC, É. B. DE 1798: *Oeuvres de Condillac*, rev., corr. par l'auteur, impr. sur ses ms. autogr., et augm. de *La langue des calculs*, ouvrage posthume, vol. 5: *Cours d'études pour l'instruction du Prince de Parme. La grammaire*, Paris
- CONDILLAC, É. B. DE 1798: *Oeuvres de Condillac*, vol. 11: *Cours d'études pour l'instruction du Prince de Parme. Histoire ancienne*, Paris
- CONDILLAC, É. B. DE 1947-1951: *Œuvres philosophiques de Condillac*, 3 vol., Paris (ed. G. LE ROY)
- CONDILLAC, É. B. DE 1970: *Œuvres complètes*, Genf/Paris [<sup>1</sup>1775, Nachdruck von 1821-1822]
- CONDILLAC, É. B. DE 2002: *Essai sur l'origine des connaissances humaines*. Ouvrage où l'on réduit à un seul principe tout ce qui concerne l'entendement humain, Paris
- COSERIU, E. 1958: *Sincronía, diacronía, e historía*. El problema del cambio lingüístico, Montevideo [1957, Nachdruck Tübingen 1969]
- COSERIU, E. 1964: «Pour une sémantique diachronique structurale», *TraLiLi*, 2/1:139-86
- COSERIU, E. 1967-1968: «L'arbitraire du signe. Zur Spätgeschichte eines aristotelischen Begriffes», *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen* 204:81-112
- COSERIU, E. 1970a: «System, Norm und „Rede“», in E.C., *Sprache, Strukturen und Funktionen*. XII Aufsätze zur allgemeinen und romanischen Sprachwissenschaft, Tübingen:193-212
- COSERIU, E. 1970b: «Bedeutung und Bezeichnung im Lichte der strukturellen Semantik», in: H. HARTMANN/H. VERNAY (ed.), *Sprachwissenschaft und Übersetzen*, München:104-21
- COSERIU, E. 1973: *Sincronía, diacronía, e historía*. El problema del cambio lingüístico, <sup>2</sup>Madrid
- COSERIU, E. 1974: *Synchronie, Diachronie und Geschichte*. Das Problem des Sprachwandels, München
- COSERIU, E. 1975: *Probleme der strukturellen Semantik*, Tübingen
- COSERIU, E. 1976: *Das romanische Verbalsystem*, Tübingen
- COSERIU, E. 1983: «Linguistic Change does not Exist», *Linguistica nuova ed antica* 1:51-63
- COSERIU, E. 1987: «Logik der Sprache und Logik der Grammatik», in: E.C., *Formen und Funktionen*. Studien zur Grammatik, Tübingen
- COSERIU, E. 1988: *Sprachkompetenz*. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Bearb. und hrsg. von Heinrich Weber, Tübingen
- COSERIU, E. 1989: *Teoría del lenguaje y lingüística general*, Madrid

- COSERIU, E. 2000: «Bréal: su lingüística y su semántica», in: M. MARTÍNEZ HERNÁNDEZ/D. GARCÍA PADRON et al. (ed.), *Cien años de investigación semántica. De Michel Bréal a la actualidad. Actas del Congreso Internacional de Semántica* (Universidad de La Laguna, 27.10.-31.10.1997), Madrid:21-43
- COSERIU, E. 2001: «Vers l'étude des structures lexicales», in: E.C., *L'homme et son langage*, Louvain:215-52 [1966]
- COSTE, ANNE 2000: «Michel Bréal – Ferdinand Brunot», in: BERGOUNIOUX 2000a:125-37
- COURNOT, A.-A. 1851: *Essai sur les fondements de nos connaissances*, Paris
- CULIOLI, A. 1991: *Pour une linguistique de l'énonciation*, vol. 1: *Opérations et représentations*, Paris
- CULIOLI, A. 1999: *Pour une linguistique de l'énonciation*, vol. 2: *Formalisation et opérations de repérage*, Paris
- CULIOLI, A./LIDDLE, M./STONHAM, J.T. 1995: *Cognition and representation in linguistic theory*, Amsterdam
- CULIOLI, A./VIEL, M./FAU, F. 2002: *Variations sur la linguistique*, Paris
- DAMOURETTE, J./PICHON, E. 1911-1934: *Des mots à la pensée. Essai de grammaire de la langue française*, vol. 4, Paris
- DARMESTER, A. 1876: \*A. HOVELACQUE 1876: *La Linguistique*, Reinwald, *Revue critique d'histoire et de littérature* 1:368-70
- DARMESTER, A. 1877: *De la création actuelle de mots nouveaux dans la langue française et les lois qui la régissent*, Paris [Reprint Genève 1972]
- DARMESTER, A. 1887: *La vie des mots étudiée dans leurs significations*, Paris
- DAUSES, A. 1990: *Theorien des Sprachwandels. Eine kritische Übersicht*, Stuttgart
- DAUSES, A. 1993: *Prognosen sprachlichen Wandels. Möglichkeiten und Grenzen der erklärenden Philologie*, Stuttgart
- DAVIS, B.H 1984: \*H. AARSLEFF 1982a, *Language*. Journal of the linguistic Society of America (Baltimore) 60/1:181
- DÉCIMO, M. 1993 [1994]: «De quelques candidatures et affinités électives de 1904 à 1908, à travers un fragment de correspondance: le fonds M. Bréal (Lettres d'O. Jespersen, A. Barth, V. Henry, G. Maspéro, A. Meillet, F. de Saussure et CH. Bally)», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 47:37-60
- DÉCIMO, M. 1997: *Michel Bréal (1832-1915)*. Catalogue de l'exposition tenue à l'occasion du colloque „Bréal et le sens de la sémantique“ (Orléans, Centre Charles Péguy 29 sept.-12 oct. 1997), Orléans, 2 vol.
- DÉCIMO, M. 2000a: «Michel Bréal à travers sa correspondance», in: BERGOUNIOUX 2000a:69-98
- DÉCIMO, M. 2000b: «Quand Michel Bréal, d'origine juive et berlinoise, Alsacien, félibre et citoyen, écrivait à Mistral», *Revue des langues romanes* 104/1:187-218



- DELESALLE, SIMONE 1977: «Michel Bréal: philologie, instruction et pouvoir», *Langages* 45:67-83
- DELESALLE-RENAUDAT, SIMONE 1983: *De la grammaire générale à la sémantique*. Contribution à l'histoire des théories linguistiques, Paris
- DELESALLE, SIMONE 1984a: «D'Henri Weil à Michel Bréal, ou l'ordre des mots, contre les mots d'ordre», in: S. AUROUX et al. (ed.), *Matériaux pour une histoire des théories linguistiques*, Lille:461-70
- DELESALLE, SIMONE 1984b: «La subjectivité, de la rhétorique à la sémantique», *DRLAV (Documentation et recherche en linguistique allemande contemporaine – Vincennes)* 30:115-24
- DELESALLE, SIMONE 1985: «Les débuts de la sémantique. Norme et esthétique à la fin du XIX<sup>e</sup> siècle», in: G. ANTOINE/R. MARTIN (ed.), *Histoire de la langue française 1880-1914*, Paris:551-76
- DELESALLE, SIMONE 1986: «Michel Bréal: philologie, instruction et pouvoir», in: S.D./J.-C. CHEVALIER (ed.), *La linguistique, la grammaire et l'école, 1750-1914*, Paris:247-71
- DELESALLE, SIMONE 1987: «Vie des mots et science des significations: Arsène Darmesteter et Michel Bréal», *DRLAV (Documentation et recherche en linguistique allemande contemporaine – Vincennes)* 36-37:265-314
- DELESALLE, SIMONE 1988a: «L'Essai de sémantique de Bréal. Du „transformisme“ à la diachronie», in: A. JOLY (ed.), *La linguistique génétique. Histoire et théories*, Lille:43-55
- DELESALLE, SIMONE 1988b: «Antoine Meillet et la sémantique», in: S. AUROUX (ed.), *Antoine Meillet et la linguistique de son temps*, Paris:25-36 [*Histoire, Épistémologie, Langage – HEL*; 10/2]
- DELESALLE, SIMONE/CHEVALIER, J.-C. 1986: *La linguistique, la grammaire et l'école, 1750-1914*, Paris
- DEPECKER, L. 2003: «Saussure et le concept», *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 98:53-100
- DESMET, P. 1990: «The Role of Semantics in the Development of Historical Linguistics in France», *Belgian Journal of Linguistics* 5:133-158
- DESMET, P. 1993: *La Revue de linguistique et de philologie comparée (1867-1916)*. Organe de la linguistique naturaliste en France, Leuven [preprint]
- DESMET, P. 1994: «La Revue de Linguistique et de Philologie Comparée (1867-1916). Une des premières revues de linguistique en France», *Orbis* 37:343-88
- DESMET, P. 1996: *La linguistique naturaliste en France (1867-1922)*. Nature, origine et évolution du langage, Leuven/Paris
- DESMET, P./SWIGGERS, P. (ed.) 1995: *De la grammaire comparée à la sémantique*. Textes de Michel Bréal publiés entre 1864 et 1898, Leuven
- DESMET, P./SWIGGERS, P. 1997: «Introduction», in: P.D./D. GEE-RAERTS/P.S. (ed.), *L'histoire de la sémantique préstructurale: quatre*

- études*, Leuven:4s.
- DESMET, P./SWIGGERS, P. 2000: «Le problème des langues et des nationalités chez Michel Bréal: Reflets épistolaires», in: BERGOUNIOUX 2000a:29-47
- DESTUTT DE TRACY A.L.C. 1803: *Éléments d'idéologie*, vol. 2: *Grammaire*, Paris [2<sup>e</sup> éd. 1817, rééd. 1970]
- DEVOTO, G. 1951: *I fondamenti della storia linguistica*, Firenze
- DIECKMANN, W. 1989: \*D. BUSSE 1987, *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 17/1:211-20
- DIEZ, F. 1836-1843: *Grammatik der Romanischen Sprachen*, Bonn
- DIEZ, F. 1853-1854: *Etymologisches Wörterbuch der Romanischen Sprachen*, Bonn
- DIHIGO Y MESTRE, J. 1911: «Bréal, estudio crítico», *Revista de la Facultad de Letras y Ciencias*; La Habana:268-348
- DOROSZEWSKI, W. 1933: «Sociologie et linguistique. Durkheim et Saussure», *Actes du Deuxième Congrès international de Linguistique* (Genève, 25-29 août 1931), Paris:146s.
- DOROSZEWSKI, W. 1969: «Quelques remarques sur les rapports de la sociologie et la linguistique: Durkheim et F. de Saussure», *Journal de Psychologie normale et pathologique* 30:82-91 [reprint in J.-C. PARIENTE, *Essais sur le langage*, Paris:97-109]
- DOUAILLER, S./DROIT, R.-P./VERMEREN, P. 1994: *Philosophie, France, XIX<sup>e</sup> siècle: écrits et opuscules*, Paris
- DRÜNKLER, U. 1981: «Zwischenmenschliche Kommunikation. Erklärungsversuche durch Sprechakttheorie, Rollentheorie und symbolischen Interaktionismus», *Papiere zur Linguistik* 2:3-85
- DUCHÁČEK, O. 1967: *Précis de sémantique française*, Brno
- DUCROT, O. 1968: *Le structuralisme en linguistique*, Paris
- DUCROT, O. 1980a: *Dire et ne pas dire*, Paris
- DUCROT, O. 1980b: *Les échelles argumentatives*, Paris
- DUCROT, O. et al. 1980: *Les mots du discours*, Paris
- DUCROT, O. 1995, «Les Modificateurs déréalisants», *Journal of Pragmatics* 24:145-65
- DUCROT, O./TODOROV, T. 1972: *Dictionnaire encyclopédique des sciences du langage*, Paris
- DUGUIT, L. 1927: *Traité de droit constitutionnel*, 5 vol., Paris
- DUMONT, CÉLINE 2000: «Michel Bréal, Victor Henry et les autres», in: BERGOUNIOUX 2000a:99-112
- EBBINGHAUS, H. 1885: *Über das Gedächtnis*. Untersuchungen zur experimentellen Psychologie, Leipzig
- ECO, U. 1978: *Trattato di semiotica generale*, <sup>6</sup>Milano
- EINHAUSER, EVELINE 1996: «Grammatikschreibung in der Tradition der Historischen Grammatik: Ein Ausblick auf das 20. Jahrhundert», in: P. SCHMITTER (ed.), *Sprachtheorien der Neuzeit*, vol. 2: *Von der Grammaire de Port-Royal (1660) zur Konstitution moderner linguistischer Disziplinen*, Tübingen:216-43
- ELFFERS, ELS 1999: «Psychological Linguistics», in: P. SCHMITTER (ed.),

- Sprachtheorien der Neuzeit*, vol. 1: *Der epistemologische Kontext neuzeitlicher Sprach- und Grammatiktheorien*, Tübingen:301-41
- ENGISCH, K. 1983: *Einführung in das juristische Denken*, <sup>8</sup>Stuttgart et al. [1953]
- ENGLER, R. 1959: «CLG und SM: eine kritische Ausgabe des *Cours de linguistique générale*», *Kratylos* 4:119-32
- ENGLER, R. 1962: «Théorie et critique d'un principe saussurien: l'arbitraire du signe», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 19:5-66
- ENGLER, R. 1967-1974: F. DE SAUSSURE, *Cours de linguistique générale*, Édition critique par R. Engler, 4 vol., Wiesbaden
- ENGLER, R. 1968: F. DE SAUSSURE, *Cours de linguistique générale*, Édition critique par R. Engler, vol. 1, Wiesbaden
- ENGLER, R. 1973: «Rôle et place d'une sémantique dans une linguistique saussurienne», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 28:35-52
- ENGLER, R. 1974: F. DE SAUSSURE, *Cours de linguistique générale*, Édition critique par R. Engler, vol. 2, fascicule 4: *Notes de F. de Saussure sur la linguistique générale*, Wiesbaden
- ENGLER, R. 1980: «Linguistique 1908: Un débat-clef de linguistique géographique et une question de sources saussuriennes», in: K. KOERNER (ed.), *Progress in Linguistic Historiography: Papers from the International Conference on the History of the Language Sciences* (Ottawa, 28-31 august 1978), Amsterdam:257-70
- ENOCH, M. 1916: «Bréal», in: C. AUGÉ (ed.), *Le Larousse mensuel illustré. Revue encyclopédique universelle* 3:665
- ERDMANN, K. O. 1900: *Die Bedeutung des Wortes. Aufsätze aus dem Grenzgebiet der Sprachpsychologie und Logik*, Leipzig
- FIRTH, J.R. 1957: *Papers in Linguistics 1934-1951*, London
- FISIAK, J. (ed.) 1985: *Historical Semantics and Historical Word Formation*, Berlin
- FLOBERT, P. 1967: \*M. BRÉAL 1964, *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 62/2:18s.
- FODOR, J.A./KATZ, J.J. 1964: *The structure of language. Readings in the Philosophy of Language*, Englewood Cliffs (N.J.)
- FRITZ, G. 1998: *Historische Semantik*, Stuttgart/Weimar
- GABELENTZ, G. VON DER 1891: *Die Sprachwissenschaft. Ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse*, Leipzig
- GALATANU, OLGA 1999a: «Argumentation et analyse du discours», in: Y. GAMBIER/EIJA SUOMELA-SALMI (ed.), *Jalons pour le 75<sup>e</sup> anniversaire de l'enseignement du français à l'Université de Turku*, Turku:41-54
- GALATANU, OLGA 1999b: «Le phénomène sémantico-discursif de déconstruction-reconstruction des topoï dans une sémantique argumentative intégrée», *Langue française* 123:41-51
- GALATANU, OLGA 2000a: «Langue, discours et systèmes de valeurs», in: EIJA SUOMELA-SALMI (ed.), *Curiosités linguistiques*, Turku:80-102
- GALATANU, OLGA 2000b: «La reconstruction du système de valeurs convoquées et évoquées dans le discours médiatique», in: ANNICK

- ENGLEBERT (ed.), *Actes du XXII<sup>ème</sup> Congrès International de Linguistique et Philologie romanes*, Bruxelles, 23-29 Juillet 1998, vol. 7, Tübingen:251-58
- GALATANU, OLGA 2000c: «Signification, sens et construction discursive du monde et de soi», in: O.G./J.M. BARBIER (ed.), *Signification, sens, formation*, Paris:25-43
- GALATANU, OLGA 2003: «La sémantique des valeurs dans la prière française», in: J.-L. AROUI (ed.), *Le sens et la mesure. De la pragmatique à la métrique. Hommages à Benoît de Cornulier*, Paris:69-87
- GAMBARARA, DANIELE/CHEVALIER, J.-CL. (ed.) 1999: *New Italian studies in linguistic historiography*, Münster
- GAMILLSCHEG, E. 1951: *Französische Bedeutungslehre*, Tübingen
- GARCÍA HERNÁNDEZ, B. 1998: «Michel Bréal. Un siglo de semántica», *Revista española de lingüística* (Órgano de la Sociedad Española de Lingüística) 28/1:148-50
- GARDETTE, P. 1941: *Géographie phonétique du Forez*, Mâcon
- GARDETTE, P. 1983: *Études de géographie linguistique*, Strasbourg
- GARDINER, A.H. 1932: *The Theory of Speech and Language*, Oxford
- GAUGER, H.-M. 1972a: *Zum Problem der Synonyme*, Tübingen
- GAUGER, H.-M. 1972b: «Bedeutung als Semstruktur?», *Vox Romanica* 23:31:24-39
- GAUGER, H.-M. 1972c: «Die Wörter und ihr Kontext», *Neue Rundschau* 83:432-50
- GAUGER, H.-M. 1973: *Die Anfänge der Synonymik: Girard (1718) und Roubaud (1785)*, Tübingen
- GECKELER, H. 1982: *Strukturelle Semantik und Wortfeldtheorie*, München
- GEERAERTS, D. 1988: «Cognitive Grammar and History of Lexical Semantics», in: B. RUDZKA-OSTYN (ed.), *Topics in Cognitive Linguistics*, Amsterdam/Philadelphia:647-77
- GEERAERTS, D. 1989a: *Wat er in een woord zit. Facetten van de lexicale semantiek*, Leuven
- GEERAERTS, D. 1989b: \*D. BUSSE 1987a, *Leuense Bijdragen* 78/2:163-69
- GEERAERTS, D. 1991: «Grammaire cognitive et sémantique lexicale», *Communications* 53:17-50
- GEERAERTS, D. 1992: «Prototypically Effects in Diachronic Semantics. A Round-Up», in: G. KELLERMANN/M.D. MORRISSEY (ed.), *Diachrony within synchrony. Language history and cognition*, Frankfurt a.M.:183-203
- GEERAERTS, D. 1997: *Diachronic prototype semantics. A contribution to historical lexicology*, Oxford
- GILLIÉRON, J. 1919: *Étude sur la défektivité des verbes. La faillite de l'étymologie phonétique*, Paris
- GIRARD, G. 1718: *La justesse de la langue françoise, ou les différentes significations des mots qui passent pour synonymes*, Paris
- GLÜCK, H. (ed.) 1993: *Metzler-Lexikon Sprache*, Stuttgart/Weimar

- GODEL, R. 1954: «Notes inédites de Ferdinand de Saussure», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 12:40-71
- GODEL, R. 1961: «L'école saussurienne de Genève», in: CHRISTINE MOHRMANN/A. SOMMERFELT/J. WHATMOUGH (ed.), *Trends in European and American Linguistics 1930-1960*, Utrecht/Antwerpen:294-99
- GODEL, R. 1975: «La semiologia saussuriana», *Lingua e stile* 10:1-16
- GODEL, R. 1969: *Les sources manuscrites du „Cours de linguistique générale“ de F. de Saussure*, Genf [1957]
- GOMPERZ, H. 1908: *Weltanschauungslehre*, vol. 2: *Noologie*, Jena
- GONZÁLEZ PÉREZ, R. 1992: \*M. BRÉAL 1991, *Revista española de lingüística* (Órgano de la Sociedad Española de Lingüística) 22/2:478-80
- GORDON, W.T. 1982: *A History of Semantics*, Amsterdam/Philadelphia
- GORDON, W.T. 1992: \*BRIGITTE NERLICH 1992a, *Historiographia Linguistica* 19:387-92
- GRASSERIE, R. DE LA 1899: «Des mouvements alternants des idées révélés par les mots», *Revue philosophique* 48:391-416, 495-504
- GRASSERIE, R. DE LA 1908: *Essai d'une sémantique intégrale*, Paris
- GRICE, H.P. 1957: «Meaning», *Philosophical Review* 66:377-88 [auch abgedruckt in in: G. MEGGLE (ed.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt a.M.: 2-15]
- GRICE, H.P. 1968: «Utterer's Meaning, Sentence-Meaning and Word-Meaning», in: G. MEGGLE (ed.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt a.M.:85-111
- GRICE, H.P. 1969: «Utterer's Meaning and Intentions», in: G. MEGGLE (ed.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt a.M.:16-51
- GRICE, H.P. 1975: «Logic and Conversation», in: G. MEGGLE (ed.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, Frankfurt a.M.:243-65
- GRIMM, J. 1819: *Deutsche Grammatik*, Göttingen
- GRIMM, J./GRIMM, W. 1971: *Deutsches Wörterbuch*, 16 vol., Leipzig [1854-1960] <http://germazope.univ-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemid=GA00001> (genaue URLs zu konsultierten Artikeln s.u.)
- GRÖBER, G. (ed.) 1888: *Grundriß der Romanischen Philologie*, vol. 1, Straßburg [21904-1906]
- GSELL, O. 2004: «Was haben historische Semantik und Etymologie voneinander zu erwarten?», in: F. LEBSANFT/M.-D. GLEßGEN (ed.), *Historische Semantik in den romanischen Sprachen*, Tübingen:119-27
- GUESPIN, L. 1977: «La sémantique», in: P. CAUSSAT (ed.), *La Linguistique*, Paris:199-211
- GUIMARÃES, E. 2000: «Langage et mythe. Une conception du Sens et du Texte», in: BERGOUNIOUX 2000a:177-82
- GUIRAUD, P. 1973: «La sémiologie», in: B. POTTIER (ed.), *Le langage*, Paris:454-83
- GUIRAUD, P. 1969: *La sémantique*, 6Paris [1955]
- HABERMAS, J. 1981: *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a.M.
- HALLIDAY, M.A.K. 1978: *Language as Social Semiotic. The Social Inter-*

- pretation of Language and Meaning, London
- HALLIDAY, M.A.K. 1982: *El lenguaje como semiótica social. La interpretación social del lenguaje y del significado*, Mexiko
- HAMER, D. 1967: «Michel Bréal on Maurice Barres», *Notes & Queries* 14:384-385
- HARDER, F. 1884: *Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien*, Leipzig
- HARRAS, GISELA 1978: *Kommunikative Handlungskonzepte oder eine Möglichkeit, Handlungsabfolgen als Zusammenhänge zu erklären, exemplarisch an Theatertexten*, Tübingen
- HARRIS, C. 1990: «Connectionism and Cognitive Linguistics», *Connection Science* 1-2:7-33
- HARRIS, R./TAYLOR, T. J. (ed.) 1989: *Landmarks in linguistic thought: the Western tradition from Socrates to Saussure*, London
- HARTUNG, ST. 1993: \*D. BUSSE 1992a, *ZFSL* 103/2:173-82
- HAßLER, GERDA 1991: *Der semantische Wertbegriff in Sprachtheorien vom 18. bis 20. Jahrhundert*, Berlin
- HAßLER, GERDA 1999: «Die Sprachtheorie der idéologues», in: P. SCHMITTER (ed.), *Sprachtheorien der Neuzeit*, vol. 1: *Der epistemologische Kontext neuzeitlicher Sprach- und Grammatiktheorien*, Tübingen:201-29
- HAVET, L. 1916: «Nécrologie. Michel Bréal», *École Pratique des Hautes Études. Section des sciences historiques et philologiques. Annuaire* 1913-1914:38-42
- HEGER, K. 1964: «Zu den Methoden und Möglichkeiten einer quantitativen Linguistik», *ZRPh* 80:327-41
- HEGER, K. 1965a: «La sémantique et la dichotomie de langue et parole. Nouvelles contributions à la discussion sur les bases théoriques de la sémasiologie et de l'onomasiologie», *TraLiLi* 7:47-111
- HEGER, K. 1965b: «Les bases méthodologiques de l'onomasiologie et du classement par concepts», *TraLiLi* 3/1:7-32
- HEGER, K. 1969a: «L'analyse sémantique du signe linguistique», *Langue française* 1/4:44-66
- HEGER, K. 1969b: «Die Semantik und die Dichotomie von Langue und Parole. Neue Beiträge zur theoretischen Standortbestimmung von Semasiologie und Onomasiologie», *ZRPh* 85:144-215
- HEGER, K. 1970: «Belegbarkeit, Akzeptabilität und Häufigkeit. Zur Aufgabenstellung der Sprachwissenschaft», in: H. PILCH/H. RICHTER (ed.), *Theorie und Empirie in der Sprachforschung* (Festschrift Professor Eberhard Zwirner zum 70. Geburtstag gewidmet), Basel et al.:23-33
- HEGER, K. 1976: *Monem, Wort, Satz und Text*, Tübingen [<sup>1</sup>1971 *Monem, Wort und Satz*]
- HEGER, K. 1992 «Langue und Parole», in: V. ÁGEL/R.HESKY (ed.), *Offene Fragen – offene Antworten in der Sprachgermanistik*, Tübingen:1-13
- HENRY, V. 1887: \*A. DARMESTETER 1887, *Revue critique* 23:282-85

- HENRY, V. 1896: *Antinomies linguistiques*, Paris
- HENRY, V. 1901: *Le langage martien. Étude analytique de la genèse d'une langue dans un cas de glossolalie somnambulique*, Paris
- HERBART, J.F. 1825: *Psychologie als Wissenschaft*, Königsberg
- HERINGER, H.J. 1974: «Eine Regel beschreiben», in: H.J.H. (ed.), *Der Regelbegriff in der praktischen Semantik*, Frankfurt a.M.:48-87
- HERINGER, H.J. 1985: «Not by Nature nor by Intention: The Normative Power of Language Signs», in: TH.T. BALLMER (ed.), *Linguistic Dynamics – Discourses, Procedures and Evolution*, Berlin/New York:251-75
- HEY, O. 1898: \*M. BRÉAL <sup>1</sup>1897, *Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik* 10:551-55
- HEY, O. 1892: *Semasiologische Studien*, Leipzig
- HILGENDORF, E. 1994: \*D. BUSSE 1993a, *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 80:133s.
- HILTY, G. 1971: «Bedeutung als Semstruktur», *Vox Romanica* 30:242-63
- HILTY, G. 1972: «Und dennoch: Bedeutung als Semstruktur», *Vox Romanica* 31:40-54
- HILTY, G. 1995: «Die Bedeutung von spanisch *silla*», in: U. HOINKES (ed.), *Panorama der Lexikalischen Semantik*. Thematische Festschrift aus Anlaß des 60. Geburtstags von Horst Geckeler, Tübingen:293-302
- HILTY, G. 1997: «Komponentenanalyse und Prototypensemantik», in: U. HOINKES/W. DIETRICH (ed.), *Kaleidoskop der Lexikalischen Semantik*, Tübingen:63-69
- HJELMSLEV, L. 1942: «Langue et parole», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 2:29-44 [auch abgedruckt in: L.H. 1971, *Essais linguistiques*, Paris:77-89]
- HJELMSLEV, L. 1971: «Linguistique structurale», in: L.H., *Essais linguistiques*, Paris:28-33 [1948]
- HJELMSLEV, L. 1971: «Pour une sémantique structurale», in: L.H., *Essais linguistiques*, Paris:105-21 [1957]
- HOCK, H.H. 1986: *Principles of historical linguistics*, Berlin
- HOFFMANN, L. 1994: \*D. BUSSE 1992b, *Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie* 80/2:299s.
- HOINKES, U. 1999: «Puissance et limites de la théorie sensualiste du langage», in: P. SCHMITTER (ed.), *Sprachtheorien der Neuzeit*, vol. 1: *Der epistemologische Kontext neuzeitlicher Sprach- und Grammatiktheorien*, Tübingen:170-200
- HÖLSCHER, L. 1979: «Zeit und Diskurs in der Lexikographie der frühen Neuzeit», in: R. KOSELLECK (ed.), *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart:327-42
- HÖRMANN, H. 1988: *Meinen und Verstehen*. Grundzüge einer psychologischen Semantik, <sup>3</sup>Frankfurt a.M. [1978]
- HUGHES, H. S. 1961: *Consciousness and Society*. The Reorientation of European Social Thought 1890-1930, New York

- HUMBOLDT, W. VON 1963a: «Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung», in: W.V.H., *Werke in fünf Bänden*, vol. 3: *Schriften zur Sprachphilosophie*, Darmstadt:1-25
- HUMBOLDT, W. VON 1963b: «Über den Dualis», in: W.V.H., *Werke in fünf Bänden*, vol. 3: *Schriften zur Sprachphilosophie*, Darmstadt:113-43
- INNOCENTE, LUCIA 1996: «Sul significato di *barbarophonos*», *Incontri linguistici* 19:121-26
- IORDAN, I./ORR, J. 1970: *An Introduction to Romance Linguistics. Its Schools and Scholars*, Oxford
- ISER, W. 1976: *Der Akt des Lesens. Theorie ästhetischer Wirkung*, München
- ISER, W. 1994: «Die Appellstruktur der Texte», in: R. WARNING (ed.), *Rezeptionsästhetik*, <sup>4</sup>München:228-52
- IZQUIERDO GUZMÁN, LAURA 2000: «Valores semánticos del término semántica. Su alcance y límites», in: M. MARTÍNEZ HERNÁNDEZ/D. GARCÍA PADRON et al. (ed.), *Cien años de investigación semántica. De Michel Bréal a la actualidad. Actas del Congreso Internacional de Semántica* (Universidad de La Laguna, 27.10.-31.10.1997), Madrid:543-56
- JABERG, K. 1901: *Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen, mit Berücksichtigung allgemeiner Fragen der Semasiologie*, Halle a. S. [Inaugural-Dissertation; auch abgedruckt in: *ZRPh*, 25 (1901):561-600, 27 (1903):25-71, 29 (1905):57-71]
- JACKENDOFF, R. 1983: *Semantics and Cognition*, Cambridge (Mass.)
- JÄGER, L. 1975: *Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprach-Idee F. de Saussures*, Düsseldorf [Diss.]
- JÄGER, L. 1983: «Notizen zu einer Theorie des Zeichenwandels», *Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 52:59-68
- JANUSCHEK, F. 1995: \*D. BUSSE 1993a, *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 50:205-07
- JAUß, H.R. 1994: «Literaturgeschichte als Provokation der Literaturwissenschaft», in: R. WARNING (ed.), *Rezeptionsästhetik*, <sup>4</sup>München:126-62
- JESPERSEN, O. 1894: *Progress in Language*, London/New York
- KELLER, R. 1974: «Zum Begriff der Regel», in: H.J. HERINGER (ed.), *Der Regelbegriff in der praktischen Semantik*, Frankfurt a.M.:10-25
- KELLER, R. 1976: «Handlungen verstehen», *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 4:1-16
- KELLER, R. 1977: «Verstehen wir, was ein Sprecher meint, oder was ein Ausdruck bedeutet? Zu einer Hermeneutik des Handelns», in: K. BAUMGÄRTNER (ed.), *Sprachliches Handeln*, Heidelberg:1-27
- KELLER, R. 1982: «Zur Theorie sprachlichen Wandels», *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 10:1-27
- KELLER, R. 1983: «Zur Wissenschaftsgeschichte einer evolutionären Theorie des sprachlichen Wandels», in: TH.T. CRAMER (ed.), *Litera-*



- tur und Sprache im historischen Prozeß*, vol. 2: *Sprache*, Tübingen:25-44
- KELLER, R. 1991: «Erklärungsadäquatheit in Sprachtheorie und Sprachgeschichtsschreibung», in: D. BUSSE (ed.), *Diachrone Semantik und Pragmatik: Untersuchungen zur Erklärung und Beschreibung des Sprachwandels*, Tübingen:117-38
- KELLER, R. 1994: *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache*, 2Tübingen
- KLEIBER, G. 1993: *Prototypensemantik. Eine Einführung*, Tübingen
- KLEIBER, G. 1994: *Nominales. Essais de sémantique référentielle*, Paris
- KLEIBER, G. 1999: *Problèmes de sémantique. La polysémie en questions*, Paris.
- KLEIBER, G./RIEGEL, M. 2004: «Théories sémantiques, sens catégoriel et diachronie: données et arguments», in: F. LEBSANFT/M.-D. GLEßGEN (ed.), *Historische Semantik in den romanischen Sprachen*, Tübingen:31-41
- KOERNER, E.F.K. 1973: *Ferdinand de Saussure. Origin and development of his linguistic thought in western studies of language. A contribution to the history and theory of linguistics*, Braunschweig
- KOERNER, E.F.K. 1976a: «Towards a Historiography of Linguistics. 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> century paradigms», *Anthropological Linguistics* 14/7:255-80 [revised version in: H. PARRET (ed.), *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*, Berlin:685-718]
- KOERNER, E.F.K. 1976b: «Saussure and the French Linguistic Tradition: A few critical moments», H.-J. NIEDEREHE/H. HAARMANN (ed.), *In Memoriam Friedrich Diez: Akten des Kolloquiums zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik* (Trier, 2.-4. Okt. 1975), Amsterdam:405-17
- KOERNER, E.F.K. 1977: «The Humboldtian Trend in Linguistics», in: P. J. HOPPER (ed.), *Studies in Descriptive and Historical Linguistics: Festschrift for Winfried P. Lehmann*, Amsterdam:145-58
- KOERNER, E.F.K. 1978: *Toward a Historiography of Linguistics: Selected Essays*, Amsterdam
- KOERNER, E.F.K. 1983: «Quelques observations au sujet des sources de la sémiologie saussurienne», in: J. TRABANT/A. ESCHBACH (ed.), *History of Semiotics*, Amsterdam:323-39
- KOERNER, E.F.K. 1984a: «French Influences on Saussure», *Canadian Journal of Linguistics-Revue Canadienne de Linguistique* 29/1:20-41
- KOERNER, E.F.K. 1984b: «Saussure's French Connection», PH. BALDI (ed.), *Papers from the XII<sup>th</sup> Linguistic Symposium on Romance Languages*, Amsterdam:475-500
- KOERNER, E.F.K. 1985: «Quelques observations sur les sources de la sémiologie saussurienne», *Lingua e stile* 20/3:287-301
- KOERNER, E.F.K. 1988: «Aux sources de la linguistique moderne», in: E.F.K.K., *Saussurean Studies*, Genève:155-74

- KOMATSU, E. 1993: F. DE SAUSSURE, *Cours de linguistique générale*. Premier et troisième cours d'après les notes de Riedlinger et Constantin. Texte établi par Eisuke Komatsu, Tokyo [*Recherches Université Gakushuin*; 24]
- KOSELLECK, R. (ed.) 1979: *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart
- KRONASSER, H. 1986: *Handbuch der Semasiologie: Kurze Einführung in die Geschichte, Problematik und Terminologie der Bedeutungslehre*, Heidelberg [<sup>1</sup>1952, <sup>2</sup>1968]
- KRUSZEWSKI, M. 1995 [1883]: *Writings in general linguistics*, ed. and intro. by K. KOERNER, Amsterdam/Philadelphia
- KUHN, T.S. 1970: *The structure of scientific revolutions*, <sup>2</sup>Chicago
- KUKENHEIM, L. 1966: *Esquisse historique de la linguistique française et de ses rapports avec la linguistique générale*, <sup>2</sup>Leiden
- LABORDE, J.-B.-V. 1893: «Cours d'anthropologie biologique? Coup d'œil historique sur les origines et la fonction du langage. Influence des idées et des écoles philosophiques sur l'évolution et le progrès de nos connaissances relatives à l'origine et à la notion réelle, ou biologique, de cette fonction», *Revue de l'École d'anthropologie de Paris* 3:1-16
- LABOV, W. 1963a: «The Social Motivation of a Sound Change», *Word* 19:273-309
- LABOV, W. 1963b: «On the Mechanism of Linguistic Change», W.L., *Sociolinguistic Patterns*, Philadelphia:160-82
- LABOV, W. 1973: «The Social Setting of Linguistic Change», in: TH.A. SEBOK (ed.), *Current Trends in Linguistics*, vol. 11: *Diachronic, Areal and Typological Linguistics*, The Hague/Paris:195-251
- LABOV, W. 1976: *Sociolinguistique*. Présentation de Pierre Encrevé, trad. de l'anglais par Alain Kihm, Paris [1972]
- LAKOFF, G./JOHNSON, M. 1980: *Metaphors we live by*, Chicago
- LAMBERTERIE, CH. DE 1997-1998: \*P. DESMET/P. SWIGGERS 1995, *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 92/2:10-13
- LANGACKER, R.W. 1986: «An Introduction to Cognitive Grammar», *Cognitive Science* 10/1:1-40
- LANGACKER, R.W. 1987: *Foundations of Cognitive Grammar*, vol. 1: *Theoretical Prerequisites*, Stanford (Cal.)
- LANGACKER, R.W. 1988: \*G. LAKOFF 1987: *Women, Fire, and Dangerous Things*. What Categories Reveal About the Mind, Chicago (Ill.), *Language* 64/2:383-95
- LEBSANFT, F./GLEßGEN, M.-D. (ed.) 2004: «Historische Semantik in den romanischen Sprachen. Kognition, Pragmatik, Geschichte», in: F.L./M.-D.G. (ed.), *Historische Semantik in den romanischen Sprachen*, Tübingen:1-28 (Vorwort:VII-VIII)
- LEGRAIN, M./GARNIER, Y. (ed.) 2001: *Le Petit Larousse illustré 2002 en couleurs*, Paris
- LEHMANN, W.P. 1969: *Einführung in die historische Linguistik*, Heidelberg
- LEHMANN, W.P. 1992: *Historical Linguistics. An Introduction*, New

- York/Chicago/San Francisco
- LENSCHEN, W. 1991: \*D. BUSSE 1987a, *Muttersprache* 101/1:77-79
- LEROY, M. 1971: *Les grands courants de la linguistique moderne*,  
<sup>2</sup>Bruxelles [<sup>1</sup>1963]
- LEWIS, D.K. 1975: *Konventionen*, Berlin/New York
- LINDA, M. 2000: «Ferdinand de Saussures Ansatz einer Semiologie des Sprechens und Hörens», in: P. DESMET et al. (ed.), *The history of linguistic and grammatical praxis*. Proceedings of the XI<sup>th</sup> International Colloquium of the Studienkreis „Geschichte der Sprachwissenschaft“ (Leuven, 2<sup>nd</sup>-4<sup>th</sup> July 1998), Leuven/Paris:477-90
- LINKE, ANGELIKA/NUSSBAUMER, M./PORTMANN, P. R. 1994: *Studienbuch Linguistik*, <sup>2</sup>Tübingen
- LOCKE, J. 1690: *An Essay Concerning Human Understanding*. In four books, London
- LOCKE, J. 1700: *Essai philosophique concernant l'entendement humain*. Ou l'on montre quelle est l'étendue de nos connoissances certaines, et la manière dont nous y parvenons. Traduit de l'anglois de Mr. Locke, par Pierre Coste, sur la quatrième édition, revûë, corrigée, & augmentée par l'auteur, Amsterdam
- LÜDTKE, H. 1986: «Esquisse d'une théorie du changement langagier», *La Linguistique* 22/1:3-46
- LYONS, J. 1991: «Allgemeine Grundlagen», in: A. VON STECHOW/D. WUNDERLICH (ed.), *Semantik*. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung, Berlin/New York:1-24
- LYONS, J. 1977: *Semantics*, London/New York/Melbourne
- LYONS, J. 1980: *Semantik*, vol. 1, München
- LYONS, J. 1983: *Semantik*, vol. 2, München
- LYOTARD, J.-F. 1979: *La condition postmoderne*, Paris
- MAES, FABIENNE 1986: *La conception du changement linguistique dans les travaux de Michel Bréal*, Louvain
- MAES, FABIENNE/SWIGGERS, P./HOECKE, W. VAN 1990: «Changements de sens et sens du changement: Michel Bréal et la sémantique diachronique», in: P. SWIGGERS (ed.), *Moments et Mouvements dans l'histoire de la linguistique*, Louvain-la-Neuve:61-77
- MAINGUENEAU, D. 1996: *Les termes clés de l'analyse du discours*, Paris
- MALKIEL, Y. 1991: «Two issues of authorship and influence in turn-of-the-century French linguistics», *Lingua* 83/2-3:249-54
- MALKIEL, Y. 1991: \*BRIGITTE NERLICH 1990a, *Journal of Linguistics* 27/1:221-28
- MALMBERG, B. 1968: *Les nouvelles tendances de la linguistique*, <sup>2</sup>Paris
- MALMBERG, B. 1990: «Bréal – Saussure – Hjelmslev. Quelques remarques sur la dichotomie forme – substance», in: BAIBA METUZALE-KANGERE/HELGE D. RINHOLM (ed.), *Symposium balticum*. A Festschrift to honour Professor Velta Rūķe-Draviņa, Hamburg:275-80
- MALMBERG, B. 1991: *Histoire de la linguistique*. De Sumer à Saussure, Paris
- MARSAIS, C. CH. DU 1730: *Traité des Tropes*, Paris

- MARSAIS, C. CH. DU/BEAUZÉE, N./MARMONTEL, J.-F. 1782-1786: *Encyclopédie méthodique. Grammaire et littérature*, Paris/Liège, 3 vol.
- MARTIN, R. 1976: *Inférence, Antonymie et Paraphrase*, Paris
- MARTINET, A. 1975: *Évolution des langues et reconstruction*, Paris
- MARTONE, A. 1990: «Introduzione», in: M. BRÉAL, *Saggio di semantica. Introduzione, traduzione e commento di Arturo Martone*, Napoli: XIII-LVIII
- MARTONE, A. 1994: «Some remarks on M. Bréal's theory of meaning», *Semiotica* 102/3-4:295-303
- MASER, S. 1971: *Grundlagen der allgemeinen Kommunikationstheorie*, Stuttgart
- MASPERO, G. 1916: «Notice sur la vie et les travaux de M. Michel Bréal par feu Gaston Maspero, secrétaire perpétuel, lue par M. René Cagnat, secrétaire perpétuel», *Académie des Inscription et Belles-Lettres. Comptes rendus des séances* (5<sup>e</sup> série, 16):544-74
- MASPERO, G. 1917: «L'œuvre scientifique de Bréal», *Revue internationale de l'enseignement* 71/5-6:181-92 und 71/7-8:268-73
- MAURO, T. DE 1965: *Introduzione alla semantica*, Bari
- MAURO, T. DE 1971: *Senso e significato. Studi semantica teoretica e storica*, Bari
- MAURO, T. DE 1991: «Ancora Saussure e la semantica», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 45:101-09
- MEAD, G. H. 1934: *Mind, Self and Society. From the Standpoint of a Social Behaviorist*, Chicago
- MEAD, G. H. 1968: *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt a.M.
- MEILLET, A. 1898: \*M. BRÉAL 1897a, *Revue critique d'histoire et de littérature* 45:141-43
- MEILLET, A. 1903-1904: \*M. BRÉAL 31904, *L'Année sociologique* 8:640s.
- MEILLET, A. 1906a: «Comment les mots changent de sens», *L'Année sociologique* 10:1-38 [auch abgedruckt in MEILLET 1964:230-71; <sup>1</sup>1921]
- MEILLET, A. 1906b: «L'état actuel des études de linguistique générale», *Revue des idées* 3:296-308; [auch abgedruckt in MEILLET 1964:1-18; <sup>1</sup>1921]
- MEILLET, A. 1915: «Nécrologie de Michel Bréal», *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris* 20:10-19
- MEILLET, A. 1921: *Linguistique historique et linguistique générale*, Paris [1936, 1951, 1964]
- MEILLET, A. 1966: «Michel Bréal et la grammaire comparée au Collège de France», in: TH.A. SEBEEK (ed.): *Portraits of Linguists. A biographical Source Book for the History of Western Linguistics 1746-1963*, vol. 1, Bloomington/London:440-53
- MESNARD, P. 1992: *La culture du XVIII<sup>e</sup> siècle*, Paris
- MILL, J.ST. 1843: *System of Logic*, London
- MIODOŃSKI, A. 1888: \*M. BRÉAL 1887b, *Archiv für lateinische Lexikographie* 5:299s.
- MÖHREN, F. 2004: «Seme und Sachen», in: F. LEBSANFT/M.-D. GLEßGEN

- (ed.), *Historische Semantik in den romanischen Sprachen*, Tübingen:71-77
- MONREAL-WICKERT, IRENE 1977: *Die Sprachforschung der Aufklärung im Spiegel der großen französischen Enzyklopädie*, Tübingen
- MONTESQUIEU DE SECONDAT C.L. 1748: *De l'Esprit des lois*, in: *Œuvres complètes*, R. CAILLOIS (ed.) 1951, 2 vol., Paris
- MORGAN, J.L. 1978: «Two Types of Convention in Indirect Speech Acts», in: P. COLE (ed.), *Syntax and Semantics*, vol. 9: *Pragmatics*, New York/San Francisco/London:261-80
- MORPURGO DAVIES, ANNA 1975: «Language Classification in the Nineteenth Century», in: TH.A. SEBEOK (ed.), *Current Trends in Linguistics*, vol. 13: *Historiography of Linguistics*, The Hague/Paris:607-716
- MORPURGO DAVIES, ANNA 1992: «History of Linguistics: Comparative-Historical Linguistics», in: W. BRIGHT (ed.), *International Encyclopedia of Linguistics*, vol. 2, New York/Oxford:159-63
- MORPURGO DAVIES, ANNA 1996: *La linguistica dell'Ottocento*. Storia della linguistica, Bologna
- MOUNIN, G. 1959: «Une illusion d'optique dans l'histoire de la linguistique», *Travaux de l'Institut de Linguistique* (Faculté des lettres de l'Université de Paris) 4:7-13
- MOUNIN, G. 1968a: «La sémantique», *Encyclopaedia Universalis*, vol. 14, Paris:854-56
- MOUNIN, G. 1968b: *Clefs pour la linguistique*, Paris
- MOUNIN, G. 1974: *Histoire de la linguistique: Des origines au xx<sup>e</sup> siècle*, Paris [1967]
- MÜLLER, E. 1988: \*D. BUSSE 1987a, *Referatedienst der Akademie der Wissenschaften der DDR*, 20/3:487s.
- MÜLLER, F.M. 1864: *La science du langage*. Cours professé à l'institution royale de la Grande-Bretagne, Paris [*Lectures on the science of language*]
- MÜLLER, F.M. 1867: *Nouvelles leçons sur la science du langage*. Cours professé à l'Institution royale de la Grande-Bretagne en l'année 1863, vol. 1: *Phonétique et étymologie, précédé d'une notice sur la vie et les ouvrages de Max Müller*, Paris
- MÜLLER, F.M. 1868: *Nouvelles leçons sur la science du langage*. Cours professé à l'Institution royale de la Grande-Bretagne en l'année 1863, vol. 2: *Influence du langage sur la pensée*. Mythologie ancienne et moderne, Paris
- MÜLLER, F.M. 1887: *The Science of Thought*, London
- NAGLE, ST.J. 1991: \*BRIGITTE NERLICH 1990a, *Studies in language*. International journal sponsored by the foundation *Foundations of language* (Amsterdam) 15/2:506-09
- NAVILLE, A. 1901: *Nouvelle classification des sciences*, Paris
- NERLICH, BRIGITTE 1986: *La pragmatique*. Tradition ou révolution dans l'histoire de la linguistique française, Bern/Frankfurt
- NERLICH, BRIGITTE 1989: «The Evolution of the Concept of 'linguistic evo-

- lution' in the 19<sup>th</sup> and 20<sup>th</sup> Century», *Lingua* 77/2:101-12
- NERLICH, BRIGITTE 1990a: *Change in Language*. Whitney, Bréal and Wegener, London
- NERLICH, BRIGITTE 1990b: «From Form to Function. The Contribution of Bréal, Wegener and Gardiner to a Semantics of Communication and Comprehension», in: P. SCHMITTER (ed.), *Essays towards a History of Semantics*, Münster:105-28
- NERLICH, BRIGITTE 1991: \*M. BRÉAL 1991, *Historiographia linguistica* 18/2-3:369-75
- NERLICH, BRIGITTE 1992a: *Semantic Theories in Europe 1830-1930*, Amsterdam/Philadelphia
- NERLICH, BRIGITTE 1992b: «La Sémantique, éducation et récréation», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 46:159-71
- NERLICH, BRIGITTE 1993: «Avant-propos: La sémantique historique au 19<sup>e</sup> siècle en Allemagne, en Angleterre et en France», in: B.N. (ed.), *Histoire de la sémantique, 1890-1990*, Amsterdam/Philadelphia:5-30
- NERLICH, BRIGITTE 1996a: «Semantics in the 19<sup>th</sup> Century», in: P. SCHMITTER (ed.), *Geschichte der Sprachtheorie*. vol. 5 (Sprachtheorien der Neuzeit), vol. 2: *Von der Grammaire de Port-Royal (1660) zur Konstitution moderner linguistischer Disziplinen*, Tübingen:395-426
- NERLICH, BRIGITTE 1996b: \*P. DESMET/P. SWIGGERS 1995, *Historiographia Linguistica* 23:435-39
- NERLICH, BRIGITTE 1997: \*P. DESMET/P. SWIGGERS 1995, *Language* 73/2:438
- NERLICH, BRIGITTE 1999: «Conceptualisations métaphoriques de la sémantique sous l'influence des sciences naturelles et sociales modernes», *French Studies* 53/4:444-458
- NERLICH, BRIGITTE 2000: «La sémantique et la polysémie. De la conceptualisation à la désignation de domaines et de concepts linguistiques nouveaux», in: BERGOUNIOUX 2000a:183-94
- NERLICH, BRIGITTE/CLARKE, D.D. 1996: *Language, Action and Context*. The early history of pragmatics in Europe and America, 1780-1930, Amsterdam:240-70
- NERLICH, BRIGITTE/CLARKE, D.D. 1997: « Polysemy. Patterns of Meaning and Patterns in History», *Historiographia Linguistica* 24/3:349-85
- NERLICH, BRIGITTE/CLARKE, D.D. 1999: «Protopragmatic Theories of Language in Europe, 1780-1930», in: P. SCHMITTER (ed.), *Sprachtheorien der Neuzeit*, vol. 1: *Der epistemologische Kontext neuzeitlicher Sprach- und Grammatiktheorien*, Tübingen:254-300
- NICOLAS, ANNE 1980: «Sélection naturelle et synonymie», *Langue française* 48:89-99
- NIVET, J. 2000: «Quelques philologues orléanais autour de Michel Bréal», in: BERGOUNIOUX 2000a:113-23
- NOËL, F.-J.-M./CHAPSAL, CH.-P. 1824: *Nouvelle Grammaire Française sur un plan très méthodique, avec de nombreux exercices*

- d'orthographe, de syntaxe et de ponctuation, tirés de nos meilleurs auteurs, et distribués dans l'ordre des règles*, <sup>3</sup>Paris
- NOLTE, R.B. 1978: *Einführung in die Sprechakttheorie* John R. Searles, Freiburg/München
- NORMAND, C. (ed.) 1978: *Avant Saussure. Choix de textes (1875-1924)*, Bruxelles
- NYROP, KR. 1913: *Grammaire historique de la langue française*, vol. 4: *Sémantique*, Copenhagen
- NYROP, KR. 1901: *Ordenes liv. Sprog- og kulturhistoriske essays*, København
- OGDEN, CH.K./RICHARDS, I.A. 1969: *The Meaning of Meaning. A study of the influence of language upon thought and of the science of symbolism*, <sup>6</sup>London [<sup>1</sup>1923]
- OSTHOFF, H. 1878a: *Das Verbum in der Nominalcomposition im Deutschen, Griechischen, Slavischen, und Romanischen*, Jena
- OSTHOFF, H. 1878b: *Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen*, Leipzig
- PALMER, F. 1976: *Semantics: A New Outline*, Cambridge
- PALMER, F. 1977: *Semantik. Eine Einführung*, München
- PALO, MARINA DE 1999: «Il „segno linguistico“ da Bréal a Saussure», *Studi filosofici* 22:231-60
- PALO, MARINA DE 2001a: *La conquista del senso. La semantica tra Bréal e Saussure. Prefazione di René Amacker*, Roma
- PALO, MARINA DE 2001b: «Bréal, Bergson et la question de l'arbitraire du signe», in: CLAUDIA STANCATI et al. (ed.), *Henri Bergson. Esprit et langage*, Liège:241-54
- PARIS, G. 1868: \*A. SCHLEICHER 1868: *La théorie de Darwin et la science du langage. De l'importance du langage pour l'histoire naturelle de l'homme*, trad. de l'allemand par M. de Pommayrol, avec un avant-propos de M. Michel Bréal Paris, *Revue critique d'histoire et de littérature* 42:241-44
- PARIS, G. 1888: \*M. BRÉAL (ed.) 1888: *Édition de E. Littré: Comment les mots changent de sens*, avec un avant-propos et des notes, Paris; *Revue critique d'histoire et de littérature* N.S. 26:411-13
- PARIS, G. 1906: \*A. DARMESTETER 1887, in: G.P., *Mélanges linguistiques*, vol. 2: *Langue française*, Paris:238, 281-314
- PARIS, G. 1909: *Mélanges linguistiques*, publiés par Mario Roques. Latin vulgaire et langues romanes; Langue française; Notes étymologiques, Paris
- PARMENTIER, J. 1894: \*M. BRÉAL 1893b, *Revue de l'Enseignement Secondaire et de l'Enseignement Supérieur* 19:370-73
- PAUL, H. 1880: *Principien der Sprachgeschichte*, Halle/S.
- PÊCHEUX, M. 1975: *Les vérités de la Palice*, Paris
- PÊCHEUX, M. 1983: «Über die Rolle des Gedächtnisses als interdiskursive Material. Ein Forschungsprojekt im Rahmen der Diskursanalyse und Archivlektüre», in: M. GEIER/H. WOETZEL (ed.), *Das Sub-*

- jekt des Diskurses. Beiträge zur sprachlichen Bildung von Subjektivität und Intersubjektivität, Berlin:50-58
- PEETERS, CH. 1974: «Saussure néogrammairiens et l'antinomie synchronie/diachronie», *Linguistics* 133:35-62
- PEIRCE, CH.S. 1903: *What is meaning? Studies in the Development of Significance*, London
- PETRILLI, RAFFAELLA 1999: «Significato e lessico. Semantica lessicale e semantica „grammaticale“», in: DANIELE GAMBARARA (ed.), *Semantica*, Roma:239-67
- PFLUG, G. 1996: \*D. BUSSE /F. HERMANN/W. TEUBERT 1994, *Muttersprache* 106/3:272s.
- POHL, INGE 1993: \*D. BUSSE 1992a, *DaF* 30/4:260-62
- POSNER, R. 1970: «*Thirty Years on*», in: I. IORDAN (ed.), *An Introduction to Romance Linguistics. Its Schools and Scholars*, Revised, with a supplement *Thirty Years on* by R. Posner, Oxford:460
- POTT, A.F. 1833: *Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen*. Mit bes. Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litauischen und Gothischen, Lemgo
- POTT, A.F. 1861: *Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen*. Unter Berücksichtigung ihrer Hauptformen, Sanskrit; Zend, Persisch; Griechisch-Lateinisch; Litauisch-Slawisch; Germanisch und Keltisch, 2nd ed. Zweiten Theiles erste Abtheilung, Wurzeln, Einleitung
- POTT, A.F. 1880: *Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft*, Berlin [1876]
- POTTELBERGE, J. VAN 2003: «Die ursprünglichen Fragestellungen hinter August Schleichers Stammbaum-Theorie und Johannes Schmidts Wellen-Metapher», *Historiographia Linguistica* 30/3:301-64
- POTTIER, B. 1963: *Recherches sur l'analyse sémantique en linguistique et en traduction mécanique*, Nancy
- POTTIER, B. 1964: «Vers une sémantique moderne», *TraLiLi* 2:107-37
- PRIETO, L.J. 1964: *Principes de noologie*. Fondements de la théorie fonctionnelle du signifié, La Hague
- PUECH, CHR. 1985: «Le sens entre nature, volonté et inconscient. Recherches sur le statut de la sémantique dans la linguistique de la fin du XIX<sup>e</sup> siècle», in: J.-L. CHISS/CH.P. (ed.), *Fondations de la linguistique*. Études d'histoire et d'épistémologie, <sup>2</sup>Louvain-la-Neuve:129-44
- PUECH, CHR. 2000a: «Des idées latentes à l'Essai de Sémantique: Sens, conscience et volonté chez Michel Bréal», in: BERGOUNIOUX 2000a:139-52
- PUECH, CHR. 2000b: «Saussure: réception et héritage», *Modèles linguistiques* 41:79-93
- PUTNAM, H. 1975: «The Meaning of "Meaning"», in *Philosophical Paper 2*, Cambridge
- PUTNAM, H. 1990a: *Die Bedeutung von „Bedeutung“*, Frankfurt a.M.



- PUTNAM, H. 1990b: *Représentation et Réalité*, Paris
- PUTNAM, H. 1999: *Repräsentation und Realität*, Frankfurt a.M.
- PUTNAM, H. 1994: *Le réalisme à visage humain*
- PUTNAM, H. 1997: *Für eine Erneuerung der Philosophie*, Stuttgart
- QUINET, E. 1870: *La création*, <sup>2</sup>Paris
- RASTIER, F. 1987: *Sémantique interprétative*, Paris
- RASTIER, F. 1993: «La sémantique cognitive. Éléments d'histoire et d'épistémologie», in: BRIGITTE NEHRLICH (ed.), *Histoire de la sémantique, 1890-1990*, Amsterdam/Philadelphia:153-187
- RASTIER, F. 1996: «Sémiotique du cognitivisme et sémantique cognitive. Questions d'histoire et d'épistémologie» [http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier\\_Semantique-cognitive.html](http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier_Semantique-cognitive.html) (3.8.2005) = Auszüge aus den beiden Artikeln:
- RASTIER 1993 (s.o.)
  - RASTIER, F. 1996: «Problématiques du signe et du texte», *Intellectica* 23:11-53
- RASTIER, F. 1998 «Sens et signification», *Protée* (Université Laval) 25/1:7-18
- RASTIER, F. 1999: «Dalla significazione al senso. Per una semiotica senza ontologia», in: P. BASSO/LUCIA CORRAIN (ed.), *Eloquio del senso*, Milan: 213-240; zit. nach der französischen Version (nur im Internet erschienen) «De la signification au sens. Pour une sémiotique sans ontologie» [http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier\\_Semiotique-ontologie.html](http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier_Semiotique-ontologie.html) (2.8.2005)
- RASTIER, F. 2001: «Sémiotique et sciences de la culture», *Linx* 44-45:149-68 [http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier\\_Semiotique.html](http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier_Semiotique.html) (3.8.2005)
- RAVAISSON, F. 1984: *De l'Habitude* suivi de *La philosophie en France au XIX<sup>e</sup> siècle*. Corpus des œuvres de philosophie en langue française, Paris
- RAYNOUARD, F. 1821: *Grammaire comparée des langues de l'Europe latine dans leurs rapports avec la langue des troubadours*, Paris
- READ, A.W. 1948: «An Account of the Word "Semantics"», *Word* 4/2:78-97
- REALE, A. 1990: *L'evoluzione semantica nella linguistica tedesca dell'Ottocento*, Brescia
- REGNAUD, P. 1898: \*M. BRÉAL 1897a, *Revue de linguistique et de philologie comparée* 31:60-67
- REICHARDT, R. 1991: \*D. BUSSE 1987a *Zeitschrift für Historische Forschung* 18:351-53
- REICHARDT, R. (ed.) 1998: *Aufklärung und historische Semantik*. Interdisziplinäre Beiträge zur westeuropäischen Kulturgeschichte, Berlin
- REISIG, K. 1839: *Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft*, hrsg. mit Anm. von Friedrich Haase, Leipzig
- RENAN, E. 1848: *De l'origine du langage*, Paris
- RENAN, E. 1882: *Qu'est-ce qu'une nation?* Conférence faite en Sorbonne,

- le 11 mars 1882, Paris  
[http://agora.qc.ca/reftext.nsf/Documents/Nation--Quest-ce\\_quune\\_nation\\_par\\_Ernest\\_Renan](http://agora.qc.ca/reftext.nsf/Documents/Nation--Quest-ce_quune_nation_par_Ernest_Renan) (23.8.2005)
- RENAN, E. 1890: *L'avenir de la science*, <sup>5</sup>Paris
- RENAN, E. 1995: *L'avenir de la science*, ed. par ANNIE PETIT, Paris
- REY, A. (ed.) 1994: *Le Petit Robert*. Dictionnaire universel des noms propres, Paris
- REY-DEBOVE, JOSETTE/REY, A. (ed.) 1994: *Le nouveau Petit Robert*. Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française, Paris
- RITTER, J. et al. (ed.) 1971-2004: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, 12 vol., Basel/Darmstadt
- ROBINS, R.H. 1980: *General Linguistics*. An Introductory Survey, <sup>3</sup>London
- ROELCKE, T. 1989: \*D. BUSSE 1987a, *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 17/1:211-20
- ROMAN D'AMAT 1956: «Bréal (Michel-Jules-Alfred)», in: M. PREVOST/ROMAN D'AMAT (ed.), *Dictionnaire de biographie française*, vol. 7, Paris:181
- RÖMER, CHRISTINE 2004: *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft in Deutschland*. Personen, Schulen und Methoden  
<http://www.personal.uni-jena.de/~xcr/> (10.3.2004)
- ROSCH, ELEANOR 1973: «On the internal structure of perceptual and semantic categories», in: T.E. MOORE (ed.), *Cognitive development and the acquisition of language*, New York:111-44
- ROSCH, ELEANOR 1978: «Principles of Categorization», in: E.R./B. LLOYD (ed.), *Cognition and Categorization*, Hillsdale (N.J.):27-48
- ROUDET, L. 1921: «Sur la classification psychologique des changements sémantiques», *Journal de Psychologie normale et pathologique* 18:676-92
- ROUSSEAU, N. 1986: *Connaissance et langage chez Condillac*, Genf
- ROUSSELOT, P.J. 1897-1901: *Principes de phonétique expérimentale*, Paris
- ȘĂINEANU, L. 1887: *Încercare asupra semasiologiei limbei române*. Studii istorice despre tranzițiunea sensurilor, Bukurești
- SANDERS, CAROL 2000: «Linguistic historiography: a survey with particular reference to French linguistics at the turn of the century», *Journal of French Language Studies* 10/2:273-92
- SANTANA HENRÍQUEZ, G. 1998: «Congreso Internacional de Semántica. Cien años de investigación semántica. De Michel Bréal a la actualidad (La Laguna, 27-31 de octubre de 1997)», *Revista española de lingüística* (Órgano de la Sociedad Española de Lingüística 28/1:150s.
- SAPIR, E. 1949: *Language*. An introduction to the study of speech, New York [1921]
- SAPPAN, R. 1987 [1983]: *The Rhetorical-logical Classification of Semantic Changes*, Braunton et al.
- SARTRE, J.-P. 1948: *Qu'est-ce que la littérature?*, Paris

- SAUER, CHR. 1994: \*D. BUSSE 1992b, *Informationen Deutsch als Fremdsprache* 21/2-32:187-90
- SAUSSURE, F. DE 1973: *Cours de linguistique générale*, publié par Ch. Bally et A. Sechehaye, avec la collaboration de A. Riedlinger, édition critique préparée par Tullio de Mauro, Paris [<sup>1</sup>1916]
- SAUSSURE, F. DE 1964: «Lettres de Ferdinand de Saussure à Antoine Meillet», *Cahiers Ferdinand de Saussure* 21:91-125 (97 = lettre du 8 février 1900)
- SAVATOVSKY, D. 2000: «Bréal dans l'affaire Dreyfus: intellectuel organique ou intellectuel spécifique?», in: BERGOUNIOUX 2000a:13-27
- SCHAFF, A. 1973: *Einführung in die Semantik*, Hamburg [<sup>1</sup>1960]
- SCHLEICHER, A. 1850: *Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht*, Bonn
- SCHLEICHER, A. 1861-1862: *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*. Kurzer Abriss einer Laut- und Formenlehre der indogermanischen Ursprache, des Altindischen, Alteranischen, Altgriechischen, Altitalischen, Altkeltischen, Altslawischen, Litauischen und Altdeutschen, Weimar
- SCHLEICHER, A. 1863: *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft – offenes Sendschreiben an Herrn Dr. Ernst Haeckel*, Weimar
- SCHLEICHER, A. 1873: *Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft*, Weimar
- SCHLEIERMACHER, F. D. 1977: *Hermeneutik und Kritik*, ed. M. Frank, Frankfurt a.M.
- SCHLIEBEN-LANGE, BRIGITTE 1984: «Vom Vergessen in der Sprachwissenschaftsgeschichte. Zu den „Ideologen“ und ihrer Rezeption im 19. Jahrhundert», *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 14 (53/54):18-36
- SCHMID, H. 1998: *Wegleitung für den Aufbau einer gemeinsamen Schriftsprache der Dolomitenladiner*, Sankt Martin in Thurn
- SCHMIDT, J. 1872: *Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen*, Weimar
- SCHMIDT, K. 1894: «Die Gründe des Bedeutungswandels», *Programm des Königlichen Realgymnasiums zu Berlin* 92
- SCHMIDT-RADEFELDT, J. 2000: «Michel Bréal y Paul Valéry: ¿Dos semánticos y semióticos cognitivos?», in: M. MARTÍNEZ HERNÁNDEZ/D. GARCÍA PADRON et al. (ed.), *Cien años de investigación semántica. De Michel Bréal a la actualidad*. Actas del Congreso Internacional de Semántica (Universidad de La Laguna, 27.10.-31.10.1997), Madrid:1397-1405
- SCHMITT, C. 1996: \*P. DESMET/P. SWIGGERS 1995, *RJ* 47:175-77
- SCHMITTER, P. 1987: *Das sprachliche Zeichen*. Studien zur Zeichen- und Bedeutungstheorie in der griechischen Antike sowie im 19. und 20. Jahrhundert, Münster
- SCHMITTER, P. 1995: «Von der Hermeneutik zur Semasiologie. Aspekte der Entwicklung von semantischen Forschungsprogrammen in

- der Zeit um 1800», in: U. HOINKES (ed.), *Panorama der Lexikalischen Semantik*. Thematische Festschrift aus Anlaß des 60. Geburtstags von Horst Geckeler, Tübingen:589-603
- SCHNEIDER, GISELA 1973: *Zum Begriff des Lautgesetzes in der Sprachwissenschaft seit den Junggrammatikern*, Tübingen
- SCHOGT, H. G. 1990-1991: «Michel Bréal en rétrospection», *Alfa: Actes de Langue Française et de Linguistique*, Halifax, NS, Canada 3-4:23-36
- SCHUCHARDT, H. 1866-1868: *Der Vokalismus des Vulgärlateins*, 3 vol., Leipzig
- SCHUCHARDT, H. 1885: *Über die Lautgesetze*. Gegen die Junggrammatiker, Oppenheim/Berlin
- SCHUCHARDT, H. 1884: *Slawo-Deutsches und Slawo-Italienisches*, Graz
- SCHUCHARDT, H. 1922: *Hugo Schuchardt-Brevier*. Ein Vademecum der allgemeinen Sprachwissenschaft. Zus.gest. u. eingel. von L. SPITZER, Halle (Saale) [21928]
- SCHÜTZ, A. 1971: *Das Problem der sozialen Wirklichkeit*, Den Haag
- SCHWEITZER, CH. 1892: «Les conférences faites à la Sorbonne par M. Michel Bréal sur la pédagogie des langues vivantes», *Revue universitaire* I/II:50-56, 543-52
- SEARLE, J.R. 1969: *Speech acts*, Cambridge
- SEARLE, J.R. 2001: *Geist, Sprache und Gesellschaft*, Frankfurt a.M.
- SENART, E. 1915: «Notice nécrologique de M. Bréal», *Journal asiatique*, 11<sup>e</sup> série, 6:515s.
- SHANNON, CL.E./WEAVER, W. 1964: *The Mathematical Theory of Communication*, Urbana
- SIEVERS, E. 1876: *Grundzüge der Lautphysiologie*. Zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen, Leipzig
- SIEVERS, E. 1881: *Grundzüge der Phonetik*. Zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen, Leipzig
- SMART, B.H. 1831-1839: *Beginnings of a new school of metaphysics*, Three essays in one volume: *Outline of sematology* (1831), *Sequel to sematology* (1837), *An appendix* (1839), London
- SPERBER, H. 1923: *Einführung in die Bedeutungslehre*, Bonn/Leipzig
- SPERBER, D./WILSON, D. 1989: *La pertinence*, Paris
- SPERBER, D./WILSON, D. 1995: *Relevance*. Communication and cognition, 2Oxford
- STANCATI, CLAUDIA 1996: «L'idée de convention dans le langage et dans la politique au XVIII<sup>ème</sup> siècle», in: *Transactions of the nine<sup>th</sup> International Congress on the Enlightenment*, (Münster, 23-29 July 1995), vol. 1, Oxford:378-81
- STANCATI, CLAUDIA 1999: *Il potere delle finzioni: linguaggio, conoscenza e politica da Descartes a Bréal*, Soveria Manelli
- STANCATI, CLAUDIA 2000: «Du langage-institution à la sémantique: le parcours de Bréal», in: BERGOUNIOUX 2000a:163-75
- STANKIEWICZ, E. 1998: «The Semiotic Turn of Breal's *Sémantique*», in:

- J.J. JADACKI/W. STRAWINSKY (ed.): *In the World of Signs*. Essays in honour of Professor Jerzy Pelc, Amsterdam/Atlanta (GA):253-60
- STAROBINSKI, J. 1987: «Die Ethik des Essays. Ein Gespräch», *Neue Rundschau* 98:5-22
- STEINTHAL, H. 1968: *Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Prinzipien und ihr Verhältnis zueinander*, Hildesheim/New York [1855]
- STEINTHAL, H. 1869: \*M. BRÉAL 1868b, *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 6:281-84
- STICKEL, G. 1994: \*D. BUSSE 1992b, *Leuvense Bijdragen* 83/1:112-15
- STIERLE, K. 1979: «Historische Semantik und die Geschichtlichkeit der Bedeutung», in: R. KOSELLECK (ed.), *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*, Stuttgart:154-89
- STORK, YVONNE 2001: «Michel Bréal und die Ambivalenz seiner Fortschrittsgläubigkeit», in: P. WUNDERLI/I. WERLEN/M. GRÜNERT (ed.), *Italica, Raetica, Gallica*. Studia linguarum litterarum artiumque in honorem Ricarda Liver, Tübingen:471-87
- STEINTHAL, H. 1860: «Über den Wandel der Laute und des Begriffs», *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft* 1:416-32
- STERN, G. 1931: *Meaning and Change of Meaning*. With special reference to the English language, Bloomington [Göteborg 1975]
- STETTER, CHR. 1994: \*D. BUSSE 1993a, *Germanistik* 35/1:55
- STÖCKLEIN, J. 1898: *Bedeutungswandel der Wörter*. Seine Entstehung und Entwicklung, München
- STÖTZEL, G./WENGELER, M. (ed.) 1995: *Kontroverse Begriffe*. Geschichte des öffentlichen Sprachgebrauchs in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin/New York
- SUPPES, P. 1986: «The Primacy of Utterer's Meaning», in: R.E. GRANDY/R. WARNER (ed.), *Philosophical Grounds of Rationality*. Intentions, Categories, Ends, Oxford:109-30
- SWEET, H. 1877: *Handbook of Phonetics*. Including a popular exposition of the principles of spelling reform, Oxford
- SWIGGERS, P. 1982a: «De Girard à Saussure. Sur l'histoire du terme *va-leur* en linguistique», *TraLiLi* 10/1:325-31
- SWIGGERS, P. 1982b: «Hugo Schuchardt: Le point de vue d'un romaniste dans la querelle autour des lois phoniques», *Beiträge zur romanischen Philologie* 21:325-28
- SWIGGERS, P. 1984: *Les conceptions linguistiques des Encyclopédistes*. Étude sur la constitution d'une théorie de la grammaire au siècle des Lumières, Heidelberg
- SWIGGERS, P. 1989: «Linguistique générale et linguistique romane chez H. Schuchardt», in: D. KREMER (ed.), *Actes du 18<sup>e</sup> Congrès international de Linguistique et de Philologie romanes*, Université de Trèves 1986, vol. 7, Tübingen:80-91
- SWIGGERS, P. 1991: \*M. BRÉAL 1991, *Orbis* 35:340-45
- SWIGGERS, P. 1995: «L'enjeu de la sémantique chez Michel Bréal», in: U. HOINKES (ed.), *Panorama der Lexikalischen Semantik*. Thematische Festschrift aus Anlaß des 60. Geburtstags von Horst Geckeler,

- Tübingen:651-61
- SWIGGERS, P. 1997: «Histoire et historiographie de la sémantique lexicale préstructurale», in: U. HOINKES/W. DIETRICH (ed.), *Kaleidoskop der Lexikalischen Semantik*, Tübingen:159-171
- SWIGGERS, P. 2000: «Aspects de la théorie sémantique au XVIII<sup>e</sup> siècle: l'article „Sens“ dans l'Encyclopédie méthodique», *Quaderni di semantica* (Bologna) 21/1:127-34
- SWIGGERS, P./DESMET, P. 1996: «L'élaboration de la linguistique comparative: Comparaison et typologie des langues jusqu'au début du XIX<sup>e</sup> siècle», in: P. SCHMITTER (ed.), *Geschichte der Sprachtheorie*. vol. 5 (Sprachtheorien der Neuzeit), vol. 2: *Von der Grammaire de Port-Royal (1660) zur Konstitution moderner linguistischer Disziplinen*, Tübingen:122-77
- SWIGGERS, P./DESMET, P. 2000: «Michel Bréal et les néo-grammairiens», in: BERGOUNIOUX 2000a:195-210
- SWIGGERS, P./HOECKE, W. VAN 1990: «Michel Bréal et le changement linguistique», in: H.-J. NIEDEREHE/K. KOERNER (ed.), *History and Historiography of Linguistics*. Papers from the Fourth International Conference on the History of the Language Sciences (ICHoLS IV), (Trier, 24-28 August 1987), vol. 2, Amsterdam:667-76; 399-873
- SWIGGERS, P./SELDESLACHTS, H. 1997: «Une lettre de Paul Chappellier à Hugo Schuchardt à propos de la création d'une langue auxiliaire internationale», *Orbis* 39:163-66
- SWIGGERS, P./SELDESLACHTS, H. 1998: «Hugo Schuchardt und Ludwig Tobler: Materialien zur Lautgesetzfrage», *Orbis* 40:197-205
- SZEMERÉNYI, O. 1970: *Einführung in die vergleichende Sprachwissenschaft*, Darmstadt
- SZEMERÉNYI, O. 1971: *Richtungen der modernen Sprachwissenschaft*, vol. 1: *Von Saussure bis Bloomfield 1916-1950*, Heidelberg
- TAINÉ, H. 1868: *Histoire de la littérature anglaise*, Paris
- TAINÉ, H. 1868: *Les philosophes classiques du 19<sup>ème</sup> siècle en France*,<sup>3</sup>Paris
- TAINÉ, H. 1870: *De l'intelligence*, 2 vol., Paris
- TAMBA-MECZ, IRÈNE 1988: *La sémantique*, Paris
- TEGNÉR, E. 1880: *Språkets Makt öfver tanken*, Stockholm
- TELL, J.A. 1874: *Les Grammairiens français*. Depuis l'origine de la grammaire en France jusqu'aux dernières œuvres connues, Paris [Genève 1967]
- TERRACINI, B. 1949: *Guida allo studio della linguistica storica*, Rom
- THIELEMANN, W. 1994: «Franz Bopp – Rückwirkung nach Frankreich: Michel Bréal – Schüler, Übersetzer und Kritiker», in: R. STERNEMANN (ed.), *Bopp-Symposium 1992 der Humboldt-Universität zu Berlin*. Akten der Konferenz vom 24.3.-26.3.1992 aus Anlass von Franz Bopps zweihundertjährigem Geburtstage am 14.9.1991, Heidelberg:285-301
- THOMAS, A. 1897: \*M. BRÉAL 1897a, in: A.T., *Essais de philologie française*, Paris:166-93

- THOMAS, A. 1904: *Nouveaux essais de philologie française*, Paris
- THOMSEN, V. 1927: *Geschichte der Sprachwissenschaft bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts: Kurzgefaßte Darstellung der Hauptpunkte*, Halle/S.
- TORRES MEDINA, DOLORES 2000: «Sobre la noción de cambio semántico», in: M. MARTÍNEZ HERNÁNDEZ/D. GARCÍA PADRON et al. (ed.), *Cien años de investigación semántica. De Michel Bréal a la actualidad. Actas del Congreso Internacional de Semántica (Universidad de La Laguna, 27.10.-31.10.1997)*, Madrid:31
- TRIER, J. 1973: *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes. Von den Anfängen bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts*, <sup>2</sup>Heidelberg [1931]
- ULLMANN, ST. 1967: *The Principles of Semantics*, <sup>2</sup>Oxford
- ULLMANN, ST. 1969: *Précis de sémantique française*, <sup>4</sup>Berne [1952]
- ULLMANN, ST. 1972: *Grundzüge der Semantik: die Bedeutung in sprachwissenschaftlicher Sicht*, <sup>2</sup>Berlin
- ULLMANN, ST. 1973: *Semantik. Eine Einführung in die Bedeutungslehre*, Frankfurt a.M.
- ULLMANN, ST. 1975: *Précis de sémantique française*, <sup>5</sup>Berne
- VALÉRY, P. 1898: \*M. BRÉAL 1897a, *Mercure de France* 25:254-60
- VALÉRY, P. 1957-1960: \*M. BRÉAL 1897a, in: P.V., *Œuvres. Introduction biographique par Agathe Rouart-Valéry. Édition établie et annotée par J. Hytier (ed.)*, vol. 2, Paris: 1448-54
- VALÉRY, P. 1957-1961: *Cahiers*, 29 vol., Paris
- VALLINI, C./ANGELI, F. 1990: «F. DE SAUSSURE, *Le sens du mot* (Ms. fr. 3970/c). Un corso di morfologia indoeuropea», *Aion. Annali del Dipartimento di studi del mondo classico e del mediterraneo antico. Sezione linguistica* 12:363-424
- VANDELOISE, C. 1991: «Autonomie du langage et cognition», *Communications* 53:69-102
- VENDRYES, J. 1955: «Première société linguistique. La Société de Linguistique de Paris (1865-1955)», *Orbis* 4:7-21
- VINSON, J. 1915-1916: «Nécrologies de Charles Beauquier, de Gaston Maspero, de Michel Bréal, d'Auguste Barth et d'H. de Charencey», *Revue de linguistique et de philologie comparée* 48:160-62
- VÖLKER, H. 2004: «Bedeutungsebenen und Bedeutungswandel. Mit vier Beispielen aus der altfranzösischen Urkundensprache», in: F. LEBSANFT/M.-D. GLEßGEN (ed.), *Historische Semantik in den romanischen Sprachen*, Tübingen:165-79
- VOLZ, G. 2003: «Erinnerungen eines Grenzgängers: Michel Bréal», in: H.-H. LÜGER (ed.), *Im Blickpunkt: das Elsass*, Landau:43-57
- WALPOLE, H.R. 1941: *Semantics. The Nature of Words and Their Meanings*, New York
- WANG, W. 1991: \*BRIGITTE NERLICH 1990a, *Language* 67/2:412s
- WARTBURG, W. VON 1950: *Französisches etymologisches Wörterbuch. Eine Darstellung des galloromanischen Sprachschatzes*, vol. 5, Bonn
- WATERMAN, J.T. 1970: *Perspectives in Linguistics*, Chicago/London

- WEGENER, PH. 1902: \*B. DELBRÜCK 1901: *Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. Wundts Sprachpsychologie erörtert*, Straßburg, *Literarisches Centralblatt* 12 (22. März 1902):col. 401-10
- WEGENER, PH. 1885: *Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens*, Halle/S.
- WEINRICH, H. 1976: *Sprache in Texten*, Stuttgart
- WEINRICH, H. 1970: *Linguistik der Lüge*. Kann Sprache die Gedanken verbergen?, Heidelberg
- WEISGERBER, L. 1927: «Die Bedeutungslehre – ein Irrweg der Sprachwissenschaft?», *Germanisch-Romanische Monatsschrift* 15:161-83
- WELLANDER, E. 1917-1923: *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen*, Uppsala
- WHITNEY, W.D. 1867: *Language and the study of language*. Twelve lectures on the principles of linguistic science, London
- WHITNEY, W.D. 1875a: *The Life and Growth of Language*. An Outline of Linguistic Science, New York/London
- WHITNEY, W.D. 1875b: *La vie du langage*, Paris
- WHITNEY, W.D. 1892: *Max Müller and the Science of Language*. A Criticism, New York
- WIDLAK, S. 1986: «En relisant M. Bréal: homonymie sémantique», in: SLAWSKI FRANCISZEK et al. (ed.), *Collectanea linguistica in honorem Adami Heinz*, Wrocław:161-65
- WIMMER, R. 1974: «Die Bedeutung des Regelbegriffs der praktischen Semantik für den kommunikativen Sprachunterricht», in: H.J. HERINGER (ed.), *Der Regelbegriff in der praktischen Semantik*, Frankfurt a.M.:133-57
- WINDISCH, R. 1988: *Zum Sprachwandel*. Von den Junggrammatikern zu Labov, Frankfurt a.M.:1-27
- WITTGENSTEIN, L. 1971: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt a.M.
- WOLF, G. 2000: «De quelle psychologie la sémantique relève-t-elle?», in: BERGOUNIOUX 2000a:153-62
- WOLF, G. 2001: «Gaston Paris, Michel Bréal, et les études linguistiques», *L'information grammaticale* 90:73-79
- WRIGHT, G.H. VON 1974: *Erklären und Verstehen*, Frankfurt a.M.
- WUNDERLI, P. 1971: «„Sémantique“ und „Sémiologie“: Zwei textkritische Probleme des CLG», *Vox Romanica* 30:14-31
- WUNDERLI, P. 1972: *Saussure und die Anagramme*. Linguistik und Literatur, Tübingen
- WUNDERLI, P. 1974: «Saussure und die Kreativität», *Vox Romanica* 33:1-31
- WUNDERLI, P. 1976: «Saussure als Schüler Sechehayes? Zum Abhängigkeitsverhältnis hinsichtlich der Kreativitätskonzeption in der Genfer Schule», in: H.-J. NIEDEREHE/H. HAARMANN (ed.), *In Memoriam Friedrich Diez*. Akten des Kolloquiums zur Wissenschaftsgeschichte der Romanistik (Trier, 2.-4. Okt. 1975), Amsterdam:419-74
- WUNDERLI, P. 1981a: *Saussure-Studien*, Tübingen



- WUNDERLI, P. 1981b: «Saussure und die „signification“», in: H. GECKELER et al. (ed.), *Logos semantikos. Studia linguistica in honorem Eugenio Coseriu 1921-1981*, vol. 1, Berlin/New York/Madrid:267-84
- WUNDERLI, P. 1982: «Der Schachspielvergleich bei Saussure», in: SIEGLINDE HEINZ (ed.), *Fakten und Theorien. Beiträge zur romanischen und allgemeinen Sprachwissenschaft. Festschrift für Helmut Stimm zum 65. Geburtstag*, Tübingen:363-72
- WUNDERLI, P. 1986: «Norme et élasticité chez Ferdinand de Saussure», in: *Normes et transgressions en langue et en littérature. Actes du Colloque franco-allemand de Nantes. À la mémoire de Pierre Dumonceaux, 14-16 mars 1984*, Nantes:13-34
- WUNDERLI, P. 1988: «Saussure et l'architecture de la langue», in: J. ALBRECHT (ed.), *Energeia und Ergon. Studia in honorem Eugenio Coseriu*, vol. 2/1: H. THUN (ed.), *Das sprachtheoretische Denken Eugenio Coserius in der Diskussion*, Tübingen:283-99
- WUNDERLI, P. 1990: *Principes de diachronie. Contribution à l'exégèse du «Cours de linguistique générale» de Ferdinand de Saussure*, Frankfurt a.M./Bern/New York
- WUNDERLI, P. 1992a: «Glanz und Elend des Poststrukturalismus», *Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte (RZLG)* 16:251-89
- WUNDERLI, P. 1992b: «Le problème des entités diastratiques», in: RIKA VAN DEYCK (ed.), *Diatopie, diachronie, diastratie. Approches des variations linguistiques*, Gent:171-89
- WUNDERLI, P. 1992c: «„Phonétique“ und „Phonologie“. Zur Problematik der linguistischen Terminologie», in: SUSANNE R. ANSCHÜTZ (ed.), *Texte, Sätze, Wörter und Moneme. Festschrift für Klaus Heger zum 65. Geburtstag*, Heidelberg:693-718
- WUNDERLI, P. 1993: «Requiem für eine heilige Kuh. Das Neutrum im Surselvischen», *Annalas da la Società retoromantscha (AnSR)* 106:134-63
- WUNDERLI, P. 1994a: «Überlegungen zur interpretativen Semantik», *Vox Romanica* 53:1-16
- WUNDERLI, P. 1994b: \*G. KLEIBER 1993, *Vox Romanica* 53:261-70
- WUNDERLI, P. 1995a: «Le problème de l'identité diachronique chez F. de Saussure», in: T. DE MAURO (ed.), *Saussure and Linguistics Today*, Rom:151-84
- WUNDERLI, P. 1995b: «Strukturelle Semantik, Polysemie und Architektur der Sprache. Zu einigen aktuellen Problemen der Bedeutungsanalyse», in: U. HOINKES (ed.), *Panorama der Lexikalischen Semantik. Thematische Festschrift aus Anlaß des 60. Geburtstags von Horst Geckeler*, Tübingen:791-806
- WUNDERLI, P. 1995c: «Variations structurales de la deixis personnelle», in: RIKA VAN DEYCK (ed.), *Diachronie et variation linguistique. La deixis temporelle, spatiale et personnelle*, Gent:15-39
- WUNDERLI, P. 2001: «Die Romanische Philologie von Diez bis zu den Junggrammatikern», in: G. HOLTUS/M. METZELTIN/C. SCHMITT

- (ed.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik (LRL)*, vol. 1/1: *Geschichte des Faches Romanistik/Methodologie* (Das Sprachsystem), Tübingen:121-75
- WUNDERLI, P. 2002: \*G. BERGOUNIOUX 2000a, *Historiographia Linguistica* 29/1:203-16
- WUNDERLICH, D. 1970: «Zur Rolle der Pragmatik in der Linguistik», *Der Deutschunterricht* 22/4:5-41
- WUNDERLICH, D. 1991: *Arbeitsbuch Semantik*, Frankfurt a.M. [1980]
- ZABOROWSKI, S. 1879: *L'origine du langage*, Paris

## 5.4 Internetquellen

Adelung: (*Buße*):

[http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/adelung/text/band1/@Generic\\_\\_BookView;cs=default;ts=default;lang=fr?DwebQuery=Bu%DFe+inside+%3CORTH%3E&DwebSearchAll=1](http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/adelung/text/band1/@Generic__BookView;cs=default;ts=default;lang=fr?DwebQuery=Bu%DFe+inside+%3CORTH%3E&DwebSearchAll=1) (22.2.2006)

Adelung: (*pflügen*):

[http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/adelung/text/band3/@Generic\\_\\_BookView;cs=default;ts=default;lang=fr?DwebQuery=pflügen+inside+%3CORTH%3E&DwebSearchAll=1](http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/adelung/text/band3/@Generic__BookView;cs=default;ts=default;lang=fr?DwebQuery=pflügen+inside+%3CORTH%3E&DwebSearchAll=1) (26.7.2006)

Adelung: (*Schelm*):

[http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/adelung/text/band3/@Generic\\_\\_BookView;cs=default;ts=default;lang=fr?q=Schelm&DwebQueryForm=%24q+inside+%3CORTH%3E](http://mdz.bib-bvb.de/digbib/lexika/adelung/text/band3/@Generic__BookView;cs=default;ts=default;lang=fr?q=Schelm&DwebQueryForm=%24q+inside+%3CORTH%3E) (16.7.2005)

Grimm: (*Buße*):

<http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher/dwb/wbgui?lemid=GB13501> (22.2.2006)

TLF (*génie*):

<http://atilf.atilf.fr/Dendien/scripts/tlfiv5/visusel.exe?11;s=3776897565;r=1;nat=;sol=0>; (5.8.2005)

TLF (*barbare*):

<http://atilf.atilf.fr/Dendien/scripts/tlfiv5/advanced.exe?8;s=1888477980>; (5.8.2005)

Artikel «Ladinische Sprache» in Wikipedia:

[http://de.wikipedia.org/wiki/Ladinische\\_Sprache](http://de.wikipedia.org/wiki/Ladinische_Sprache) (14.9.2006)

Artikel «Rätoromanisch» in Wikipedia:

<http://de.wikipedia.org/wiki/B%C3%Bcdnerromanisch> (14.09.2006)

Magazin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf:

[http://www.uni-](http://www.uni-duessel-)  
duessel-

dorf.de/home/Presse/presse/magazin\_hhu/2002\_03/gesamt.pdf  
(11.7.2006)

Biographie Dietrich Busse und Forschungsschwerpunkte:  
<http://www.uni-koeln.de/phil-fak/idsl/dozenten/busse.html>  
(14.7.2005)

<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse/vita.html> (14.7.2005)

BUSSE, D. 2002c: «Verstehen und Auslegung von Rechtstexten – institutionelle Bedingungen. Vortrag vor der AG Sprache des Rechts der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin, 22. August 2002»

<http://www.bbaw.de/sdr/content/beitraege/busse.html> (24.07.2005)

BAUMANN, M. 1994: \*D. BUSSE 1993a, *Schweizerische Juristenzeitung* 8

<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/germ1/mitarbeiter/busse/mat/rez-js-4.pdf#search=%22Schweizerische%20Juristenzeitung%20Busse%22> (8.10.2006)

BLUHM, CLAUDIA/DEISSLER, D./SCHARLOTH, J./STUKENBROCK, ANJA: *Linguistische Diskursanalyse: Überblick, Probleme, Perspektiven*

[http://www.ds.unizh.ch/scharloth/publikationen/scharloth\\_diskursanalyse.pdf](http://www.ds.unizh.ch/scharloth/publikationen/scharloth_diskursanalyse.pdf) (14.3.2005)

JÄGER, L. 1975: *Zu einer historischen Rekonstruktion der authentischen Sprach-Idee F. de Saussures*, Düsseldorf [Diss.]

[http://www.isk.rwth-aachen.de/fileadmin/benutzerdateien/vorlesungsmaterialien/jaeger/Jaeger\\_1975.pdf](http://www.isk.rwth-aachen.de/fileadmin/benutzerdateien/vorlesungsmaterialien/jaeger/Jaeger_1975.pdf) (15.5.2006)

RASTIER, F. 1996: «Sémiotique du cognitivisme et sémantique cognitive. Questions d'histoire et d'épistémologie»

[http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier\\_Semantique-cognitive.html](http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier_Semantique-cognitive.html) (3.8.2005)

RASTIER, F. 1999: «De la signification au sens. Pour une sémiotique sans ontologie»

[http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier\\_Semiotique-ontologie.html](http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier_Semiotique-ontologie.html) (2.8.2005)

RASTIER, F. 2001: «Sémiotique et sciences de la culture», *Linx* 44-45:149-68

[http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier\\_Semiotique.html](http://www.revue-texto.net/Inedits/Rastier/Rastier_Semiotique.html) (3.8.2005)

RENAN, E. 1882: *Qu'est-ce qu'une nation?* Conférence faite en Sorbonne, le 11 mars 1882

[http://agora.qc.ca/reftext.nsf/Documents/Nation--Quest-ce\\_quune\\_nation\\_par\\_Ernest\\_Renan](http://agora.qc.ca/reftext.nsf/Documents/Nation--Quest-ce_quune_nation_par_Ernest_Renan) (23.8.2005)

RÖMER, CHRISTINE 2004: *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft in Deutschland*. Personen, Schulen und Methoden

<http://www.personal.uni-jena.de/~xcr/> (10.3.2004)

## 5.5 *Manuskripte*

Bibliothèque de l'Institut MS 7321, ff. 135

B.N. Fonds Romain Rolland, f. 19, 16 avril 1896

B.N. N.A.F. 19 168, mf 2681, ff. 6-15 (11 août 1897)

B.N. N.A.F. 20 782, 1870, ff. 289-91, microfilm 5277

B.N. N.A.F. 24 489, ff. 207-91

B.N. N.A.F. 25 033, 30 juin 1897, f. 286

Sorb., MS 2289, f. 23

Sorb., MS 1790, 15 sept. 1905







## Versicherung

„Ich erkläre hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit ohne Hilfe Dritter und ohne Benutzung anderer als der angegebenen Hilfsmittel angefertigt habe; die aus fremden Quellen (einschließlich des Internets) direkt oder indirekt übernommenen Gedanken sind als solche kenntlich gemacht.  
Die Arbeit wurde bisher in gleicher oder ähnlicher Form keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt.“

Düsseldorf, den 9. Dezember 2006



## Vita

Annette Schmehl  
6 rue des Dervallières  
44 000 Nantes  
Tel.: 00.33 - 2.40.08.27.60  
00.33 - 6.98.80.45.13  
e-mail: Annette.Schmehl@web.de

Geburtsdatum: 14. September 1974  
Geburtsort: Kempen, jetzt Krefeld  
Staatsangehörigkeit: deutsch

### Schulbesuch

1981-1985 Katholische Grundschule St. Tönis  
1985-1994 Marienschule Krefeld (Staatlich anerkanntes Mädchen-  
gymnasium der Ursulinen vom Calvarienberg/Ahrweiler)  
Abitur 1994

### Studium

1994-2000 Studium an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf  
Romanistik/Germanistik (Lehramt)  
1996/97 Auslandssemester an der Universität Nantes (Frankreich),  
ermöglicht durch ein Stipendium des DAAD (Romanisten-  
programm)  
2001 Erstes Staatsexamen (Französisch, Deutsch)  
2001 Magistra Artium (Romanische Philologie, Neuere Deutsche  
Philologie, Germanistische Sprachwissenschaft)  
2001-2007 Promotion in Romanistischer Sprachwissenschaft  
2003-2007 Cotutelle de thèse mit der Universität Nantes (Sciences du  
langage)  
2004-2007 Doktorandin in der *Maison des Sciences de l'Homme – Ange  
Guépin* (Nantes)

### Berufliche Erfahrungen

1998-2001 Arbeit als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl IV des  
Romanischen Seminars, Lehrstuhlinhaber Prof. Dr. Peter  
Wunderli  
1998/99 Mitarbeit am DFG- Projekt zur franko-italienischen Epik  
Orientierungstutorin für Studienanfänger der Germanistik  
im Rahmen des Studienreformprojektes Germanistik  
1999/2000 Tutorin am Romanischen Seminar, begleitend zur  
Einführung in das Studium der romanistischen Literatur-  
wissenschaft  
2001-2007 Lektorin am Département d'Allemand der Universität Nantes